

Die

Grenzboten.

Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst.

36. Jahrgang.

II. Semester. II. Band.

Leipzig,
Verlag von Friedrich Ludwig Herbig.
(Fr. Wilh. Grunow.)
1877.



Inhalts-Verzeichniß.

Jahrgang 1877. Viertes Vierteljahr.

Literatur. (Kürzere Besprechungen).

Hardenberg's Denkwürdigkeiten.

Die Katastrophe des preußischen Staates im Herbst des Jahres 1806 und die sie begleitenden Umstände und Ereignisse, welche innerlich und äußerlich die Zersetzung und Auflösung des Staates herbeizuführen schienen, haben damals eine Fluth von Schriften ins Leben gerufen, welche das Ungeheuere und Ueberraschende des Unglücksschlages erklären und begreiflich machen wollten. Bald wurden die einzelnen leitenden Persönlichkeiten des letzten Jahrzehntes als die schuldigen Urheber für das über Preußen hereingebrochene Unheil verantwortlich gemacht. Bald wurde aus den Einrichtungen der Verwaltung und des Heerwesens die Erklärung des zunächst unerklärlich scheinenden Ereignisses gesucht, in einer Weise, die das bisher der Bewunderung Europas dargebotene Musterbild des preußischen Staates aller seiner Vorzüge und glänzenden Eigenschaften entkleidete. Bald wurden nebeneinander die beiden Gedankenreihen vorgetragen. Durch diese ganze Literatur zieht sich ein System von Anklagen und Beschuldigungen gegen die Staatsmänner hindurch, welche den preußischen Staat im Jahre 1806 geleitet, und ebenso gegen die Generale, die das preußische Heer im Kriege 1806 und 1807 befehligt hatten.

Ganz sicher ist ein beträchtlicher Theil der damals laut gewordenen Anklagen und Vorwürfe wohl begründet und wird von jedem ehrlichen und gewissenhaften Geschichtschreiber jener Tage wiederholt werden müssen. Ebenso sicher ist es aber, daß manches ihn ihnen übertrieben und entstellt, manches geradezu erfunden und erlogen ist. Ein gerechtes Urtheil über alle die hierdurch angeregten Fr[illegible] zu sprechen wird erst möglich, wenn jeder Fall im einzelnen eingehend geprüft und abgewogen worden ist. Man muß es bedauern, daß diese gleich-

*) Denkwürdigkeiten des Staatskanzlers Fürsten von Hardenberg. Herausgegeben von Leopold von Ranke. 4 Bände. Leipzig, Verlag von Duncker und Humblot 1877. (60 Mark.)

zeitigen Schriften, welche anklagen und entschuldigen, angreifen und vertheidigen, von unseren historischen Forschern noch nicht hinreichend untersucht und kritisirt worden sind. Ja, wer kennt heute die ersten Erzeugnisse dieser Literatur, auf denen die spätere Tradition beruht, vollständig? Wer hat sich der Mühe unterzogen, sie einzeln auf ihre Autorschaft, auf die Quellen ihrer Information, auf den Charakter ihrer Parteistellung hin zu prüfen? Nicht einmal ein Verzeichniß, das irgendwie brauchbar wäre, ist vorhanden. Und doch ist die Kenntniß dieser gleichzeitigen Pamphlete eine ganz unerläßliche Vorbedingung für eine wissenschaftliche Geschichte der großen Epoche 1807—1815. Ich bezeichne einige Produkte dieser Literatur, indem ich das herausgreife, was mir gerade augenblicklich zur Hand ist. Hierher gehört die weitläufige Schriftstellerei des Herren Friedrich von Cölln, z. B. seine „Vertrauten Briefe" seine „Feuerbrände" und die mit ihnen zusammenhängenden „Feuerschirme" und „Löscheimer;" hierher gehören einzelne Machwerke aus der Feder des durch Varnhagen's Buch bekannter gewordenen Hans von Held; auch die seltsamen aber lehrreichen Schriften des Publizisten Friedrich Buchholz aus jenen Jahren sind hierher zu rechnen. Alle diese literarischen Erzeugnisse patriotischen Eifers sowohl als persönlicher Schmähsucht werden im Detail als historische Quellen erst noch zu untersuchen und zu kritisiren sein. Die 1808 anonym erschienene „Gallerie preußischer Charaktere" (deren Verfasser doch wohl der Herausgeber des „Telegraphen", der Literat Julius Lange ist) verräth unter allen die leidenschaftlichste Bosheit, aber ebenso eine intimere Kenntniß mancher höfischen und amtlichen Vorgänge. „Die Charakteristik Friedrich Wilhelm III. und der bedeutendsten Personen an seinem Hofe" (1808, ebenfalls anonym) dürfte keineswegs übergangen oder unbeachtet bleiben.*) Eine andre Klasse von Publikationen wird eröffnet durch Ephraim's inhaltreiche und wohl unterrichtete Schrift „über meine Verhaftung und einige andre Vorfälle meines Lebens" (1807); auf die Krisen welche vor der Katastrophe die Staatsleitung durchzumachen hatte, fällt hier schon dankenswerthes Licht. Verglichen mit dieser kleinen werthvollen Flugschrift machen die zahlreichen und langathmigen Auslassungen des Obristen von Massenbach, einen höchst unerquicklichen Eindruck; maßlose Selbstüberhebung und prahlerische

*) Nicht unberechtigt wird man die Erwartung schelten dürfen, daß die von der Historischen Commission publizirte „Allgemeine Deutsche Biographie", die eine so stattliche Reihe namhafter Historiker zu Mitarbeitern zählt, auch über die hier berührten Schriftsteller einige brauchbaren Angaben liefern sollte. Da ist nun aber Cölln ganz übergangen!! bei Buchholz speist man uns mit der Charakteristik „Publizist" ab, ohne irgend welche Bezeichnung in welcher Richtung er publizistisch thätig gewesen. Die charakteristischste und merkwürdigste aller seiner Schriften („der neue Leviathan") hätte keinenfalls in der Auswahl der namentlich aufgeführten Bücher fehlen dürfen. Ueberhaupt die Art und Weise, in welcher hier die neuere preußische Geschichte traktirt wird, ist mehr wie auffallend.

Eitelkeit haben hier im Bunde mit persönlicher Gehässigkeit und Bosheit ein widriges Quodlibet von Verläumdungen und richtigen Mittheilungen erzeugt: im Einzelnen würde es sich immerhin lohnen, gerade diese Elaborate zum Objekte kritischer Studien zu wählen.

Es ist sehr wohl zu verstehen, daß durch die öffentlich angeregte Discussion der Schuldfrage diejenigen Staatsmänner selbst, welche die Verantwortlichkeit für die preußische Politik zu tragen hatten, zu rechtfertigenden Aeußerungen sich veranlaßt sahen. Man bezeichnete damals, abgesehen von den Generalen, denen der König bekanntlich eine Rechtfertigung ihres Verhaltens auferlegt hat, als diejenigen die das Unglück verschuldet, drei Personen in erster Linie: Haugwitz, Luchesini, Lombard. Andere Stimmen schloßen in den Tadel Hardenberg ein; wiederum andere erhoben Vorwürfe gegen Beyme, Köckeritz und ähnliche Personen zweiten Ranges. Von diesen, — ob mit Recht oder Unrecht, soll an dieser Stelle nicht gesagt werden — öffentlich Angegriffenen, trat zuerst Lombard mit einer öffentlichen Gegenrede hervor. (Materialien zur Geschichte der Jahre 1805—1807. Deutsch und französisch). Er führte aus, daß das System friedfertiger Neutralität, das Friedrich Wilhelm III. persönlich aufgestellt hatte, ein politisch richtiger Gedanke gewesen, daß Preußens Gefahr erst begonnen, als der „Titanenkrieg" zwischen Frankreich und Rußland ausbrach, daß der Entschluß, gegen Frankreich aufzutreten, im Herbst 1805 der entscheidende Fehler gewesen, der alles folgende Unglück, alle Demüthigung und Schmach nach sich gezogen; „mit dem Potsdamer Traktat wurde zugleich unser Todesurtheil unterschrieben", sagt Lombard; mit großer Heftigkeit entwickelt er den Satz, daß Haugwitz im Dezember 1805 zum letzten Male einen Rettungsversuch gewagt indem er den Schönbrunner Vertrag mit Napoleon geschlossen, — eine That, welcher die „Ultrapatrioten" mit schwärzestem Undank gelohnt; da hätte man aber in Berlin den weiteren Fehler gemacht, „das zweite Todesurtheil", daß man nur mit Modifikationen den Vertrag von Schönbrunn angenommen, eine „Halbmaßregel" die nun in Napoleon den Beschluß Preußen zu vernichten entzündete. Zuletzt legte Lombard dar, wie darauf mit unerbittlicher Nothwendigkeit sich die unglücklichen Schicksale der Monarchie vollzogen.

Man kann nicht in Abrede stellen, daß diese Apologie der Politik Haugwitz-Lombard auf ihre Leser Eindruck machen mußte; sie verrieth ja überall ebenso wohl Vertrautheit mit den maßgebenden Personen, als Bekanntschaft der entscheidenden Verhandlungen und Berathungen. Unverkennbar trug sie zu gleicher Zeit die Absicht der Beschönigung für Haugwitz und der Gegnerschaft gegen Hardenberg vor sich her. Sicher war sie nicht geeignet, eine der Wahrheit nahekommende Vorstellung von dem wirklichen Verlauf der Dinge

zu geben; und dies um so weniger, als die öffentliche Meinung dem Verfasser der Schrift, dem einflußreichen Kabinetsrath zur Zeit der Haugwitz'schen Staatsleitung, pekuniäre Abhängigkeit von Frankreich Schuld gab.

Die anderen Männer, die von verwandten Angriffen damals und späterhin getroffen wurden, sahen sich veranlaßt in späterer Zeit auch ihrerseits über diese Fragen sich auszusprechen. So schrieb Lucchesini 1820 eine historische Darstellung der Entstehung des Rheinbundes, indem er an dies eine Moment die anderen damit zusammenhängenden Betrachtungen anlehnte. So hat auch Haugwitz in höherem Alter noch sich bewogen gefühlt, Memoiren seines ministeriellen Lebens zur Rechtfertigung seiner Politik zu schreiben; den Abschnitt über den Schönbrunner Vertrag legte er dem Könige Friedrich Wilhelm III. im Jahre 1829 vor, und der König genehmigte dessen Veröffentlichung, „vorausgesetzt, daß alles vermieden werde, was der Schrift ein offizielles Ansehen geben und die Meinung veranlassen könnte als ob sie unter öffentlicher Autorisation erscheine." Erst 1837 erschien dies Fragment des memoires inédits du comte de Haugwitz. — Ob die Angabe richtig, die ich gelesen zu haben mich erinnere, daß auch Beyme zu seiner Rechtfertigung Denkwürdigkeiten abgefaßt, muß ich dahingestellt sein lassen; gedruckt sind sie nicht.

Das Erscheinen der Lombard'schen Apologie im Anfang des Jahres 1808, vereinzelte Bemerkungen in den Schriften Cölln's, in der „Gallerie" und der „Charakteristik" (in den beiden Pamphleten, die so eben erwähnt sind) drückten auch demjenigen Staatsmanne die Feder in die Hand, der nach dem Beginn des Unglücks zuerst den Weg der Rettung gewiesen und im Frühjahr 1807 als Haupt der Staatsverwaltung die ersten Keime des Neuen Preußen gepflanzt hatte. Der Freiherr von Hardenberg hatte 1807 eine neue Aera einer kraftvollen und prinzipiellen Politik eröffnet; er hatte sich 1807 als einen Staatslenker ganz anderen Schlages gezeigt wie jene Männer welche in die Katastrophe hinein das Staatsschiff dirigirt hatten. Freilich war er selbst in jener früheren Zeit Mitglied der früheren Regierung gewesen, ja von April 1804 bis April 1806 sogar offiziell der Leiter der auswärtigen Politik; aber er hatte damals noch nicht freie Hand gehabt; und er selbst, das ist wohl nicht zu bezweifeln, hatte allmälig erst die richtige Einsicht in die allgemeine Lage gewonnen, und allmälig erst die Fähigkeit energischen Handelns nach der eigenen Einsicht sich angeeignet. Nach dem Material, das bis jetzt vorliegt, würde man gegenwärtig das noch nicht ohne weiteres als sichere Thatsache betrachten dürfen, daß vor 1806 Hardenberg eine energischere und bessere Politik als Haugwitz seinem Könige angerathen — jedenfalls, seit 1807 war Hardenberg der Staatsmann, der mit genialem Blicke die nothwendigen Schritte zur Erhaltung Preußens in Vorschlag gebracht und ihre Ausführung

durchgesetzt hat. So war es ein schweres Verhängniß für Preußen und seinen König, daß Napoleon bei dem Friedensschluß in Tilsit unbedingt auf Hardenbergs Entfernung aus den Geschäften und aus der Umgebung des Königs bestand. Hardenberg mußte sich zurückziehen und konnte nur aus der Entfernung, gleichsam verstohlen aus seinem Verstecke heraus, mit seinen Wünschen und Rathschlägen die Wiedergeburt des Vaterlandes begleiten. Während nun in solcher von hohen Gedanken erfüllter Muße der gewesene Minister seine Tage verlebte, anfangs in Riga, dann in Tilsit, legten ihm jene in die Oeffentlichkeit tretenden publizistischen Betrachtungen die Idee nahe, zur Richtigstellung falscher oder halbwahrer Angaben und schiefer Auffassungen selbst eine Darlegung der Politik Preußens in dieser Zeit und des Antheiles, den er selbst an ihr gehabt, zu schreiben. Er fühlte dazu sich im Stande, einmal weil er selbst Mithandelnder gewesen und aus seiner persönlichen Erinnerung vieles zu wissen in der Lage war, sodann aber auch, weil er die Hauptmasse der diplomatischen Papiere jener Jahre mit sich nach Riga geflüchtet hatte und auch in Tilsit sie immer noch zu seiner Verfügung besaß. Zunächst gedachte er nicht seine Ausarbeitung sofort jener publizistischen Literatur öffentlich entgegenzuwerfen; er hatte vielmehr die Absicht, auf die amtlichen Dokumente gestützt, ausführlichere Memoiren seines Lebens vorzubereiten und dieselben dann später durch einen gewandten Literaten überarbeiten zu lassen. Dies letztere Projekt führte er nicht vollständig aus. War es ihm doch 1810 beschieden, noch einmal die höchste Leitung der politischen Angelegenheiten Preußens anvertraut zu erhalten, eine Bestimmung, in welcher er bis zu seinem Tode verbleiben ist. Aber in seinen Papieren bewahrte er jene Aufzeichnung, die er 1808 in Tilsit begonnen und bis zum 5. November desselben Jahres vollendet hatte; sie ist es, die endlich, fast 70 Jahre nach ihrer Entstehung, unserer Kenntniß zugänglich gemacht worden ist.

Eine kurze Notiz über die neue Publikation im allgemeinen mag hier am Platze sein.

Nach dem Tode Hardenbergs (November 1822) fand sich in seinem Nachlaß eine ansehnliche Sammlung von Papieren zur Geschichte seines Lebens und seiner Geschäftsführung; sie wurden insgesammt versiegelt und ins Archiv aufgenommen; es hieß, erst fünfzig Jahre nachher sollten die Siegel wieder gelöst werden. Dieser Vorgang war allgemein bekannt geworden, und so sahen nicht allein die Historiker, sondern alle an unserer Vergangenheit interessirten Geister mit Spannung den von Hardenbergs Memoiren erwarteten Enthüllungen entgegen. Ja es ist vorgekommen, daß die literarische Spekulation sich dieses Umstandes bemächtigt: 1828 erschienen die geheimnißvoll auftretenden Memoires tirés de papiers d'un homme d'état, bei denen die Vermuthung

erregt und verbreitet wurde, daß Hardenberg der „Staatsmann" sei, aus dessen Nachlaß jene Veröffentlichung geflossen. Das war eine Täuschung; den wahren Charakter jenes Unternehmens hat bald nachher 1833 Ranke in trefflicher Untersuchung herausgebracht und festgestellt. Bis in unsere Tage blieben die wirklichen Papiere Hardenbergs hinter den Mauern des preußischen Staatsarchives verborgen. Erst als die fünfzig Jahre abgelaufen, löste Fürst Bismarck mit eigener Hand die Siegel von jenem Schatze. Es stellte sich nun heraus, daß ein größeres Memoirenwerk, auf das man gehofft, eine Erzählung, welche Hardenbergs ganze amtliche Laufbahn umschlösse, gar nicht vorhanden war. Es fand sich jene Rechtfertigungsschrift, welche Hardenberg im Sommer 1808 zusammengestellt und ausgearbeitet hatte, „eine Darstellung seines Verhaltens und der Politik des preußischen Staates in der unglücklichen Epoche von 1806 und 1807 und den zunächst vorangegangenen drei Jahren." Außerdem aber hatte Hardenberg ein weitschichtiges, zahlreiches Aktenmaterial über sein Leben und seine amtliche Wirksamkeit gesammelt, das er selbst dazu bestimmt hatte, unter seiner Leitung einem Manne seines literarischen Anhanges, seinem Freunde Friedrich Schöll als Unterlage eines großen französisch geschriebenen Memoirenwerkes zu dienen. Eine Reihe von einzelnen Ausarbeitungen Schöll's zur Geschichte der Jahre 1794—1812 war schon vorhanden, als Hardenberg starb: sie wurden mit den Hardenberg'schen Papieren zusammen versiegelt; mit den theils wörtlich theils unter kleinen formellen Aenderungen aufgenommenen und angehängten Aktenstücken bilden sie die Hauptmasse des im Archiv aufbewahrten Nachlasses.

Sollte man unverändert und treu diese dem Staatsarchiv glücklich entnommene Hardenberg'sche Sammlung zum Abdruck bringen? Man übergab das Ganze dem Historiographen des preußischen Staates, dem Altmeister unserer Geschichtforschung, dem Fürsten der neueren deutschen Geschichtschreibung Leopold von Ranke. Er sah die Papiere durch und erstattete über sie Bericht. Das schien ihm sofort außer Frage, daß man jene Hardenberg'sche Denkschrift von 1808 ohne wesentliche Kürzungen zu publiziren verpflichtet sei; er selbst übernahm die Aufgabe sie herauszugeben; der zweite und dritte Band des Buches, dessen Titel an der Spitze dieses Aufsatzes steht, wird von dieser eigenen Aufzeichnung Hardenbergs ausgefüllt.

Nicht so einfach stand die Sache bei den übrigen Theilen des Nachlasses. Wie schon gesagt, es sind 1) Ausarbeitungen Schöll's, die gleichsam im Namen Hardenbergs auftreten, und 2) Aktenstücke über Hardenbergs Geschäftsleben, d. h. über die preußische Geschichte seiner Zeit.

Nach reiflicher Erwägung aller Momente entschied Ranke sich, die Schöll'sche Arbeit nicht zu publiziren. Zwar war Schöll ein Mann, der dem Auf-

trage Hardenbergs durchaus gewachsen; er hatte 1814 schon eine schätzbare Sammlung von Dokumenten zur Zeitgeschichte veröffentlicht; (Recueil de pièces officielles destineès à détromper les Français sur les evenemens qui se sont passés depuis quelques années) er hatte das Koch'sche Werk über neuere Geschichte einer neuen selbständigen Umarbeitung unterzogen (Histoire abrégée des traités de paix depuis la paix de Westphalie, par feu Mr. de Koch; ouvrage entièrement refondu augmenté et continué jusqu'au congrès de Vienne, 14 vol. 1817); er hatte in dieser Arbeit großen Fleiß und wirkliches Verständniß der Zeitgeschichte bewiesen; mit dem günstigsten Vorurtheil würde man nach diesen Leistungen des Mannes an sein auf der besten Grundlage beruhendes Werk über Hardenbergs Wirksamkeit herangetreten sein, — wenn es 1822 hätte veröffentlicht werden können! ja es ist ein empfindlicher Verlust unseres historischen Wissens zu nennen, daß wir ein halbes Jahrhundert hindurch dieses zuverlässigen Führers entbehrt haben. Aber was 1822 eine gewaltige Wohlthat gewesen, mußte 1877 doch veraltet erscheinen und seltsam anzusehen sein. „Die Sammlung zu publiziren, wie sie war, würde geheißen haben, eine sehr umfangreiche und doch fragmentarische, durch die Zeit bereits überholte Produktion vorlegen." Ranke mußte sich entschließen, ein selbständiges Buch zu schreiben auf Grund des Hardenberg'schen Nachlasses, mit Benutzung der Ausarbeitungen sowohl als der Sammlungen aktenmäßigen Materiales, die von Schöll's Hand sich im Archiv vorfanden. Aber es entsprach Ranke's eigener Art nicht, sich dabei zu beruhigen; er dehnte seine Forschung vielmehr noch selbständig über das ihm mitgetheilte aus: geistig ist es *seine* Leistung, die uns in der von ihm gegebenen historischen Darstellung, d. h. im ersten und vierten Bande der Publikation, entgegentritt.

So ist das, was Ranke unter dem Titel „Hardenbergs Denkwürdigkeiten" der Oeffentlichkeit übergeben hat, in der That ein doppeltes: 1) Hardenbergs Denkschrift von 1808, über die preußische Politik von 1805 . 1806 . 1807, in welche viele Aktenstücke eingeflochten sind (einzelne umfangreichere, die schon im Texte von ihm benutzt sind, hatte Hardenberg selbst als pièces justificatives abgesondert und einem Anhang sie vorbehalten; Ranke verspricht dieselben, durch anderes von ihm selbst gesammeltes Material noch vermehrt, im 5. Bande nachzuliefern), — 2) Ranke's Darstellung des Antheiles, welchen Hardenberg an der preußischen und deutschen Geschichte seiner Zeit gehabt hat. Diese eigene Arbeit Ranke's beruht hauptsächlich auf dem Materiale, das der Hardenberg'sche Nachlaß ihm bot, aber nicht ausschließlich auf demselben; Ranke hat die Masse des schon anderweitig gedruckten Stoffes in weitester Ausdehnung herangezogen und selbst noch eigene archivalische Studien angestellt; mit unabhängiger Kritik steht er seinem Stoffe und seinem Helden gegenüber; selbst dem ungeübten Leser

wird es nicht entgehen, daß an vielen Stellen und sogar bei sehr einschneidenden Punkten Ranke's Erzählung sich in offenem Widerspruch zu Hardenbergs eigenen Behauptungen bewegt.

Nach dieser nothwendigen Auseinandersetzung über den Inhalt des vorliegenden Buches wenden wir unser Augenmerk wieder ausschließlich hin auf die eigene Schrift Hardenbergs von 1808, deren Veranlassung und Absicht wir vorhin schon mitgetheilt haben. Ein ganz eigenartiges, merkwürdiges, unendlich fesselndes Produkt ist in der That diese Schrift. Einer der leitenden Staatsmänner der Epoche, der selbst bei den welterschütternden Ereignissen eine Rolle gespielt, der in die intimsten und geheimsten Vorgänge und Motive der Zeitgeschichte eingeweiht ist, — ein solcher Mann schreibt die Geschichte der ungeheuren Katastrophe Preußens, aus vollster Kenntniß des Gegenstandes, in lebhaftester Erregung des Geistes; er schreibt seine Erzählung noch unmittelbar unter dem Eindruck der vor Jahresfrist erlebten Katastrophe, noch vor dem Durchbruch der neuen Erhebung, auf welche er allerdings hoffen darf, deren Eintreten er aber nicht mit Sicherheit vorhersagen kann. Der schriftstellernde Staatsmann ist ein Mann hoher geistiger Bedeutung, gebildet in den Anschauungen des Jahrhunderts der Aufklärung, erfüllt von den neuen Ideen der Staatsphilosophen des 18. Jahrhunderts. Er schreibt gewandt, lebhaft, geistreich; in seiner Aufzeichnung spiegelt sich sein geistiges Wesen mit allen seinen Interessen und seinen Eigenschaften wieder. Er verhüllt oder verschweigt nichts aus Rücksichten auf andere Personen; ist er sich doch bewußt, für die Nachwelt, nicht für seine zeitgenössische Gegenwart zu schreiben. Er selbst betont es wiederholt, daß ihm die Wahrheit der Erzählung über alles andere geht.

Gerade dieser scharf ausgeprägte Charakter aber legt dem wissenschaftlichen Forscher, der den Gewinn solchen Quellenmateriales, wie es hier geboten ist, mit jubelndem Danke begrüßen muß, gleichzeitig die Pflicht auf, an der Quellenschrift aufmerksame, allseitige und strenge Kritik zu üben. Indem man den Inhalt zergliedert, sondert sich sofort die auf Hardenbergs persönlicher Erinnerung und persönlicher Auffassung beruhende Darstellung von den aktenmäßigen Bestandtheilen, die er meistentheils vollständig seinem Texte eingefügt hat. Es zeigt sich sofort, daß Hardenberg in einer sehr bestimmt aufgetragenen persönlichen Färbung die Vorgänge, die er erlebt, angesehen und wiedergegeben hat: seine Subjectivität verleugnet sich nirgendwo. Nun kann ja Niemandem von vornherein zweifelhaft sein, daß neben der subjectiven Ansicht Hardenbergs noch andere Auffassungen existirten und vielleicht von anderem Standpunkte aus eine ebenso gute Berechtigung ihrer Existenz besaßen. Aber, diese Einschränkung als eine selbstverständliche zugegeben, die subjektive Ansicht Hardenbergs ist immerhin eine solche, die in erster Linie Beachtung verdient; sein

persönliches Urtheil ist ein so gewichtiges und so sehr ein sachlich begründetes, daß für eine Reihe von Fragen das Urtheil des Historikers von ihm sich wird leiten lassen dürfen.

Recht ausführlich unterrichtet Hardenberg uns über seine persönliche Stellung zu Haugwitz und zu den Kabinetsräthen Lombard und Beyme; und da er Dokumente und Briefe über diese persönlichen Beziehungen reichlich mittheilt, so nehmen diese Dinge einen beträchtlichen Raum in seiner ganzen Erzählung ein. Da könnte nun Jemand sagen, es sei des Guten in dieser Richtung zu viel geschehen; er sei in seiner Denkschrift zu viel mit seiner Persönlichkeit beschäftigt. Ich könnte diesen Einwand nicht für begründet halten. Das persönliche Moment hat hier eine große sachliche Bedeutung; und nur durch sehr detaillirte und sehr unumwunden ausführliche Darlegung der persönlichen Verhältnisse konnte Hardenberg hoffen der wirklichen Stellung, in der er sich lange befunden, gerechte Würdigung zu verschaffen. Im August und September 1803 hatte er den Minister, der die auswärtige Politik bis dahin in vollster Uebereinstimmung mit dem persönlichen Willen des Königs geleitet, den Grafen Haugwitz in der Geschäftsführung vertreten, natürlich ohne selbstständige Action ganz im Geleise des Haugwitz'schen Ministerium. Dann, 1804, hatte Haugwitz für längere Zeit wiederum zurücktreten wollen; Hardenberg aber war nicht noch einmal bereit, ein zweites Vikariat für Haugwitz zu übernehmen; wenn er die Geschäfte führen sollte, so wollte er mit voller Verantwortlichkeit selbstständiger Minister sein. Haugwitz und Beyme fügten sich scheinbar in diese Bedingung die Hardenberg aufgestellt; der König aber gedachte nicht sich definitiv von Haugwitz zu trennen. In dieser Differenz der Anschauungen über die Grundlagen seiner ministeriellen Stellung versäumte Hardenberg es, sich direkt volle Klarheit bei Friedrich Wilhelm zu verschaffen, Haugwitz und Beyme erhielten ihn — wie wir mit Hardenberg selbst wohl urtheilen werden, — absichtlich in Unklarheit über die Lage. Als die Krisis im Herbste 1805 eintrat, wurde Hardenberg gewahr, daß er nicht alleiniger Meister der Situation, daß neben ihm der König Haugwitz consultirte, ja daß Haugwitz's Einfluß der von ihm selbst befürworteten Richtung überlegen. Haugwitz wurde wiederum als College Hardenbergs in Aktivität gesetzt. In peinlicher, unklarer und unbefriedigender Haltung erlebte Hardenberg die schmachvollen Wendungen und Sprünge der preußischen Politik vom Dezember 1805 bis Februar 1806. Die persönliche Bitterkeit, die sich in seiner Schrift über diese Periode ausspricht, war eine gerechtfertigte; sie erklärt es, weßhalb er 1807 auf das hartnäckigste sich gesträubt mit dem Personale des vorhergehenden Jahres zusammen zu arbeiten zur Rettung und Erhebung des Staates.

Ein zweiter charakteristischer Zug ist das scharfe Urtheil über den König

Friedrich Wilhelm III. selbst. Ranke hat darauf schon die Aufmerksamkeit hingelenkt, „daß der König bei Hardenberg nicht allezeit in dem vortheilhaften Lichte erscheint, in welchem man ihn zu sehen gewohnt ist;" er fügt hinzu: „wir glauben nicht, daß das Urtheil der Nachwelt über den König von dem Eindruck abhängt, den der Minister in den Tagen schwankender Entschlüsse und unaufhörlicher Verluste von ihm erhalten hatte." Das ist ein Satz, den ich in seiner vollen Tragweite nicht zu unterschreiben im Stande. Ja, wenn das Urtheil und Zeugniß Hardenbergs über die Persönlichkeit und den Charakter dieses Königs ein isolirtes wäre! Das aber ist keineswegs der Fall. Der Sachverhalt ist hier vielmehr dieser: Hardenberg's für den König recht ungünstiges Urtheil verstärkt und bekräftigt alle die bitteren und ungünstigen Zeugnisse, die der Person des Königs nahestehende, royalistisch und patriotisch fühlende und einsichtige Zeitgenossen über ihn abgelegt haben. Hardenbergs auf der engsten und nächsten Beobachtung beruhende, wohl erwogene Ansicht über den König kann nicht mit Ranke's Bemerkung, „ihre Anschauungen gingen eben auseinander", abgethan werden. Die übliche günstigere Auffassung dieses König's aber, auf welche Ranke hinweist, ist, abgesehen natürlich von populären Lobpreisungen des Monarchen, vorwiegend jüngeren Ursprungs. Die Meinung der bestunterrichteten Zeitgenossen befindet sich vielmehr größtentheils auf Hardenbergs Seite; ich meine nicht etwa Stein oder die patriotischen Heißsporne, ich denke vielmehr an so kühle und objektive Männer wie etwa Schladen oder an so loyale und ihrer Stellung nach zu ausschließlichem Loben berufene Persönlichkeiten, wie etwa die Oberhofmeisterin Gräfin Voß: wenn man z. B. die Aeußerungen der letzteren über die Rathlosigkeit, den Mangel an Entschlossenheit und Muth in dem Könige sich vergegenwärtigt, so sieht man, daß die von ihr hervorgehobenen Charakterzüge ganz und genau zu dem Bilde, das Hardenberg von ihm gezeichnet, passen. Und in dieser Beziehung dürfte allerdings das Wort begründet erscheinen, das ein hervorragender Staatsmann unserer Tage nach dem Erscheinen der Hardenberg'schen Denkwürdigkeiten geäußert haben soll, es sei das oppositionellste Buch das in diesem Jahrhundert erschienen.

An thatsächlichen Aufschlüssen, an Bereicherungen unseres historischen Wissens kommt weniges dieser Publikation gleich. Gleichsam auf Schritt und Tritt lernen wir neue Dinge kennen; wir fühlen es, daß wir auf dem sicheren Boden der besten Information einherwandeln. Und doch dürfen wir bei aller Freude über die neue und reiche Kunde, die uns zu Theil wird, keinen Augenblick vergessen, daß ein bestimmtes System, eine bestimmte Tendenz die ganze Darstellung Hardenberg's erfüllt und leitet. Der Grundgedanke seiner Schrift ist der folgende, den zu erweisen alle Einzelheiten bestrebt sind. Diejenige Politik, welche Preußens Schicksale 1803—1806 bestimmt, sei, so behauptet

Hardenberg, eine falsche gewesen; das System der Neutralität, dem man sich hingegeben, trage die Schuld an Preußens Unglück; aber er widerstreitet mit aller Energie der aufgestellten Ansicht, als ob er selbst dies System gebilligt habe; er will vielmehr zeigen, daß er innerlich dem maßgebenden Systeme widerstrebt, daß er eine entschiedenere, prinzipiellere, kraftvollere Haltung als Minister wiederholt angerathen und Anläufe zu einer solchen gemacht habe: wäre man seinem Rathe mehr gefolgt, so würde man vielleicht dem Unheil, von dem man bedroht war, zu entgehen vermocht haben. Dieser Gedanke zieht sich durch die ganze Schrift hindurch. Es erhebt sich deßhalb die Frage: ist diese Behauptung thatsächlich richtig? stimmen die Resultate aktenmäßiger Studien mit der Behauptung Hardenberg's von seiner Opposition gegen die herrschende Richtung u. s. w. überein? hat wirklich Hardenberg sich in den Jahren 1805 und 1806 so verhalten, wie er bald nachher 1808 in seiner Denkschrift von sich selbst es aussagt? Der Herausgeber hat sich diese Frage natürlich vorzulegen gehabt, er hat schon eine Reihe von Fällen namhaft gemacht, in welchen die von Hardenberg selbst seiner Schrift beigefügten Urkunden den von ihm vorgetragenen Erinnerungen widersprechen (z. B. I. 552, 565, III. 193); er urtheilt darüber, daß man Hardenberg deßhalb nicht eine bewußte Unwahrhaftigkeit Schuld geben dürfe: „Hardenberg schrieb unter dem Eindrucke daß man energischer hätte handeln sollen, und sucht den Fehler, der auch sein eigener war, nur in Andern." Und so gestaltet sich in der That das Ergebniß der kritischen Prüfung. Nach dem Kriege von 1806 war Hardenberg auf das lebendigste von der Ueberzeugung durchdrungen, daß Preußens Heil nicht in der so lange behaupteten Neutralität, sondern allein in einer entschiedeneren Parteinahme gegen Napoleon, in einem Anschlusse an die großen Mächte England und Rußland und wohl auch Oesterreich hätte gesucht werden müssen. Nach 1806 wirkte und lebte Hardenberg energischer und konsequenter als alle anderen preußischen Minister für die Verwirklichung dieses Programmes: schon im Frühjahr 1807 wagte er den letzten Versuch einer Rettung Preußens, indem er mit großartiger Beharrlichkeit und Festigkeit diesen Gedanken zum Mittelpunkt seiner neuen leitenden Stellung erhob. Und das Unglück des Sommers 1807 befestigte in seinem Geiste immer massiver diese Ueberzeugung; sie wurde in ihm gleichsam ein natürliches Axiom. Nun aber übertrug er, auf die jüngste Vergangenheit zurückblickend, das neue Programm, an das seine Seele sich jetzt anklammerte, auch in jene früheren Tage, in denen es sich noch nicht zur Klarheit bei ihm durchgearbeitet hatte. Er selbst sah von dem neuen geistigen Boden aus seine eigene Vergangenheit so an, als ob er früher schon im Besitze der richtigen Einsicht gewesen.

Derselbe Forscher, dem, wie in diesen Blättern schon früher gesagt wor-

ist, unsere vaterländische Geschichte für die Zeit Friedrichs II. wichtige Bereicherungen und für die Epoche der Freiheitskriege grade die bahnbrechenden archivalischen Aufschlüsse verdankt, Max Duncker hat in dem Juniheft der Preußischen Jahrbücher (39,606—643) die Denkwürdigkeiten Hardenberg's einer Prüfung in der bezeichneten Richtung unterzogen. Er kommt auf Grund der erhaltenen archivalischen Aktenstücke zu dem Ergebniß, daß 1803—1805 Hardenberg keineswegs eine bessere Politik zu rathen gewußt als sein Rivale Haugwitz; daß er ebenso wie die anderen preußischen Politiker ohne festes Prinzip zwischen den beiden Polen, der Allianz mit oder gegen Frankreich, einhergeschwankt und der überlegenen Größe Napoleon's gegenüber sich unsicher und haltlos benommen habe. Von der einen Seite lockte Napoleon mit verführerischen Anträgen und Angeboten; von der anderen Seite rüsteten England, Rußland und Oesterreich den Krieg gegen Napoleon's Uebergriffe; sie drangen darauf, daß Preußen sich ihrem Systeme zugesellen sollte. Hardenberg's Urtheil, daß man damals für eine der beiden Seiten sich hätte entschließen müssen, wird nachträglich ganz zweifellos Billigung erfahren. Seine Darlegung aber führt noch mehr aus: sie ist darauf angelegt, in uns die Meinung zu erregen, daß Hardenberg damals — 1805 — schon genau derselben Ansicht gewesen, wie 1808; aber die erhaltenen Akten des Jahres 1805 zeigen, wie Duncker nachgewiesen hat, daß auch er 1805 — unsicher gewesen, zwischen den beiden möglichen Entscheidungen zu wählen: Er votirte im August 1805 für den Anschluß an Frankreich, während Haugwitz davon abrieth und die Fortdauer der Neutralität empfahl. Dann erfolgte die plötzliche Wendung. Der Durchmarsch Bernadotte's durch Ansbach (Anfangs Oktober) warf alles herum: nun war Hardenberg der antifranzösischen Koalition gewonnen; er vertrat jetzt, vom Oktober bis Dezember 1805, die antifranzösische Kriegspolitik. Allerdings drang er nicht mit der Entschiedenheit auf rasche unwiderrufliche Schritte gegen Frankreich, wie er in den Denkwürdigkeiten es behauptet (vgl. Duncker 614, 615). Die Einleitung der Aktion gegen Frankreich geschah schwerfällig und langsam; das Heer war nicht schlagfertig: man suchte Zeit zu gewinnen. Die schon im Krieg befindlichen Oesterreicher und Russen begingen den ungeheuren Fehler, vor dem Eingreifen Preußens die Entscheidungsschlacht zu schlagen, — und zu verlieren. Und damit erhielt Haugwitz die erwünschte Gelegenheit, seine Neutralitätspolitik aufs Neue zu versuchen.

Der Dezember 1805 war der kritische Augenblick, in welchem Fähigkeit und Charakter der Staatsmänner Preußens sich bewähren sollten, und in der That sich so wenig bewährten. Hardenberg war damals — das steht jetzt unzweifelhaft fest, — das politische Haupt der Kriegspartei; ihm pflichtete Königin Luise damals bei. Haugwitz und Lombard dagegen suchten von den

Verpflichtungen der antifranzösischen Allianz ihren Staat wieder zu befreien und zur Neutralität zurückzukehren. Wie aber stand der König zu dieser Frage? Es liegen Andeutungen vor, als ob der König mit Haugwitz eines Sinnes gewesen; Lombard, Hardenberg und Haugwitz gehen bei ihren Darstellungen von dieser Annahme aus; die Berichte des französischen Gesandten Laforest behaupten es; die russischen und österreichischen Diplomaten berichten das Gegentheil. Eine klare beweisende Aeußerung des Königes selbst existirt nicht oder ist nicht bekannt geworden. Keinenfalls aber dürfen wir es Hardenberg verdenken, wenn er aus der Ueberschau der Ereignisse zu der Annahme hinneigt, als ob in der That Friedrich Wilhelm III. die hinhaltenden, zögernden und dem Krieg so lange als möglich ausweichenden Schritte von Haugwitz gebilligt habe. So schwer es wird, dies Urtheil auszusprechen, — ich sehe nur eine geringe Möglichkeit, ihm zu entgehen; denn höchstens durfte man annehmen, daß der König zuerst von dem kriegerischen Aufschwung sich habe fortreißen und ins russische Bündniß hineinziehen lassen, daß er dann aber wieder bedenklich geworden und Haugwitz' entgegenstrebenden Tendenzen sich wiederum angeschlossen habe. Daß Haugwitz nicht ohne das Bewußtsein eines Rückhaltes in der Gesinnung seines königlichen Herrn gehandelt hat, — zu dieser Annahme zwingt meines Erachtens eine objektive Erwägung aller einzelnen Zeugnisse.

Haugwitz, der zu Napoleon geschickt war, die Kriegserklärung diplomatisch vorzubereiten, schloß nach der russisch-österreichischen Niederlage von Austerlitz den Bündnißvertrag von Schönbrunn mit Napoleon, in einer Zeit, während man in Berlin zuerst noch bei dem antifranzösischen System geblieben, dann aber sich wenigstens eine Entscheidung „nach den Umständen" vorbehalten hatte (Duncker 624). Erst als Haugwitz (25. Dezember) mit seinem Traktat nach Berlin zurückgekehrt war, hatte man an höchster Stelle die Wahl zu treffen zwischen der antifranzösischen Politik, der man im Oktober und November beigetreten, und der neuen Wendung, durch welche Haugwitz aus der bisher von ihm vertretenen Neutralität eine Allianz mit Frankreich gemacht hatte; es war die Entscheidung zwischen Krieg und Frieden; die Ablehnung des Schönbruner Traktates mußte sofort zum Kriege führen. Die Ansichten waren in Berlin bei diesem Anlaß getheilt, die Entschließung schwankte Tage lang. Endlich acceptirte man Haugwitz' Politik, aber nicht ohne daß man Klauseln und Abänderungen an dem Allianztraktat vorzuschlagen unternahm.*) Harden-

*) Die Memoiren beziehen sich auf die schriftlichen Voten der Minister, die aber erst der 5. Band mittheilen wird (II. 388). Ranke hat bei seiner Darstellung (I. 561 ff.) noch andere Quellen benutzt; wichtig sind hier besonders die schon von Lefevre (II. 254) mitgetheilten Notizen aus den Depeschen des französischen Gesandten. Vgl. auch Duncker 628 f.

berg's Erzählung in den Denkwürdigkeiten, will uns glauben machen, daß er die Nothwendigkeit vertreten an der Politik des 3. Dezember festzuhalten — das hätte Krieg gegen Napoleon bedeutet; dagegen geht aus den Akten nur hervor, daß er gegen die einfache Annahme des Haugwitz'schen Vertrages votirte und daß er Abänderungen desselben für wünschenswerth erklärte. Duncker's scharfe Kritik seines Verhaltens trifft aber hier sicher das Richtige; er meint, daß der von Hardenberg gebilligte Mittelweg, die Annahme des Vertrages mit Modifikationen eine Verschlechterung der preußischen Haltung bedeutete; es war der Weg, auf dem man allmälig in den Abgrund des Verderbens hinabglitt. Hardenberg sowohl als Haugwitz wiegten sich in der Illusion, als ob Napoleon die preußischen Modifikationen des Schönbrunner Vertrages annehmen würde. Man muß der irreleitenden Darstellung der Denkwürdigkeiten gegenüber diesen Sachverhalt ganz bestimmt betonen: auch Hardenberg theilte diese grundlose Ansicht, die auf einer ganz falschen Darstellung von Napoleon's Charakter beruhte (Ranke I. 564, vgl. Duncker 630). Haugwitz wurde dann aufs Neue zu Napoleon geschickt, diese Angelegenheit persönlich noch zu betreiben. Inzwischen wurde in Berlin eine sehr zweideutige Depesche des französischen Ministers Tallayrand bekannt, welche man so auslegte, als ob Napoleon sein Einverständniß mit den preußischen Wünschen ausgedrückt hätte. Es war wiederum eine ganz grundlose Ansicht, die man in den Kreisen der preußischen Staatsleitung adoptirte. — Fraglich ist hierbei nur, ob der Uebermittler derselben der Gesandte Laforest selbst von seinem Minister getäuscht wurde um die Preußen zu täuschen, oder ob er in geschicktem Spiele die Intentionen desselben unterstützte. Jedenfalls in Berlin lief man ohne Zaudern in die gestellte Falle hinein; auf diese Nachrichten hin wurde am 24. Januar die Abrüstung des preußischen Heeres verfügt.

Der Beschluß war verhängnißvoll. Wehrlos stand Preußen jetzt dem gerüsteten Frankreich gegenüber: jetzt war man gezwungen, die weiteren Demüthigungen die Napoleon in dem Pariser Traktat vom 15. Februar 1806 Haugwitz diktirte auf sich zu nehmen; man hatte sich selbst in die Unmöglichkeit versetzt Widerstand zu leisten. Wenige Wochen nach dem Beschluß des 24. Januar war es Hardenberg schon klar, welchen Fehler man mit demselben begangen: schon am 24. Februar desselben Jahres äußerte er sich in diesem Sinne (II 492): „zu seinem Bedauern sei die Demobilisirung beschlossen worden, aber er habe seine Ansicht nicht aussprechen können weil er nicht befragt worden und den Beschluß erst erfahren habe nachdem die Befehle an das Heer schon ergangen" (vergl. seine übereinstimmende Behauptung 17. März, II. 512). Und die Denkwürdigkeiten von 1808 führen diesen Satz mit großer Lebhaftigkeit aus (II 436); sie wissen sogar von „Gegenvorstellungen" zu berichten, die er

gegen jene Maßregel gemacht haben wollte. Nichtsdestoweniger enthält dies einen thatsächlichen Irrthum. Duncker hat S. 633 und 634 die beweisenden Dokumente mitgetheilt, aus denen klar hervorgeht, daß Hardenberg am 24. Januar ebenfalls den Fehlschluß auf die Annahme der Modifikationen aus Talleyrand's Worten gemacht, daß er in Folge desselben schriftlich seine Ansicht dem Könige vorgetragen, man solle die Demobilisirungsordres abgehen lassen: wenn er also krank war und deßhalb der Konferenz des 24. Januar nicht beiwohnte, so hatte er doch vorher schriftlich votirt, und die Konferenz schloß sich einfach seinem Votum an.

Es ist sehr auffallend, daß vier Wochen später Hardenberg seine irrige Auffassung des thatsächlichen Verlaufes der Sache schon sich gebildet hatte. Die Erkenntniß des groben Fehlers, den man gemacht, wirkte in der That ernüchternd auf ihn ein; von nun ab übersah er klar und deutlich die wirkliche Lage des preußischen Staates; und rückwärts enthüllten sich ihm jetzt auch die Fehlgriffe, die man sich hatte zu Schulden kommen lassen: in seinem Geiste bildete sich die Vorstellung aus, daß er diese Fehler schon zu einer Zeit als solche erkannt und bekämpft habe, als er, selbst noch in der allgemeinen Täuschung befangen, dieselben Fehlgriffe wie die Andern mitgemacht hatte.

Die bessere Einsicht ist in Hardenberg erwacht, als die Kunde von der neuen Leistung des Grafen Haugwitz eintraf, von dem durch ihn geschlossenen Pariser Traktate des 15. Februar. Bis zu diesem Augenblicke hatte er fortgelebt in den Illusionen, die er am 24. Januar verrathen (Duncker 635—639). Jetzt wurde er ein anderer Mann. Jetzt war seine Schulzeit beendet, jetzt war derjenige Staatsmann fertig, den unsere preußische Tradition mit Anerkennung und Dank unter unsere großen Minister versetzt hat. Die Erkenntniß der begangenen Fehler, an denen er freilich selbst reichen Antheil gehabt, sie ist es, die damals seinen Geist gereift hat. Daß die Denkwürdigkeiten diese Wandlung nicht selbst berichten, mag uns verzeihlich erscheinen; sie aber liefern doch uns das Material, aus dem wir heute den Hergang zu erkennen im Stande sind.

In der Alternative — Ratification des Pariser Vertrages oder Krieg mit Napoleon — hatte Hardenberg nicht das letzte Wort zu sprechen; er stellte deutlich seinem Monarchen die Frage: wie damals gar nicht anders erwartet werden konnte, Friedrich Wilhelm wählte den Frieden, d. h. die schmachvolle Unterwerfung unter Napoleon's Willen; aber er äußerte sogleich, daß er das Bündniß nur als ein erzwungenes ansehe, dessen Stipulationen er allerdings treu halten wolle, zu gleicher Zeit jedoch beschloß er durch Annäherung an Rußland sofort schon den späteren Widerstand gegen Napoleon vorzubereiten. Die auswärtige Politik übernahm darauf wieder allein Haugwitz, (April 1806); aber Hardenberg fuhr nichtsdestoweniger fort, unoffizielle Dienste zu leisten.

Königin Luise, seine Beschützerin und Anhängerin, vermittelte ihm die Beziehungen zu ihrem königlichen Gemahl; durch seine Hand ging im Sommer 1806 die geheime Verhandlung mit Kaiser Alexander.

Bei den Vorgängen des Sommers 1806, durch die der Krieg mit Frankreich herbeigeführt wurde, war Hardenberg nicht mehr direkt betheiligt. Dennoch bringen seine Denkwürdigkeiten manches neue Moment zu unserer Kenntniß. Zwar ergab sich nachher, als Hardenberg die Staatsgeschäfte wieder übernahm, daß Haugwitz aus dieser Periode seiner Staatsleitung im November 1806 in Graudenz die Akten seines Departements, die er bei sich gehabt, hatte verbrennen lassen (III. 87, 229); doch war Hardenberg immer in der Lage, vieles zu erfahren und zu erkunden, was das Publikum nicht wissen konnte. Und wenn er über diesen Zeitabschnitt das Urtheil fällt, daß der unvermeidliche Krieg mit Frankreich vollständig kopflos und unsinnig durch Haugwitz eingeleitet, ohne Rüstungen, ohne Allianzen, ohne festen Plan der Aktion, so formulirt er damit nur das Verdikt, das die spätere Geschichtforschung ihrerseits zu unterschreiben allen Grund hat. Nach der Niederlage und Auflösung des Heeres, während der Flucht des Hofes in den Osten der Monarchie ergab sich mehrmals der Anlaß zu einem Wiedereintritt Hardenbergs in die Geschäfte; aber die Schwierigkeiten, die dabei zu überwinden waren, erwiesen sich lange Zeit als unüberwindliche. Die Denkwürdigkeiten bieten über diese Verhältnisse die allerwichtigsten Aufschlüsse, — für den Historiker neue Einblicke in den wirklichen Zusammenhang der Geschichte, für den Staatsmann reiche Belehrung über schwere politische Krisen. Es verdient hervorgehoben zu werden, daß Königin Luise einen schnelleren und sichererern Blick unter den damaligen Umständen zeigte als der König; sie unterstützte, wo sie konnte, die Chancen, die Hardenbergs Ministerium für eine Wiederaufrichtung Preußens gewährte. Weiterhin wird der Conflikt Stein's mit dem König und seinen Vertrauten am Ende des Jahres 1806 hier neu beleuchtet: Hardenberg war dabei von derselben Gesinnung und demselben Gefühl erfaßt als Stein; überhaupt die Zusammengehörigkeit und innere Verwandtschaft von Stein und Hardenberg, die Absicht beider Staatsmänner, gemeinsam die Erhebung des tief gesunkenen Vaterlandes zu unternehmen, tritt aus allen diesen Mittheilungen mit leuchtender Klarheit hervor. Erst die direkte Einwirkung des russischen Kaisers brachte die Hardenberg günstige Entscheidung der langen Ungewißheit; im Frühjahr 1807 trat er wiederum, und diesmal mit voller unbeengter Autorität, an die Spitze der Regierung. Es ist eine Erquickung, zu sehen, wie bewußt und wie kräftig er nun sein Amt geführt hat: gern und mit Befriedigung verfolgen wir diese Periode in Hardenbergs eigenem Berichte. Wir sind bei diesem Abschnitte der Denkwürdigkeiten in der Lage, manche in ihnen er-

wähnte Einzelheit aus anderen originalen Quellenberichten zu controliren; schon seit einer Reihe von Jahren liegt uns ja das Tagebuch Schladen's gedruckt vor, der in der Umgebung des Hofes damals sich aufhielt und zu verschiedenen vertraulichen Aufgaben gebraucht wurde. Dazu ist vor kurzem die Publikation gekommen, welche auf den Erinnerungen und Aufzeichnungen der Gräfin Voß beruht, der Oberhofmeisterin und Begleiterin der Königin. Zieht man zu diesen Quellen noch die Fülle von Aktenstücken und Briefen hinzu, welche Pertz und Andere gedruckt und benutzt haben, so muß man sagen, daß wir schon ein recht reiches Material besitzen für ein gründliches Studium jener Epoche; eine neue Bereicherung steht ferner unmittelbar bevor in der für den fünften Band von Ranke uns verheißenen, von ihm schon oft citirten Sammlung von Aktenstücken: Denkschriften, Protocolle und sonstige amtliche Papiere soll sie enthalten; hoffentlich wird dann aber auch das „Journal" oder die verschiedenen „Journale" Hardenberg's gedruckt werden, auf welche gelegentlich Ranke Bezug genommen hat.

Ueber das Frühjahr und den Sommer 1807, den russisch-preußischen Krieg und die ihn begleitende großartige politische Action Hardenberg's bis zum Frieden von Tilsit besitzen wir jetzt drei Quellenberichte (Schladen, Hardenberg, die Voß,) die von einander unabhängig sich gegenseitig in den meisten Punkten bekräftigen, ergänzen, erklären, in einzelnen Details auch wohl berichtigen; wie deutlich sind jetzt z. B. die Einzelheiten der Begegnung zwischen Napoleon und Königin Luise geworden (was die Oberhofmeisterin erzählt, wird freilich durch den Bericht der begleitenden Hofdame der Königin, der Gräfin Tauentzien, noch erläutert und in Einzelheiten vervollständigt werden müssen).

Bekanntlich bestand in Tilsit Napoleon auf Hardenbergs Entlassung aus seinem Amte und Entfernung aus der Nähe des Königs: man mußte sich in diese schwere Kränkung fügen, da Kaiser Alexander sich scheute in der Sache energisch aufzutreten (Hardenbergs Bericht ist an dieser Stelle genau mit dem Tagebuche Schladen's zu konfrontiren). Den letzten Dienst, den der scheidende Minister seinem Könige noch leistete, bestand darin, daß er ihn vermochte an die Spitze der Geschäfte Stein zu berufen; außerdem aber erstattete er auch ein sehr ausführliches Gutachten über die Maßregeln, die in der damaligen Lage zur Wiedergeburt Preußens ihm nothwendig zu sein schienen (abgedruckt im 4. Bande). Das war die erste Arbeit, der er sich in dem Exile in Riga unterzog, unterstützt von Altenstein und Niebuhr. Daß Stein, der in allen Hauptpunkten Hardenberg's Auffassungen theilte, mit kräftiger Hand die Reformen durchführen werde, das hoffte und wünschte der Verbannte mit glühendem Patriotismus. Hier endet sein 1808 verfaßtes Memoire.

Hardenbergs Laufbahn war damals noch nicht abgeschlossen. Im Juni

1810 trat er wieder an die Spitze des Staates; bis zu seinem Tode war er der leitende Staatsmann Preußens. Wie in dem ersten Bande der „Denkwürdigkeiten" Ranke Hardenbergs früheres Leben und seine Betheiligung an den allgemeinen Ereignissen 1794—1806 erzählt hatte, so widmet er den 4. Band der Geschichtsdarstellung 1806—1813 (Herbst). Es braucht nicht gesagt zu werden, daß dies ein sehr interessantes, fesselndes Buch geworden ist. Auch wo wir von Ranke abweichen, lernen wir von ihm; an vielen Stellen überrascht uns der Meister durch frappante Zusammenstellungen und Ausblicke. Jedermann sollte dies Buch gelesen haben. Heben wir hier noch besonders die Parallele zwischen Stein und Hardenberg hervor (IV. 130 ff., 450 ff.), — sie wird jedem Leser unvergeßlich bleiben.

Bonn. W. Maurenbrecher.

Die Adlerbergs.

Eine Skizze aus dem russischen Hofleben nach polnischen und russischen Quellen.

Es dürfte keinen zweiten Hof in Europa geben, an welchem die Gunst des Herrschers so viel bedeutet, wie am Hofe in Petersburg. Kaum der Hof weiland Isabella's von Spanien kann in dieser Rücksicht mit ihm verglichen werden. Ausgezeichnete Eigenschaften, hervorragende Fähigkeiten waren und sind auch jetzt noch nicht unbedingte Erforderniße, um am russischen Kaiserhofe die Gunst selbst des Kaisers für sich zu gewinnen. Vielmehr genügt dazu eine Eigenschaft, und diese heißt — stupider Gehorsam. Eines der eklatantesten Beispiele hierfür bietet die Familie Adlerberg, welche bereits seit einer langen Reihe von Jahren die unbegrenzte Gunst der Herrscher Rußlands besitzt, ohne sie durch irgend welche dem Lande geleisteten Dienste verdient zu haben. Es dürfte, da besonders die Jungrussen so häufig darüber klagen, daß die „Deutschen" in Rußland herrschen, ein gewisses Interesse haben, die scheinbar deutsche Familie Adlerberg kennen zu lernen.

Graf Wladimir Theodorowitsch Adlerberg, Minister des kaiserlichen Hauses, General-Direktor der Posten, General-Adjutant des Kaisers von Rußland, General der Infanterie und Kavallerie, Ritter aller russischen und vieler nicht russischen Orden, der Schatten des verstorbenen Kaisers Nikolaus I. und testamentarisch als solcher dem jetzigen Kaiser verschrieben, — war nicht immer Graf,

und reich an Gütern und Würden. Der früh verwaiste Sohn eines unbekannten Obersten kam mit seiner Mutter nach Petersburg, wo die Kaiserin Maria, Gemahlin Pauls I. sie zur Vorsteherin einer Pensionsanstalt ernannte. Der junge Wladimir erhielt in der einzigen militärischen Erziehungsanstalt Rußlands eine kümmerliche Erziehung und Bildung, lernte jedoch — gehorchen. Als Kadet wurde er häufig zu den militärischen Spielen der beiden jüngeren Großfürsten Nicolaus und Michael berufen und so den Mitgliedern der kaiserlichen Familie näher bekannt, und verstand es schon als zwanzigjähriger Lieutenant sich dem Großfürsten Nikolaus so unentbehrlich zu machen, daß er zu dessen Adjutanten ernannt wurde. Auf eine solche Berücksichtigung konnte aber auch keiner so gerechten Anspruch machen als „Wladimir Theodorowitsch." Er war der Typus eines Gardeoffiziers, er war unwissend, aber lojal, ausschweifend, aber artig, stumpf, aber gehorsam und eifrig im Dienste; immer glatt rasirt, elegant gekleidet, pünktlich, immer voll Ehrfurcht gegen seinen Herrn, trotzdem er seine geheimsten Handlungen kannte, und selbst dann, wenn dieser sich zu ihm herab ließ; dabei diskret und immer guten Humors, besaß er Eigenschaften, welche ihm an jedem despotischen Hofe eine Stellung geschaffen und gesichert hätten. Er besaß aber noch höhere Tugenden, die ihn bei Nikolaus unersetzlich machen mußten: er mischte sich nämlich in keine Angelegenheit höherer politischer Bedeutung, und war fest überzeugt, daß die höchste Tugend des Patrioten, Soldaten und Staatsmannes — blinder Gehorsam sei.

Solche Eigenschaften waren zur Zeit Nikolaus I. und sind auch noch heute am russischen Hofe sehr geschätzt. Anders war es jedoch zur Zeit Alexanders I. Damals, namentlich aber gegen das Ende der Regierung dieses Kaisers, huldigte die Jugend des russischen Adels, vorzüglich aber die Offiziere der Garde, ausgesprochen liberalen Grundsätzen. Die ältern und jüngern Offiziere jener Epoche waren Lebemänner, etwas leichtsinnig, manchmal sogar schwelgerisch, zeichneten sich aber vor anderen Persönlichkeiten mit denselben Eigenschaften zur Zeit Nikolaus I. dadurch vortheilhaft aus, daß sie dem Idealismus ein wenig huldigten, humane Neigungen hatten, daß sie fühlten und zu Opfern bereit waren, wenn es das Wohl des gemeinen Mannes erforderte, daß sie sich am Fortschritte ihrer Zeit betheiligten und sich stets des Grundsatzes „Noblesse oblige" bewußt waren.

Diese „goldenen Jünglinge" waren vom Geiste der aristokratischen Unabhängigkeit belebt, vom Gefühle der eigenen Würde durchdrungen, hatten nichts Gemeinsames mit der Unterthänigkeit, welche später zur Charakteristik jedes Menschen gehörte der zur „guten Gesellschaft" gezählt werden wollte, und vermöge welcher er sich jeder Laune des Zaren fügte, sich zu allem — selbst zum Spion und Henker machen ließ. Damals zählten die Freimaurerlogen,

welche zu Alexanders I. Zeiten auch in Rußland blühten, in den besten aristokratischen Kreisen ihre meisten Mitglieder.

Herzen schreibt in seiner „Charakteristik des Anfangs des 19. Jahrhunderts in Rußland:" „Die Offiziere der Garde, welche bei Austerlitz-Eylau und Friedland gekämpft, die Feldzüge von 1812—14 mitgemacht, Paris in Moskau und Moskau in Paris gesehen haben, kehrten in den Jahren 1817 und 1819 als siegreiche Generäle ins Vaterland zurück. Die Berührung mit fremden Völkern und Lebensformen hatte einen so entscheidenden Einfluß auf diese Männer ausgeübt, daß sie hinfort unfähig waren, wiederum sich an die Ruhe des Petersburger Despotismus zu gewöhnen. Während der bessern Zeiten Alexanders I. regierte dieser Menschenschlag Rußland. Muthig und doch sanften Charakters, waren diese Männer von der Generation, die ihnen folgte, durchaus verschieden. Sie hielten zwar streng auf Disziplin und zugeknöpfte Uniformen, vor allen Dingen aber hielten sie fest an der Ehre. Ohne die geringste Geschäftskenntniß unterschrieben sie jedes ihnen vorgelegte Papier, ohne sich auch nur einen Augenblick zu besinnen; sie verschwendeten ungeheure Geldsummen; bei Gelegenheit nahmen sie sogar diese Summen aus dem Staatsschatze, aber zum Spion- und Häscherdienste waren sie unfähig. Der Typus dieser Leute war der General Miloradowitsch, der während eines langen Zeitraums die Verwaltung Petersburgs geführt hat, ohne auch nur einen Gesetzesparagraphen zu kennen. Männlich glänzend, um nichts sich kümmernd und dabei ein ungewöhnlicher Lebemann, hat ihn Alexander zehn Mal aus den Händen seiner Gläubiger befreit, und dennoch steckte er immer bis über die Ohren in Schulden. Artig und ritterlich, geschwätzig und ungemein angenehm, war dieser Mann der Abgott der Soldaten."

Die prosaische Regierung Nikolaus I. konnte Männer dieses Schlages nicht brauchen. Sie waren für sie zu laut, zu lärmend, — antworteten nicht immer, wenn sie gefragt wurden, sagten oft ihre Meinung, wenn sie gar nicht um dieselbe gebeten waren, hatten auch ihre eigenen Ansichten, für die sie sich eben so geschlagen hätten, wie für Zar und Vaterland. Der Nachfolger Alexander I. wollte nichts mit Menschen dieses Schlages zu thun haben. Man sagt, daß sein Vertrauter, Graf Benkendorf, immer bleich wurde wenn ihn der Kaiser zu sich rufen ließ, was beiläufig häufig zehn mal des Tages geschah. Dieses waren Männer nach Nikolaus Herzen; sie waren Agenten — nicht Gehülfen; gut zum Ausüben, aber nicht zum Rathen; Adjutanten aber nicht Krieger und Führer. Solche wollte Nikolaus haben, und deßhalb ging der fähigste russische General seiner Zeit, Jermolen, an Unthätigkeit unter.

In der Generation Nikolaus I. vertrat die Pünktlichkeit das Talent, die Ambition edlere Ziele, das Greifen nach allen Mitteln der Produktivität des

Geistes. In den Augen eines Herrschers, der eine so sichtliche Scheu vor talentvollen und unabhängigen Männern hatte, mußten Leute wie Adlerberg, wenn sie nur nicht zu häufig, auch nicht aus der bessern Gesellschaft ausgestoßen waren, hohen Werth besitzen, und konnten Ansprüche auf jede Berücksichtigung machen. Die Würde eines großfürstlichen Adjutanten hatte übrigens nicht viel zu bedeuten. Bis zum Jahre 1825 war der junge Gardeoberst, welcher das Kriegshandwerk eben so kannte wie der Großfürst, von dessen Seite er nie kam, eine fast unbekannte Persönlichkeit, einer der vielen Gardeoffiziere, welche man bei jedem Hoffeste, bei jeder Parade, auf jedem elegantem Balle sieht, nach denen Niemand frägt und von denen man von vornherein überzeugt ist, daß sie als Generale „à la suite de sa Majésté Impériale“ sterben werden. Die plötzliche Erhebung Nikolaus I. auf den russischen Thron, erhob auch den großfürstlichen Adjutanten unverhofft zu einer ungewöhnlichen Höhe.

Der Umstand, daß er nicht mit dem Gifte liberaler und humaner Ideen angesteckt war, sicherte ihm von vornherein eine glänzende Karriere. Er war nicht im Entferntesten am Dezemberaufstande von 1825 betheiligt, kannte nicht einen der jungen Männer näher, welche es sich zur Ehre rechneten, in diese Verschwörung verwickelt zu sein; steif wie er war, paradirte er im Gefolge seines Gebieters und hörte regungslos die berüchtigten Worte Tolls: „Il faut mitrailler cette canaille“ Adlerbergs Eigenschaften, so negativ sie waren, oder weil sie negativ waren, trugen ihm reiche Früchte. Ihm wurde die Ehre zu Theil, Schriftführer der Kommission zu sein, welche mit dem Verhör der verhafteten Staatsverbrecher betraut war, und zu dieser Kommission wurden nur hochgestellte Generäle berufen. Präsidirender dieser Kommission war der damalige Kriegsminister Tatischtschew, Mitglieder unter Andern der Großfürst Michael, General Dibisch, Graf Kutusow, Graf Benkendorf, Tscherniscshew, Lewaschew, und nur ein Civilist, der Fürst Galicyn.

Hier sei beiläufig bemerkt, das Tatischtschew zu den ungebildetsten und gewöhnlichsten Menschen seiner Zeit gehörte, und sich auch deshalb nicht lange auf dem Posten eines Kriegsministers behaupten konnte. Er selbst hat sich in einer Aeußerung, welche er gegenüber einem verhafteten Offizier gethan, ausgezeichnet „charakterisirt“: „Sie haben, sagte er ihm, für nothwendig erachtet, Bertham, Trasy und Conslant zu studiren, und Sie sehen, wohin Sie dies gebracht hat! Ich, sagte er weiter und zeigte auf seine Orden, habe nur die Bibel gelesen, und Sie sehen, wohin ich gekommen bin.“

Das zur Aburtheilung der Verschworenen eingesetzte Kriegsgericht bestand aus Staatsräthen, Senatoren, Mitgliedern der „heiligsten regierenden Synode“ und fünfzehn hinzu kommandirten Generälen. Vorsitzender dieses aus 30 Mitgliedern bestehenden Gerichtes war der taube Fürst Lopuchin, und als General-

prokurator fungirte der Fürst Labanow-Rostowski. Bei der Krönung seines kaiserlichen Herrn wurde Adlerberg zum Generalmajor à la suite ernannt. Er bemühte sich von nun ab, der Schatten und das Echo Sr. Kaiserlichen Majestät zu sein, und diese Rolle spielte er während einer sehr langen Reihe von Jahren, umstrahlt von dem Nimbus der kaiserlichen Gnade, in deren Strahlen er sich wärmte. In allen Lagen und unter allen Umständen blieb er sich gleich, hatte immer gerade dieselbe Meinung, welche der Kaiser hatte, und besaß auch mit ihm den gleichen Humor. Er erhielt der Reihe nach alle Aemter, welche vacant wurden und deren Führung keine besonderen Kenntnisse verlangte. „Er war", nach den Worten Nikolaus I., „ein General, wie er sein muß." Als im Jahre 1841 die Stelle eines Generaldirektors der Post vacant wurde, wurde selbstverständlich Adlerberg mit dieser Stellung betraut, und er verwaltete den Posten nach der einmal eingeführten Weise, — ohne Berücksichtigung der Bedürfnisse des Handels, sondern einfach im Interesse des Staatsschatzes. Diejenigen, welche die Verdienste des Grafen hervorheben wollen, wissen nichts weiter vorzubringen, als daß er das gleichmäßige Porto für alle Briefe im Inlande (à 10 Kop. für ein Loth) eingeführt hat. Die Grafenkrone hatte Adlerberg schon früher erhalten, denn dieser in Rußland und überhaupt bei den Slaven ungebräuchliche und zu ihnen von den deutschen Kaisern aus dem Hause Habsburg für Geld importirte Titel, war ein, jedem kaiserlichen Günstlinge seit Paul I. unbedingt zustehendes Prädikat. Dieser Kaiser war übrigens der erste, welcher selbst den Grafentitel an Russen ertheilte und seit jener Zeit wurden Dutzende von Grafen ernannt. Paul und Nikolaus thaten dies aber, um zu zeigen, daß sie nicht weniger vermögen als ein deutscher oder österreichischer Kaiser. Bei seinem Regierungsantritte fand Nikolaus I. den Fürsten Wolkonski als Minister des kaiserlichen Hauses vor. Es war dies einer der größten Wüstlinge, aber er führte die ihm obliegenden Geschäfte mit großer Strenge. Man sagte zwar nach seinem Tode, daß er seine Stellung zu seinem Nutzen verwendet hat, dennoch gestanden selbst seine Feinde zu, daß ce prince de pierre — wie er gewöhnlich genannt wurde — sein Amt konsequent verwaltet und eine weise Sparsamkeit in den Ausgaben beobachtet hat. Besonders klagten hierüber die „jungen Höfe", d. h. die Höfe der verschiedenen Großfürsten und Großfürstinnen, denen er nie erlaubte, ihren Etat zu überschreiten. Fürst Wolkonski hatte sogar den Muth, dem Kaiser selbst häufig Ausgaben, welche nicht mit dem Etat übereinstimmten, zu streichen, und Vorstellungen gegen dieselben zu machen. Der Kaiser aber, der sich für einen eben so guten Finanzmann betrachtete, wie er sich für einen großen Feldherrn und Diplomaten hielt, hatte thatsächlich keinen Begriff vom Werthe des Geldes und verstand nichts von Finanzoperationen. Für seine Person verlangte er nicht

viel, er schlief auf einem einfachen Feldbette auf einer Elenhaut, deckte sich mit seinem Mantel zu und liebte vorzüglich alte Uniformen, namentlich wenn sie vom Regen durchnäßt waren; aber er war verschwenderisch, wo es seine Eitelkeit erforderte, und wo er durch Geschenke glänzen wollte. Solche Hoffeste, wie sie während der ersten 15 Jahre seiner Regierung in Petersburg gegeben wurden, sah man an keinem andern europäischen Hofe. Nikolaus I. rivalisirte in dieser Beziehung nur mit den asiatischen Despoten. Besondere Veranlassung zu solchen orientalischen Festlichkeiten boten ihm die Vermählungen seiner Töchter, die übrigens seine Neigung zur Verschwendung in hohem Grade geerbt hatten, und bei solchen Gelegenheiten wurden kolossale Summen vergeudet.

Fürst Wolkonski bemühte sich nach Kräften, diese Verschwendungssucht zu zügeln. Er beeilte sich mit keiner Antwort so, wie mit der: „Wir haben kein Geld". Die Entschiedenheit, mit der er der Verschwendung entgegentrat, machte ihm Feinde unter den Großwürdenträgern und Hofschranzen; besonders unlieb war dies dem Finanzminister Grafen Kankri, der von den Ausgaben des Hofes seine Prozente zu ziehen wußte.

Als Fürst Wolkonski, Feldmarschall des russischen Reiches, das Zeitliche gesegnet hatte, wurde das vacante Amt eines Ministers des kaiserlichen Hauses dem Grafen Adlerberg übertragen. Von nun an stieß weder der Kaiser, noch irgend ein Mitglied der kaiserlichen Familie auf den geringsten Widerspruch bei ihren verschwenderischen Ausgaben. Wenn andere Minister, wenn auch nur selten, sich erlaubten, anderer Ansicht zu sein, als Se. Majestät und irgend eine Reform vorzuschlagen, welche „die bestehende Ordnung bedrohte", war der General-Director der Posten und Minister des kaiserlichen Hauses immer ganz der Ansicht seines kaiserlichen Herrn, und konnte diesem alle Tage beim Rapporte sagen: „Wsjo blagopolutschno" (Alles in gutem Zustande) und deshalb blieb es auch in den ihm angewiesenen Wirkungskreisen beim Alten. Die Loyalität dieses unvergleichlichen Staatsmannes war aber so untadelhaft, daß er selbst mit dem anspruchsvollen „Chef der dritten Abtheilung" (Geheimpolizei und Gensdarmerie) in Eintracht lebte, trotzdem dieser die Post nach den Bedürfnissen seines Büreaus reguliren wollte, und mit dem Kriegsminister, dessen Offiziere und Kuriere ihm systematisch die Pferde zu Tode hetzten. Selbst mit dem unerträglichsten Kollegen, dem General-Director der Wege und öffentlichen Bauten, General Grafen Kleinmichel, lebte Graf Adlerberg in der größten Harmonie, weil er der Liebling des „angebeteten" Kaisers war, während Kleinmichel, welchen der böse Genius Alexanders I., der berüchtigte Schöpfer der Militairkolonien Araktschejew an den Hof gebracht hat, und der nach dem Falle seines Protektors sein Rächer geworden ist, wegen seiner Gesetzwidrigkeiten, seiner Brutalität und Bestechlichkeit von seinen andern Collegen gehaßt

und verachtet wurde. Die Chronique scandaleuse jener Zeit hat übrigens die Ursachen verzeichnet, welche Nikolaus I. bewogen haben, den als „Wzjatotschnik" (ein Ausdruck, der unübersetzbar ist, aber so viel wie käufliche Seele bedeutet) bekannten und berüchtigten Kleinmichel, in seiner Nähe zu halten und ihm sein Wohlwollen zu bezeugen.

Niemand litt darunter mehr als der Generalpostdirector, dessen Pferde und Wagen auf den schlechten Wegen vernichtet wurden. Graf Kleinmichel ließ jedoch die Wege nicht repariren, sondern steckte das hierzu bestimmte Geld in die eigene Tasche. Trotzdem sah man auf dem Gesichte des Grafen Adlerberg nie ein Zeichen der Unzufriedenheit; er war stets mit seinem Collegen zufrieden, beschwerte sich nie über ihn, trotzdem dieser den Kaiser abhielt, während zwanzig Jahren Eisenbahnen zu bauen, und als er den Bau der Bahn von Petersburg nach Moskau, der theuersten Bahn auf der Welt, nicht hintertreiben konnte, eben so viel an ihr zu verdienen wußte, als sie thatsächlich kostete. Hin und wieder baute Kleinmichel sogenannte Chausseen, d. h. er ließ einen neuen Weg mit Kies befahren; doch auch diese Wege waren nur aus strategischen Rücksichten angelegt. „Wir bauen für Schuster, Schneider und Krämer keine kaiserlichen Wege," sagte der Minister der öffentlichen Bauten sehr häufig öffentlich und deshalb vermieden auch diese neuen Wege geflissentlich alle Städte. Aber auch diese Wege wurden nie beendet, und wenn es sich doch ausnahmsweise ereignete, so kosteten sie Millionen. Trotzdem machten die Bauunternehmer immer die schlechtesten Geschäfte, denn Kleinmichel verstand es nur für sich zu rechnen.

Le roi est mort, vive le roi! Nikolaus I. starb, ob aus Unmuth wegen des Mißlingens des Krieges von 1854 oder an Gift, ist bis jetzt noch nicht entschieden: er hatte den Bankrott seines Systems gesehen. Alexander II. verkündete bei seiner Thronbesteigung eine neue Aera. Die Welt war alt geworden und sollte durch großartige Reformen verjüngt werden. Graf Adlerberg war jung geblieben und sah wie ein Lieutenant aus. Das schwarze Haar, der Bart, die ebenmäßige Taille schienen der Zeit getrotzt zu haben; aber auch der Geist des Grafen war von der Zeit nicht berührt worden; er stand da, wo er als Gespiele der beiden Großfürsten gestanden. Der Graf erstattete alle Tage dem Kaiser seinen unmittelbaren Rapport, besuchte hierauf die von den verschiedenen Mitgliedern der kaiserlichen Familie besuchten Paläste, trank Nachmittag bei Mina Iwanowna Kaffee, schmückte Abends durch seine Anwesenheit das Theater, kehrte dann in den kaiserlichen Palast zurück, um mit seinem kaiserlichen Gönner Thee zu trinken und Whist-Préférance zu spielen. Der erprobte Patriot blieb ebenso in der Gunst des liberalen Sohnes, wie er in der Gnade des hochconservativen Vaters gestanden, der ihn testamentarisch

Alexander II. verschrieben hat. Als guter Sohn nahm Alexander dieses Geschenk nicht nur an, sondern hielt es in hohen Ehren.

Dieses alte Inventarienstück des kaiserlichen Winterpalais war übrigens nirgends im Wege. Mit der Politik befaßte sich dieser Musterminister des kaiserlichen Hauses so wenig wie möglich, und wenn der Veteran des alten Systems sich auch nicht mit der Aufhebung der Leibeigenschaft befreunden konnte, und bei jeder neuen Reform bedächtig den immer jugendlich scheinenden Kopf schüttelte (wobei er jedoch nur seinen alten Kollegen Panin und Dolgorukow sekundirte) so that er dies doch immer mit der gebührenden Ehrfurcht und Ruhe, und störte durch seine Opposition nicht die Ruhe der Bewohner des Schlosses. Aber die Postverwaltung mußte Graf Adlerberg kurz nach der Thronbesteigung Alexanders, — und zwar auf eigenen Wunsch — jüngeren Händen übergeben. Er that dies, weil er sich in die neue, durch Eisenbahnen geschaffene Ordnung nicht hineinfinden konnte und außerdem das Bedürfniß fühlte, seine Zeit mehr seinem jungen Herrn und seiner jungen Dame widmen zu können.

Diese junge Dame war die schon genannte Mina Iwanowna, eine hellblonde lettische Dorfschöne, aus dem liefländischen Städtchen Werro. Sie war nach Petersburg gekommen, um einen Dienst oder ihr Glück zu suchen, sie fand das letztere. Bis ins späte Alter blieb der Graf dem Grundsatze des ancien régime treu, daß jeder Großwürdenträger eine maitresse en titre haben müsse, wenn er die ihm gebührende Achtung genießen soll. Seine letzte Liebe war eben jene Lettin, welche er an einen „Staatsrath" verheirathete, der sofort nach der Trauung eine Stellung bei der Hauptverwaltung in Sibirien erhielt. Madame Mina Iwanowna zeigte sich allabendlich dem Volke in der Loge des zweiten Balkons des deutschen Theaters, bis eine sonderbarer Zufall das idyllische Glück des liebenden Pärchens zerstörte. Das Dienstreglement forderte nämlich, daß jeder Beamter vor Ostern die fromme Pflicht erfülle und das Abendmahl nehme. Adlerberg war Lutheraner und erschien pünktlich alljährlich einmal zur Erbauung des Publikums in der St. Annenkirche. Nun wollte es das Unglück, daß im Jahre 1856 bei dieser Gelegenheit ein sehr eifriger Prediger aus Kurland funktionirte, welcher so dreist war, dem würdigen Grafen als öffentlichem Sünder die Kommunion zu versagen. Ueber die Folgen dieser Dreistigkeit des Geistlichen erzählt man sich in Petersburg verschiedene Dinge. Er soll als Heidenbekehrer in die Diözese Jakutsk gesandt worden sein; sicher ist jedoch, daß seit jener Zeit öffentlich von Mina Iwanowna nicht mehr gesprochen wurde.

Im Jahre 1871 legte der nun zwei und achtzigjährige Graf Wladimir Theodorowitsch das während eines Vierteljahrhunderts mit Würde verwaltete Amt eines Ministers des kaiserlichen Hauses in die Hände seines Sohnes, des

Grafen Alexander Wladimirowitsch nieder, und begann nun, mit dem mit Brillanten reich besetzten Bildnisse des Kaisers Alexander im Knopfloche, der Ruhe zu pflegen und dabei das höchst gnädige und herzliche Handschreiben Sr. Majestät zu lesen. Doch ging es nicht ganz ohne Unannehmlichkeiten ab; ein junger Hofmarschall war so taktlos zu entdecken, daß im Winterpalais fast gar kein Inventarium vorhanden, und daß ein Verzeichniß desselben wahrscheinlich seit dem Tode des Fürsten Wolkonski gar nicht geführt sei, was nach unseren Begriffen die „höchste Unordnung" bedeutet. Da jedoch der Kaiser von Rußland nicht gewöhnt ist, sich mit solchen Kleinigkeiten zu befassen, befahl er mit gnädigem Lächeln, von dieser „petite misère" weiter keine Notiz zu nehmen.

Daß Graf Adlerberg I. seit der Niederlegung seiner Würden nur selten öffentlich zu sehen ist, ist nur Folge seines vorgerückten Alters, der Wille ist immer noch stark, — aber das Fleisch ist schwach. Er gesteht wenn auch mit Widerstreben, daß er doch alt geworden sei. Sein Sohn, Graf Adlerberg II. zählt derzeit schon über 50 Jahre. Er ist seinem Vater wenig ähnlich. Auf dem großen, ziemlich dicken Rumpfe sitzt ein unschöner, mit mongolischen Zügen ausgestattete Kopf, den kurzgeschorenes graues Haar bedeckt. Das unschöne Gesicht umgibt ein schon grauer Backenbart, dem ein eben solcher Schnurrbart Gesellschaft leistet. Graf Alexander Wladimirowitsch spielt bei Kaiser Alexander die Rolle seines Vaters weiter fort. Er ist der alte Gefährte des Zaren, sein Partner beim Spiel, im Uebrigen aber ein Mensch, der sich mit der Politik so wenig wie möglich beschäftigt, und in dieser Beziehung nur antwortet, wenn er gefragt wird. Er gehört übrigens keiner am Hofe und in der Stadt existirenden Partei an.

Ehemals war Graf Alexander wenig vortheilhaft wegen seiner Schulden, und seiner Neigung zu hohen Hazardspielen bekannt. Die Schulden, welche häufig die respektable Summe von einer halben Million erreichten, bezahlte der Kaiser mit unerschöpflicher Langmuth; die Leidenschaft zum Spiel soll in den letzten Jahren etwas nachgelassen haben.

Graf Adlerberg II. wird von den Russen „dobryj malyj" genannt, was ungefähr le petit bon homme bedeutet. Er soll ein sehr zuvorkommender, geselliger Mann sein — aber es darf nichts kosten. Er versteht es auch, sich sehr gut aus seinen Geldverlegenheiten zu wickeln. Seine zahlreichen Gläubiger werden immer, wenn auch manchmal nach langem Warten, befriedigt. Besonders ist dies der Fall, seitdem der Petersburger Generalgouverneur Fürst Suwarow den Grundsatz durchgeführt hat, daß die Petersburger Gerichte auch Klagen gegen kaiserliche Generaladjutanten annehmen, und die Urtheile mit Strenge exequiren sollen. Dieser Graf Adlerberg junior gehörte übrigens gegen

Ende der fünfziger Jahre zu dem berüchtigten „revolutionären Censurtriumvirate“, in welchem er die erste Rolle spielte; die zweite Rolle fiel Timaschew, seinem Schwager, die dritte Wuchanow zu. Als Mitglied dieses Triumvirates erließ er im Jahre 1858 die Verfügung, daß die in Rußland erscheinenden Zeitungen zwar auswärtige politische Blätter im Allgemeinen ohne Censur benutzen dürfen, daß jedoch die Censoren streng darauf zu achten haben, daß die russischen Zeitungen keinen Artikel aus den fremden Blättern veröffentlichen, der den Absichten und Ansichten des Minsters der Auswärtigen Angelegenheiten nicht entspräche, daß also alle Artikel, welche die äußere Politik betreffen, erst das Placet dieses Ministers erhalten müssen, ehe sie in russischen Zeitungen veröffentlicht werden. Der jüngste Sohn des alten Grafen Adlerberg, Wladimir Nicolaus Theodorowitsch war früher Militärbevollmächtigter in Berlin und ist derzeit Generalgouverneur von Finnland. Die Stellung ist schwierig, — läßt sich jedoch, wie so viele andere schwierige Stellen in Rußland recht gut durch fähige Unterbeamte verwalten; der höchste Beamte, ein Günstling des Kaisers, braucht nur die ihm vorgelegten Schriftstücke zu unterschreiben, und seinen kaiserlichen Gönner treu und ergeben zu sein. Wenn er zu Neujahr in Petersburg erscheint und seinem Gebieter nach der üblichen Neujahrsgratulation rapportirt: „Wsjo blagopolutschao!“ dann ist auch sicher alles in Ordnung und es fällt ein neuer Orden auf die Brust des Rapportirenden. Es gibt auch heute in Rußland viele Personen, die sich nicht emporgearbeitet, sondern hinaufgeschlichen haben zu den höchsten Ehrenstellen und sich immer noch hinaufschleichen, denn die Gunst und Gnade des Kaisers ersetzt Fähigkeiten, Talente, Wissen, Können, Tugend und Charakter!

Kulturbilder aus Amerika.

Die Presse der Vereinigten Staaten.

Wir haben in einer früheren Abhandlung*) gesehen, daß sich die großartige wickelung, die sich gewissen Seiten des amerikanischen Culturlebens nicht absprechen läßt, ihren Grund nicht oder doch nur zu einem kleinen Theile in der Güte der Schule in den Vereinigten Staaten hat. Welche geistigen Mächte aber, so fragen wir, sind dann die Ursachen gewesen, wenn wir in der Union einer sehr hohen Durchschnittsbildung, staunenerweckenden Leistungen auf dem

*) Grenzboten, III. Quartal 1877. S. 492.

Gebiete des Ingenieurwesens, riesiger Energie auf dem der Fabrikthätigkeit, und bewundernswerther Rührigkeit und Tüchtigkeit in allen Zweigen des Handels und seiner Hülfsmittel und Einrichtungen begegnen? Welche Kräfte waren und sind wirksam, wenn wir eine Leistungsfähigkeit vor uns sehen, welche uns nach vielen Richtungen hin durch ihre Größe geradezu überwältigt?

Von der historischen Entwickelung abgesehen, die dem Amerikaner das mühsame Abstreifen der Fesseln des Feudalismus und die Abnutzung einer Masse guter Kräfte durch Glaubenskämpfe ersparte, und die ihm in einer starken Einwanderung Ströme energischer und erfahrener Menschen zuführte, giebt es in Amerika eine Anzahl erzieherischer Momente, welche die Thätigkeit der Schule ergänzen und ersetzen. Dahin gehören die politischen Einrichtungen und die durch sie bewirkte Erweiterung des Gesichtskreises, die Achtung vor der Arbeit in allen Gestalten und die hierauf sich gründende Leichtigkeit des Berufswechsels, die einerseits Selbsterziehung im Gefolge hat, andererseits die Mehrzahl der Kräfte schließlich dahin gelangen läßt, wo sie am Besten verwerthet werden, der Mangel aller und jeder Bevormundung, das damit verbundene, schon dem Halberwachsenen innewohnende Bewußtsein, sich selbst helfen und selbst die Verantwortlichkeit tragen zu müssen, die volle Freizügigkeit auf einem Gebiete, welches fast so groß wie ganz Europa ist, die mit Unternehmungslust gepaarte Bereitwilligkeit des Kapitals mit der Arbeitskraft Verbindungen einzugehen und sich an die kühnsten Spekulationen zu wagen, ferner die sehr zahlreichen und äußerst liberal verwalteten öffentlichen Bibliotheken und die weit häufiger als in Europa auftretenden öffentlichen Vorleser, endlich aber das große Mittel zur Selbstbildung, zur Aneiferung und zur Weckung der Produktionskraft, welches in einer stark entwickelten Presse liegt.

Der große Antheil, den die Presse an der Entwickelung Amerikas genommen hat, veranlaßt uns, nach einem während der Weltausstellung erschienenen Werke (Centennial Newspaper Exhibition, Rowell & Comp. in New-York) eine Uebersicht über das amerikanische Zeitungswesen zu geben, der wir einige geschichtliche Notizen voraussenden. Die erste Zeitung Nordamerikas, „Boston Public Occurrences" getauft, erblickte am 25. September 1690 das Licht der Welt, lebte aber nur einen Tag, da ihre radical demokratische Haltung die Regierung zu ihrer sofortigen Unterdrückung herausforderte. Erst vierzehn Jahre später begann das zweitälteste Blatt und zwar ebenfalls in Boston zu erscheinen. Der „Boston New Letter" war ein Wochenblatt, welches von 1704 bis 1776 lebte, aber ein sehr kleines Format hatte und gewöhnlich nur eine, bisweilen nur eine halbe zweispaltige Seite mit Nachrichten von auswärts brachte. Es hatte übrigens bereits seinen Reporter, dessen erster Bericht sich mit der Hinrichtung von sechs Seeräubern beschäftigte. Darauf folgte vom 21. Dezem-

der 1719 an die „Boston Gazette" und dieser wieder einen Tag später der „American Mercury", der in Philadelphia erschien. Der Einfluß dieser Blätter war noch ganz unbedeutend. 1721 machte das zuletzt genannte derselben die bescheidene Bemerkung: „Unsere Abgeordneten sind jetzt versammelt; wir hoffen, daß sie Mittel finden werden, den erlöschenden Kredit dieser Provinz neu zu beleben und die günstigen Verhältnisse von ehedem wieder herzustellen", und mit Mühe entging der Herausgeber der Bestrafung.

New-York bekam durch William Bradford, den Gründer des „Mercury", am 16. Oktober 1725 seine erste Zeitung die „Newyork Gazette". Benjamin Franklin gab vom Jahre 1728 an in Philadelphia die „Pennsylvania Gazette" heraus.

Erst kurz vor dem Unabhängigkeitskriege begann die Zahl der Zeitungen stark zu wachsen, und im Jahre 1776 hatten die Vereinigten Staaten zusammen 37 Blätter, von denen auf Massachusetts sieben, auf Pennsylvanien neun, auf New-York und Connecticut je vier, auf Rhode Island, Virginia, Maryland und Nordkarolina je zwei, auf Südkarolina drei und auf Newhampshire und Georgia je eins fielen. Alle waren Wochenblätter, keines setzte mehr als 4000 Exemplare ab, nur John Dunlap's „General-Advertiser" in Philadelphia wurde wöchentlich zweimal ausgegeben. Der Apparat war äußerst bescheiden: ein Keller oder ein Hofraum mit wenig Sonne vereinigte Redaktion und Druckerei. Eigenthümer, Redakteur, Setzer, Drucker, Abonnentensammler war eine und dieselbe Person, deren gesammtes Hülfspersonal aus einem Jungen bestand. Dagegen wurden dem „American Newspaper Direktory" zufolge hundert Jahre später, also 1876, in den 38 Staaten und 11 Territorien der Union veröffentlicht: 738 Zeitungen täglich, 70 dreimal, 121 zweimal und 6235 einmal die Woche, 33 alle vierzehn Tage, 105 zweimal, 747 einmal im Monat, 13 alle zwei Monate und 67 alle Vierteljahre. Die Vereinigten Staaten hatten also damals 8129 Zeitungen und Zeitschriften. Von diesen kamen die meisten, nämlich 1818, auf den Staat Newyork; die zweite Stelle nahm mit 738 Blättern Pennsylvanien ein, die dritte Illinois, dann folgen Ohio, Iowa Missouri und Indiana, welche alle den älteren Staat Massachusetts überflügelt haben, obwohl der letztere immer noch 349 Zeitungen besitzt. Nur zehn Staaten haben so viele periodische Blätter als Kalifornien, welches auch, wie alle neuen Staaten des Westens, verhältnißmäßig sehr viele täglich erscheinende Zeitungen hat.

Die Zunahme der Zeitungen war stärker als die der Bevölkerung. Hatte man vor hundert Jahren in den Vereinigten Staaten bei etwa drei Millionen Einwohnern 37 Zeitungen, sodaß auf etwa achtzigtausend Menschen eine kam, so besitzt man dort jetzt bei einer Bevölkerungszahl von ungefähr vierzig Mil-

lionen über achttausend Zeitungen, so daß durchschnittlich auf achttausend Menschen eine fällt. Zeitungen, die, vor Beginn des Unabhängigkeitskampfes gegründet, noch erscheinen, also über hundert Jahre zählen, sind: Der „Mercury“ in Newport, die „Maryland Gazette“, der „Spy“ in Worcester und der „Courant“ in Hartford. In nicht englischer Sprache erscheinen 145 Blätter, darunter 110 deutsche, 16 spanische, 6 holländische, 2 italienische, 5 tschechische, 2 polnische, 1 schwedisches, 1 portugiesisches, 1 chinesisches und 1 in der Sprache der Tschiroki-Indianer.

In Bezug auf die Gesammtzahl der Exemplare steht der Staat New-York obenan und zwar mit 764,500 Exemplaren täglich oder 244,640,000 jährlich, von denen 599,161 täglich in der Stadt New-York herauskommen. Die Gesammtauflage der Wochenblätter im Staate beträgt 2,459,503, von denen 1,782,163 auf die Stadt New-York fallen. Pennsylvanien kommt dem mit einer Gesammtzahl von 1,701,250 Exemplaren am nächsten, dann folgt Massachusetts mit 1,214,124. Die Totalauflage aller Tagesblätter der Union beträgt 2,291,041, die der wöchentlich nur einmal erscheinenden 8,938,166 Exemplare. Einer der Gründe, daß die New-Yorker Zeitungen größere Auflagen haben, als die im Westen, liegt darin, daß viele Bewohner der westlichen Staaten Eingewanderte aus dem Osten sind, die gewöhnlich ein Blatt halten, welches in ihrer früheren Heimath erscheint. Ein anderer Grund ist, daß New-York zwar nicht für die gebildetste amerikanische Großstadt gilt, sondern diesen Ruhm Boston, der „Nabe des Weltalls“ überlassen muß, und daß es ferner zwar nicht, wie Washington, während der Sitzungen des Kongresses das Centrum aller politischen Interressen, wohl aber die größte und reichste Stadt des Landes und daher voll von Dingen ist, die dem Handel und der Industrie wissenswerth sind. Es war während des Bürgerkriegs eine bekannte Thatsache, daß die im Felde stehenden Offiziere und Mannschaften in den New-Yorker Blättern die ausführlichsten und genauesten Nachrichten über die Schlachten erhielten, welche sie selbst geschlagen hatten. Endlich sind die New-Yorker Zeitungen auch sehr wohlfeil, die bedeutendsten Morgenblätter kosten fast alle nur 4 Cents (etwa 16 Pfennige), während im Westen der gewöhnliche Preis 5 Cents ist. Früher waren die New-Yorker Blätter zum Theil noch viel billiger und doch stoffreich. Mehrere von den größten, z. B. der 1833 entstandene „Sun“ und der zwei Jahre später gegründete „Herald“, wurden anfänglich zu 1 Cent verkauft. Mit der Verbreitung des Telegraphen eröffnete sich für die Presse und ihr eifriges Bemühen, das Publikum rasch mit den neuesten Nachrichten zu versorgen, eine vollkommen neue Zeit. Die Blätter New-Yorks hatten 1849 den praktischen Gedanken, zu einer Genossenschaft

zusammenzutreten, welche den Zweck hatte, alle telegraphischen Neuigkeiten ihren Theilnehmern auf gemeinschaftliche Kosten zugänglich zu machen.

Das Zeitungswesen in Amerika zeigt von allen öffentlichen Erscheinungen daselbst die raschesten Fortschritte auf. Zeitungen werden hier eben von aller Welt gelesen. Viele Männer und Frauen lesen kaum etwas Anderes. Einst ein Gegenstand des Luxus, sind die Erscheinungen der periodischen Presse heutzutage für alle, die lesen können, so nothwendig wie das tägliche Brot; einst ein Mittel zur Befriedigung der Neugier, sind sie jetzt ein unentbehrliches Bildungsmittel. Alle Stände und Berufsarten bedürfen ihrer. Der Politiker hat sie zur Ausbreitung und Vertheidigung seiner Grundsätze nöthig, die Parteien brauchen sie zur Beeinflussung und Gewinnung der öffentlichen Meinung, die Kirchen und Sekten machen mit ihnen für ihre Dogmen Propaganda, Gewerbetreibende, Kaufleute und Genossenschaften von solchen lassen sich von ihnen anzeigen und empfehlen, und alles das geschieht in Amerika in viel energischerer und ausgedehnterer Weise als bei uns.

Der Vertrieb der Zeitungen geschieht großentheils durch Kolportage, und die Zahl der Knaben, welche dieß besorgen (Newsboys) ist Legion. Jeder Omnibus, jedes Trottoir, jedes Vergnügungslokal wimmelt von ihnen. Die Streetcars sind wandernde Lesekabinete. Keine Zeitung kaufen zu können, gilt als Gipfel der Armuth und Entbehrung. In jedem bedeutenderen Bahnhofe, jedem Hotel liegen Massen von Zeitungen zum Verkaufe auf. Von größeren Blättern erscheinen an einem Tage oft vier bis fünf Auflagen, die unter Wiedergabe des Inhalts der ersten zuletzt die soeben eingetroffenen Neuigkeiten bringen. Am Tage der Präsidentenwahl bilden die Redaktionen und Druckereien der leitenden Parteiblätter einen Versammlungsort, der Hunderte von Politikern die Nacht hindurch festhält, welche von den Parteigenossen aus allen Orten des Landes Telegramme über den Verlauf der Wahlen erhalten.

Man nimmt meist an, daß der Werth der Anzeigespalten der Größe der Auflage entspreche, und das ist zwar richtig, aber es kommen auch andere Momente in Betracht. Anzeigen und Zeitungen mit starker Auflage kosten, wenn jene Tagesblätter sind, pro Zeile einen halben, wenn sie Wochenblätter sind, einen ganzen Cent für jedes Tausend von Exemplaren, so daß man z. B. für eine Anzeige in einem täglich erscheinenden Blatte mit einer Auflage von viertausend Exemplaren pro Zeile zwei, bei einem solchen mit einer Auflage von zwanzigtausend Exemplaren zehn Cent zu entrichten haben würde. In Zeitungen mit geringerer Auflage müssen die Herausgeber für Anzeigen, die nur ein paar Mal eingerückt werden, einen größeren Preis verlangen. Die Ansicht, daß die englischen Zeitungen mehr mit Anzeigen unterstützt würden, als die amerikanischen, ist ein Irrthum. Die letzteren haben nicht nur mehr Anzeigen als die englischen

Blätter, sondern sie bekommen auch bessere Preise dafür. Keine Zeitung der Welt erhält so viele Anzeigen als der „New York Herald“, und dessen Preise sind ungefähr um 50 Prozent höher als die der Londoner „Times.“ „Harpers Weekly“ verlangt für denselben Raum vier Mal so viel als die „London Illustrated News“. Der Raum für Anzeigen wird in Amerika gewöhnlich nach dem „Quadrat“ berechnet, einem Ausdruck, der früher eine bestimmte Bedeutung gehabt haben wird, jetzt aber nur einen Platz klein oder groß, je nach Willkür der Druckerei bedeutet. Alle großen Tageszeitungen des Nordens benutzen für Anzeigen Agat, einige von den theureren Wochenblättern nehmen Nonpareille dazu, die billigeren noch größere Lettern, manche der südlichen Zeitungen sogar Antiqua. Benutzt ein Blatt zu seinen Anzeigen eine größere Schriftgattung als Nonpareille, so läßt sich daraus der Schluß ziehen, daß seine Spalten dem Publikum für einen billigen Preis zur Verfügung stehen. Mit vollem Rechte betrachten die Geschäftsführer der Zeitungen ihre Anzeigespalten als Waare; sie wissen, was sie kosten und was sie werth sind, und werden sie nicht unter diesem Werthe verkaufen. Die Erfahrung lehrt, daß jemand, der heute eine Preisermäßigung bekommt, morgen nicht anzeigen wird, wenn er nicht eine ähnliche oder eine noch größere Ermäßigung erhält, während derjenige, dem dieselbe heute abgeschlagen worden ist, morgen mit erhöhtem Respekt vor dem Manne wiederkommen wird, der den Muth besessen hat, ihn am Tage vorher fortgehen zu lassen. Anders betrachtet, sind die Anzeigespalten eines Blattes aber nicht mit einer Waare zu vergleichen. Waaren, die nicht verkauft werden, bleiben auf dem Lager und behalten einen gewissen mit der Zeit abnehmenden Werth. Anzeigespalten dagegen müssen, wenn sie nicht mit Anzeigen gefüllt werden können, mit anderem Lesestoff versehen werden, der nichts einbringt und sogar noch die Bezahlung des Setzers verlangt. Diese Thatsache giebt dem gewiegten Anzeigenden einen Hebel in die Hand, den er mit Erfolg zu handhaben weiß. In der Mehrzahl der Wochenblätter draußen auf dem Lande wird für eine drei Monate hindurch einzurückende Anzeige nicht mehr als das Doppelte des Preises für einen Monat berechnet werden, und das Doppelte der dreimonatlichen Rate für ein Jahr angeboten, erfährt schwerlich eine Zurückweisung. Die Verkäufer von sogenannter „Patentmedizin“ (Wunderpillen, Alles heilenden Salben und Tränkchen und ähnlichem faulem Schwindel) sind mit diesem Umstande sehr wohl vertraut. Außer dem Gelde, welches sie eintragen, haben die Anzeigen theilweise noch einen anderen Werth: die unter „Wanted“ (Gesucht) und diejenigen von Schulbüchern z. B. sind äußerst willkommen, weil man annimmt, daß sie der Zeitung ein gewisses Ansehen geben. Anzeigen von Patentmedizinen sind nicht so erwünscht, werden aber gewöhnlich zu niedrigeren Preisen als die der Banken und Versicherungs-

gesellschaften angenommen, indem man es für selbstverständlich hält, daß Leute, welche solche Arzneimittel anzeigen, dafür zu sorgen haben, daß die Anzeigen sich bezahlen, und daß er diese Sache übernehmen, und das Ergebniß in Erfahrung bringen wird.

Die Zeitungen haben zum Theil einen großen, aber doch keinen so bedeutenden Kreis von Lesern als häufig vermuthet und behauptet wird. Eine Stadt von fünfzigtausend Einwohnern wird kaum mehr als zweitausend Exemplare einer täglich in ihr erscheinenden Zeitung kaufen, und manches Tagesblatt druckt weniger als dreihundert Abzüge pro Tag. Manche Zeitung hinwiederum, von der man in der Stadt, wo sie herauskommt, kaum reden hört, oder die doch hier als nicht viel bedeutend angesehen wird, druckt möglicherweise eine sehr erhebliche Auflage. Die „News“ in der Stadt New=York z. B. druckt pro Tag mehr als hunderttausend Exemplare, und doch giebt es große Massen von Menschen daselbst, welche das Blatt im ganzen Jahre nicht vor die Augen bekommen.

Die größte regelmäßige Auflage (die Zeitungen drucken nämlich den einen Tag mehr, den andern weniger für die Kolporteure, je nach der Bedeutung der einlaufenden Nachrichten) besitzt jetzt der New=Yorker „Sun“, da dieses Blatt gegenwärtig täglich in 140,000 Exemplaren erscheint, — eine Auflage, die bisher noch von keiner Zeitung der Vereinigten Staaten erreicht worden ist, und die in Europa nur vom „Daily Telegraph“ überboten wird. Nicht überflüssig ist es, wenn wir hinzufügen, daß die einflußreichsten Blätter keineswegs immer die größten Auflagen haben. Die „Tribune“ Horace Greeleys und der „Herald“ in New=York werden durchschnittlich kaum mehr als sechzig= bis siebzigtausend Exemplare absetzen, wogegen der „New=York Ledger“ und das „New=York Weekly“ bei jeder Ausgabe deren ohne Zweifel mehr als hunderttausend drucken. Eine in Boston erscheinende Zeitung für Kinder hat eine Auflage von 127,000 und „Harpers Weekly“ eine solche von beinahe hunderttausend Exemplaren. Nimmt man die hier angeführten Journale aus, so kann man sagen, daß kein Blatt der Union eine Auflage aufweist, welche achtzigtausend Exemplare übersteigt.

Seit mehreren Jahren ist das Verfahren, durch Verheißung von Prämien Abonnenten anzulocken, sehr in Aufnahme gekommen, und in manchen Fällen hat dasselbe sich ungemein erfolgreich erwiesen. Die Auflage vieler Blätter ist durch dieses Mittel zu einer bedeutenden Höhe hinauf getrieben worden, da viele Leute, die auf die Zeitung selbst wenig oder nichts geben, dieselbe der Prämie halber halten. Doch hält die auf solchem Wege erlangte Erhöhung der Auflage niemals lange an, und wenn sie zu sinken begonnen hat, ist es schwierig, sie wieder hinauf zu schrauben.

Eine eigenthümliche, aber nicht unerklärliche Erscheinung ist, daß einige Blätter mit kleiner Auflage zu den einträglichsten zählen. Es ist dabei anzunehmen, daß sie sich einen guten Ruf erworben haben, in wohlhabenden Kreisen gelesen werden und deßhalb viele werthvolle Anzeigen bekommen. Ihre kleine Auflage läßt sie mit nicht sehr theuren Pressen auskommen. Da sie ferner viel Zeit haben, um ihre Ausgabe fertig zu machen, brauchen sie nur ein kleines Personal. Nicht leicht kommt bei ihnen Ueberstürzung und Verwirrung vor. Alles geht langsam und bequem seinen Gang, Alles wird wohlfeil hergestellt, die Geschäftsführung ist sparsam, und so ist der größte Theil des eingehenden Geldes Reingewinn.

Fragt man, wie viel Kapital in Amerika zur Gründung eines großen täglich erscheinenden Blattes erforderlich ist, so gibt unsere Schrift darauf folgende Antwort. Dieses Kapital variirt je nachdem, was man im Auge hat, von dreimal hunderttausend bis zu einer Million Dollars. Manche Zeitung ist in früherer Zeit auch mit einer kleineren Summe angefangen worden und wohl gediehen, während heutzutage eine Million schwerlich hinreichen würde, um in New-York eine täglich herauskommende Zeitung zu begründen, welche mit den schon vorhandenen erfolgreich den Kampf um die Gunst des Publikums aufzunehmen im Stande wäre. Den größten Reingewinn auf dem Gebiete der periodischen Presse haben zu allen Zeiten Tagesblätter abgeworfen, aber allerdings verschlingen sie das Geld auch rascher, wenn sie keinen Erfolg haben. Nach ihnen sind wöchentlich erscheinende Zeitungen am einträglichsten, wogegen solche, die zwei oder drei Mal in der Woche herauskommen, gewöhnlich nicht viel einbringen.

Auch die Summen, die zur Gründung und Fortführung von Wochenblättern erforderlich waren, erreichten bisweilen sehr hohe Ziffern. Wenn die Ausgaben für die New-Yorker „Times", ein Tagesblatt, mehrere Hunderttausende von Dollars erreichten, ehe die Unternehmer einen Ueberschuß der Einnahmen über die Ausgaben zu verzeichnen hatten, so ist Aehnliches auch bei wöchentlich erscheinenden Blättern der Fall gewesen. Für „Harpers Weekly" wurden ungefähr hunderttausend Dollars verausgabt, bevor es einen Gewinn zeigte; „Hearth und Home", ein anderes Wochenblatt, kostete seinen verschiedenen Besitzern nahezu zweimalhunderttausend Dollars, bis es schließlich doch eingehen mußte, und manche Zeitung, deren Name möglicherweise nur einigen Wenigen aus dem Publikum zu Gehör gekommen ist, hat ihrem Eigenthümer vielleicht fünfzig oder sechzigtausend Dollars gekostet, bis sie endlich nicht mehr zu halten war. Andererseits ist der Gewinn, wenn ein Blatt sich die Gunst der Lesewelt errungen und sich in ihr befestigt hat, verhältnißmäßig bedeutend. „Harpers Weekly" hat in der letzten Zeit sicher einen jährlichen Ueberschuß von hundert-

tausend Dollars ergeben, und der „New-York Ledger“ hat ohne Zweifel noch mehr abgeworfen. Noch erheblich größere Summen aber haben der „Philadelphia Ledger“, der „New-York Herald“, die „New-York Times“ und der „Sun“ ihren Besitzern eingebracht, und man erzählt, daß die „Chicago Tribune“ einzig und allein aus ihren Anzeigespalten die gewaltigen Ausgaben bestritt, welche sie zur Aufführung des neuen Gebäudes bedurfte, in dem sich ihre Redaktionszimmer, ihre Druckerei und ihre Expedition befinden. Zeitungen, die im Monat nur einmal erscheinen, verlohnen die Mühe ihrer Herausgabe nur in seltenen Fällen. Ferner hat man niemals gehört, daß eine der Sache der Mäßigkeitsvereine gewidmete Zeitung sich bezahlt hätte, und ganz Dasselbe gilt von den Blättern, welche für die Freimaurer, die Odd Fellows und andere geheime Orden und Gesellschaften geschrieben werden.

Der Werth des Zeitungseigenthums in Amerika ist nicht leicht festzustellen, völlig gewiß ist nur, daß er sehr beträchtlich ist. Der „Herald“ in New-York würde, wenn er zum Verkaufe ausgeboten würde, vielleicht mit zwei Millionen Dollars bezahlt werden. Es giebt ferner noch drei oder vier Blätter, die wenigstens eine Million, etwa zwei Dutzend, die eine halbe Million, und eine große Anzahl diesseits und jenseits der Felsengebirge, die jedes hunderttausend Dollars werth sind. Weit größer aber ist die Menge der kleinen Wochenblätter, deren Eigenthümer sich nicht lange bitten lassen würden, wenn man ihnen den Vorschlag machte, ihre Zeitung für 250 Dollars baar und einen Wechsel für weitere 250 herzugeben; denn sehr viele derartige Organe der sechsten Großmacht gewähren ihrem Herausgeber, der oft nicht blos ihr Redakteur, sondern auch ihr Setzer und Drucker ist, für alle seine Mühe und Vielseitigkeit höchstens 400 Dollars jährlich, die häufig nicht einmal baar, sondern in Waaren, Getreide, Gemüse, Kartoffeln u. d. bezahlt werden. Indeß wirft die Sache mittelbar noch Einiges ab. An kleinen Orten auf dem Lande ist die Accidenziendruckerei ein gutlohnender Geschäftszweig. Manche Blätter würden, wenn dieß nicht der Fall wäre, gar nicht fortbestehen können. Für viele Druckereien dagegen ist die von ihnen herausgegebene Zeitung nur ein Hülfsmittel, mit dem der Drucker und sein Geschäft dem Publikum bekannt gemacht werden sollen. Neben der Accidenziendruckerei bilden die gerichtlichen Anzeigen einen Zweck der Gründung kleiner Blätter. Es kommt vor, daß der Herausgeber eines solchen in einem dünnbevölkerten County eine Zeitung mit dem Namen eines Nachbarcounty zu drucken unternimmt, welches besser bewohnt, aber noch ohne eignes Blatt ist, daß er ein paar hundert Exemplare hinübersendet, dort Abonnenten erhält und auf diese Weise die gerichtlichen Anzeigen des County bekommt, wodurch sich sein Unternehmen bezahlt, in der Regel nicht gerade reichlich, aber immerhin bezahlt macht.

Den besten Erfolg haben diejenigen Zeitungen, bei denen die Verwaltung in zwei vollkommen gesonderte Ressorts, das des Redakteurs und das des Herausgebers, zerfällt. Der Redakteur beherrscht die Spalten der eigentlichen Zeitung, er bestimmt deren Parteirichtung, deren Tendenz und Farbe, deren Ton und deren Sprache, was sie sagen und über was sie schweigen soll. Der Herausgeber andrerseits sorgt, daß die Rechnungen bezahlt werden, er bestimmt den Preis der Anzeigen, er entscheidet, ob andere Veröffentlichungen gegen Bezahlung oder unentgeltlich in dem Blatte Aufnahme finden sollen. Jeder dieser beiden Verwaltungszweige verlangt eine besondere Art Talent, der eine schriftstellerisches und kritisches, der andere kaufmännisches, und es versteht sich, so viel auch in jedem Amerikaner vom Kaufmanne stecken mag, von selbst, daß sich selten jemand findet, der beide Talente in sich vereinigt. Allgemein bekannt war, daß Horace Greeley, der Begründer der „Tribune" in New York, ein bedeutender Publizist, aber für den kaufmännischen und finanziellen Theil der Verwaltung seines Blattes ganz und gar nicht zu brauchen war.

Derjenige Redakteur, welcher es mit der Wahrheit streng und genau nimmt und nichts in seine Spalten aufnimmt, was er nicht für richtig und begründet ansieht, übt einen ungemein großen Einfluß aus und hat oft Gelegenheit, zu staunen, wie groß die Tragweite seiner Meinungen ist. Die Zeitungen andrerseits, welche keinen bestimmten Standpunkt in politischen Fragen einnehmen, sogenannte unabhängige Blätter, die heute gut demokratisch und morgen gut republikanisch sind, üben natürlich geringe Einwirkung auf die Denkart ihres Leserkreises aus. Senator Wilson von Massachusetts kennzeichnete die Stellung dieser Blätter treffend, als er einst bei einer Unterhaltung mit dem Redakteur einer westlichen Zeitung, der sich mit dem Einfluß seines „unabhängigen" Blattes rühmte, die Antwort gab: „Eure unabhängigen Zeitungen haben wenig Einfluß. Sie haben ihre Leser so gewöhnt, daß sie gerade so unabhängig sind, wie die Blätter selber, und wenn Ihr einmal Euren Standpunkt verändert, so werden sie Euch nicht folgen."

Die Gehalte der amerikanischen Redakteure sind auch bei den großen Zeitungen im Vergleich mit der aufreibenden Arbeit, die verlangt und geleistet wird, im Allgemeinen nur mäßig. Der größte Gehalt, der je einem Redakteur bewilligt worden ist, wird 15,000 Dollars jährlich nicht übersteigen, und auch dieß ist wohl nur von dem des newyorker „Herald" und höchstens noch von dem eines andern leitenden Blattes auf der Manhattaninsel erreicht worden. In andern großen Städten der Union betrachtet man hundert Dollars die Woche für einen guten Gehalt, und nur in Städten wie Chicago und St. Louis wird so viel gewährt. In Boston, Philadelphia, Baltimore und andern Groß-

städten des Ostens mit Ausnahme Newyorks erhält wohl kein Chefredakteur 5000 Dollars jährlich. Lokalredakteure, Reporter und andere untergeordnete Geister werden schlecht bezahlt, indem sie je nach ihrer Stellung oder Leistung von 12 bis 40 Dollars die Woche erhalten. Am besten wird gewöhnlich der Geschäftsführer des Blattes honorirt, da von ihm und seiner Befähigung der Reingewinn zum größten Theile abhängig ist.

Zeitungen, welche ganz aus Originalarbeiten bestehen, sind nicht besonders beliebt. „Man hört Zeitungsleute sehr häufig äußern, daß sie bessere Artikel stehlen können, als sie zu kaufen im Stande sind. Hat man einen Aufsatz erworben und bezahlt, so fühlt man sich bewogen, das Ganze so, wie es ist, abzudrucken, auch wenn einzelne Theile wenig Interesse haben. Andererseits würde man keinen Anstand nehmen, einen guten Artikel, den man in einer anderen Zeitung findet, für den vorhandenen Raum und den Geschmack seiner Leser passend zurechtzuschneiden. Man bringt dann das Beste des Inhaltes in vielleicht etwas abgeändertem Wortlaute. Es ist gleichermaßen Thatsache, daß das Publikum zu viel Lesestoff nicht gerne sieht." Zu den erfolgreichsten Zeitungen gehören die, welche hiervon und namentlich von Originalartikeln nur wenig in ihren Spalten führen, z. B. der „Philadelphia Ledger" und die „New-York News." Auch Beilagen liebt das amerikanische Publikum nicht, und kaum wird jemand eine solche in einer Morgenzeitung entdecken, ohne sie verdrießlich hinweg zu wünschen. Und doch kosten diese Beilagen dem Herausgeber schweres Geld.

Mit geringen Ausnahmen stehen die amerikanischen Zeitungen in der äußeren Ausstattung den unserigen nach. Das Papier ist gewöhnlich grau und dünn, der Druck nicht recht scharf und wenig korrekt. Trotz des großen Formates sind die Blätter — einige wenige, darunter auch die deutsche „New-Yorker Staatsztg." ausgenommen — ärmer an Stoff als unsere großen Blätter. Gewöhnlich bilden ein Leitartikel politischen Inhalts, ein volkswirthschaftlicher Aufsatz, dann Neuigkeiten den Inhalt. Häufig mischen sich unter die letzteren humoristische und sensationelle Histörchen und mehr oder minder pomphafte Reklamen. Was das Format betrifft, so herrscht namentlich unter den Redakteuren und Herausgebern der kleinen Städte die Meinung, daß das Publikum einen recht großen Bogen wünsche. Der Zeitungsverleger draußen in der Provinz wird sein Format fortwährend vergrößern, wenn er genug Anzeigen bekommen kann, welche die Kosten der Vergrößerung decken, während er sich weniger Gedanken in Betreff der Verbesserung des Blattes nach seinem Inhalt und nach Druck und Papier macht.

Hinsichtlich der Neuigkeiten verläugnet ein amerikanisches Blatt das Wesen des Landes und Volkes, aus dem es hervorgegangen, niemals. Welch' ein

gewaltiger Aufwand an Schöpferkraft, an Unternehmungsgeist, Erfindung von Mitteln, welche Ausdauer und welche Verwegenheit werden in Bewegung gesetzt, damit das Publikum so rasch wir irgend möglich von allem, was in der Sphäre der Zeitung vorgeht, benachrichtigt wird! Der amerikanische Reporter bildet eine eigene Menschenklasse, von der uns Mark Twain ergötzliche Typen vorgeführt hat. Keine Rücksicht, auch nicht die auf seine Wohlfahrt oder Gesundheit kennend, läßt sich ein solcher „Soldat der Presse" durch kein Zartgefühl, keinen Anblick von Familienschmerz und ebensowenig durch den Umstand, daß dem Betreffenden die Stunden, ja die Minuten bereits zugezählt sind, weder durch Entfernung noch durch schlechtes Wetter, weder durch Gefahren noch durch Strapatzen abhalten, an Ort und Stelle zu eilen, dort sofort vor die rechte Schmiede zu gehen, auszufragen, zu verhören und mitleidlos die Sonde einzuführen, worauf sein Bericht mit der denkbar geringsten Diskretion und Schonung, aber auch mit möglichster Genauigkeit abgefaßt wird, um in wenigen Stunden aus der Presse in alle Welt zu gehen. Ist somit die amerikanische Berichterstattung musterhaft, so läßt das Feuilleton die gute Pflege, deren es sich bei uns erfreut, in Amerika fast immer vermissen, und was den Ton angeht, den viele Zeitungen in ihrer Polemik anschlagen, so ist er von der Art, daß man bisweilen seinen Augen nicht traut. Besonders stark sind hierin die Blätter des Südens und des Westens, wo die Grobheit nicht selten zur Rohheit, die Unartigkeit bisweilen zur häßlichsten Flegelei wird, wie ja hier gar häufig Knittelschlag, Steinwurf und Revolverschuß den Kampf der Parteien ausfechten zu helfen berufen sind.

Literatur.

Aphorismen zur monistischen Philosophie von Ludwig Noiré. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1877.

Der Verfasser hat der Menschheit schon eine ziemliche Anzahl Schriften philosophischen Inhalts geschenkt, in denen er den Zweck verfolgt, „den großen Entdeckungen, welche die wahre Philosophie gemacht hat, dadurch allgemeine Verbreitung zu verschaffen, daß er sie in ein leichteres Gewand kleidet." Die „wahre Philosophie" ist ihm die Kant'sche, und deren Verständniß ist „kaum den allerkleinsten Kreisen zugänglich geworden." „Kants größte Geistesthat ist der Nachweis, daß Zeit, Raum und Causalität keine Eigenschaften der Dinge, sondern apriorischer Besitz des erkennenden Subjekts, also subjektive Formen sind, mit welchen unsre Vernunft alle Erfahrungen macht." Diesem größten

Ergebnisse der spekulativen Philosophie gegenüber nehmen die Lehrbücher der Wissenschaft nach dem Verfasser den „Standpunkt naiver Unwissenheit und krasser Ignoranz" ein. „Unendlich viel klarer wird das Wesen der Erkenntniß, wenn wir den monistischen Grundgedanken zur Erläuterung des Kant'schen Idealismus beifügen." Kant sagt: „Nur was in Zeit und Raum sich darstellt und wir nach dem Satze vom Grunde ordnen, vermögen wir zu erkennen." Herr Noiré glaubt das besser so ausdrücken zu können, wenn er sagt: „Die Welt hat nur zwei Eigenschaften: Bewegung und Empfindung, nur mit Hülfe dieser beiden Eigenschaften kann eine Erkenntniß möglich gemacht werden. Je höher das Empfinden und das Erinnern sich in einem Wesen steigert, um so vollkommener wird seine Erkenntniß. Aber nur Individuen, bestimmte und begrenzte Wesen, vermögen zu empfinden, und so kann auch nur Bestimmtes und Begrenztes in ihr Bewußtsein einziehen. Die eigenste Form des Bewußtseins ist die Zeit, die eigenste Form der Bewegung ist der Raum. Beide sind freilich nichts Reales, aber die Eigenschaften Empfindung und Bewegung sind über allem Zweifel real." „Die Welt von innen und von außen, die Welt des Subjekts und die Welt als Erscheinung, die Welt als Bewegung und die Welt als Empfindung oder Wille — beide ein einziges, untrennbares Wesen, nur nach dem Gesichtspunkte, von dem sie betrachtet werden, verschieden, das ist die Idee des Monismus", der nach der Ansicht des Verfassers „die endliche Ausgleichung der Gegensätze von Spiritualismus und Materialismus, von Idealismus und Realismus, die Philosophie der Zukunft" ist. Die Aphorismen sollen diese Gedanken in freier Form darstellen. Wir überlassen sie der Prüfung der Philosophen vom Fach; dieselben dürfen aber den Professortitel nicht tragen; denn, wie Herr N. mit Feuerbach sagt: „Es ist das spezifische Kennzeichen eines Philosophen, daß er kein Professor der Philosophie ist."

Die Aargauer Geßler in Urkunden von 1250 bis 1513. Von E. L. Rochholz. Heilbronn, Verlag von Gebr. Henninger, 1877.

Diese Sammlung von Urkunden liefert zunächst den Beweis, daß es niemals einen Landvogt Geßler zu Uri oder Schwyz gegeben hat, der das Volk tyrannisch bedrückt hätte und von Tell oder irgend einem Andern getödtet worden wäre. Sodann aber erklärt sich auch aus den Einzelnheiten der hier mitgetheilten Dokumente mit derselben Bestimmtheit, warum gerade der Name Geßler für die bekannte Zwingherrnrolle ausgewählt worden ist. Nicht ein von der Volkssage begangener Anachronismus liegt darin vor, sondern eine bewußte Verläumdung durch Parteischriftsteller, eine Fabel von Lohnschreibern

der Kantonsregierungen. Die vergrößerungssüchtigen Kantone hatten von dem Geßler'schen Grundbesitze Stücke an sich gerissen, sie hatten Entschädigung erst versprochen, dann verweigert, sie lehnten ab, vor dem Schiedsgericht der oberdeutschen Städte in der Sache Recht zu nehmen, infolge dessen kam es zweimal darüber zur Fehde, welche die schweizerische Nordgrenze unsicher machte, und diese Kette von Ungerechtigkeiten gaben den damaligen Parteischriftstellern den Gedanken ein, den Geschädigten und Bedrückten selbst in einen Gewaltthäter umzustempeln und die Bedränger als die Bedrängten hinzustellen. Man sieht, es ist die Fabel vom Lamme, das dem Wolfe das Wasser getrübt hat. Die schwere Beeinträchtigung, welche die Geßler im Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts von Seiten der Schweizer erlitten, sollten sie schon hundert Jahre früher selbst an der Schweiz verübt haben. Freilich dachten die Chronisten, welche diese Lügen in die Welt setzten, nicht daran, daß die Dokumente, in welchen das Bekenntniß des an den Geßlern verübten Raubes zu lesen ist, in den Archiven erhalten bleiben würden und eines Tages ans Licht gezogen werden könnten. Der Herausgeber dieser Urkunden hat sich mit seiner Arbeit ein entschiedenes Verdienst um die schweizerische Geschichtsforschung erworben, zumal er die von ihm (und Andern) gesammelten Dokumente durch sachgemäße Anmerkungen erläutert und verständlich gemacht hat, die selbst wieder auf urkundlichen Angaben beruhen. Warum er die lateinischen Urkunden nicht im Original, sondern in deutscher Uebersetzung mittheilt, ist uns unverständlich. Für Ungelehrte kann das Buch doch nicht bestimmt sein.

Die Anfänge des Staats- und Rechtslebens. Ein Beitrag zu einer allgemeinen vergleichenden Staats- und Rechtsgeschichte von Dr. A. H. Post. Oldenburg, 1878. Schultze'sche Hofbuchhandlung.

Ein recht willkommen zu nennender, wenn auch noch Manches vermissen lassender Versuch, auf Grund der Kenntniß der Rechte aller Völkerschaften der Erde, auch der wilden Stämme, zur Erkenntniß des Wesens des Rechtes zu gelangen. Der Verfasser, welcher sich der Unvollständigkeit seiner Arbeit bewußt ist, hat sich darauf beschränkt, Thatsachen aus den Rechten der Menschenkreise zusammenzustellen, welche über die Anfänge des Staatslebens noch nicht hinausgelangt sind. Die Rechte der europäischen Kulturvölker sind nur in so weit berücksichtigt, als analoge Erscheinungen dazu Anlaß gaben, und auch dann begnügt sich der Verfasser mit bloßen Andeutungen, um nicht Bekanntes nochmals auszuführen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. **Hans Blum** in Leipzig.
Verlag von **F. L. Herbig** in Leipzig. — Druck von **Hüthel & Herrmann** in Leipzig.

Die Abänderung und Ergänzung des Gesetzes über den Unterstützungswohnsitz.*)

(Aus Baden.)

I.

Dem Bundesrath des Deutschen Reiches ist bekanntlich unter dem 30. Mai d. J. von dem Reichskanzler der Entwurf eines Gesetzes betreffend Abänderung und Ergänzung des Gesetzes über den Unterstützungswohnsitz vom 6. Juni 1870 nebst Motiven zur Beschlußnahme vorgelegt worden.

Die in Vorschlag gebrachten Aenderungen bezw. Ergänzungen sind hauptsächlich folgende:

1. An Stelle der zweijährigen Frist für Erwerb und Verlust des Unterstützungswohnsitzes (§§ 10 ff., 22 ff.) tritt die einjährige;
2. das zu selbstständigem Erwerb und Verlust des Unterstützungswohnsitzes befähigende Lebensalter wird vom zurückgelegten 24. auf das zurückgelegte 21. Lebensjahr herabgesetzt (§§ 10, 22);
3. die in § 29 bestimmte sechswöchentliche Verpflichtung des Ortsarmenverbandes des Dienstortes wird auf die Dauer von drei Monaten erweitert, und es wird die dem Ortsarmenverband des Dienst- oder „Arbeitsortes“ auferlegte Verpflichtung, dem Erkrankten innerhalb der erwähnten Frist die erforderliche Kur und Verpflegung zu gewähren, nicht wie bisher auf „Personen, welche im Gesindedienst stehen, Gesellen,

*) Im Nachstehenden geben wir den wesentlichsten Inhalt eines Berichtes wieder, welcher der am 11. August d. J. in Lörrach stattgehabten Versammlung der badischen Kreisausschüsse von dem Lörracher Kreisausschußmitglied Höchstetter erstattet worden ist. Da gerade von Baden aus eine sehr lebhafte Agitation gegen den Novellenvorschlag des Reichskanzlers entfaltet wird, so möchte es vielleicht nicht ohne Interesse sein, auch eine gegentheilige Stimme aus diesem Lande zu vernehmen.

Gewerbegehülfen, Lehrlinge" beschränkt, sondern es werden zu dieser Klasse auch die „Fabrikarbeiter, land- und forstwirthschaftlichen Arbeiter" hinzugerechnet;

4. § 30 b erhält die Fassung:
„wenn der Unterstützte keinen Unterstützungswohnsitz hat, oder wenn „ein solcher sich nicht ermitteln läßt, derjenige Landarmen- „verband u. s. w.";

5. hinter § 64 wird neu eingeschaltet als § 64 a:
„Falls arbeitsfähigen Personen oder deren nicht arbeitsfähigen An- „gehörigen öffentliche Unterstützung gewährt werden muß, können die „ersteres Seitens der Landesbehörde im Wege des Verwaltungsstreit- „verfahrens zur Arbeit innerhalb oder außerhalb eines Arbeitshauses „angehalten werden."

Die Vorschläge sind tiefeingreifende, es werden durch sie, falls sie Gesetzeskraft erlangen, die sämmtlichen mit Ausübung der öffentlichen Armenpflege betrauten Verbände irritirt, und es ist nicht zu verkennen, daß sie, in der Praxis wirksam geworden, dem großen Gebiete der öffentlichen Armenpflege eine gegen die bisherigen Verhältnisse zwar nicht wesentliche, immerhin aber doch beachtenswerth veränderte Signatur verleihen werden. Man hat dies sofort in den weitesten Kreisen theils mehr oder minder klar erkannt, theils auch nur instinktmäßig gefühlt, und es ist daher begreiflich, wie in der Tagespresse bereits die mannichfachsten Erörterungen über den Gesetzesvorschlag gepflogen wurden, als auch, wie Vereinigungen politischen und volkswirthschaftlichen Charakters, wie Armenverbände und deren Organe sich in Darlegung zustimmender oder ablehnender Voten förmlich überbieten.

Wenden wir uns zunächst zu der Frage, ob überhaupt und aus welchen allgemeinen Gründen eine Abänderung beziehungsweise Ergänzung des Unterstützungs-Wohnsitz-Gesetzes geboten erscheine. Die Kritiker und die Gegner unserer derzeitigen Armengesetzgebung theilen sich in zwei Klassen, in die Klasse derer, welche das System und die prinzipielle Grundlage der Gesetzgebung antasten und in die jener, welche, ohne an diesen beiden rütteln zu wollen, einzelne in der Praxis hervorgetretene Lücken und Unzukömmlichkeiten ergänzt und beseitigt wünschen. Die Forderungen der ersteren Klasse sind selbstverständlich in dem vorliegenden Gesetzentwurf nicht in Betracht gezogen worden. Wir können uns deshalb in Bezug auf sie auch ganz kurz fassen. Es sind in jener Klasse vor Allem die Vertreter des politischen und, so wenig sie dies auch Recht haben wollen, des wirthschaftlichen Rückschritts geschaart. Sie suchen das Heilmittel für die wirthschaftlichen Schäden der Gegenwart in der Rückkehr zu überlebten Zuständen. Sie schildern die alte „Heimathgemeinde"

mit ihren gemüthlich patriarchalischen Verhältnissen so idyllisch schön, daß ihr gegenüber der fröstelnd kalte „Unterstützungswohnsitz" als ein förmliches Scheusal für den mit Herz und Gemüth ausgestatteten Menschen erscheint. Die Freizügigkeit soll beschränkt werden, damit der Arbeiter nicht etwa aus Genußsucht (!) in die Städte weglaufe, sondern hübsch konservativ in seiner angestammten Gemeinde als Knecht und Taglöhner das Feld bebaue, eine Arbeit, die seine Väter und Großväter ja auch gethan und bei der sie sich ganz wohl befunden haben! Wir können verstehen, wie einzelne wohlmeinende Leute der Ansicht sein mögen, als sei durch Wiedereinführung der alten Wuchergesetze die von gewissenlosen Geldmännern systematisch betriebene Ausbeutung finanziell gedrückter Volkskreise mit einem Schlage zu beseitigen. Wir gehen nicht allzu strenge ins Gericht mit jenen, welchen die Rückkehr zum alten Zunftzwang das unfehlbare Heilmittel dünkt, die gewerblichen Schäden der Gegenwart binnen kürzester Frist zu heilen. Den meisten Vertretern solcher Anschauungen fehlt der weite, umfassende Blick, das tiefeindringende Verständniß der im Lauf der Jahre mit absoluter innerer Nothwendigkeit so wie sie jetzt liegen gestalteten Verhältnisse. Besäßen sie jenen Blick und dieses Verständniß, so müßten sie sich sagen, daß trotz der Wuchergesetze die gerügte Ausbeutung einzelner Volksklassen in früheren Zeiten eben so lebhaft, ja vielleicht noch lebhafter im Schwunge war, als sie es jetzt ist. Und weiß man gar nichts von den großen Schäden, die der frühere Zunftzwang gebracht hat? und ist es durchaus unbekannt, wie die tiefsten Ursachen der gewerblichen Schäden unserer Tage nicht in der Beseitigung dieser überlebten Institution, sondern in ganz anderen Faktoren enthalten sind? Die alte „Heimathgemeinde" war nicht immer so idyllisch schön, namentlich nicht für den Unglücklichen, der, als Knabe weggezogen, im Alter vielleicht schuldlos wirthschaftlich ruinirt, von der Stadt, in der er seine Arbeitskraft redlich verbraucht hatte, mit Weib und Kindern der „lieben Heimath" zugeschoben wurde. Und die vielgerühmte „Schollenhörigkeit" früherer Tage, sie hat gewiß Manchen in soliden Schranken der einfach ländlichen Lebensweise festgehalten. Es ist aber damit nicht bewiesen, daß Solche, wären sie als Arbeiter nach der Stadt weggezogen, dort ihre Verhältnisse minder solid gestaltet haben würden, ja daß sie mit der dortigen Verwerthung ihrer Arbeitskraft sich nicht vielleicht ein finanziell weit besseres Loos errungen haben würden. Die Freizügigkeit ist ein deutsches Grundrecht und darf nimmermehr angetastet werden. Keiner, am allerwenigsten aber der minder Besitzende, darf gehindert werden, seine wirthschaftliche Arbeitskraft dorthin zu tragen, wo er sich von ihrer Verwerthung den relativ größten Vortheil versprechen muß. Dieser, dem ureigensten Naturrecht entnommene Grundsatz ist zur Geltung gelangt; nur ein Akt der brutalsten Revolution könnte ihn hin-

fällig machen. So lange aber dieser Grundsatz in Geltung bleibt, ist auch die alte „Heimathgemeinde" verloren. Die Aufenthaltsgemeinde, der „Unterstützungswohnsitz" muß nicht absolut „kalt und unfreundlich" sein und ist es in der That dem in den neuzeitlichen Verhältnissen Aufgewachsenen nicht.

Ferner wird das ganze System unserer Armengesetzgebung von denen angetastet, welche dem Recht des Einzelnen auf „souveräne (!) Freizügigkeit" das Recht — warum nicht gleich die Pflicht? — der Gesammtheit in ihrer Organisation als Gemeinde, Kreis, Staat auf „souveräne Gleichgültigkeit" gegen die Noth des Hilfsbedürftigen entgegensetzen wollen. Es sei ein absoluter Widerspruch — so wird von dieser Seite aus geltend gemacht — daß man bei „unbedingter (!) Freizügigkeit" noch von einer Unterstützungspflicht des Aufenthaltsortes rede und diese Pflicht gesetzlich feststelle, es sei dies ein Zugeständniß an die Forderung des „Communismus", die Gesetzgebung habe gewissermaßen „eine staatliche Versicherungsanstalt gegen die finanziellen Folgen des Leichtsinns" geschaffen. Allzu scharf macht schartig, und so wird auch jeder Kundige sich gegenüber solch' ungeheuerlichen Deklamationen des dicksten Unverstandes eines mitleidigen Lächelns nicht erwehren können. Die Schaffung amerikanischer Verhältnisse bezüglich der Armenpflege, d. i. die absolute Indifferenz der Gesetzgebung gegenüber dem Hilfsbedürftigen, die Ueberlassung desselben an die Privatwohlthätigkeit der Vereine, der Kirchen, der Einzelnen, eventuell an das Elend würde unter unseren deutsch-europäischen Verhältnissen die schwersten Gefahren heraufbeschwören. Es mag insbesondere gewissen kirchlichen Kreisen und Richtungen, freilich aus ganz anderen Gründen, als denen der Humanität, willkommen sein, wenn der hartherzige Staat den Nothleidenden hinwegweist, daß die Kirche ihm die helfende Hand reiche. Es mag auch sein, daß ab und zu Einzelne sich in frivoler Weise darauf verlassen, man müsse sie einst doch unterstützen. Aber abgesehen von den Gründen der Humanität, so sind die großen Gefahren, welche dem Staatsverband als solchem drohen, welche sich in Bezug auf Sittlichkeit im weitesten Sinn des Wortes ergeben würden, wenn man die Unterstützungspflicht für Privatsache erklärte, — sie sind dermaßen schwerwiegend, daß der moderne Rechts- und Kulturstaat sich niemals dazu wird verstehen können, jenen Schritt zu thun. Die aus der Ausdehnung der persönlichen Freiheit des Einzelnen entspringende Konsequenz der erhöhten persönlichen Verantwortlichkeit, das energische Aufbieten der Selbsthilfe muß auf anderem Wege zur realen Geltung gebracht und in solcher Geltung erhalten werden.

Was nun die Klasse derer betrifft, welche unter Festhaltung der prinzipiellen Grundlage und mit Anerkennung des Systems der gegenwärtigen Armengesetzgebung einzelne in der Praxis hervorgetretene Lücken und Unzu-

kömmlichkeiten beseitigt wünschen, so vernehmen wir hier vor Allem die Klage über den erheblich gestiegenen Armenaufwand. Daß der Armenaufwand gegen früher gewachsen ist, wird nicht bestritten, indessen ist die Steigerung nicht so erheblich, wie behauptet wird, und keinesfalls ist eine unverhältnißmäßige Steigerung konstatirt. Ein Wunder wäre es, wenn bei der progressiv fortgeschrittenen Entwerthung des Geldes, wie wir sie erlebt haben, wo auch das Budget der kleinsten Haushaltung gegen früher sehr gewichtig veränderte Zahlen aufweist, einzig die Position für den Armenaufwand dieselbe geblieben wäre. Sodann darf nicht unbeachtet bleiben, daß, wenn der Armenaufwand, wie wir einräumen, gestiegen ist, doch wohl auch die zur Deckung des Aufwands beitragspflichtigen Kapitalien erhöhte sind. Die Gründe der Steigerung anlangend, so ist in erster Linie nicht zu verkennen, daß jeder Uebergang aus alten Zuständen in neue, mannichfache Gefahren in sich birgt, und wenn in unserem Falle bei dem Uebergang aus dem Zunftzwang in die Gewerbefreiheit, aus der bürgerlichen Seßhaftigkeit in die Freizügigkeit, aus den alten Ehebeschränkungen in die Periode der Hinwegräumung aller Hindernisse für Gründung des eigenen Herdes, diese Gefahren in der Form leichtsinniger Geschäftsunternehmungen, verfrühter Gründung des Haushalts und dergl. zu Tage traten, und dann unangenehme Folgen für die Armenverwaltung sich ergaben, so kann man dies immerhin beklagen, der Einsichtige aber wird es nicht anders erwartet haben, und ebenso sagt er sich, daß das in der Uebergangsperiode bezahlte Lehrgeld ein für allemal bezahlt ist. Daß nun aber selbst einsichtsvolle, tiefer blickende, denkende Männer, die seiner Zeit bewüßt für jene liberalen Forderungen eingetreten sind, jetzt, wo in der Uebergangszeit einige schlimme Folgen sich zeigen, in einer Weise, die auch den Geldbeutel in Mitleidenschaft zieht — daß sogar solche Männer verblüfft stehen, und halb schüchtern, halb wehmüthig nach Mittelchen ausschauen, die sie aus dem reaktionären Lager zu Hilfe rufen möchten, das offenbart eine Mattherzigkeit der Gesinnung, einen Mangel an Energie im Durchführen des für richtig erkannten Prinzips, die uns eher jedes andere Gefühl einflößen, als das der Achtung und der Bewunderung. Was insbesondere die letzten Jahre betrifft, so leiden die für das gesteigerte Armenbudget in Anspruch genommenen Steuerzahler eben auch mit unter den Folgen der Ueberproduktion, des geschäftlichen Schwindels, von dem Deutschland nach dem französischen Krieg ergriffen war. Uebrigens darf auch nicht unbeachtet bleiben, daß der Armenaufwand beträchtlich weniger gewachsen wäre, wenn die einzelnen Organe und Behörden der Armenpflege bei Ausübung derselben sorgsamer verfahren würden, als sie vielfach thun.

Unserer derzeitigen Armengesetzgebung wohnen zwei Grundgedanken als die leitenden inne. Der eine ist der, daß die Unterstützung des Hilfsbedürftigen

der Aufenthaltsgemeinde zur Last fallen solle, aber nur — und hiermit wird der zweite Grundgedanke eingeführt — insoweit diese Aufenthaltsgemeinde bereits zum Voraus durch dort gewährte wirthschaftliche Leistungen des zu Unterstützenden einigermaßen ein Aequivalent erhalten habe. Der Gesetzgeber hat diese Gedanken legislatorisch dahin ausgestaltet, daß er verfügte: unterstützungspflichtig ist die Gemeinde des Unterstützungswohnsitzes, d. i. derjenige Ortsarmenverband, innerhalb dessen der jetzt Hilfsbedürftige nach zurückgelegtem 24. Lebensjahre zwei Jahre lang ununterbrochen seinen gewöhnlichen Aufenthalt gehabt hat. Verloren wird der Unterstützungswohnsitz durch zweijährige ununterbrochene Abwesenheit; der Lauf der zweijährigen Frist ruht während der Dauer der von einem Armenverband gewährten öffentlichen Unterstützung; er wird unterbrochen durch den gemäß § 5 des Freizügigkeitsgesetzes gestellten Antrag auf Anerkennung der Verpflichtung zur Uebernahme eines Hilfsbedürftigen (R.-U.-W.-G. § 10 ff.); hat der Unterstützte keinen Unterstützungswohnsitz, so ist derjenige Landarmenverband (in Baden der Kreis) unterstützungspflichtig, in dessen Bezirk der zu Unterstützende sich bei dem Eintritt der Hilfsbedürftigkeit befand (R.-U.-W.-G. § 30 b). Durch diese Bestimmungen fühlt man sich von Seiten der Armenverbände beschwert und es sind die lebhaftesten Klagen laut geworden.

In erster Linie beschweren sich die Städte, welche die während zwei Jahren innerhalb ihres Bezirks bethätigte wirthschaftliche Leistung der massenhaft zuströmenden Arbeiterbevölkerung nicht als ein entsprechendes Aequivalent ansehen, für die darauf folgende Verpflichtung, den Hilfsbedürftigen unter Umständen viele Jahre lang zu unterstützen. Das in Folge dieser Verpflichtung jährlich wachsende Armenbudget werde — so hat man von jener Seite aus behauptet — schließlich die Städte finanziell ruiniren. Daß die Armenverbände eine vorgeschlagene Gesetzesänderung vor Allem auch unter dem speziellen Gesichtspunkt der Erhöhung oder der Minderung ihrer Armenlast betrachten, finden wir begreiflich, ja es ist das ganz am Platze. Aber der einzige Gesichtspunkt darf das nicht sein, und jedenfalls steht der Gesetzgeber „auf einer höher'n Warte, als auf den Zinnen der Partei." Was das Anwachsen der städtischen Armenbudgets betrifft, so beziehen wir uns zunächst auf das oben über das Anwachsen der Armenbudgets überhaupt Gesagte, es ist dies vollständig auch hierher zu ziehen, insbesondere die Bemerkung hinsichtlich des gleichzeitig gewachsenen, zur Armenlast beitragspflichtigen Steuerkapitals. Aber auch wenn wirklich das Armenbudget der Städte selbstverständlich sind zunächst nur die größeren Städte, von den kleineren vorwiegend nur die industriellen Städte in's Auge gefaßt — mehr als nur im Verhältniß zu dem erhöhten Steuerkapital gestiegen sein sollte, so müßte man eben einfach sagen, daß die Städte

unter den früheren Zuständen ganz abnorm begünstigt waren und das sich jetzt lediglich ein Akt der ausgleichenden Gerechtigkeit vollzogen hat. Trotzdem wollen wir nicht bestreiten, daß auch die Städte Ursache zur Klage haben und daß einige Berechtigung vorhanden ist, von der Gesetzgebung Hilfe zu beanspruchen. Wir sind aber der Ansicht, daß diese Hilfe kaum weiter wird gewährt werden können, als in dem Sinne des von uns unter Ziffer 5 und etwa noch Ziffer 4 verzeichneten Einzelvorschlags. Die Hauptthilfe hätten die Städte unseres Erachtens durch Errichtung obligatorischer Hilfskassen, wovon weiter unten die Rede sein wird, sich selbst zu leisten. Schließlich möchte wohl zu beachten sein, daß die Städte vielfach in den letzten Jahren einen Massenzufluß der Bevölkerung derart für glückbringend angesehen haben, daß sie denselben nachdrücklichst erleichterten, ja zum Theil künstlich beförderten. Hiermit wurden manche Geister gerufen, die 'man jetzt gerne los sein möchte. Je mehr allmählich die Folgen des ungesunden Aufschwungs sich verlieren, den Handel und Wandel nach dem französischen Kriege genommen haben, je mehr sich alles wieder in's Gleichgewicht setzt, desto mehr wird aus Mangel an lohnender Arbeit in den Städten die ungesunde Uebervölkerung derselben abnehmen, und dies wird selbstverständlich auch eine Erleichterung der städtischen Armenbudgets bewirken.

Weit begründeter als die Klagen der Städte erscheinen uns die der ländlichen Ortsarmenverbände. Diese und mit ihnen die Armenverbände der kleinen Landstädtchen, beschweren sich, daß in Folge der nach den Städten zudrängenden Fluktuation der Arbeiterbevölkerung, so lange die zweijährige Frist für Erwerb und Verlust des Unterstützungswohnsitzes bestehe, insbesondere noch in Verbindung mit der gegenwärtigen Festsetzung des zum Erwerb und Verlust erforderlichen Lebensalters „mit der Unterstützung Verzogener und ihrer Angehörigen Armenverbände belastet werden, denen die wirthschaftlichen Leistungen des Hilfsbedürftigen weder zu Gute gekommen sind, noch zu Gute kommen werden." („Motive" zum Gesetzentwurf.) Es ist richtig, daß vor Allem die Agrarier diesen Punkt als das ceterum censeo auf das Programm ihrer Beschwerden und Forderungen gesetzt haben. Aber von vornherein schon deßhalb sich gegen denselben ablehnend verhalten zu wollen, wäre ebenso ein Zeichen blinden Parteihasses, als es grobe Unkenntniß voraussetzen würde, wenn man behaupten wollte, die Beschwerde werde nur in den Kreisen der Agrarier vernommen. Man kann die Beschwerde bei uns in Baden fast auf jedem Dorfe hören, auch auf solchen, deren Bewohnern der Name „Agrarier" noch nie zu Ohren gekommen ist, und wenn dieselbe, allerdings mit anderen als in der Sache selbst liegenden Gründen einen feststehenden Punkt auf der Traktandenliste der Agrarier bildet, so beweist das nur, daß auch in sonst recht schief gewickelten Parteiprogrammen vollständig Berechtigtes sich finden kann. „Es ist eine sehr starke Zumuthung, wenn behauptet

wird, daß Massen von Arbeitern, welche in Zeiten industriellen Aufschwungs, Zeiten des Schwindels vielleicht, ihnen mittelst vorübergehender hoher Löhne weggelockt worden sind, in den folgenden Zeiten der Krise und des Krachs zur Ernährung ihnen wieder zugesandt werden, vielleicht mit verderbten Sitten und krankhaften Kindern. Es ist eine schreiende Unbilligkeit, daß Burschen, welche mit 16—17 Jahren schon ihr Heimathsdorf verließen, um in einer anderen Gemeinde in den Dienst der Industrie zu treten, etwa mit dem 25. oder 26. Lebensjahre als unterstützungsberechtigte Angehörige mit Frau und Kind dem „Heimathsdorfe“ wieder aufgedrängt werden. Wenn über ein solches Mißverständniß von ländlicher Seite schon lange bittere Klage geführt wird, so kann das nicht Wunder nehmen.“ („Köln. Ztg.“ vom 16. Juni d. J.) Unseres Erachtens läßt sich an dieser Deduktion nicht rütteln. In ihren Geleisen aber bewegt sich das Denken und Erwägen großer Volkskreise, und es haben deßhalb die gesetzgebenden Faktoren sorgsam zu prüfen, ob nicht dieser Stimmung legislatorisch Rechnung zu tragen sei. Mit der Aufnahme des von uns unter Ziffer 1 aufgeführten Punktes in unsere Gesetzesvorlage hat sich der Reichskanzler in bejahendem Sinne entschieden, unserer Ueberzeugung nach mit Fug und Recht.

Schon oben wurde aus den Motiven zum Gesetzesvorschlag erwähnt, daß auch die Festsetzung des zum Erwerb und Verlust des Unterstützungswohnsitzes erforderlichen Lebensalters (zurückgelegtes 24. Lebensjahr) vielfach als nicht richtig bemessen erachtet werde. Wir glauben getrost behaupten zu können, daß nichts die ursprüngliche sogen. Heimathgemeinde oder auch die Gemeinde des Unterstützungswohnsitzes derart verbittert und mißstimmt, als wenn Leute, die vielleicht sofort nach ihrer Schulentlassung aus der Gemeinde weggezogen waren, im Alter von 24 bis 25 Jahren mit Weib und Kind, krank, mit gebrochener Körperkraft, vielleicht für Jahrzehnte unterstützungsbedürftig, der „Heimathgemeinde“, der Gemeinde des Unterstützungswohnsitzes zugewiesen werden. Soweit unsere Wahrnehmungen reichen, ist auch die Herabsetzung vom 24. auf das 21. Lebensjahr der am wenigsten umstrittene Punkt des Novellen-Vorschlags. Seine Aufnahme in die Vorlage wird demnach, wie es scheint, am meisten gerechtfertigt erachtet.

Der Landarmenverband hat hauptsächlich den Wunsch, daß die Zahl der ihm zugetheilten, erfahrungsmäßig am schwierigsten zu behandelnden Armen nicht allzu sehr wachse. Wir können nicht annehmen, daß in Folge der projektirten Gesetzesänderung ein solches Wachsthum eintrete.

Eine Klage noch, gleichmäßig von allen Armenverbänden vernommen, verdient gehört zu werden. Es ist die über Geschäftsbelastung in Folge der zeitraubenden Feststellungen und Verhandlungen über vorhandenen oder fehlenden Unterstützungswohnsitz, über Anerkennung oder Ablehnung der Unterstützungs-

pflicht u. s. w. Jedem, der auch nur flüchtig in diese Verhältnisse hineingeblickt hat, muß feststehen, daß bezüglich dieses Punktes Abhilfe dringend nöthig ist. Insbesondere die Bürgermeister und Rathsschreiber sind in den letzten Jahren mit einer Fülle von zuvor nicht gekannten geschäftlichen Auflagen bedacht worden, der Kreis ihrer Dienstobliegenheiten hat sich dermaßen erweitert, daß es erfahrungsgemäß jetzt schon mitunter schwer wird, Männer zu finden, die in der Lage sind, die für die Führung der betreffenden Aemter erforderliche Zeit und Arbeitskraft aufwenden zu können. Wir stehen nicht auf Seite Derer, welche aus diesem Grunde Beschränkungen in der Selbstverwaltung fordern. Im Gegentheil, wir wünschen Erweiterung des Kreises der Selbstverwaltung, aber gleichzeitig — und das läßt sich erreichen — Geschäftsvereinfachung. Auf dem Gebiete der Armenpflege dürfte Geschäftsvereinfachung in wirksamer Weise mit Inkraftsetzung der unter Ziffer 1 und 3 aufgeführten Punkte herbeizuführen sein. Endlich ist allbekannt, wie schwierig in vielen Fällen die Festsetzung der bezüglich eines Zeitraums von zwei Jahren zu eruirenden Aufenthaltsverhältnisse ist, welche Unsumme schriftlicher und mündlicher Erörterungen, Zeugenvernehmungen und dergl. resultatlos verlaufen. Die Minderung der Frist auf ein Jahr wird von den mit Führung der vorerwähnten Geschäfte betrauten Stellen und Personen schon lange gewünscht.

Wir haben die gegen einzelne Bestimmungen der derzeitigen Armengesetzgebung erhobenen, dem Gebiet der Praxis entstammenden Klagen vernommen. Lassen wir nun auch die Theoretiker zu Worte kommen, und zwar sofort mit einem Satz, der zwar grau scheinen mag, wie alle Theorie, aber in seiner praktischen Anwendung des Lebens goldnen Baum also befruchten muß, daß dieser in Grün strahlen wird, frischer denn zuvor. Wir haben oben schon von der Freizügigkeit gesprochen als einem deutschen Grundrecht, das nicht verkümmert werden darf. Unser Ideal ist die unbeschränkte Freizügigkeit. Dieselbe ist zur Zeit nur unvollkommen verwirklicht, indem das Freizügigkeitsgesetz vom 1. November 1867 zwar die Geschlossenheit des Gemeindeverbandes und die damit zusammenhängende Selbstbestimmung der Gemeinden über die Aufnahme Neuanziehender aufhob, jedoch unter Zuweisung des Ersatzes, daß den Gemeinden das Ausweisungsrecht gegenüber solchen Personen gewährt wurde, hinsichtlich deren sich vor Erwerbung des Unterstützungswohnsitzes die Nothwendigkeit einer öffentlichen Unterstützung gezeigt hat und hinsichtlich deren nachgewiesen werden kann, „daß die Unterstützung aus anderen Gründen, als wegen einer nur vorübergehenden Arbeitsunfähigkeit nothwendig geworden ist" (Freizügigkeitsgesetz § 5). Wir wollen nicht an dieser Bestimmung als solcher rütteln. Es hieße das ein Grundprinzip unserer Armengesetzgebung antasten, und das halten wir zur Zeit durchaus nicht für angezeigt. Aber wie schwer

ist nicht oftmals im Einzelfall festzustellen, ob nur „vorübergehende Arbeitsunfähigkeit“ vorhanden sei, oder aber dauernde? und zu welcher Unsumme von Chikanen, Belästigungen, absoluten Unbilligkeiten und Härten hat der § 5 des Freizügigkeitsgesetzes schon die Hand bieten müssen? Sieht sich doch manche Arbeiterfamilie, mehr noch auf Landgemeinden, nahe an Fabrikstädten gelegen, als in den Städten, selbst von dem Augenblick ihres Zuzugs an, von Polizeibediensteten und anderen diensteifrigen Personen umlauert, ob nicht die Nothwendigkeit einer öffentlichen Unterstützung sich offenbare! Schwebt nicht der Familienvater in Gefahr, wegen eines hartnäckigen Katarrhfiebers, das ihn vielleicht kurz nach seiner Ankunft in der betreffenden Gemeinde befällt, noch ehe er seine Erwerbsverhältnisse völlig ordnen konnte, für „dauernd arbeitsunfähig“ erklärt zu werden? Man spricht vom Zuschieben solcher Personen, die voraussichtlich in Bälde unterstützungsbedürftig werden, aus einer Gemeinde in die andere, insbesondere aus Dorfgemeinden nach den Städten. Dieser Unfug kommt vor. Wie steht es aber mit jenen Fällen, wo der Ortsarmenverband Personen, die den Unterstützungswohnsitz noch nicht erworben haben, bei vorübergehender Noth, die der definitiv unterstützungspflichtige Armenverband gar nicht beachtet haben würde, Unterstützung geradezu anbietet, ja aufdrängt, damit man nachher das Ausweisungsverfahren einleiten könne oder damit wenigstens die Zeitdauer für Erwerb des Unterstützungswohnsitzes ruhe? und wie muß man urtheilen über das Verfahren von Ortsvorständen, welche durch Einflüsterungen, ja durch Drohungen bei den Hausbesitzern ihrer Gemeinden es dahin bringen, daß einer Familie, die möglicherweise der Gemeinde einmal zur Last fallen könnte, Quartal für Quartal die Wohnung gekündigt wird, bis sie schließlich in der Gemeinde kein Logis mehr erlangt und dann genöthigt ist, unter dem Schutz des Freizügigkeitsgesetzes weiter zu wandern? Wahrhaftig, man braucht kein Prinzipienreiter zu sein, um zu wünschen, die Verhältnisse möchten so liegen, daß von heute auf morgen durch Aufhebung jeder Frist für Erwerb und Verlust des Unterstützungswohnsitzes solch' heillosem Treiben mit einem Schlag ein Ende bereitet werden könnte. Die Verhältnisse liegen noch nicht so, und es müssen sich deshalb die entschiedenen Anhänger der Freizügigkeit mit dem Wunsche begnügen, daß die zweijährige Frist Abkürzung erfahre, damit das Damoklesschwert der Ausweisung wenigstens nur ein Jahr lang über den Häuptern schwebe. Dieses Verlangen aber befindet sich so sehr im Einklang mit den treibenden Grundgedanken des modernen Staats- und Volkslebens, daß ein nur einigermaßen tieferes Verständniß dieser Gedanken erforderlich ist, um die volle Nothwendigkeit für das Einbringen der unter Ziffer 1 erwähnten Gesetzesänderung einzusehen.

Kulturbilder aus Amerika.

Die Petroleum-Industrie.

Ueber dieses interressante Thema hat soeben Professor Höfer in Klagenfurt einen ausführlichen Bericht erstattet, der die Geschichte desselben, seine Statistik die in Betracht kommenden geologischen Verhältnisse, die Gewinnung des Rohöles und die Erzeugung des gereinigten Leuchtstoffes, den wir in unsern Lampen brennen, in gleich gründlicher Weise behandelt.*) Wir entnehmen demselben die folgenden Mittheilungen, bei denen wir alles das ausgeschieden haben, was nur für den Fachmann Interesse hat. Daß der Gegenstand willkommen sein wird, scheint uns keinem Zweifel zu unterliegen. Das Petroleum hat rasch unsere ganze Kulturwelt durchdrungen, es ist ihr fast in demselben Maße zum Bedürfnisse geworden wie die Steinkohle, es liefert unserer Schifffahrt jetzt den größeren Theil ihrer Frachten, es spielt eine hochbedeutsame Rolle in verschiedenen Zweigen der Industrie, unsere Handwerker, unsere Gelehrten und Schriftsteller arbeiten bei seinem Scheine, selbst in der politischen Geschichte hat es in Gestalt der Petroleusen sich geltend gemacht. Alle Haushaltungen geriethen in Bewegung, als im vorigen Jahre die Preise des beliebten Steinöles plötzlich bedeutend stiegen, und von hoher Wichtigkeit ist nicht blos für Oelmüller und Lichtzieher die Frage, wie lange es dauern wird, bis die Brunnen, die es liefern, erschöpft sein werden.

Und nun zur Sache, die zugleich höchst charakteristische Züge des amerikanischen Kulturlebens zeigt.

Schon in der Urzeit Nordamerikas ist das Petroleum hier bekannt gewesen und, wie unsre Schrift nachweist, von dem Kulturvolke, welches vor den Indianern Pennsylvanien, Ohio, Kanada und die Gegenden am Obern See bewohnte, bergmännisch gewonnen worden. Die Rothhäute wußten es ebenfalls zu schätzen, verstanden aber nicht, durch Schachte zu ihm zu gelangen, sondern begnügten sich damit, es von Gewässern, auf deren Oberfläche es sich sammelte, abzuschöpfen. Auch die Weißen in Amerika lernten es frühzeitig kennen und verwendeten es unter den Namen Bitumen, Naphtha oder Seneka-Oel als Salbe gegen Rheumatismen und Wunden. Bis vor wenigen Jahrzehnten aber gewann man es lediglich in der Weise der Indianer, und darauf war keine

*) Die Petroleum-Industrie Nordamerikas in geschichtlicher, wirthschaftlicher, geologischer und technischer Hinsicht. Von Professor Hanns Höfer. Mit 40 Illustrationen und 1 Tafel. 8. Heft des Berichts über die Weltausstellung in Philadelphia. Herausgegeben von der österreichischen Kommission für dieselbe. Wien, Kommissionsverlag von Faesi und Frick, 1877. 166 S.

nennenswerthe Industrie zu begründen. Versuche, das Steinöl zur Beleuchtung zu verwenden, wurden wiederholt schon vor einem halben Jahrhundert angestellt, aber stets bald wieder aufgegeben, da es, in der gewöhnlichen Lampe gebrannt, einen garstigen Geruch und eine rußende Flamme entwickelte und sich sehr feuergefährlich erwies. Allmählig aber wurde das Bedürfniß, aus den in der Erde aufgespeicherten Naphtamassen einen das gewöhnliche Brennöl ersetzenden Leuchtstoff zu erzeugen, diesseits wie jenseits des Atlantischen Meeres immer reger, und vor etwa zwanzig Jahren gewannen die Fabriken, welche aus bituminösem Schiefer, Erdpech und Kohlen feste und flüssige Leuchtstoffe, Photogen, Paraffin u. d. herstellten, große Ausdehnung, bis im Jahre 1860 das amerikanische Petroleum mit seiner Billigkeit dieser Industrie ein schleuniges Ende machte. Es liegt hier ein überaus deutlich sprechender Fall vor, der uns zeigt, in wie kurzer Zeit die Reichthümer des westlichen Erdtheils auf die gewerblichen Verhältnisse Europas wirken, wenn sie erschlossen werden, und wie sehr eine ununterbrochene Verfolgung der jenseits des Ozeans auf diesem Gebiete vor sich gehenden Veränderungen in unserem eigensten Interresse liegt. Es ging damit ganz ähnlich zu, wie mit den Schätzen am Obern See, welche die Kupferpreise dermaßen herabdrückten, daß in Europa ein Kupferbergwerk nach dem andern als unrentabel aufgegeben wurde.

In den fünfziger Jahren entstanden in Nordamerika, nachdem man geeignete Lampen erfunden, nach und nach in den atlantischen Hafenstädten 40 Fabriken zur Erzeugung brennbarer Flüssigkeiten aus schottischer Boghead-Kohle und Alberit, den Neubraunschweig lieferte, und 1860 betrug das Erzeugniß derselben schon zweimalhunderttausend Fässer. Da wurden die Petroleumquellen Pennsylvaniens erschlossen, die im genannten Jahre bereits eine halbe Million und im nächsten gar zwei Millionen Fässer in den Handel brachten. Die Eigenthümer jener Fabriken griffen sofort zu dem reichlich gebotenen heimischen Materiale, zum Rohöl, und so erklärt sich einerseits, wie die Raffinerie sogleich eine ungeheure Menge gereinigtes Petroleum in die Welt senden konnte, andererseits, wie ihre Hauptwerkstätten an der atlantischen Küste liegen. Der riesige Aufschwung der Petroleum-Industrie begann im Sommer von 1859 mit der Ausführung des Gedankens George Bissels, die unterirdischen Oeladern Pennsylvaniens mittelst artesischer Brunnen anzuzapfen. Die Idee wurde von Samuel Kier gut geheißen und zu deren Verwirklichung der Bohrmeister Smiths an den Obersten Drake in Newhaven, den Direktor der dortigen Rock Oil Company, empfohlen. Diese Gesellschaft pachtete bei Titusville ein Stück Land von 40 Hektaren, wo man schon seit längerer Zeit eine Oelquelle kannte, und im Juni 1859 fing man an zu bohren. Der erste Versuch fiel ungünstig aus und rief nur allgemeines Gespött hervor. Ein zweiter, geschickter angefangen,

glückte aber, indem Smiths Sonnabend, den 27. August in einer Tiefe von 22 Metern eine sechszöllige ölführende Kluft öffnete. Als Smiths am nächsten Montag wieder zum Bohrloche kam, fand er es mit Petroleum gefüllt, so daß er täglich 400 Gallonen herausholen konnte. Nach Erbauung einer Pumpe steigerte sich die tägliche Production auf 1050 Gallonen oder etwa 39 Hektoliter, die man im Durchschnitt zu 58 Mark pro Hektoliter verkaufte. Der 27. August 1859 ist also als der Geburtstag der gesammten amerikanischen Petroleum-Industrie zu betrachten.

Und damit war denn auch das „Oelfieber" geschaffen, jene unbeschreibliche echt amerikanische Hast, durch glückliche Petroleumfunde in kürzester Frist reich zu werden. Es bewirkte, daß das Land an den Ufern des Oil Creek und des Alleghany-Flusses wie im Nu zu bis dahin unerhörten Preisen pacht- oder kaufweise in Hände kam, welche Bohrungen auf Petroleum beabsichtigten. Die Aufregung stieg mit dem günstigen Erfolge mehrerer Unternehmer. Im November erreichten Barnsdale, Meade und Rouse in der Nähe des Drake'schen Bohrbrunnens in einer Tiefe von 26 Metern ebenfalls die ölführende Schicht, doch gab dieselbe hier nur ungefähr 8 Hektoliter täglich, bis man das Bohrloch auf 52 Meter abteufte, wo man sich mit einer Tageserzeugung von 63 bis 79 Hektolitern oder 40 bis 50 Fässern belohnt sah. Ein solcher Erfolg beschleunigte natürlich die Pulsschläge des Oelfiebers. Alles bestrebte sich, so rasch wie möglich Brunnen anzulegen, und hierbei ersetzte allgemein die Dampfkraft die zu langsam arbeitende Menschenhand, ein Vorgang, wie er damals in Europa im Bohrwesen selten war. Eine zweite Petroleum enthaltende Schicht wurde im Februar 1861 von Funk in der Nähe von Petroleum Centre in einer Tiefe von 200 Fuß erreicht. Bald eröffnete derselbe ebendaselbst eine dritte, die 400 Fuß tief lag und in einem überfließenden Brunnen, dem ersten seiner Art in Pennsylvanien, täglich 477 Hektoliter lieferte. Ein noch gewaltigeres Ergebniß gewann man auf der sogenannten Tarfarm, wo man durch den Phillips Well täglich 4770 Hektoliter oder 3000 Faß zu Tage förderte, während der Empire Well und der Noble Well ähnliche Massen von Steinöl ergossen.

Die Aufregung der Petroleumspekulanten, die Einwanderung einer bunt zusammengewürfelten Menschenmasse stieg, als dieß bekannt wurde, ganz außerordentlich. Das Kapital, die Arbeit, aber auch Abenteurer aller Art, der Abhub der bürgerlichen Gesellschaft wendeten sich den Oelregionen zu, und eine Zeitlang konnte man glauben, daß die entlegneren Goldfelder Californiens ihre Anziehungskraft völlig verloren hätten. Städte mit vielen Tausenden von Einwohnern, die in netten Holzhäusern wohnten, mit Post- und Telegraphenämtern, Hotels im großen Stil, Theatern, Restaurationen, elegant und reich ausgestatteten

Verkaufsläden, Spielhöllen und ähnlichen Lokalen bildeten die Abzugsquellen des leicht erworbenen und schnell rollenden Geldes und zeigten ein überaus bewegtes Bild des allgemeinen Hastens und Jagens nach Reichthümern und des leichtsinnigsten Vergeudens der Beute in unlauteren Genüssen. Tausende und aber Tausende von spekulirenden Köpfen und arbeitenden Händen, ein Wald von Bohrthürmen, lange, schwerbeladene Eisenbahnzüge belebten keine drei Jahre nach Eröffnung der ersten Oelquelle bei Titusville diesen früher tief einsamen, fast unwegsamen Landstrich — ein plötzliches Erblühen und Fruchtbringen, wie es in Europa kaum je erlebt, ja kaum begreiflich ist.

Aber nicht lange, so zeigte sich auch hier, daß der Ueberfluß oft Noth erzeugt. Der plötzlichen unermeßlichen Steigerung der Produktion folgte keine ihr entsprechende rasche Zunahme der Konsumtion, das Angebot begegnete keiner seiner Massenhaftigkeit gleichen Nachfrage, und so geschah es, daß ein Faß (1,59 Hektoliter) Rohöl um 10 Cents oder 40 Reichspfennige angeboten wurde, daß man mehrere überfließende Brunnen unverwerthet in den benachbarten Bach oder Fluß ablaufen zu lassen gezwungen war, und daß nur die reichsten Quellen noch eine Rente abwarfen, die ärmeren aber aufgegeben wurden. Kurz, dem unvergleichlich hohen Stande der Fluth folgte eine tiefe Ebbe, ungeheure Kapitalien schienen verloren zu sein, die jungen Städte leerten sich fast so schnell, als sie sich gefüllt hatten, ganze Gassen darin waren ohne Bewohner, verfielen oder wurden niedergerissen.

Die unerhört tiefgesunkenen Preise des Jahres 1861 waren das beste Mittel, die Nachfrage rasch wieder steigen zu lassen, die Produktion hatte bedeutend abgenommen. Beides wirkte zusammen, daß das Geschäft nach Verlauf von etwa zwei Jahren wieder zur Blüthe gelangte, und daß 1864 einzelne Posten Rohöl mit 14 Dollars oder 56 Mark pro Faß abgegeben wurden und der jährliche Durchschnittspreis sich auf 19 Mark 70 Pfennige stellte. Es war dies das glücklichste Jahr der amerikanischen Petroleum-Industrie. Auch sonst gestaltete sich Manches auf diesem Gebiete besser. Während der beiden ungünstigen Jahre 1862 und 1863 läuterte sich die bunte und großentheils unsaubere Gesellschaft, die sich in der Oelregion zusammengefunden hatte, und mit ihr der bis dahin recht wüst aufgetretene Geschäftsgeist, wenn er auch noch heute mit europäischen Anschauungen von Recht und Billig vielfach im Widerspruche steht. Drüben über dem großen Wasser, wo die Erde noch so reich an ungehobenen Naturschätzen ist, heißt es, dieselben in kürzester Frist möglichst ausbeuten, da stets neue, bisher nicht geahnte Konkurrenz droht. Daß hierbei, besonders in besonders ergiebigen Jahren viel verwüstet, vergeudet und verschleudert wird, ist naturgemäß und landesüblich. Das System erscheint uns als Raubbau und hat auch entschieden diesen Charakter, da es

auf die Zukunft keine Rücksicht nimmt. Dennoch ist dieses Verfahren, indem es die Möglichkeit bietet, billig zu produziren, gegenwärtig einer der mächtigsten Hebel bei dem raschen Aufschwunge vieler amerikanischer Industrieen.

Die Zeiten rastloser Bohrthätigkeit waren nicht immer so reich an überraschenden Erfolgen, wie wir sie oben verzeichnet haben. Der vielen resultatlosen Versuche, „dry holes", wird in den Berichten gewöhnlich keine Erwähnung gethan. Und doch haben auch diese für die Beurtheilung des Vorkommens von Petroleum in den Gebirgsschichten hohen Werth, indem sie über die Verbreitung der Petroleumlager Auskunft geben. Bis zum Jahre 1866 war man allgemein der Ansicht, daß sich diese unterirdischen Ablagerungen vorweltlicher Thierreste, antediluvianischen Fischthrans u. d. entsprechend den Wasserläufen auf der Erdoberfläche ausdehnen würden; dann aber gab man diese Meinung auf, indem sie durch Bohrungen mit sehr günstigem Erfolge widerlegt wurde. Von da an war in unmittelbarer Nachbarschaft der schon bekannten Gewinnungsgebiete neues ergiebiges Schurfterrain gegeben, und binnen Kurzem erhoben sich auf den Abhängen und Gipfeln des Pioneer-, des Benehoff- und des Stevenson-Hill die „derricks" oder Bohrthürme in Menge, und im Jahre 1868 war auch die Gegend von Tidioute und Triumph, von Pleasantville und Shamburg mit solchen übersäet.

Eine der Oelregion eigenthümliche Transportweise war die, daß man das Rohöl vom Bohrloche in oft viele Meilen langen Röhrensträngen nach der nächsten Eisenbahnstation leitete. Sie wurde schon 1861 eingeführt, aber die gußeisernen Röhren mit ihrer Bleivernietung an den Verbindungsstellen wurden sehr bald undicht, und so gab man die ganze Anlage auf. Glücklicher war Samuel Vansyckte, welcher zwischen Pithole und Miller Farm gewalzte zweizöllige Blechröhren anwendete, und indem dies Nachahmung fand, wuchs die gesammte Röhrenlänge im Laufe einiger Jahre auf mehrere Tausend englische Meilen an.

Die bisher erwähnten pennsylvanischen Orte, an denen mit Erfolg Oel erbohrt wurde, liegen durchweg nordöstlich und nördlich von der Stadt Franklin und werden unter der Bezeichnung „obere Oelregion" zusammengefaßt. Die „untere", südlich von Franklin gelegen, wurde erst im Oktober des Jahres 1865 durch eine Bohrung im Toms Run Tract bekannt, und da hier die Oellager sich durchweg mehr als 300 Meter unter der Erdoberfläche hinziehen, so wendete man ihnen nicht sogleich volle Aufmerksamkeit zu. Erst 1868, als zu Parkers Landing und bei dem benachbarten Lawrenceburg sehr ergiebige Petroleumquellen erbohrt wurden, ging man mit Energie an die Ausbeutung auch dieser Gegend, die gegenwärtig den wichtigsten Theil der nordamerikanischen Oelfelder bildet. Im Jahre 1873 hat man im Süden der untern Region bei

Karnsctiy den sogenannten dritten Sandstein durchstoßen und 21 Meter tiefer den vierten angefahren, der per Tag durchschnittlich 636 Hektoliter oder 400 Faß Oel lieferte. Die Gesammtteufe dieses Bohrlochs ist 468 Meter, und es gehört zu den tiefsten in Pennsylvanien. In demselben Jahre wurde, und zwar im März, auch der sogenannte Modocdistrikt erschlossen.

Die bedeutenden Erfolge der pennsylvanischen Oelsucher regten allenthalben die Lust zu schürfen an, überall begann man zu bohren, und an verschiedenen Stellen mit Glück, namentlich wurde festgestellt, daß sich Petroleum in ziemlich großen Quantitäten im Grenzgebiete zwischen den Staaten Tennessee und Kentucky, zwischen Ohio und Virginien und in Kanada zwischen dem Erie- und dem Huronsee fand. Doch wurden alle diese Fundorte von den pennsylvanischen weit übertroffen, da man hier fortwährend neue, überaus reiche Lager entdeckte und ein ungewöhnlich reines Produkt gewann. So nahmen jene Staaten nur die Stellung von Trabanten Pennsylvaniens ein, und das Gedeihen der Petroleumindustrie in ihnen hing ganz und gar von den Oelpreisen ab, die das Centrum am Oil Creek diktirte. Und so ist es geblieben, Pennsylvanien erzeugt noch heute mehr als drei Viertel des gesammten Rohöls der Vereinigten Staaten, und Kanada ist für den Export gleich Null, es kann mit dem von ihm gewonnenen Petroleum kaum dem heimischen Verbrauch genügen. Einige Bedeutung haben hier nur die Fundstellen im Landwinkel zwischen dem Erie- und dem Huronsee, im Bezirk Enniskillen, insbesondere die am Bear-Creek. Schon 1857 gewann man dort Naphtha und von 1860 an auch Petroleum in ansehnlicher Menge. Dies hatte zur Folge, daß bald Hunderte von Bohrlöchern am Bear-Creek mit wechselndem Erfolge abgestoßen wurden, die 13 bis 39 Meter tief waren und 1860 etwa 15 Millionen Liter Petroleum lieferten. 1861 hatte ein gewisser Shaw das Glück, in einer Tiefe von 67 Metern plötzlich eine überfließende Oelquelle zu erschließen, die sich so reichlich ergoß, daß man Anfangs in Verlegenheit war, wie man für die tägliche Produktion von 2178 bis 2904 Hektolitern Fässer beschaffen solle.

Ueberreiche Springquellen wurden in rascher Folge noch mehrere erschlossen. Die wunderbarste darunter war die von Black und Matheson im Bezirk Enniskillen, die einen 7 Meter hohen Oelstrahl in die Luft entsendete und in der Minute acht Fässer Oel jedes zu vierzig Gallonen ergoß, so daß viele Tausend verloren gingen, bevor man dieser Eruption Meister werden konnte. Das Bohrloch war nur 86 Meter tief. Wenn auch die Ergebnisse der kanadischen Schurfthätigkeit im ganzen weit hinter denen der pennsylvanischen zurückbleiben, so hatten sie doch den großen Vortheil, daß Dörfer in der Wildniß entstanden, unbedeutende Ansiedelungen sich schnell in Städte mit mehreren Tausend

Einwohnern verwandelten, und daß Enniskillen, 1860 noch von dichten Urwäldern bedeckt und fast menschenleer, zu einer wohlkultivirten Gegend wurde.

Gegenwärtig treffen wir in allen hervorragenden Orten der Oelregion Nordamerikas Petroleumbörsen, die gewöhnlich im ersten Hotel eingemiethet sind und ein anstoßendes eigenes Telegraphenbureau mit fünf bis sechs Beamten von früh bis Abends beschäftigen. Jeder dieser Orte besitzt ferner ein täglich erscheinendes und oft noch ein Wochenblatt, welches ausschließlich den Interessen der Petroleum-Industrie dient, um die sich hier selbstverständlich alle übrigen drehen. Die hervorragendsten Handelsstädte für das gereinigte Petroleum sind gegenwärtig New-York, Baltimore und Philadelphia.

Wenn wir von den überaus schwankenden Preisen der ersten drei Jahre absehen, so ergibt sich für die Jahre 1862 bis inclusive 1875 als Durchschnittspreis für das Hektoliter Rohöl 8 Mark 8 Pfennige. Besonders niedrig waren die Preise der Jahre 1873 bis 1875, wo sie bis auf 6 Mark gesunken waren. Die Ursache hiervon lag darin, daß die Nachfrage von auswärts theils in Folge der allgemein eingetretenen mißlichen Lage in Europa, theils wegen übergroßer Lagervorräthe auf den dortigen Märkten stark zurückging, während das Angebot durch die vorzüglich seit 1873 plötzlich wieder ergiebiger gewordenen Quellen der unteren Oelregion in unerhörtem Grade gesteigert wurde. Diesem Uebelstande abzuhelfen, wurde der sogenannte „Petroleumring" gebildet, eine Verbindung von Interessenten der Steinöl-Industrie zum Behuf der Erhöhung des Preises für ihre Erzeugnisse. Es ist viel über diese Genossenschaft vermuthet, gerathen und gefabelt worden. Der Verfasser unserer Schrift gibt zum ersten Mal aus guten Quellen geschöpfte und zuverlässige Mittheilungen über dieselbe, die wir in abgekürzter Gestalt folgen lassen.

Die tief gefallenen Preise des Petroleums in den genannten drei Jahren drückten das ganze Geschäft der Art, daß es ohne Gewinn, ja mit erheblichem Verlust arbeitete. Dieß erzeugte den Wunsch nach Abhülfe und gesunderen Verhältnissen, und schließlich empfand man, daß etwas geschehen müsse, wenn die Petroleum-Industrie nicht dem Untergange anheimfallen solle. Dem Uebel hätte durch Herabminderung der Erzeugung von Rohöl gesteuert werden können. Eine gänzliche zeitweilige Einstellung des Betriebes der Oelbrunnen, die wenigstens tausend Besitzern gehören, war aber nicht durchführbar, auch hätte sie Monate lang dauern müssen, wenn unter den Vorräthen der Märkte merklich und wirksam aufgeräumt werden sollte. Ein theilweise vorgenommenes Einstellen des Betriebes hätte, wenn hierzu auch viele Besitzer von Brunnen geneigt gewesen wären, große Schädigung und zuletzt vollkommene Entwerthung des Besitzes der Ruhenden zur Folge gehabt, da die momentan Oel liefernden Brunnen mit ihrer Thätigkeit nicht aufhören konnten, indem benachbarte das-

selbe unterirdische Oelfeld auspumpen und die zeitweilige Betriebsunterbrechung des A dem B eine größere Oelmenge geliefert, den Brunnen des A aber vollständig werthlos gemacht haben würde.

Von den Rohöl-Produzenten war also nichts zu hoffen. Dagegen befanden sich die Raffinerien, deren Gesammtkapazität etwa zweimal größer als der gegenwärtige Konsum ist, in günstigerer Lage. Sie waren in wenigen Händen, und so war es leicht, die Interessenten zu veranlassen, daß sie gemeinsame Schritte thaten, um das Angebot fertiger Waare zu regeln. Diesen Gedanken ergriff auch eine der größten Raffineriegesellschaften, die Standard Oil Compagny zu Cleveland im Staat Ohio. Dieselbe stellte sich als Aufgabe nicht blos die Erreichung von Preisen, bei denen man bestehen könne, sondern auch die Monopolisirung des gesammten Petroleumhandels. Zu diesem Behufe vermehrte sie zunächst ihr Kapital und setzte dann alle irgend zur Verfügung stehenden Mittel in Bewegung, um wo möglich sämmtliche Raffinerien für ihren Plan zu gewinnen. Dieß gelang nach längerem Bemühen beinahe vollständig. Im Frühling des vorigen Jahres waren nicht weniger als elf Zwölftel der gesammten Industriellen dieser Geschäftsbranche zu einem „Ringe", einem Bunde zusammengetreten, dessen Mitglieder ihre Fabriken und den Verkauf ihrer Fabrikate unter eine gemeinsame Verwaltung stellten und den sich ergebenden Gewinn nach der Leistungsfähigkeit und dem Werthe der einzelnen Etablissements zur Vertheilung zu bringen beschlossen. Gegen diejenigen Besitzer von Anstalten zur Herstellung gereinigten Petroleums, die sich von dem Ringe fern hielten, wurde mit Aufwand aller Kräfte Krieg geführt, ein Verfahren, welches zur Folge hatte, daß die Mehrzahl dieser Widerspenstigen dem Bankerott verfiele und ihre Werkstätten und Oellager in den Besitz der Standard Oil Compagny überginge.

Die wichtigste und wirksamste Waffe in diesem wiederum echt amerikanischen Vernichtungs- und Eroberungskriege boten die Gesellschaften dar, welche die Eisenbahnen zwischen der Oelregion Pennsylvaniens und den verschiedenen Raffineriewerken und Handelsplätzen der atlantischen Küste besaßen und nun den Mitgliedern des Ringes sehr erhebliche Frachtermäßigungen gewährten, während die außerhalb dieses Verbandes Gebliebenen nicht blos unter dem lahmlegenden Drucke eines höheren Tarifs zu leiden hatten, sondern zugleich verschiedenen anderen Benachtheiligungen ausgesetzt waren, von denen wir nur erwähnen, daß man sie längere Zeit auf Beförderung ihrer Waaren durch die Bahnen warten ließ.

Wir in Europa haben von diesem Ringe erst dann Nachricht erhalten, als er sich nach Ueberwindung aller Schwierigkeiten in voller Kraft fühlte und nun die Preise des Raffinats plötzlich anzogen. Diejenigen des rohen Petro-

leums erholten sich jetzt ebenfalls stetig, aber in langsam steigender Progression schon seit dem Frühjahr 1876; erst im Juni entsprachen sie den durchschnittlichen Kosten, welche die Gewinnung des Oeles erforderte, und erst im August gingen die Preise sowohl des Rohöls als des gereinigten Petroleums plötzlich stark in die Höhe; denn erst jetzt war der Ring in die volle Wirksamkeit eingetreten. Er war, wie wir sahen, aus dem Bedürfnisse entstanden, der Entwerthung des Fabrikats der Petroleum-Industrie auf den Märkten zu heben; jetzt verfiel er in das wirthschaftlich verwerfliche Extrem des Monopolisirens.

Was hat nun der Petroleummarkt von dieser Genossenschaft zu fürchten? Unstreitig liegt im Monopolisiren einer so allgemein nothwendig gewordenen Handelswaare eine große Gefahr, doch verlangt ebenso unstreitig das eigenste Interesse des Ringes Maßhalten in der Ausnützung des hiermit erworbenen Rechtes; denn bei zu hoch hinaufgeschraubten Preisen des Petroleums würden europäische Brennstoffe wie Photogen und Schieferöle mit jenem erfolgreich die Konkurrenz wieder aufnehmen. Ferner, wenn schon hierin eine starke Bürgschaft liegt, daß ein maßloses Ausbeuten des Marktes durch den Ring unmöglich ist, so würden allzureichliche Dividenden der vereinigten amerikanischen Raffinerien eine Konkurrenz mit großer Kapitalkraft im eigenen Lande erwecken, die eben wegen ihrer bedeutenden Kapitalien gewiß auch billige Frachtsätze erreichen würde. Endlich aber ist es eine tröstliche Thatsache, daß alle derartigen privaten Vereinigungen zur Monopolisirung eines Gewerbs- oder Handelszweiges ausnahmslos aus inneren oder äußeren Gründen ein verhältnißmäßig kurzes Leben haben. Wir erinnern nur an die vielen einst mächtigen Ringe der amerikanischen Eisenbahnen, der Anthracitgrubenbesitzer und Aehnliches, die alle nach wenigen Jahren gesprengt waren.

Ein anderes Mittel, der möglicherweise gefährlichen Macht jenes Raffineurverbandes zu begegnen, findet sich in den Einrichtungen Frankreichs. Wenn nämlich die europäischen Staaten von Amerika das Rohöl bezögen, die Einfuhr des gereinigten Petroleums jedoch mit entsprechenden Zöllen belegten, so würde hierdurch die Kraft des Ringes gebrochen und vielen Einheimischen eine Arbeits- und Verdienstquelle geschaffen werden.

Wir können jedoch erwarten — und die Preise der ersten Monate des laufenden Jahres beweisen die Richtigkeit dieser Voraussetzungen — daß der Petroleumring sich aller der Gefahren bewußt ist, welche zu viel Machtgefühl und eine daraus hervorgehende unbillige Preissteigerung für sein eigenes Unternehmen zur Folge haben würde. Diese Vereinigung hat wesentlich dazu beigetragen, daß der bereits eingetretene Gesundungsprozeß der amerikanischen Petroleum-Industrie sich rascher vollzog, indem Preise erzielt wurden, die einen

genügenden Gewinn abwerfen. Leben und leben lassen, ist ein gutes Sprüchwort, und es würde europäischerseits nicht gerechtfertigt sein, wenn man die dermaligen Preise unnatürlich hohe, nur durch die Habgier und Willkür des Ringes hervorgerufene bezeichnen wollte. Wir erinnern nur an die Jahre vor 1873, wo dieser amerikanische Leuchtstoff wegen seiner allgemein anerkannten Wohlfeilheit täglich neue Abnehmer fand. Die Jahre nach 1873 verwöhnten uns hinsichtlich der Petroleumpreise, dasselbe stand aber während derselben unnatürlich niedrig, und es konnte nicht so bleiben, wenn die Ausbeutung der Oelbrunnen mit billigem Nutzen für die Besitzer und nicht mit Schaden oder doch ohne Ueberschuß des Erlöses über die Kosten betrieben werden sollte.

Wir können also mit dem Verfasser unserer Schrift in dem sogenannten Petroleumringe keine erhebliche dauernde Gefahr für den Preis unseres modernen Leuchtstoffes erkennen. Allerdings aber wird der europäische Großhandel durch die plötzliche Preissteigerung, die vor etwa zehn Monaten eintrat, unangenehm überrascht und beträchtlich benachtheiligt worden sein, indem der damals erfolgte Umschwung nur mäßige Lagervorräthe vorfand, wozu noch der Umstand kam, daß unsere Importeure Verkaufsabschlüssen unter den früheren tiefgesunkenen Preisen nachzukommen hatte, während die Kaufabschlüsse mit Amerika gewöhnlich nicht über dreißig Tage laufen. Dieß ist aber um so mehr zu beklagen, als der europäische Markt kurz vorher große Verluste erlitt, da die Kaufleute sich 1872, Preissteigerungen befürchtend, mit großartigen Vorräthen versehen hatten, die in den nächsten drei Jahren zu stark gedrückten Preisen umgesetzt werden mußten. Eine ähnliche Gefahr würde drohen, falls der Petroleumring einmal versuchen sollte, die Notirungen zu ungerechtfertigter Höhe emporzutreiben.

Um die hohe wirthschaftliche Bedeutung der Petroleum-Industrie für die Vereinigten Staaten und insbesondere für Pennsylvanien zu erläutern, bedarf es nicht langer Auseinandersetzungen. Der Gesammtwerth des 1859 bis 1875 produzirten Rohöles betrug 859,162,159 Mark, so daß auf jedes der sechzehn Jahre durchschnittlich 52,697,635 Mark entfallen. Nehmen wir in runder Zahl den Werth des gereinigten Petroleums dreimal größer an als den des rohen Oeles, und sodann ein siebzigprozentiges Ausbringen, so ergibt sich ein jährliche Werthziffer von 112 Millionen Mark, wobei noch von allen bei der Reinigung des Oeles abfallenden Nebenprodukten wie Naphtha, Theer und Paraffin abgesehen ist. Man sollte meinen, diese Zahlen sprächen deutlicher, als alle Worte es vermöchten.

Die Petroleum-Statistik für das Jahr 1876 gibt Stowels Petroleum-Reporter in der Nummer vom 15. Februar d. J. Das Bild, das wir hier erhalten, ist in vieler Hinsicht bedeutungsvoll, und so theilen wir aus den be-

treffenden Tabellen Einiges mit. An Rohöl wurden im vorigen Jahre rund 14,260,560 Hektoliter gewonnen, wovon der Februar und April am wenigsten und der Oktober und Dezember am meisten lieferten. Die Oelregion versandte im Laufe des Jahres 16,204,408 Hektoliter, davon das Wenigste im Februar und März und das Meiste im Juli, wo 1,953,377 Hektoliter nach den Raffinerien abgingen. Die Vorräthe der erwähnten Region betrugen im Januar 5,700,377, im Mai 6,343,942, im Dezember aber nur noch 4,056,406 Hektoliter. Der Preis stellte sich per Hektoliter im Januar auf 4 Mark 40 Pfg. bis 5 Mk. 4 Pfg. und stieg dann allmählich und vom August an erheblich auf 8 Mk. 94 Pfg. bis 10 Mk. 12 Pfg., welche Höhe er im Dezember erreichte. Neue Bohrlöcher wurden im Februar nur 88, im März 98, dagegen im August 270 und in jedem der drei Monate Oktober bis Dezember ebenso viele und noch einige mehr eröffnet. Bohrlöcher im Absinken begriffen gab es im Januar 142, im Dezember dagegen 493. Die durchschnittliche Tagesproduktion eines Bohrloches endlich war im Januar noch 11,130, dann nahm sie allmälich Monat für Monat ab, bis sie im Dezember nur noch 6,837 Hektoliter betrug. Die Jahresproduktion der pennsylvanischen Steinölbrunnen ist hiernach dem Jahre 1875 gegenüber ziemlich stationär geblieben, auch in den Monatsproduktionen ist kein sehr auffallendes Schwanken zu bemerken, obwohl sich die Zahl der Brunnen nicht unbeträchtlich vermehrt hat. Die in der Oelregion liegenden Vorräthe haben im Jahre 1876 um 1,643,971 Hektoliter, also in sehr ausgedehntem Maße, abgenommen. Die übrigen Rubriken der Tabelle zeigen, daß mit dem Anziehen der Rohölpreise die Lust zum Schürfen ganz ungemein eingestiegen ist, so daß zu Ende des Jahres mehr als doppelt so viele Brunnen im Gange waren als zu Anfang desselben, ja daß sie eine Zahl erreichten, wie sie nie zuvor dagewesen war, und doch wurde, wie bemerkt, die Produktion des vorhergehenden Jahres nicht wesentlich überschritten, eine Erscheinung, aus der wir zu schließen berechtigt sind, daß die tägliche Leistung der Brunnen beträchtlich abgenommen hat, die jetzt im Abbau stehenden Oelbecken also sich rasch erschöpfen.

In den Jahren 1867 bis 1875 war nach unserer Schrift die niedrigste durchschnittliche Tagesproduktion des Brunnens für das Jahr 6,4 und für die genannten neun Jahre 10,7 Faß. Vergleichen wir damit die tägliche Ergiebigkeit eines Brunnens im letztverflossenen Jahre (5,6 Faß), so bemerken wir, daß dieselbe innerhalb des letzten Dezenniums den niedrigsten Stand einnimmt, und nicht viel mehr als die Hälfte des Durchschnitts erreicht. Ein ähnliches ungünstiges Ergebniß entnehmen wir aus der Ergiebigkeit der neuangelegten Brunnen, d. h. aus jener Produktion, welche sich auf die ersten Tage eines fündig gewordenen Bohrloches bezieht: sie fiel im Laufe des Jahres 1876 von

14,5 auf 9 Faß, also um nicht weniger als 38 Prozent. Diese Tagesproduktion von 9 Faß erscheint für die nächste Zukunft um so bedenklicher, als sie bereits unter den Durchschnitt der letzten neun Jahre (10,7 Faß) gesunken ist, obschon sie weit über demselben stehen müßte, wenn die Verringerung der Ergiebigkeit der Brunnen, die seit längerer Zeit im Betriebe stehen, ausgeglichen werden soll.

Werfen wir noch einen Blick auf die Statistik der übrigen Petroleum gewinnenden Staaten Nordamerikas, so sind die Nachrichten darüber äußerst mangelhaft. Von Ohio und Virginien berichtet Wrigley, daß die gesammte Tagesproduktion fünfhundert Faß oder 795 Hektoliter nicht übersteige, so daß diese Staaten jährlich — das Jahr zu 350 Arbeitstagen angenommen — etwa 175,000 Faß Rohöl zu Tage förderten. Angeblich lieferten die dortigen Brunnen 1868 nur 125,000, im folgenden Jahre aber 365,000 Faß. Die Petroleumproduktion der Staaten Kentucky und Tennessee ist noch weit weniger bedeutend, sie soll im Jahre 1868 nur 25,000 und im nächsten Jahre 27,000 Faß betragen haben. Das Ergebniß der Rohölgewinnung Kanadas schwankte in den letzten zehn Jahren sehr: im Jahre 1870 belief es sich auf 454,200, im Jahre 1873 auf 552,689, im nächsten nur auf 255,574 und in dem hierauf folgenden auf 317,940 Hektoliter. Zu Beginn des vorigen Jahres waren ungefähr zweihundert Oelbrunnen in Thätigkeit, während etwa anderthalb Hundert als für jetzt unrentabel außer Betrieb gesetzt waren. Aus den gegebenen Zahlen läßt sich berechnen, daß die durchschnittliche Jahresleistung eines im Betrieb stehenden Oelbrunnens hier nur 1590 Hektoliter, also nicht einmal die Hälfte von der in Pennsylvanien beträgt.

Ueberblickt man die vorstehende Skizze der Petroleum-Industrie, so muß man sich wundern, daß das Erdöl nicht schon längst durch Erbohrung den Erdschichten abgewonnen worden ist. Andererseits aber müssen wir der unvergleichlichen Energie der Amerikaner, mit der sie den einmal mit günstigem Erfolg betretenen Weg verfolgt haben, unsere Anerkennung zu Theil werden lassen, wenn man auch bedauern mag, daß im hastigen Streben nach rascher Amortisation und hoher Verzinsung des darauf verwendeten Kapitals in rücksichtsloser, bisweilen toller Weise vorgegangen worden ist und zum Theil noch heute vorgehen.

Niemals hat die Regierung eines der Vereinigten Staaten eine mit dieser Industrie in unmittelbarem Zusammenhang stehende Maßregel getroffen, nur aus Gründen der Gefährlichkeit ergingen eine Anzahl von Maßregeln über den Handel mit diesem Beleuchtungsmaterial.

Bezüglich des Exports verdient nur die Petroleumgewinnung Pennsylvaniens unsere Beachtung, da dieser Staat den andern gegenüber so unvergleichlich

gesegnet ist, daß letztere stets unter dem Drucke der hohen und billigen Produktion des ersteren litten und neben ihm immer in unbequemer, völlig abhängiger Lage blieben. Ohne Zweifel würden sich Ohio, Virginien, Kentucky, Tennessee und namentlich Kanada ebenfalls am Export von Petroleum betheiligen, wenn sie mit ihrem Erzeugniß so wohlfeil nach den Hafenplätzen der Küste gelangen könnten. Da dies niemals der Fall sein wird, so ist die Folge, daß der Preis des Petroleums steigen muß, wenn die Ueberfülle der Oelquellen Pennsylvaniens nachläßt. Betrachten wir die Geschichte eines Brunnes, so sehen wir ferner, daß er, wie reich er auch sein mag, in durchschnittlich kaum drei Jahren ausgeschöpft und für immer versiegt ist. Die ganze große „obere" Oelregion Pennsylvaniens (im Norden von Franklin) ist in etwa zehn Jahren zwar noch nicht in diese Lage gebracht, aber so weit ausgebeutet, daß sie kaum mehr als den heimischen Bedarf deckt und für den Welthandel wenig Bedeutung mehr hat. Wäre nicht mittlerweile die „untere" Region erschlossen worden, von der jetzt das gesammte Ausland seinen Leuchtstoff bezieht, so hätte Pennsylvanien aufgehört, das Petroleumgeschäft allein zu regieren. Es ist nichts als Phrase, wenn man von der Unerschöpflichkeit der amerikanischen Oelfelder spricht. Wir unterschätzen dabei die noch vorhandenen reichlichen Vorräthe nicht, wir behaupten nur, daß sie einmal und zwar in nicht sehr ferner Zeit, ein Ende nehmen werden. Nur die Reichthümer der unteren Oelregion sichern der Union die Führerrolle auf dem Markte der Leuchtstoffe, und sind jene Schätze, wie unausbleiblich, nach einer Reihe von Jahren gehoben, so können wir vom Standpunkte unseres jetzigen Wissens aus erwarten, daß der europäische Markt von da an von der überseeischen Konkurrenz im Wesentlichen entlastet sein wird. Ja die Preise im letzten Viertel des vorigen Jahres, welche kaum den Durchschnitt der letzten sieben Jahre repräsentiren, waren schon dazu angethan, an mehreren deutschen und österreichischen Orten, z. B. in Schwaben, die Unternehmungslust für Schieferölfabriken neu aufleben zu lassen.

Die Russen in der Türkei.

Wenn hier von den Russen in der Türkei die Rede, ist so sind nicht die Russen gemeint, welche die Donau überschritten haben, und jenseits des Balkan kämpfen, vielmehr soll ein russischer Volksstamm geschildert werden, der vor ungefähr 200 Jahren sein Vaterland Rußland wegen religiöser Verfolgung verlassen hat, um unter dem Schutze des Halbmondes nach eigener Façon selig

werden zu können. Auch heute noch darf in Rußland der orthodoxe oder staatskirchliche Christ nicht zu einem andern Bekenntnisse übertreten; er muß in orthodoxer oder wie man sagt „staatsschatzlicher" (Kaschionny) Manier in den Himmel oder in die Hölle gelangen. Nur der Abfall von andern Bekenntnissen zum orthodoxen ist gestattet, und wird nicht erst im schönen Jenseits, sondern häufig schon in diesem Jammerthale — aus dem Staatsschatze belohnt. Der russische Stamm, mit welchem in diesem Artikel der Leser bekannt gemacht werden soll, heißt: „Nekrassower Kosaken."

Dieselben sind derzeit in Asien, im Sandschack von Brussa, im Kreise Banderma, im Dorfe Binewl angesiedelt, das gegen tausend Häuser zählt und am See Manios liegt und deßhalb auch die „Ansiedelung von Manios" genannt wird. Neben dem Namen Nekrassower Kosaken, führen sie unter anderen auch die Bezeichnung Michaïlitscher Kosaken. Die letztere erhielten sie von der am Marmorameere gelegenen Stadt Michaïlitscha, von der die Kosakenansiedelung Binewl gegen zehn Stunden Wegs entfernt ist. Diese Kosaken stammen aus der Gegend des Don, und haben ihr Vaterland unter der Führung Stenka Rasyn's zur Zeit der Kaiserin Katharina I. wegen religiöser Verfolgungen, — sie gehörten und gehören noch zur Sekte der Altgläubigen (Starowjercy)*) — verlassen. Nach langen und blutigen Kämpfen, welche sie am Ural und an der Wolga mit den russischen Truppen zu bestehen hatten, traten sie in die Dienste des Khans der Krim. Damals führte sie schon der Nachfolger Rasyn's, Ihnat Burjan, welchen die Russen, weil er in den Kriegsdienst eines ungläubigen Fürsten gegen die rechtgläubige Kaiserin getreten war, „Nekrassow" (den Nichtschönen) nannten und noch nennen. Der Spitzname des Hetmanns Nekrassow wurde von den Kosaken als Ehrentitel angenommen, ihm wurde die Stadt Anapa als Residenz übergeben, und seinen Kosaken die ganze Linie des Kuban bis zu seiner Mündung in die Laba zur Vertheidigung überwiesen; daher führen sie den Namen „Nekrassower", resp. „Kubanische Kosaken." Unter diesen emigrirten Kosaken befinden sich die ange-

*) Die Secte der Starowjercen datirt aus dem Jahre 1588, d. i. aus der Zeit, in welcher der Patriarch und die Geistlichkeit die geistliche Gewalt dem Großfürsten Iwan übergaben, welcher sogleich in Moskau eine Synode einsetzte. Peter der Große ernannte nach dem Tode des Patriarchen Adrian (1704) keinen neuen Patriarchen. Als er von der Geistlichkeit aufgefordert wurde, einen solchen zu ernennen, schlug sich Peter vor die Stirn und rief: „Hier eure Kirche, hier euer Patriarch, ja sogar euer Gott!" Diese Blasphemie hatte viele Gläubige beleidigt und nur um so enger mit der schon seit 1588 bestehenden Secte der Starowjereen, welche einen Patriarchen haben, verbunden. Eigentlich sind also die Starowjercen eine Partei, welche die Machtvollkommenheit der Zaren in geistlichen Dingen verwirft. Dies ist zugleich die Erklärung für die Verfolgung, welche sie von der russischen Regierung zu dulden haben.

sehensten und ältesten Familien des Dongebietes: die Bullaks, Jewsjejows, Masans, Hohols, Tschyschyks, Soltans*) u. s. w. zugleich auch polnische Adelsfamilien, die unter der Führung Karabojews an den Don gekommen waren. Diese Kosakenaristokratie hält unerschütterlich fest an den Glaubenssatzungen der Sekte der Starowjercen. Nachdem die Männer sich durch die Armeen der Kaiserin einen Weg nach Anapa gebahnt hatten, zogen ihnen nicht nur ihre Frauen und Kinder, sondern auch ganze Familien nach; Anapa wurde eine nur von Kosaken bewohnte Stadt, welche in Stannizen (Standquartiere) getheilt wurde, wie ja die Kosaken überall in Stannizen getheilt sind. Den einzelnen Stannizen legte man die Namen der heimischen, am Don gebräuchlichen, bei.

Ihnat Nekrassow verpflichtete sich gegenüber dem Chan, stets 12,500 Kosaken für seinen Dienst bereit zu haben. Diese Armee wurde in 25 Regimenter getheilt, welche sowohl zu Fuß, als auch in leichten Kähnen („Tschajki", Kiebitzen) die Stadt gegen jeden feindlichen Angriff vertheidigen sollten. Nekrassow gab den mit ihm ausgewanderten Kosaken eine militärische, bürgerliche und religiöse Organisation. Sie nahmen die Bezeichnung „Soldaten der Kosaken Ihnat Nekrassows" an. Die Organisation, die Gesetze und Einrichtungen Nekrassows sind, trotz der vielfachen Wandlungen, denen seine Kosaken seit jener Zeit unterworfen waren, noch bis heutigen Tages in voller Geltung. Ihnat Nekrassow fiel in sehr vorgerücktem Alter, im sieben und neunzigsten Lebensjahre während der Vertheidigung von Anapa, welches die Russen unter dem Kommando des Feldmarschalls Gudowicz stürmten. So lange er lebte dachte kein Kosak an die Wahl eines neuen Hetmann oder Aterman, er war lebenslänglicher, unbeschränkter Gebieter. Die Liebe zur Ordnung, das Vertrauen zu Nekrassow und die Ehrfurcht vor ihm überwogen die Liebe zur ungebundenen Freiheit der Kosaken.

Nach dem Tode Nekrassows wurde Anapa von den Russen eingenommen; die Kosaken verließen es nun, und zwar die Frauen, Kinder und Greise in Boten, die kampffähigen Männer zu Pferde. Die Flottille segelte die Küsten entlang, während die berittenen Kosaken längst des Strandes, bis an den Bosporus zogen, wo sie von Anadol-Kawak nach Rumeli-Kawak-(Festung) übersetzten, von wo aus sie wiederum wie bisher der Donau zu wanderten, um am Rasyn-See sich anzusiedeln, welcher sehr fischreich ist und mit dem Schwarzen Meere, wie mit der Donau in Verbindung steht.

Wie bei den Chans der Krim, übernahmen die Nekrassower Kosaken auch beim Sultan die Verpflichtung zum Kriegsdienste. In einer Konvention, die

*) Die Bullaks (Bulhaks), Soltans, u. s. w. gehören noch heute zu den angesehensten Familien Lithauens. Die Soltans führen den Grafentitel.

sie mit dem Sultan abschlossen, heißt es: „Für die den Lebenden in deinem Lande erwiesene Gastfreundschaft, und das den Verstorbenen gewährte Asyl, werden wir dir, o mächtiger Sultan, mit unserem Blute zahlen, das wir zur Vertheidigung deines großen Reiches vergießen wollen. Für eigene Kosten, auf eigenen Pferden und mit eigenen Waffen werden wir in jeden Krieg gegen die Moskowiter ziehen. Da aber dein Land, o Sultan und Monarch, felsig und steinig ist, wirst du uns zu Hufeisen je zwei Beutel fürs Pferd zahlen, wie du uns auch Lebensmittel für Menschen und Pferde während des Krieges und Sold, wie du ihn deinen Spahis giebst, geben wirst." Die Nekrassower waren frei von allen Abgaben und Leistungen, beschäftigten sich während des Friedens mit Fisch- und Blutegelfang, und deren Vertriebe. Sie waren in militärischer Hinsicht dem Seraskier-Pascha unterthan, und stellten im Verhältnisse zu ihrer Seelenzahl eine bestimmte Anzahl Reiter. Den übernommenen Verpflichtungen sind sie stets aufs Gewissenhafteste nachgekommen. Sie dienten dem Sultan treu bis zu der Zeit, als neue Emigranten vom Don, sogenannte Zaporoger Kosaken in die von ihnen bewohnte Gegend kamen, mit denen sie bald in Streitigkeiten geriethen, welche häufig in blutige Kämpfe ausarteten.

Dieser Umstand veranlaßte die Nekrassower die Donaugegend zu verlassen, und sich an der Küste des Marmarameeres, in der Nähe des Flusses Maryza und des Sees Syraldscha bei dem Städtchen Enos anzusiedeln. Ein bedeutender Theil von ihnen setzte jedoch nach Asien über, und siedelte sich am See Manios an. Die Pest und später die Cholera haben diese Ansiedelung dermaßen dezimirt, daß sie während des Krieges von 1854 kaum noch hundert Kosaken zu stellen vermochte. Sie dienten während des ganzen Krieges unter dem Befehle Mehemed Sadek Paschas (des Renegaten Michael Czaikowski), dessen Aufzeichnungen diese Skizze über die Nekrassower entnommen ist. Nach Beendigung des Krieges kehrten sie, den Abmachungen mit der Türkei entsprechend, in ihre Ansiedelung zurück.

Im Schatze der Nekrassower werden viele Fermans der Sultane, viele ihnen für ihre Tapferkeit ertheilte Auszeichnungen aufbewahrt. Daneben auch der mit Silber beschlagene Feldherrnstab Nekrassows, drei von ihnen eroberte Kanonen, die sie schon in Anapa hatten; ferner ruht hier das Archiv, das Namensregister der Kosaken, die eingehende Beschreibung der Schlachten, an denen sie Theil genommen haben, beglaubigt durch Siegel und und Unterschrift ihrer Vorgesetzten. Auch sechsunddreißig von den Russen und Tscherkessen erbeutete Fahnen sind vollgiltige Trophäen der von den Nekrassowern dokumentirten Tapferkeit. Die Fahne der Nekrassower selbst ist blau, mit zwei und einem halben goldenen griechischen Kreuze und einem goldenen Erzengel Michael verziert. Außer dieser einen Hauptfahne besitzen sie noch dreizehn ihr ähnliche kleinere, auf

denen sich jedoch auch Halbmonde und Sterne befinden und die ihnen die Stelle der im türkischen Heere üblichen Roßschweife vertreten. Die Kirchenbücher und Kriegsbeute werden als theuere Andenken aufbewahrt. Der Schatz und das Arsenal, in welchem sich viele Waffen aus verschiedenen Epochen befinden, sind in zwei Kirchen (Cerkiew) untergebracht, während in einer dritten an Sonn und Feiertagen die Andachten abgehalten werden.

Die Kosaken Nekrassows haben eine vollständig kommunistische Organisation. Sie bilden eine kriegerische Genossenschaft, deren Mitglieder keinen Grundbesitz erwerben dürfen. Arbeit und Verdienst werden gleichmäßig vertheilt. Ihnat Nekrassow sagt in dem von ihm aufgestellten National-Statut: „Auf daß ihr euren Lebensunterhalt habt, werdet ihr Fische fangen und Handel treiben, aber dieses nach den vom Ataman und den Aeltesten erlassenen Vorschriften thun. Der Verdienst wird, nach Abzug der Kosten in drei Theile getheilt: den ersten erhält die Kirche, der zweite wird als Reserve für militärische Zwecke verwendet, den dritten erhält derjenige, welcher die Kosten der Unternehmung bestritten hat.“ Im Dorfe Vinewl sieht man nicht einen Garten, und in seiner Nähe befindet sich kein bebautes Feld. Rund um die Häuser ist alles Hütung und alle Felder liegen brach. Trotzdem befassen sich die Kosaken mit Getreide- und Weinbau, indem sie die Felder und Weinberge der benachbarten griechischen und türkischen Ansiedelungen mit deren Eigenthümern gemeinschaftlich bebauen. Auf diese Weise verschaffen sie sich das nöthige Getreide, Gemüse und ihren Wein, ohne selbst Grundbesitzer zu sein. Bei den Behörden in Konstantinopel pachten sie Seen, in denen Fische und Blutegel im Ueberflusse leben. Solcher Seen befinden sich viele in der Nähe von Konstantinopel, Smyrna, Burgas und in der Dobrudscha bei Saloniki, Samsun, Brussa, mit einem Worte in ganz Rumelien und Anatolien. Die Fische werden eingesalzen, aus dem Rogen Caviar, aus den Fischblasen die gesuchte Hausenblase gemacht und diese Gegenstände bilden den eigentlichen Handel und Reichthum der Nekrassower Kosaken.

Am Tage des heiligen Dimitri versammeln sich sämmtliche Aeltesten unter dem Vorsitze des kommandirenden Ataman, und vor dieser Versammlung erscheinen diejenigen, welche auf den Fischfang ausziehen wollen. Wenn der Unternehmer eigene Fonds besitzt, gibt er selber das nöthige Geld zur Pacht des Sees her; ist er unbemittelt, so wird ihm aus dem Kriegs-Reservefonds eine Anleihe gewährt, für welche er Prozente zahlen muß.

Der Ataman und die Aeltesten ernennen einen „Ataman Wataschka“ (Vorgesetzten), einen Zahlmeister und Schreiber für jeden See, und bestimmen die Kosaken, welche sich dorthin zur Arbeit zu verfügen haben. Jede Abtheilung, „Artjel“ genannt, hat ihren „Tschausch“ (Aufseher über je zehn Mann). Jeder Kosak ist, wenn er das 18. Jahr erreicht und das 50. nicht überschritten

hat, verpflichtet dahin zu gehen, wohin ihn der Ataman sendet; nach zurückgelegtem 50. Lebensjahre hängt es vom reinen Willen des Einzelnen ab, ob er ferner noch zur Arbeit gehen will. Falls er sich hierzu entschließt, muß er den Ataman um die Gnade bitten, ihn zur Arbeit zu kommandiren. Die dermaßen zusammengesetzten Abtheilungen begeben sich mit ihrem Wataschka auf den Fisch- oder Blutegelfang. Der Unternehmer befindet sich mit in der Abtheilung, aber der Wataschka führt das Kommando und der Schreiber notirt alle Tage den Fang. Der Wataschka beauftragt einzelne Kosaken mit dem Verkaufe von frischen Fischen, während die Unternehmer sich im Verein mit dem Aeltesten mit dem Salzen der Fische, der Zubereitung des Caviars und der Hausenblase, so wie mit dem Verkaufe dieser Gegenstände befassen. Der Fischfang beginnt gegen Ende Oktober und dauert bis Ende April, worauf dann der Blutegelfang beginnt.

Zu Michaelis gelangen alle Kassen nach Binewl; der Ataman und die Aeltesten machen die Rechnungen, bezahlen die Fischer und theilen den Gewinn, wie es das Statut vorschreibt. Alle Jahre bestimmt der Ataman und die Aeltesten den Tagelohn für die Arbeiter, Aufseher und Beamten. Während der Arbeit herrscht die strengste Disziplin, und die Arbeiter müssen so gehorchen, als ob sie sich im Militärdienste gegenüber dem Feinde befänden. Sie sind den Wataschken unbedingten Gehorsam und Respekt schuldig. Treibt übrigens ein Mitglied dieses militärischen Ordens mit andern Gegenständen, z. B. mit Schnittwaren, Schweineborsten, Fellen u. s. w. Handel, so wird der Verdienst ebenso, wie der mit dem Verkaufe von Fischen erzielte, getheilt. Seit zwei Jahrhunderten existirt diese militärische Genossenschaft auf türkischem Boden, ohne daß man bis jetzt von einem Zwiespalte unter den Mitgliedern derselben etwas gehört hat. Es ist nicht ein einziger Fall bekannt, daß ein Nekrassower Kosak vor dem Ausspruche seines Atamans und seiner Aeltesten an die höheren ottomanischen Behörden appellirt hätte. Es ist dies nicht sowohl der Trefflichkeit der Gesetze, nach welchen die Gemeinde regiert wird, als vielmehr dem hohen Gemeinsinn dieses Völkchens zuzuschreiben.

Das Statut, welches Nekrassow seiner Gemeinde gegeben hat, verbietet jedem Mitgliede aufs Strengste mit einer fremden Frauensperson eine Ehe einzugehen. Ein Nekrassower kann und darf nur eine Frau seines Stammes und Glaubens heimführen. Auch werden in diese exclusive Gemeinde für gewöhnlich nur solche männliche Mitglieder aufgenommen, welche ihre Abstammung von echten Doner Kosaken nachweisen können und der Sekte der Starowjerzen angehören; ausnahmsweise können auch Kinder anderer Abstammung aufgenommen werden, die dann adoptirt und im Glauben, den Sitten und Pflichten der Nekrassower Gemeinde erzogen werden. Die Erziehung der

Jugend ist bei den Nekrassowern den „Jnochen“ (Nonnen) anvertraut, und es gibt keinen einzigen unter ihnen, der nicht lesen, schreiben und rechnen und die Glaubenssätze der Gemeinde und ihre Geschichte nicht auswendig könnte.

Die Nekrassower haben vor den Russen und Griechen ungemeine Abscheu; dafür spricht unter anderem auch Folgendes. Jst eine größere Anzahl von Täuflingen und Brautpaaren vorhanden, so wird aus einem entlegenen Dorfe der erste beste griechische Pope herbeigeschafft. Er erhält eine gute Bezahlung für seine Mühewaltung, muß sich jedoch verpflichten während seiner Anwesenheit in der Ansiedlung mit keinem Menschen zu sprechen; zu diesem Behufe wird er denn auch von zwei Kosaken mit blanken Säbeln bewacht, welche ihn überall begleiten. So wird der Geistliche ins Dorf und aus demselben gebracht. Wenn es sich nicht umgehen läßt, ihm zu essen und zu trinken zu geben, so werden die hierzu benutzten Geschirre nach dem Gebrauche unbarmherzig zertrümmert. Ebenso verfahren die Nekrassower mit Gefäßen, aus denen Griechen und Armenier gegessen oder getrunken haben.

Die Nekrassower sind fanatisch in der Beobachtung ihrer Glaubenssatzungen und halten mit Zähigkeit an der geringsten Zeremonie fest, welche in diesen Satzungen vorgeschrieben wird. Trotzdem lieben sie die Geistlichkeit nicht und wollen keinen Popen unter sich haben, wie dies doch bei den Starowjerzen in der Dobrudscha der Fall ist. Sie kümmern sich nicht um die theologische Bedeutung ihrer Dogmen und Satzungen und begnügen sich mit der strengsten Beobachtung der äußern Formen. Sie schlagen drei Mal ein Kreuz, ehe sie einen Bissen Brod, einen Schluck Wasser oder sonst etwas in den Mund nehmen; auch bekreuzen sie sich, wenn sie in eine Stube kommen, in welcher sich Heiligenbilder befinden. Sie trinken keinen Thee, weil die Kaiserin Katharina solchen gern getrunken hat, und die Russen überhaupt ihn in großen Mengen trinken. Sie trinken aber auch keinen Kaffee und rauchen keinen Tabak, weil Muselmänner, Katholiken und Juden dort viel Kaffee trinken und Tabak rauchen. Sie beginnen keine Arbeit, keine Berathung ohne vorher dreimal das Kreuz geschlagen zu haben. Jn der Kirche thun sie weiter nichts als daß sie Kreuze schlagen, Verbeugungen machen und Psalmen singen; Messe und Predigt gibt es bei ihnen nicht. Dieses strenge Festhalten an ihren religiösen Gebräuchen, wozu auch die strenge Observanz der Fasten gehört halten die Nekrassower für die Grundbedingung zur Erhaltung ihres Stammes in der Reinheit, in welcher ihn Jhnat Nekrassow hinterlassen hat, und die strenge Ausübung der religiösen Zeremonien ist für sie kein kirchliches Gebot, sondern ein Gebot des Patriotismus. Die Religion ist zum Patriotismus, der Patriotismus zur Religion geworden

Alle Streitigkeiten der Nekrassower Kosaken werden von den Aeltesten unter dem Vorsitze des Ataman abgeurtheilt. Folgende drei Verbrechen

werden mit dem Tode bestraft. 1) Gotteslästerung und Verachtung der Religion durch Wort und That. Demjenigen, der sich dieses Vergehens schuldig macht, wird ein Stein an den Hals gebunden, mit welchem er in einen See gestürzt wird. 2) Verrath des eigenes Heeres oder Fahnenflucht angesichts des Feindes. Hierfür gilt der Tod durch Erschießen, oder Köpfen mit dem Schwerte. 3) Verführung der Frau eines Andern, oder einer Jungfrau des eigenen Stammes, wenn der Verführer sich weigert sie zu ehelichen. Der Verführer wird öffentlich an einen Pfahl gebunden und von allen Kosaken mit Ruthen zu Tode gepeitscht. — Wenn die Frau freiwillig sich zur Mitschuldigen des Vergehens gemacht hat, trifft sie dieselbe Strafe. Bei den Nekrassowern in Binewl findet Ehescheidung nicht statt, während sie bei andern Starowjercen sehr häufig vorkommt. Die Strafen werden vom Ataman und der Aeltestenversammlung verfügt; nur der von einem Kosaken verübte Mord wird der Blutrache anheimgegeben. Die Nekrassower haben es nicht gern, daß sich fremde Behörden in ihre innern Angelegenheiten mischen und deshalb vermeiden sie ängstlich jede Streitigkeit mit Fremden, und schlichten sie, wenn sie trotz dieser Vorsicht vorkommen, unter sich, wenn es halbwegs möglich ist.

Im Jahre 1843 kränkte ein türkischer Bei, der Nachbar von Binewl, die Ehre der Frau eines Kosaken, welche er auf freiem Felde überfallen hatte. Die Frau kam in's Dorf gelaufen und forderte laut Gerechtigkeit und Rache. Der damalige Ataman Tychon Osipowitsch Butukow setzte sich mit vierzig Kosaken zu Pferde, begab sich mit ihnen zum türkischen Bei und ließ ihn in seiner eigenen Behausung erschießen. Die Frau des erschossenen Bei begab sich zum Mudir von Banderma; die Sache wurde in Brussa anhängig gemacht, und die Untersuchung eingeleitet. Der Ataman und seine vierzig Kosaken warteten nicht erst die Vorladung des Beamten ab; sie begaben sich direkt zum Pascha von Brussa und erklärten: „Jener Bei hat nicht wie ein Mensch, sondern wie ein Thier gehandelt, und wir haben ihn wie ein schädliches Thier erschossen; du kannst die Kugeln aller derer, die hier vor dir stehen, in seinem Leibe finden. Wir überliefern uns dir selbst. Mag der Sultan mit uns machen was ihm beliebt!“ Der Pascha begann mit ihnen zu verhandeln; er wollte, daß die Kosaken mindestens der hinterbliebenen Wittwe als Sühne für die Ermordung des Mannes eine Abfindungssumme gäben. Hierauf erwiderte der Ataman: „Ein Almosen wollen wir ihr wohl geben, wenn sie arm ist und darum bittet, aber eine Bezahlung werden wir nicht gewähren, denn wir würden uns hierdurch zur Schuld bekennen. Wir aber haben kein Verbrechen begangen, sondern Gerechtigkeit geübt. Der Pascha wagte es nicht, die Kosaken zu verhaften; er erstattete Bericht über die Angelegenheit nach Konstantinopel, von wo der Befehl kam, die Sache nicht weiter zu verfolgen. Es wurde den

Kosaken nur gesagt, daß sie in Zukunft sich nicht selbst Recht verschaffen, sondern es bei der gesetzlichen Behörde suchen sollen.

Unter den Kosaken von Binewl herrscht die größte Gastfreundschaft; sie ist in Nekrassows Statut geboten. Sie lieben auch Gelage, ja sie trinken sogar viel; doch machen sie bei ihren Trinkgelagen nicht Lärm, wie die in der Dobrudscha angesiedelten Kosaken oder wie die Saporoger Kosaken und die Polen. Ehe ein Gelage beginnt, wird verkündet, daß es keinem erlaubt sei, die Mutter, Schwester, Frau oder Tochter eines anderen zu beleidigen, oder überhaupt von irgend einer Frau unehrerbietig zu sprechen. Wer dieses Gebot übertritt, wird das erste Mal am Kragen aus der Stube geführt; läßt er sich ein zweites Mal dasselbe Vergehen zu Schulden kommen, so wird er abermals hinausgeführt und erhält hundert Stockschläge; fürs dritte Mal gibt es hundert und fünfzig Stockschläge, außerdem werden einem solchen Unverbesserlichen Ketten angelegt und er darf nun während fünfzehn Tagen in keine Gesellschaft kommen. Prügel schänden übrigens keinen Kosaken; im Gegentheile rühmt sich der junge Kosak, daß er alle diese Strafen schon durchgemacht hat, und nun erst ein richtiger Kosak ist. Er dünkt sich dadurch gleichsam — zum Ritter geschlagen. Die Kosaken Nekrassow's leben nicht gern einsam. Keiner von ihnen ißt, oder trinkt allein, und während der Gelage hört man gern die Erzählungen der Alten, oder die Jüngeren nationale Lieder singen.

Die Nekrassower Kosaken werden von wählbaren und ständigen Beamten regiert. Zu wählen sind: der kommandirende Ataman, der Assawul, der Terdschuman und die Zehntner. Die Titel der ständigen Beamten sind ebenfalls verschieden. Außerdem bilden noch zwölf Aelteste einen Rath. Die ausübende Gewalt befindet sich in den Händen des Ataman, dessen Beigeordneter der Assawul ist. Der Rath der Alten bildet den Gesetzgebenden Körper. Es kann unter den Nekrassower Kosaken nichts geschehen, was nicht von ihnen in Gemeinschaft mit dem Ataman berathen und beschlossen worden ist. Wenn keine Einstimmigkeit erzielt wird, entscheidet die Stimmenmehrheit. Die Beamten werden nur für ein Jahr gewählt, doch werden sie gewöhnlich während einer langen Reihe von Jahren wiedergewählt. Viele bleiben ihr ganzes Leben im Amte, denn die Nekrassower sind konservativer Natur und lieben nicht gerade die Veränderung.

Im Falle eines Krieges werden die Nekrassower Kosaken durch eine Irade des Sultans aufgefordert, ihrer Pflicht nachzukommen. Wenn der Ataman diese Irade erhalten, veröffentlicht er sie sofort und nach zehn Tagen kommen alle Kosaken vom fünfzehnten bis fünfzigsten Jahre an ihrem Hauptsammelplatze zusammen, wo sie schon den Aeltesten und den Ataman finden. Jeder einzelne stellt sich diesen vor, nimmt die Mütze ab, segnet sich dreimal mit dem Zeichen

des Kreuzes und wirft dann die Mütze rückwärts hinter sich. Wenn alle in dieser Weise vorbeidefilirt sind, erheben sich die Aeltesten, würfeln die Kosakenmützen untereinander und nehmen nun aus dem Haufen so viele derselben heraus, als ihnen aufgegeben ist, Mannschaften zu stellen. Jeder Kosak rekognoszirt hierauf seine Mütze und betrachtet sich eventuell von nun ab als ausgehoben. Der Ataman wählt nun im Vereine mit den Aeltesten einen Sotnik, welcher den Titel Marschataman erhält, zwei Lieutenants, die Oberste genannt werden, einen Fähnrich, der die große Fahne, zwei andere mit dem Titel „Butschutschey", welche die kleinen Fahnen tragen, einen Assawul und einen Tardschuman, der türkisch verstehen muß und die Stellung eines Schreibers im Korps hat. Außerdem werden dem Korps zwei Aelteste beigegeben, welche eine moralische Gewalt ausüben, und ungefähr die Bedeutung der römischen Censoren, oder der Commissaires der französischen Republik haben. — Diese Aeltesten können von Niemand ihres Amtes entsetzt werden, während sie jedem sein Amt nehmen können. Wenn ein Offizier seine Pflichten nicht erfüllt, berufen sie eine Versammlung und es erfolgt eine Neuwahl. Dieser Wahlakt ist jedoch nur eine leere, nichtsbedeutende Form, da keiner in der Versammlung es wagen darf, etwas Anderes zu wollen, oder anders zu wählen, als den Aeltesten genehm ist. — Die Zehntmänner werden vom Marschataman ernannt, der jedoch nur dann diesen Titel führt, wenn er eine größere Zahl Sotnien (Abtheilungen von je hundert Mann) ins Feld führt. Sonst führt er nur den Titel „Sotnik." Der Generalstab besteht aus dem Marscha aman, dem Terdschuman und Assawul. Der Assawul der Sotnie erhält den Titel „Tschausch."

Jeder erhält ein Pferd, oder aus der allgemeinen Kasse das nöthige Geld, um ein solches zu kaufen. Ebenso wird ihm das Geld zur Bewaffnung und ein ganzer Jahresverdienst zum Unterhalte seiner Familie gegeben. Am Tage, an dem der Kosak beritten und bewaffnet sich zum Marsche bereit stellen muß, versammeln sich wiederum der Ataman und die Aeltesten. Offiziere wie Gemeine passiren einzeln vor ihnen Revue, jeder verneigt sich vor ihnen, schlägt drei Mal das Kreuz und ruft: Aelteste, befindet sich einer unter euch, der meine arme sündige Seele in seine Obhut zu nehmen bereit ist und sich ihrer erbarmt?" Die Aeltesten schweigen einige Zeit, bis endlich einer oder der andere ruft: „Reise mit Gott!" Diese Worte erfüllen den Nekrassower mit Vertrauen, er ist jetzt überzeugt, daß ihm nunmehr kein Haar vom Haupte fallen werde, denn „er ist besprochen von einem erfahrenen, vor Gott und Menschen verdienten Greise." Nach dieser Revue werden die Fahnen, und zwar die große und zwei kleine, wenn nur eine Sotnie ins Feld rückt, aus der Kirche gebracht und mit Kanonenschüssen salutirt. Die Fähnriche schwören hierauf, daß sie die ihnen anvertrauten Kleinodien durch den Feind

nicht beflecken lassen werden, und alle Kosaken schwören, daß sie sie nicht einbüßen werden. Bis jetzt haben die Nekrassower ihren Schwur treu gehalten, denn noch haben sie keine Feldzeichen verloren. Wie hoch sie aber ihre Fahne schätzen, beweist folgender Fall:

Im Jahre 1810 wollten die Russen bei Matschin eine Brücke schlagen. Der Ataman der Tscharnomorer Kosaken, Tschernilt, kam mit seiner Truppenabtheilung ans Ufer der Donau und vertrieb sowohl die Türken, als auch die Nekrassower, welche den Uebergang vertheidigten. Im Augenblicke, als die letzteren ihre Position verließen, kamen tausend Nekrassower Reiter unter dem Kommando ihres Marschatamans Hohol an die steile Anhöhe. Da Hohol sah, daß er weder die Fiehenden aufzuhalten, noch auch den Berg mit Reitern zu stürmen vermochte, ergriff er erst eine, dann die zweite und dritte kleine Fahne, warf sie unter die Feinde und rief: „Wer ist bereit, freiwillig und zu Fuß die Feldzeichen vom Feinde zu holen!" Sogleich stürzten sich fünfzig bis sechzig Mann auf den Feind. Hohol sah jedoch, daß diese Anzahl nicht hinreiche, um die Position zurück zu erobern, und deßhalb warf er die große Fahne in die Reihe der Russen, indem er rief: „Wer ein Alt-Kubanjec ist, herab vom Pferde und mir nach zu den Fahnen!" Sogleich stiegen alle Nekrassower von ihren Pferden, stürzten sich mit ihrem Führer auf die Tscharnomorer Kosaken, von denen die Hälfte fiel, die andere Hälfte die Flucht ergriff. Hohol hieb mit eigener Hand ihren Führer Tschernik nieder. Die Fahnen waren gerettet.

Nachdem die Abtheilung ihre Fahnen erhalten und alle den Eid, wie oben geschildert, geleistet haben, werden sie von den einzelnen Unterkommandeuren geordnet, die Rittmeister stellen sich an die Spitze ihrer Sotnien, der Ataman kommandirt „Marsch!" nnd die Abtheilung verläßt unter Gesang ihr Heimatsdorf.

Unter den Nekrassower Kosaken ist der Glaube an Zauber, Feiung und Besprechung gang und gäbe. So waren sie überzeugt, daß ihr Ataman Iwan Soltan (1827 und 28), dessen Ansehen und Einfluß unbegrenzt waren, gegen Kugel und Eisen gefeit sei. Während der Schlacht schonte er sich durchaus nicht, sondern befand sich im heißesten Gedränge; nach der Schlacht aber, wenn die Aerzte die Wunden seiner Krieger verbanden, schnallte er seinen Gurt ab, und schüttete aus ihm Kugeln auf den Boden. Die Kosaken glaubten, es seien dies feindliche Kugeln, welche Soltan im Gurte aufgefangen hat, hielten ihn für einen Zauberer, den sie fürchteten, achteten und dem sie blindlings vertrauten.

Von frühester Jugend auf wird der Nekrassower Kosak an den Kriegsdienst gewöhnt; er lernt als Kind Fechten, Reiten, Schießen, so wie auch den Wachtdienst, das Patrouilliren u. s. w. Deßhalb ist er auch in späteren Jahren ungemein geschickt, und versteht sich überall zu orientiren. Es gibt keinen

Feind, der eine Nekrassower Kosakenabtheilung unverhofft überraschen könnte, denn jeder einzelne Kosak ist an Vorsicht und Wachsamkeit gewöhnt, und jeder Einzelne kennt die Wichtigkeit der ihm anvertrauten Position oder Mission. Während des Marsches hält kein Kosak wegen irgend einer Bagatelle auf, und keiner überläßt sich dann dem Trunke oder einem Vergnügen. In die Schlacht gehen die Nekrassower wie die Donschen Kosaken nicht mit großer Neigung, aber wenn ihr Führer vorwärts geht, gehen sie ihm blindlings nach, weil es eine Schande ist, ihn zu verlassen.

Die Nekrassower Kosaken waren den türkischen Heeren immer sehr nützlich und haben ihnen während des Krimkrieges manchen ausgezeichneten Dienst geleistet. Einige Sotnien Kosaken mit einem so ausgebildeten militärischen Instinkte und Gewissen müssen für den Kommandeur der leichten Kavallerie, zur Besetzung der Außenposten und zur Unterhaltung der Kommunikation einen unschätzbaren Werth haben; sie sind durch Nichts zu ersetzen. Es ist ja für jeden Führer im höchsten Grade wünschenswerth, seine Stellung, seine Transporte und Fourage gegen plötzliche Ueberfälle gesichert zu wissen; deßhalb müssen einige Sotnien Kosaken, deren Wachsamkeit nichts zu wünschen übrig läßt, und die jeden Befehl mit Blitzesschnelle vollziehen, für jede Heeresabtheilung einen unschätzbaren Werth haben. Die Nekrassower Kosaken haben mit den Donschen Kosaken die Neigung für Raub und Kriegsbeute gemein; sie verstehen es jedoch dieser Neigung in aller Stille und unbemerkt Genüge zu leisten, so daß sich die Bewohner der Gegenden, in denen sie gehaust haben, nicht beschweren können. Sie verstehen es, ihren Räubereien das Gepräge der Legalität aufzudrücken, wenden nie Gewalt an, und vermeiden nicht nur Mißhandlungen, sondern sogar beleidigende Drohungen. Ohne Noth begehen sie nie Grausamkeiten.

Im Jahre 1827 ließ sich, — man sagt ausnahmsweise, — der Ataman Iwan Soltan gegenüber den gefangenen Russen zu einer unerhörten Grausamkeit hinreißen; er ließ ihnen nämlich die Ohren abschneiden, schlitzte ihnen die Haut an den Armen auf, zog sie ihnen von den Händen bis über die Schultern, und nannte dies „Wyloty" (aufgeschlitzte Aermel). Als er über den Grund dieser Handlungsweise befragt wurde, erwiederte er: „Wir sind mit den Donschen Kosaken nahe verwandt, in unseren Adern fließt das gleiche Blut. Sie dienen dem weißen Zaren, wir dem Sultan, ihrer sind viele, unsere Zahl ist gering. Es liegt aber in der Natur der Sache, daß der Schwächere sich zu dem Stärkeren hinübergezogen fühlt und von den Vorgesetzten hängt es ab, dieser Eventualität vorzubeugen. Die Meinen könnten sich jenen aus irgend einem Grunde ergeben, und wir würden verschwinden. Wenn sie aber sehen, wie ich mit den gefangenen Moskowitern verfahre, so wird sich jeder sagen,

daß seiner das gleiche, vielleicht gar noch ein härteres Los warte, wenn er zu den Moskowitern übergehen würde. Wenn man nicht mit Machtmitteln kämpfen kann, muß man mit Hilfe des Hasses und der Furcht kämpfen."

Die türkische Regierung und das türkische Volk achten die Nekrassower Kosaken sehr hoch, und sind ihnen sehr zugeneigt. Es herrscht unter den Türken das Sprüchwort: „Treu wie der Kosak Jhnat. Auf sein Wort baue, wie auf das Wort eines alten Kubaners."

Es ist dies ein schöner und wohlverdienter Lohn für einen Stamm von Auswanderern, der auf fremdem Boden und inmitten von Barbaren während mehr als zwei Jahrhunderten seine Nationalität, seine Ehre zu bewahren und sich ungemischt zu erhalten verstand, und der während einer so langen Zeit seine Hände nicht nach Almosen ausgestreckt, nicht um der Verdienste seiner Vorfahren willen bei den Regierungen um Gnade gebettelt, sondern mit Blut und Arbeit seine Existenz erkauft hat. Und in den Herzen der Urenkel herrscht noch derselbe Haß gegen die Unterdrücker, dieselbe Liebe zur Freiheit, welche in den Herzen der Urgroßväter geherrscht hat. Auch das jetzt lebende Geschlecht der Nekrassower Kosaken würde den ehrenvollen Tod auf dem Schlachtfelde der Unterwerfung unter die russische Regierung vorziehen.

Literatur.

Unter dem Sternenbanner. Streifzüge in das Leben und die Literatur der Amerikaner. Von Ernst Otto Hopp. Bromberg, Druck und Verlag von F. Fischer. 1877.

Der Verfasser, der sich durch seine im vorigen Jahre erschienenen „Transatlantischen Stimmen" und sein „Transatlantisches Skizzenbuch" dem deutschen Publikum vortheilhaft bekannt gemacht hat, giebt uns hier zunächst in wohlklingenden Uebersetzungen, von denen wir hoffen wollen, daß sie auch treu sind, eine Blumenlese aus den hervorragenderen Schriftstellern und Dichtern der Yankees, Gedichte und Aufsätze von Bret Harte, Joaquin Miller (einem anderen californischen Poeten), Thomas Bailey Aldrich, Longfellow, Dana, Whittier, Wendell Holmes u. A. nebst biographischen Notizen und Charakteristiken derselben, die, soweit wir vergleichen können, meist zutreffend sind. Daneben enthält das Buch eine Reihe eigener Beobachtungen des amerikanischen Lebens,

die sich unter dem Titel: „Zwanglose Sommerbriefe eines Europamüden“ über allerhand Gegenstände verbreiten und zum Theil recht interressant sind, sodaß man wünschen möchte, sie wären ausgeführter und nicht bloße Plaudereien. Recht hübsch ist die Baby-Schow (der Säuglingsbazar) im Städtchen Rye geschildert, neu war uns die Mittheilung über die Surprise-Parties, Ueberfälle von Freunden in Masse, bei denen man aber Proviant und Eßgeschirr mitbringt, und über das Wettebuchstabiren, das in allen Ständen mit Leidenschaft betrieben wird. Amüsant endlich, um von verschiedenem Anderen zu schweigen, sind mehrere von den in diesen Briefen erzählten Anekdoten, von denen wir eine, welche das amerikanische Reporterwesen charakterisirt, hier abgekürzt mittheilen wollen. Bekannt ist, daß der amerikanische Zeitungsberichterstatter das Leben in allen Schichten des Volkes, von den höchsten bis zu den geringsten herab beobachten und schildern muß. Nun gab einmal die newyorker „Tribune“ einem ihrer Reporter den Auftrag, das Betteln, welches in den großen Städten als wohlorganisirtes Geschäft betrieben wird, genau zu studiren. Der Journalist unterzog sich dem in der Weise, daß er zunächst, sich in einen zerlumpten Strolch verwandelnd, das Land zwischen Newyork und Philadelphia durchwanderte, dann, nach der Metropole am Hudson und Eastriver zurückgekehrt, sich in einer Vagabundenherberge zwei kleine Mädchen miethete, mit denen er vor den Häusern singen ging, dann Apfelverkäufer an einer Straßenecke wurde und zuletzt als künstlicher Krüppel und Solosänger die Stadt abklopfte, wobei er konstatirte, welche Straßen den meisten Profit abwürfen. In dieser Verkleidung erhielt er auch eine milde Gabe von einem Missionär, und um den guten Mann in seiner Ansicht von der Macht des Teufels und der Erbsünde zu bestärken, ging er nach Empfang der Spende, sodaß jener es sehen mußte, in einen Rumladen. Der geistliche Herr fiel in die Falle, paßte ihm auf, und hielt ihm, als er wieder herauskam, eine salbungsvolle Strafpredigt, der sich unser Spaßvogel, als sie zu lang wurde, durch die Flucht entzog. Er traf auch seinen Chefredakteur, den er ebenfalls anbettelte, und seine Vermummung war so vollkommen, die Leidensgeschichte, die er zu erzählen wußte, so rührend, daß er nicht nur ein Geschenk von einem Vierteldollar, sondern auch die Aufforderung erhielt, am nächsten Tage auf das Redaktionsbureau der Zeitung zu kommen, wo ihm gründlich geholfen werden solle. Dort erschien er denn auch zur rechten Zeit in seiner gewöhnlichen Kleidung und gab lachend das Geld zurück. Der erstaunte Redakteur aber mußte zugeben, daß sein Reporter das Möglichste geleistet hatte. Ebenfalls recht ergötzlich sind die Geschichtchen von der alten Frau, die ihren Specktransport zum Verbrennen opfert, blos um das Dampfboot, mit dem sie fährt, ein anderes bei der Wettfahrt ausstechen zu sehen (S. 162) und die, wie Barnum, der „Napoleon des Humbugs“ von

einem Schlaueren behumbugt wurde (S. 166). Bisweilen könnte der Verfasser mit Nutzen weniger Geist zu machen, mitunter auch, z. B. auf S. 332, weniger rhethorischen Bombast abzubrennen bemüht sein.

Geschichte der Serben von den ältesten Zeiten bis 1815 von Benjamin v. Kallay. Aus dem Ungarischen ins Deutsche übertragen von Professor J. H. Schwicker. Erster Band, 1. Heft. Budapest, Wien und Leipzig, Verlag von W. Lauffer. 1878.

Der Verfasser hat sich viele Jahre mit dem Studium der Geschichte der Südslawen beschäftigt und durch langjährigen Aufenthalt (als österreichischer Generalkonsul) in Belgrad Land und Leute Serbiens sowie die dortigen Quellenwerke aus eigener Anschauung kennen gelernt. Sein Werk, im Original schon vor mehreren Jahren erschienen, behandelt namentlich die Zeit, wo die Serben sich vom Joche der Türken befreiten, auf Grund neuer Daten mit Ausführlichkeit. Die Uebersetzung liest sich gut. Wenn mehr davon erschienen, Näheres.

Das neue Leben von Dante Alighieri. Uebersetzt von B. Jacobson. Mit Dante's Portrait nach Giotto. Halle, C. E. M. Pfeffer. 1877.

Den Inhalt dieser Schrift bildet Dante's Liebe zu Beatrice von dem ersten Zusammentreffen der Beiden an bis zu der Vision, welche mehrere Jahre nach ihrem Tode dem Dichter den Grundgedanken der göttlichen Komödie gab. Es ist eine melancholische Geschichte tiefer Empfindungen, ein rückhaltsloses Bekenntniß des Heiligsten und Geheimsten im Herzen des Liebenden. Einzig in der Weltliteratur ist die Art, wie Dante uns hier selbst den Schlüssel zu seinen Dichtungen und zu seinem ganzen inneren Sein und Wesen in die Hand gibt: die eingestreuten Sonette und Canzonen sind echte „Gelegenheitsgedichte" im Sinne Goethe's, d. h. wir sehen sie naturnothwendig aus Gefühltem und Erlebtem entstehen. Der Titel des Originals „Vita Nuova" bedeutet nicht, wie Manche gemeint haben: Jugendleben oder Jünglingsalter; denn die hier mitgetheilten Ereignisse und Erfahrungen reichen bis in die Mannesjahre des Dichters. Es soll vielmehr damit ausgedrückt werden, daß seit der ersten Begegnung mit Beatrice für ihn ein ganz neues Leben, ein von dem bisher geführten völlig verschiedenes begonnen, daß er gewissermaßen eine neue Geburt erlebt habe. Mit voller Klarheit geht aus mehreren Stellen hervor, daß Beatrice keineswegs eine bloße Allegorie, etwa der Begriff des Wissens von den göttlichen Dingen, die thätige Intelligenz oder gar die Idee der kaiserlichen Autorität, sondern ein lebendiges, konkretes Individuum, ein weibliches Wesen mit Fleisch und Bein ist, mit andern Worten, daß es sich um die Liebe des Dichters zu der Tochter des Messer Folco Portinari und der Madonna Giglia Caponsacchi handelt, die, wie wir im 41. Kapitel unserer Schrift erfahren, in Florenz auf

der Via del Corso geboren wurde und, wie man aus Folcos Testament weiß, um das Jahr 1287 sich mit Simon di Bardi vermählte. In der „Komödie" ist sie fast ganz zur göttlichen Gestalt geworden, und kaum erkennen wir dort noch durch den Schleier des Symbols den Schatten des schönen jungen Weibes, das der Dichter auf Erden so heiß geliebt hat. Auch in der „Vita Nuova" begegnen wir schon den Anfängen dieser Apotheose, aber hier überwiegt, wie dort der symbolische, der physische Charakter. Anders dagegen verhält sichs mit einer zweiten „edlen Dame", die vom Kapitel 36 unserer Schrift an auftritt. Auch ihr liegt die Begegnung mit einer schönen Florentinerin zu Grunde, deren Mitleid den Dichter derart rührte, daß in ihm vorübergehend eine neue Liebe entstand. Aber sehr bald wird ihre Gestalt zu reiner Allegorie und Abstraktion, zum Abbilde einer Frau, vom Dichter hingestellt, um es mit Eigenschaften zu bekleiden, die keinem weiblichen Wesen angehören können — zur Philosophie, die ihn über den Tod Beatricens tröstet.

In unserer kleinen, theils in Prosa verfaßten, theils aus Dichtungen in gebundener Rede bestehenden Schrift treten wir also dem Dichter als Menschen nahe. Wir vergessen einmal, ihn in dem Lichte jener „oft abschreckenden Großheit" zu sehen, das Goethes Ausspruch auf ihn fallen läßt. In anmuthigen, fast genrehaften Zügen lernen wir ihn und seine Umgebung kennen, zugleich aber finden wir in ihm eine der zartsinnigsten, reinsten und erhabensten Seelen, die je in einer Menschenbrust gewohnt haben. Sein tiefer Wahrheitssinn tritt allenthalben hervor, und bereitwillig glauben wir ihm das Seltsamste; denn diese ernsten Lippen lügen nicht. Mag auch hin und wieder seine Liebe zu Beatrice uns Neueren unverständlich sein — sie erscheint so namentlich in der „Komödie", wo sie mit theologischen und astrologischen Elementen durchdrungen und verbrämt ist — das rein Menschliche darin bleibt ewig wahr und schön. Die ersten Gedichte, fast der sentimentalen Weise eines Schülers vergleichbar, die tiefe leidenschaftliche Gluth im siebenten, achten und neunten Sonett, die dem Lobe der Herrlichen geweihten Strophen, die erschütternden Klagen über ihren Tod, die Läuterung zur heiligen Flamme geistiger Anbetung, die im Schlußsonett schon an die „göttliche Komödie" anklingt — das alles ist die Offenbarung eines edlen Menschenherzens, die auch jetzt noch auf Verstandenwerden und Nachempfinden zu rechnen hat.

Unser Standpunkt im Weltall. Autorisirte deutsche Ausgabe von Richard A. Proktors „Our Place among Infinities." Herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von Dr. Wilhelm Schur. Heilbronn, Verlag von Gebrüder Henninger. 1877.

Der Titel des Buches paßt eigentlich nur auf die ersten drei Abhandlungen, aus denen es besteht, und welche sich mit der Vergangenheit und Zukunft der

Erde, mit dem Nachweis, daß die scheinbare Verschwendung in der Natur in Wirklichkeit keine Verschwendung ist und mit einer neuen Theorie über das Leben auf anderen Weltkörpern beschäftigen. Der Verfasser stellt sich hier die Aufgabe, den Leser mit der unendlichen Ausdehnung des Weltalls nach Raum und Zeit bekannt zu machen und damit die unbedeutende Stellung zu vergleichen, welche unsere Erde in Bezug auf ihre Größe wie auf Vergangenheit und voraussichtliche Zukunft dagegen einnimmt. Ein Theil der übrigen Aufsätze (über einen verschwundenen Kometen, — über dessen Meteorschwarm, — über den Planeten Jupiter — über den Saturn und sein System — über die Riesensonne des Sirius — über die Zeichen des Sternhimmels — über Sternaichung) hat zu diesem Zwecke nur mittelbare Beziehung, und die beiden letzten Kapitel (über Saturn und den Sabbath der Juden und Betrachtungen über Astrologie) gehören unsrer Meinung nach gar nicht hierher. Der Inhalt, dem Verständniß des größeren Publikums angepaßt, ist bis auf die beiden letzten Abschnitte vielfach von Interesse, wenn auch, wie die meisten dieser Untersuchungen, hypothetischer Natur. Die Form läßt zu wünschen übrig, und der Bearbeiter hätte in der Kürzung von Weitschweifigkeiten und der Weglassung von Wiederholungen mehr thun können, als er gethan, auch den vielfach unordentlich aneinandergereihten Stoff besser und übersichtlicher gruppiren sollen. Vielleicht finden wir Zeit und Raum, um durch ein oder das andere in dieser Weise umgestaltetes Kapitel zu zeigen, wie wir das gemacht zu sehen wünschen, und zugleich das sonst lehrreiche Buch dem Publikum näher zu bringen.

Die Physiologie der Liebe. Von Paul Mantegazza. Vom Verfasser autorisirte deutsche Ausgabe von Dr. Eduard Engel. Jena, Hermann Costenoble. 1877.

Allerlei Reflexionen und Aphorismen über die Liebe, etwa in dem Genre gehalten, in welchem Michelets „La femme“ die Sache behandelt; doch stellt sich der Verfasser, der beiläufig der Universität in Florenz als Professor und der italienischen Gesetzgebung als Senator angehört, theils mehr auf den Standpunkt des Arztes, theils mehr auf den des Moralisten als der französische Schriftsteller, und so tritt bei ihm die physische Seite der Liebe stark und unserm Gefühl nach zuweilen stärker hervor, als angenehm ist. Jedenfalls hat er nicht für junge Damen geschrieben. Daß sich unter dem, was er über die Liebe der Pflanzen und Thiere, über die „Morgenröthe der Liebe“, die Schamhaftigkeit, die Jungfrau, über die Art, wie man die Liebe erhält und wie man sie tödtet, über „die erhabenen Thorheiten der Liebe“ und manches andere Thema philosophirt, viele gute Gedanken in anmuthiger Form finden, soll damit nicht in Abrede gestellt werden.

Der russisch-türkische Krieg 1877. — Von Wilhelm Müller. Zweite Lieferung. Stuttgart, Verlag von Karl Krabbe. 1877.

Wir haben uns über das Unternehmen im Ganzen schon ausgesprochen und zwar, soweit dieß in Betreff von Versuchen, die unmittelbare Gegenwart historisch darzustellen, thunlich ist, in günstigem Sinne. Professor Müller leistet, was hier zu leisten möglich ist. Eine vollkommen zuverlässige Geschichte des jetzt auf der Balkanhalbinsel entbrannten Kampfes wird später geschrieben werden oder vielleicht auch nicht. Inzwischen kann sich der, welcher eine gut gewählte und geschickt zusammengestellte Uebersicht über das, was die Zeitungen über jene Vorgänge bringen, wünscht, mit dem hier Gebotenen zufrieden geben. Wir bemerken, daß die zweite Lieferung diese Uebersicht bis zur Kriegserklärung vom 24. Mai und zur Rückkehr des Kaisers Alexander von Kischenew nach Petersburg fortführt.

Der Nachsommer. Eine Erzählung von Adalbert Stifter. — Der Hochwald. Novelle von Demselben. Preßburg und Leipzig, Heckenast. 1877.

Stifter, eine Zeit lang in aller Munde, ist gegenwärtig fast vergessen. Der Grund liegt ohne Zweifel zum Theil in der veränderten Zeitrichtung, mehr aber doch ebenso unstreitig darin, daß er zwar ein überaus feines Gefühl für die Natur hat und ein Meister in der Wiedergabe von Landschaften und ihren Stimmungen ist, daß aber die Menschen, die er uns vorführt, kaum viel mehr als farbige Schemen, als Staffage sind. Vom „Hochwald“ gilt das in besonderem Grade, und der „Nachsommer“ ist trotzdem, daß der Buchhändler in dieser (3.) Auflage, wie wir aus dem Vorwort ersehen, verschiedene Längen heraus corrigirt hat, noch immer so breit, um nicht zu sagen, so langweilig, daß wir uns trotz mancher Schönheiten nicht dahin bringen konnten, das Buch bis zu Ende zu lesen. Indeß gelingt es Geduldigeren vielleicht besser.

Die Pflanze. Material für den Unterricht und das erste Studium in der Botanik von Warnke. Hannover. Helwig 1877.

Dem Inhalt nach empfehlenswerth, in der Form bisweilen weitschweifig und empfindsam. Die eingestreuten Verse hätten unseres Bedünkens ohne Schaden wegbleiben können.

An die Herren Verleger!

Wir bitten um recht baldige Zusendung derjenigen Werke, welche in der diesjährigen Weihnachtsbücherschau Berücksichtigung finden sollen.

Leipzig, Anfang Oktober 1877. Die Redaktion der Grenzboten.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hans Blum in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Hüthel & Herrmann in Leipzig.

Die pariser Kommune bei der Vertheidigung von Paris.

Als die Regierung vom 4. September 1870 in Paris sich konstituirte, stand ihr Alles zu Gebote: Material an Menschen, an Waffen, die Hülfsmittel der großen Stadt und ihrer weiteren Umgebung, der beste Wille ihrer Mitglieder, — nur keine Autorität! Anfangs allerdings fühlte die Regierung diesen Mangel kaum, denn die große Masse der ehrenwerthen pariser Bürgerschaft gehorchte blindlings. Außer den hergebrachten gesetzlichen Autoritäten der Stadtverwaltung, die meist in Funktion blieben, wenn auch die Personen wechselten, traten zahllose Befehlshaber auf, deren Stellen der Krieg schuf. Alle befahlen, und der Bürger, seit langem an die straffste behördliche Ordnung gewöhnt, gehorchte. Die finsteren Elemente, die auf dem Grunde dieses gewaltigen Menschenoceans ihr Wesen trieben, hielten sich in der Tiefe. Ihre Zeit war noch nicht gekommen. Zunächst handelte es sich also darum, eine zahlreiche, vom besten Willen beseelte Bevölkerung so zu organisiren, daß die ihr innewohnende, latente, nicht geringe Kraft, wirklich zur Rettung der bedrohten Hauptstadt und damit indirekt zur Rettung des Vaterlandes verwendbar wurde. Dazu mußte aber diese Bevölkerung den Demagogen und Tribünenhelden entzogen werden, von denen sie jetzt schon das Losungswort empfing. Schon einmal zeigt die Geschichte Frankreichs denselben ominösen Vorgang. Als am 31. Mai 1791 der Kampf zwischen der Gironde und dem Berge entbrannte, stellte der Deputirte Barrère den staatsklugen Antrag, den gefährlichen und radikal gesinnten Theil der Nationalgarden an die vom Feind bedrohten Grenzen zu senden. Robespierre erkannte schnell genug die Absicht, und entgegnete mit brutaler Offenheit: „Die pariser Patrioten haben Wichtigeres zu thun. Sie sollen hier die Burg der Freiheit schützen, und die wahren und unverdächtigen Republikaner vor feindlichen Fallstricken schirmen." Wieder und wieder erklang dies Thema im Jahre 1870 in den Klubs, den Volksversammlungen, den Weinhäusern des belagerten Paris. Hier hätte die energische Hand eines der französischen Generale die

Zukunft der Stadt wesentlich besser gestalten, vielleicht sie vor dem Feinde, sicherlich aber vor den späteren Greueln bewahren können. Dennoch war ein großer Theil der Linie und Marine sicher, gut diszíplinirt und ihren Offizieren ergeben. Der herrschende Belagerungszustand erlaubte, daß man sich der Führer der verdächtigen Elemente bemächtigte. Eine schnelle Hinrichtung mußte ihrer späteren Befreiung vorbeugen, und nie und nimmer durften die Nationalgarden gewisser Stadtviertel bewaffnet werden. Aber der richtige Mann, der hier in Wahrheit „ein Retter der Gesellschaft" geworden wäre, fehlte.

So beging man den verhängnißvollen Fehler die ganze Bevölkerung, auch die anerkannt gefährlichsten Elemente, zu bewaffnen; ja durch die Eintheilung des Stadtgebietes in die sogenannten Sektoren der Vertheidigung, entzog die Regierung sich selbst die Möglichkeit, diese Elemente durch Theilung zu schwächen. Sie bildeten unter ihren selbstgewählten Offizieren eine kompakte Masse, zu Allem fähig — nur zu Einem nicht: draußen auf Vorposten gegen den Feind zu fechten! Schon im Monat September konnte die Regierung sich überzeugen, welcher Geist in diesen Nationalgarden von Belleville, Montmartre und den äußeren Barrièren steckte. Da war keine Spur von Muth und Vaterlandsliebe! Am 19. September, während rings im Norden und Süden von Paris die deutschen Geschütze krachten, und der eherne Ring der deutschen Armee sich schloß um die bedrohte Stadt, meuterte das Bataillon, dem man den wichtigen Mont Valérien anvertraut, erschlug oder verjagte seine Offiziere, und floh, meist thierisch betrunken, nach Paris, während vor Rueil und St. Clond die deutschen Avantgarden erschienen. Die schlaffe, aus unentschlossenen Theoretikern bestehende Regierung wußte gegen solche Vorgänge kein anderes Mittel anzuwenden, als daß sie den Nationalgarden das Recht einräumte, ihre Offiziere selbst zu wählen. Einer dieser Minister von der traurigen Gestalt äußerte dabei wörtlich: „Es liegt ja doch im eignen Interesse der Nationalgarde, daß sie die würdigsten und besten Elemente zu ihren Führern wählt." — So standen sich denn von Anfang der Belagerung an zwei Armeen innerhalb der Stadt gegenüber: die eine, aus den Linientruppen und den besseren Elementen des Bürgerstandes zusammengesetzt, wünschte nichts mehr, als gegen den Feind geführt zu werden und ihre Schuldigkeit zu thun. Die andere sparte sich auf für eine Gelegenheit, die da kommen sollte, wie das geheime Comité, dem sie gehorchte, versichert hatte. Theils aus Furcht, um diese unsaubern Geister bei guter Laune zu erhalten, theils in lächerlicher Verblendung schmeichelte man ihnen sogar. Viktor Hugo ließ sich in seinem hochtönenden Blödsinn also vernehmen: „Seid schrecklich dem Feinde, o Ihr Patrioten, haltet nur an in Eurem Siegeslaufe an der Hütte des Armen, um einen Kuß zu drücken auf dieStirn seines schlafenden Kindes!" Das wurde geschrieben drei Tage, nachdem

diese „schrecklichen Patrioten“ vor der ersten preußischen Patrouille vom Mont Valérien weggelaufen waren!

Unglück war auch im Spiel. So gelangte die Nachricht vom Fall von Metz, der die reizbare Bevölkerung aufs Tiefste erregen mußte, unglücklicher Weise zuerst in die Hände eines von den Vielen der aus Eitelkeit und verkannter Genialität halbverrückten Zeitungsschreiber, der diese folgenschwere Nachricht in so hämischer und vaterlandsfeindlicher Weise in das Volk schleuderte, daß sie die blutige und doch wieder burleske Emeute vom 30. Oktober herbeiführte, die auch uns durch die herüberleuchtenden Flammen und herübertönenden Schüsse den Beweis lieferte, daß der Bürgerkrieg in Paris ausgebrochen sei. Der General Ducrot sagte später darüber in der Nationalversammlung am 28. Februar 1871: „Niemals werde ich die Erinnerung an das blutige Verhängniß verwinden, das diese Männer der Unordnung der Sache der nationalen Vertheidigung zugefügt haben, mein Herz hüpft vor Unmuth (bondit d'indignation), wenn ich daran denke, daß ich am 31. Oktober vor den preußischen Vorposten habe umkehren müssen, um auf das Stadthaus zu eilen. Dabei ist es eine entwürdigende Thatsache, daß kein Einziger der Chefs dieser Bewegung jemals draußen sich hat sehen lassen, um gegen den Feind zu kämpfen!“ Das hört sich gewiß sehr rührend an, aber man sollte denken, der gute General hätte besser gethan, ein paar Hundert „Männer der Unordnung“ niederzukartätschen, selbst auf die Gefahr hin — unpopulär zu werden! Damit hätte er jedenfalls der Sache seines Landes mehr genützt, als mit seinem Unmuth im Herzen. — Um der Sache den humoristischen Abschluß zu geben, wendeten sich die Mitglieder der September-Regierung an die Bevölkerung von Paris, um durch ein Plebiscit sich ein Vertrauensvotum geben zu lassen. Moralisch gestärkt durch die laute und einstimmige Billigung aller ehrenwerthen Elemente des Volkes von Paris, konnte diese Regierung energisch auftreten gegen die bösartigen Elemente, die hier zum ersten Male ans Licht der Sonne getreten sind. Denn am 31. Oktober sind sie greifbar und persönlich herausgetreten, als Bataillonskommandeure, Sektionschefs sammt ihren verdächtigen Bataillonen, jene widerwärtigen Menschen, deren mit Blut und Schmutz besudelte Namen später als Führer der Kommune am Pranger der Geschichte stehen sollten. Aber die Regierung rührte kein Hand nach ihnen. Der Winter naht heran, mit ihm die Kälte, der Hunger, Krankheit und Tod: mächtige Bundesgenossen für die, welche entschlossen waren, durch Irreleitung des niedrigsten Pöbels der großen St[illegible] ihre schmutzigen Leidenschaften zu befriedigen. Aber die Regierung that absolut Nichts. Weder entwaffnete sie diejenigen Bataillone, welche in offene Meuterei ausgebrochen waren, noch reinigte sie die verdächtigen Truppentheile von den ihr wohlbekannten gefährlichen Elementen. Am allerwenigsten

dachte sie daran, die gutgesinnten Bataillone, in feste Truppenkörper gesammelt, an geeigneten Plätzen zu isoliren. Aller Wahrscheinlichkeit nach wußte die Regierung selbst nicht, was sie wollte. Noch gab es gegen Hunderttausend ehrenwerthe Männer in der Nationalgarde, die ebenso entschlossen waren, gegen den innern Feind, wie gegen den äußeren zu kämpfen. Hätte man sie nur durch geeignete Führung, allmählige Uebung in den kleinen Vorfällen des Vorpostenkrieges hierzu geeignet gemacht. Es fehlte aber sowohl an Führern, als an dem richtigen Entschluß.

Die Generale der Linie traten der ganzen Nationalgarde ohne Unterschied mit tiefem Mißtrauen gegenüber. Der größte Theil der Nationalgarde dagegen war, wie die Mehrzahl des Volkes, von Zorn und Unwillen gegen die höheren Offiziere erfüllt, denen man die Schuld an dem verlorenen Feldzuge, an dem Verlust an Land, Leuten und Nationalehre zuschob. Daß von den heimlichen Kommunistenführern diese Stimmung ausgebeutet und immer mehr vergiftet wurde, kann man sich denken. Die Offiziere der regulären Armee hielten sich aber nicht allein für ihre Person möglichst fern von den Offizieren der Nationalgarde, sondern sie thaten auch alles Mögliche, um ihre Mannschaften vor dem Kontakt mit denen der Nationalgarde zu bewahren, und gewiß mit vollstem Recht. Hätte die schlaffe Regierung rechtzeitig auf eine Sonderung der 100,000 Mann zuverlässiger Bataillone, von den 400,000 Mann, welche die ganze Nationalgarde bildeten, hingearbeitet, so würden die Befehlshaber der regulären Armee gewiß darauf gesehen haben, eine Vereinigung dieser tüchtigen Bataillone mit ihren Truppen anzubahnen. Der schwere Vorwurf, dies unterlassen zu zu haben, trifft besonders diejenigen Militärs, welche damals in Paris befehligten. Wie aber die Sachen standen, sahen die regulären Offiziere mit Verachtung auf die undisciplinirten Haufen der bewaffneten Bürger, und trauten ihnen nicht die geringste Leistungsfähigkeit zu. Daß dieser Tadel vollkommen, berechtigt ist, beweist die Aussage eines dieser Offiziere vor der späteren Untersuchungskommission. Es heißt da wörtlich: „Oft habe ich sagen hören: Hätte man sich doch jener Bataillone, welche später als Kommunisten mit so verzweifelter Tapferkeit fochten, gegen den auswärtigen Feind bedient! Dies ist ein gewaltiger Irrthum; jene Bataillone würden gegen die Preußen sich nicht geschlagen haben, denn von Patriotismus war keine Spur in ihnen. Sie haben sich später geschlagen, weil sie hofften, Herren von Paris zu bleiben, und ihr faules Lodderleben bis ins Unendliche fortzuführen, aber, was das Fechten aus Patriotismus anbetrifft, so waren sie dazu vollkommen unfähig!“ Wenn auch dies Urtheil bezüglich der Vorstadt-Bataillone richtig und zutreffend ist, so ist es nach anderer Seite, in Bezug auf die ganze Nationalgarde, schief und einseitig. Sowohl Nationalgarde als einzelne Freikorps, die doch aus

denselben Elementen bestanden, haben sich mit äußerster Energie gegen die deutschen Truppen geschlagen, und bei einer richtigen Behandlung würden noch viel mehr dieser Truppen ebenso gehandelt haben. Als aber die Regierung ihren moralischen Sieg vom 31. Oktober gar nicht ausbeutete, sondern die Sachen gehen ließ, wie sie eben gingen, trat ganz natürlich eine allmälige Zersetzung auch der besseren Elemente in der Nationalgarde ein. Auch eine gut disciplinirte Linienarmee würde unter solchen Umständen dem inneren Verfall nicht haben entgehen können.

Zum eigentlichen Dienst vor dem Feinde wurde die Nationalgarde nicht verwendet; dort, in der Feuerprobe der Gefahr würden bald die unnützen Schlacken vom reinen Erze sich gesondert haben. Mit dem Bewußtsein redlicher Pflichterfüllung würde das Selbstbewußtsein gewachsen, und der friedfertige, allen Gewaltmaßregeln abholde Sinn der ordentlichen Bürgerschaft so weit gehärtet worden sein, daß sie später mit frechem gewaltthätigem Gesindel wenig Umstände gemacht hätte. So aber verzehrte sich die moralische Kraft der besseren Bataillone in dem gefahrlosen Müssiggang des Wachdienstes auf den inneren Linien. Trunk und Spiel vollendeten das Werk. Man bedenke nur, daß jeden Tag, außer den festgesetzten Rationen, 50,000 Liter Wein verabreicht wurden. Alle Werkstätten feierten, es gab nirgend Geld zu verdienen. Der Arbeiter meldete sich daher zur Aufnahme in die Nationalgarde; er erhielt ein Gewehr, ein Käppi, einen Mantel, und mühelos empfing er von Stund an nicht nur seine Ration, anderthalb Franken täglichen Sold, sondern auch für seine Frau, für jedes Kind bekam er eine Anweisung auf tägliche Ration. Allmälig gewöhnte er sich an das faule Leben auf der sonst gefahrlosen Wachstube der Enceinte, die er auf halbe Tage mit der nahen Kneipe vertauschte. Er erhielt ja nicht nur Nahrung, sondern auch Wein und Schnaps, mehr und besser, als er sich im Frieden gar manchmal mit redlicher Arbeit verdient hatte; dazu noch obenein ein reichliches Taschengeld. Aus langer Weile politisirte er, er hörte begierig die Reden der Klubschwätzer in seiner Kompagnie. Von Zeit zu Zeit erschienen andere Redner. Die wußten zu sprechen! da hörte er, wie man sein Leben lang ihn ausgebeutet, wie seine Prinzipale, die nichts thaten, als Briefe schreiben und Bücher führen, von seiner und der Seinen Arbeit sich gemästet. Jetzt sei der Moment gekommen, dies zu ändern: „die Bourgeois-Regierung ist so dumm gewesen, euch Waffen in die Hand zu geben, gebt sie nicht wieder her, gebraucht sie!" Solches Leben mußte auf die Dauer auch die besseren Naturen verderben. Wenn vor diesen weinduftenden Wachstuben der inneren Linien die braven Regulären und Mobilgarden vorbeimarschirten, um draußen auf Vorposten zu ziehen, dann rief man ihnen wohl höhnisch zu: „Immer vorwärts, wenn's draußen schief

geht, dann sind wir auch noch da!" Ja wohl! da waren sie, und da blieben sie auch, nämlich hinter der Weinflasche, am warmen Ofen. Kein Wunder, daß die erbitterten Soldaten und Mobilgarden, wenn sie von ihrem beschwerlichen Dienst zurückkehrten, beim Anblick dieser faullenzenden und feigen Burschen die Gewehre umkehrten, und mit dem Rufe „Es lebe der Friede" in die Stadt einzogen.

Nun, da es zu spät war, beschloß die Pariser Regierung zu thun, was im Monat September und Oktober eine richtige Maßregel gewesen wäre: man wollte diese unruhigen und turbulenten Massen, die fortwährend den Krieg bis aufs Messer predigten und heroische Ausfälle verlangten, tüchtig an den Feind bringen, und ihnen einige kräftige Aderlasse appliziren. Schon stieg die Noth und das Elend ins Ungeheuere. Auf 8238 Todesfälle im Monat November waren 12885 im Dezember gefolgt. Das Bewußtsein eines nothwendigen Kapitulationsbeschlusses drängte sich den Leitern der Regierung immer unwiderstehlicher auf. Die Furcht vor jenen Schreiern der Straße, die jeden Gedanken an Frieden als Verrath bekämpften, der ihrem bequemen Leben ein Ende bereitete, ließ jedoch die schwachen Geister immer wieder zögern mit dem, was doch kommen mußte. Dafür wollte man aber wenigstens die Vorstadt-Bataillone an den Feind schicken. In dem Kriegsrath vom 10. Januar 1871 rieth der General Trochu: „Wenn bei einem großen Ausfall 20- bis 25000 Mann fallen, wird Paris schon kapituliren!" Man schrie Zeter, aber Trochu ließ sich nicht irre machen: '„Die Nationalgarde wird schon mürbe werden, wenn sie 10,000 Mann verloren hat!" Einer der Generale bemerkte dagegen sehr richtig: „Es wird nicht so leicht sein, diese 10,000 Nationalgarden dahin zu bringen, sich tödten zu lassen." Der General Thomas wurde über die Sachlage befragt; er äußerte sich sehr trocken: „Das ganze Schlachtengebrüll dieser Sorte Nationalgarde ist reiner Schwindel. Jetzt schon, wo sie nur davon Wind bekommen haben, daß sie an den Feind sollen, sind sie äußerst klein geworden! Ueber diese Gesellschaft muß man sich nur ja keine Illusionen machen!" Das war das Vorspiel zum Ausfall von Buzenval. Die Ereignisse gaben dem General Thomas vollkommen Recht. Die Nationalgarde verlor weder 25000, noch 20,000 Mann, sie riß aus, ehe sie tausend Mann verloren hatte. Von hundert Bataillonen, die zum Ausmarsch kommandirt waren, erschienen nur zwanzig. Diese geriethen in das Granatfeuer der Korpsartillerie unseres 4. Armeekorps, die bei Montesson und Chatoû eine flankirende Aufstellung genommen hatte, und sie verschwanden schleunigst von der Bildfläche.

Am 22. Januar versuchte die Kommune abermals einen Handstreich; das Bataillon 101 der Nationalgarde versuchte, sich in Besitz des Stadthauses zu setzen. Nach wenigen Flintenschüssen liefen die Elenden davon. Ihr Kom-

mandeur, Jean Baptiste Serizier wurde von den Regulären gefangen, und sollte standrechtlich erschossen werden. Ein Mitglied der Regierung, durch Gott weiß welche unsauberen Geschäfte mit diesem Menschen befreundet, bewirkte seine Begnadigung. Nie war Milde schlechter angewendet, denn der Schurke ermordete später die wehrlosen Dominikanermönche von Arcueil! — Bei Abschluß des Waffenstillstandes zählte die pariser Nationalgarde allerdings noch gegen 28,000 Offziere, und man kann annehmen, daß die überwältigende Majorität derselben aus Männern bestand, welche der späteren Kommune und ihren Verbrechen abhold gesinnt waren. Binnen 48 Stunden aber änderte sich dieses Verhältniß gewaltig zu Ungunsten der Regierung, die wie gewöhulich nichts that. Wer irgend konnte, floh aus Paris, das ein für jeden anständigen Menschen widerwärtiger Aufenthalt geworden war. Auf diese Weise büßte die Nationalgarde gerade ihre besten und der Sache der Ordnung am Meisten ergebenen Elemente ein. Nach der Angabe des Oberst Montaigu beziffert sich die Zahl dieser zeitweise Emigrirten auf 100,000 Mann, welche später in der Stunde der Gefahr der Regierung fehlten. Es unterliegt keinem Zweifel, daß es dieser Regierung bei einiger Umsicht und Thatkraft leicht geworden wäre, einen großen Theil dieser ihrer Anhänger sowohl in Paris zurückzuhalten, als auch eine Organisation zu schaffen, vermöge deren sie bei dem ersten Alarmruf auf vorher bestimmten Sammelpunkten zusammenströmen, und so den Empörern gleich in kompakten Massen hätten entgegentreten können. Von alledem geschah Nichts. Man zahlte dem Gesindel, das zu entwaffnen man nicht den Muth hatte, vorläufig den Sold weiter und wies in lächerlicher Eitelkeit selbst die wohlgemeinten Vorschläge des Fürsten Bismarck zurück. Wenn nämlich der Bericht des Herrn Du Camp*) richtig ist, so hatte der Fürst, als Jules Favre ihm seine Noth klagte, den Vorschlag gemacht, die Entwaffnung der Nationalgarden einfach durch den Hunger zu bewirken. Nur gegen Abgabe der Gewehre und Geschütze sollten ferner noch Anweisungen auf Rationen ertheilt werden. Jules Favre aber mit jener vollkommenen Unkenntniß der wahren Sachlage, die er im Laufe der ganzen Unterhandlungen zur Heiterkeit seiner Gegner so oft dokumentirt hatte, verwarf diesen klugen Vorschlag mit der ganzen Entrüstung eines beleidigten Volksmannes, und verbürgte sich „hautement", wie unsere Quelle sagt, daß der Patriotismus seiner Landsleute eine so demüthigende Maßregel unnöthig machen würde. Der Reichskanzler, viel besser über die wahre Stimmung in Paris orientirt, ließ ihn ruhig in seinem Wahn, den die nächsten Ereignisse so blutig zerstören sollten.

Am 25. Januar hatte General Trochu von neuem erklärt, daß es die

*) Maxime du Camp. Les prisons de la commune. Revue des Deux Mondes. Tome XXI.

höchste Zeit sei, die Nationalgarde von ihren meuterischen und gefährlichsten Elementen zu reinigen, denn gegenüber dieser bewaffneten Armee sei jede Regierung einfach unmöglich. Dieser sehr vernünftige Vorschlag wurde von der Regierung der „nationalen Vertheidigung", die als Comité noch zu Recht bestand, verworfen, und zwar einfach deßhalb, weil sie fühlte, daß die wahre Herrin der Stadt eben jene Nationalgarde war, die entschlossen schien, Alles zu wagen, für ihre weitere mühelose Existenz, für die Fortbezahlung ihres Soldes! Als die Bedingungen des Waffenstillstandes in Paris bekannt wurden, waren es selbstverständlich gerade die Führer jener verdächtigen Bataillone, welche das größte Wuthgeschrei beleidigter Vaterlandsliebe erhoben. Ja, einige Führer dieser ehrlosen Banden, die mit der Konsequenz angeborener Feigheit sich vor jeder Berührung mit dem Feinde während der Belagerung gedrückt hatten, besaßen die Dreistigkeit, den General Thomas über diesen „Verrath" zur Rede zu stellen. Die schneidenden Derbheiten, die der erbitterte brave Soldat den renommirenden Wirthshaushelden bei dieser Gelegenheit anzuhören gab, waren der Hauptgrund, weshalb er später als eins der ersten Opfer der entfesselten Bestialität fiel.

Je mehr die eigentlichen Leiter der Kommune, Flourens, Ferré, Rigault und Andere sich überzeugten, daß die Verhältnisse es unmöglich machten, sie noch einmal beim Wort zu nehmen, wie dies 14 Tage vorher bei dem Ausfall von Buzenval geschehen war, desto lauter und energischer predigten sie in Klubs und Vereinen die Nothwendigkeit und Ersprießlichkeit eines letzten großen „Ausfalls." Sie appellirten an den Heroismus des „Volkes", das so viel erduldet, gehungert, gelitten habe für das theuere Vaterland, es möge nur jetzt seine Waffen nicht aufgeben, sich aufsparen zur letzten großen rettenden That! Diesen Phrasen gegenüber ist es interressant, zu vernehmen, wie das unverdächtige Zeugniß eines ernsten französischen Vaterlandsfreundes diesen „Heroismus im Dulden und Entbehren" schildert. Er sagt: „Ja wohl, das Volk von Paris hat ohne Murren, in tapferer Resignation entsetzliche Entbehrungen getragen. Hunger, Kälte und Krankheit haben dem Todesengel eine furchtbare Ernte bereitet. Alles das ist ertragen worden im Hinblick auf einen siegreichen Entsatz. Darum war der Rückschlag allgemein und schrecklich. Eine Ungerechtigkeit ist es aber, wenn die Klasse der Arbeiter, das niedere Volk, thut, als ob sie besonders die Last getragen hätten. Das ist einfach eine Unwahrheit. Der Handarbeiter, der sogenannte kleine Mann führte eine sorgenlose vergnügte Existenz, in vielen Fällen weit angenehmer, als seine Lage im Frieden gewesen war. Der Sold wurde mit der größten Regelmäßigkeit vom Finanzministerium gezahlt, mit nur zu großer Liberalität. Mehr wie ein Nationalgardist stand auf dem Papier bei zwei, drei Bataillonen und ließ sich

ebenso oft den Sold zahlen. Alle waren scheinbar verheirathet, und hatten fast immer mehr als ein Kind. Es gab Kommandeurs welche für 1500 Mann Sold quittirten bei einer Effektivstärke von kaum 800 Mann. Es sind Vermögen auf diese Weise erworben worden, und mehr als einer dieser Burschen hat später vor Zeugen geäußert: „Ach das war doch noch eine schöne Zeit!" Wer wirklich Noth gelitten, wer wahrhaft mit Heldenmuth den Entbehrungen getrotzt, bis oft der Tod dem stillen Dulder die müden Augen schloß, das sind ganz andere Leute gewesen: In den Kreisen der kleinen Bürger, bei den niederen Beamten, bei den mit Körpergebrechen Behafteten oder zu alten Arbeitern, unter den alten entlassenen Invaliden und Dienstboten, unter den Lehrerinnen und anderen ehrbaren Frauen und Mädchen ohne Beschäftigung, da sind die Helden der Armuth und Entbehrung zu suchen. Wenn hier die kleinen Ersparnisse zu Ende waren, da gab es keinen Sold, keine Bons für Rationen, da blieb nur die Wahl zwischen Schande und Tod!" Dies Zeugniß, aus dem die überwältigende Macht der Wahrheit spricht, klingt anders, als die Tiraden verlogener Zeitungsschreiber aus jener Zeit, in denen sie schmeichlerisch dem herrschenden Pöbel mit plumper Hand Weihrauch streuten. — Der amerikanische Gesandte Burnside soll in Bezug auf jene Zeit geäußert haben: „Paris ist ein Narrenhaus, von Affen bevölkert!" Damit scheint er treffend das Leben und Treiben gewisser Kreise auf den Boulevards, den Plätzen der Stadt, ihren Gasthäusern und Kafé's gezeichnet zu haben. Immerhin aber entzog sich ihm, dem Fremden, das Leben und Dulden der besseren Elemente; ihr Schmerz um das Vaterland, ihr Kampf mit der Noth des Lebens barg sich im Inneren ihres Hauses. Wie breit aber „die Narren und Affen" in jener Zeit sich machten, das schildert mit bittern Worten ein Mann, der ebenfalls während der ganzen Belagerung seine Pflicht mit der Flinte in der Hand gethan und bei Bourget, Champigny und Buzenval wacker mit gekämpft hat. Der jetzt, man kann wohl sagen, berühmte Schriftsteller Alphonse Daudet sagt: „Ist es nicht ein bitterer Schmerz, wenn man sagen muß, daß es Menschen gab, für welche die fünf Monate eine Zeit ununterbrochener Feste und Amüsements bildeten! Vom Straßenfeger an, der mühelos seine 45 Sous täglich einstrich, bis zu dem Bürgerwehrmajor mit seinen 3 Streifen an der Mütze, dem Lenker der Schlachten in der Kneipe, waren sie alle dick und rund gegessen auf Staatskosten; waffenrasselnd und säbelklirrend trampelten sie auf der Straße herum; den Kellner im Gasthaus riefen sie nur noch mit ihrer Signalpfeife. Mit ihren Frauenzimmern verunehrten sie die Wohnungen abwesender anständiger Leute. Diese ganze Bande, die Hunde- und Katzendiebe, die Händler mit Pferdefleisch nnd nachgemachter Butter, die Milchpächter, Federviehhändler und Trockenwohner, die ganze Gesellschaft lebte herrlich und in Freuden auf Kosten des geplünderten Vater-

landes, und als nun der Friede in Aussicht stand, da heulten sie unisono: „Was? arbeiten sollen wir, die Uniform ausziehen, auf den Sold verzichten, oh das ist zu viel verlangt, das ist hart!" —

Hier liegt der Schlüssel zu dem Beistand, den die Pläne der Kommune fanden. — Als durch die Erwählung der Abgeordnetenversammlung, welche in Bordeaux tagte, eine gesetzliche Gewalt geschaffen war, von der die geheimen Lenker der Pariser Bevölkerung sich nichts Gutes versahen, da war der Moment gekommen, die Maske abzuwerfen. Daß diese Versammlung sich weigerte in Paris zu tagen, stellte sie sofort in den schärfsten Gegensatz zu der eitlen hochfahrenden Bevölkerung dieser Stadt, die sich als das Haupt Frankreichs betrachtete, bestimmt, seine Provinzen zu leiten. Bekanntlich haben die Führer der Kommune diesen Umstand nach Kräften ausgebeutet. Seit dem Sturze des Kaiserreiches hatten sie, unbekümmert um des Vaterlandes Noth, danach gestrebt, die Zügel der Herrschaft an sich zu reißen. Die Fehler der Regierung, welche der 4. September entstehen sah, hatten eine bewaffnete Macht in ihre Hände gegeben, wie sie wohl noch nie eine revolutionäre Partei besessen. Die Führer der Kommune gingen also daran, ihre Pläne auszuführen. Wenn man nach diesen fragt, so stellt sich das Resultat einfach dahin: Diebstahl, Habgier, Rachsucht und Wollust, sind die eigentlichen Beweggründe, mochte auch in den Phrasen, welche den Massen hingeworfen wurden, manche berechtigte Wahrheit mit unterlaufen. Den Leitern war sicher jede höhere Absicht fremd; das zeigen ihre Handlungen während ihrer ephemeren Herrschaft. Am 4. September hatte das liberale Bürgerthum geglaubt, die Herrschaft des Kaiserreichs anzutreten, aber im Schooße des Comité der nationalen Vertheidigung saßen schon die geheimen Führer der Kommune oder doch ihre Werkzeuge. Gleich nach Beginn der Belagerung machte sich neben der gesetzlichen Gewalt ein fremder Einfluß fühlbar, der den Verfügungen der ersteren oft wirksam, immer aber feindlich gegenübertrat. Innerhalb der Sectoren, in welche man Paris behufs der Vertheidigung eingetheilt, innerhalb der Nationalgardenbataillone, der Arrondissements, bildeten sich Vereine unter den verschiedensten, oft patriotischen Namen. Von ihnen ging die Losung aus für die Wahlen von Beamten aller Art, für das Verhalten der Nationalgarden bei verschiedenen Anlässen. Alle diese Vereine standen unter einheitlicher Leitung, die aber im Verborgnen blieb. Es war das Centralcomité der Kommune, wie es später sich selbst taufte. Wohl fühlte die Regierung den Einfluß dieser verborgenen Gewalt, aber entweder fürchtete sie sich bereits vor den Oberleitern, oder sie waren ihr wirklich zur Zeit noch nicht bekannt. So machte sie denn am 10. Dezember 1870 einen Versuch, die ihr bekannten Zweigvereine zu unterdrücken und aufzulösen. Sie wählte dazu den bei liberalen Regierungen

äußerst hoch gehaltenen Weg: sie erließ ein Dekret. Die Gegner lachten sie aus, konstituirten sich noch geheimnißvoller und vorsichtiger zu neuer Verbindung und warteten der Gelegenheit. Hätte man die bekannten Leiter ergriffen, vor Gericht gestellt und füsilirt, die untern Persönlichkeiten auf das schonungsloseste verfolgt, aus der Stadt gejagt oder in diejenigen Forts internirt, welche von zuverlässigen Linientruppen besetzt waren, so hätte man vielleicht etwas erreicht. Politische Gegner aber mit Polizeidekreten zu entwaffnen, das können nur Leute hoffen, deren Leben sich in Phrasen bewegt. Nun kam die Kapitulation und der Waffenstillstand. Es waren in der That seltsame und unheimliche Zustände. Die eine Regierung war eigentlich lahm gelegt, die neue noch nicht geordnet. In der Stadt gegen 300,000 Nationalgarden, Mobilgarden, Linientruppen, zum Theil voll Haß und Mißtrauen gegen einander erfüllt. Die besseren Elemente voll Schmerz und Erbitterung über den Sieg der Feinde, die schlechten Elemente mit stiller Freude den Moment erwartend, der ihnen die ersehnte Herrschaft und die Befriedigung ihrer niedern Leidenschaften bringen sollte. Alle Nationalgarden bewaffnet, mit Geld verhältnißmäßig gut versehen, durch die Spekulation und die Regierungsmaßregeln überreich mit Nahrungsmitteln bedacht. Man lebte in jenen Tagen viel billiger in Paris, als in der Provinz. — Von den Linientruppen hatte nach den Bestimmungen der Kapitulation nur ein kleines Korps die Waffen behalten dürfen. Von dem Centralcomité erfolgte die Weisung, die Vorstadt-Bataillone sollten mit diesen Truppen fraternisiren, und sie auf ihre Seite hinüberziehen. Diese Weisung wurde pünktlich befolgt, so gut, daß diese Truppen in der That eidbrüchig wurden und zu den Kommunisten später übergingen. Am 24. Februar trat das Comité centrale der Kommune aus seinem Dunkel hervor. Nachdem in vorbereitenden Versammlungen die Stimmung der betreffenden Bataillone sondirt war, erklärten an diesem Tage 144 Bataillone ihre Unterwerfung unter die Beschlüsse des Centralcomité. Damit war dies zum Herrn der Stadt gemacht. Jede andere Regierung war Null.

Es ist interessant und belehrend zu sehen, welche Frechheit die Führer entwickelten, und wie richtig sie die hochgradige Dummheit der Massen beurtheilten, um sie sich in die Hand zu spielen. Mit ihren wahren Absichten hervorzutreten, hüteten sie sich wohl. Es wurde daher ein Antrag gestellt: „Bei dem ersten Signal, daß die Preußen in die Stadt eindringen, versammeln sich alle Kompagnien der Nationalgarde auf ihren Plätzen, um zu einer gemeinsamen Aktion gegen den Feind geführt zu werden.“ Dieser Antrag wurde selbstverständlich mit der größten Begeisterung angenommen. Es war das natürlich nur ein leeres Manöver, um die Massen zu blenden, denn zur selben Stunde suchten die Führer mit dem größten Eifer in möglichst freundliche Be-

ziehungen zu den deutschen Generalen zu treten, welche die ihnen zunächst liegenden Positionen besetzt hielten — ohne jeden Erfolg. Da diese vaterlandslose Gesellschaft jedes Patriotismus baar und ledig war, so fühlte sie wohl nicht einmal das Entehrende ihrer Handlungen, wenn sie den Deutschen die Versicherung gab, nur gegen „die Versailler" kämpfen zu wollen. So sendete Paschal Grousset, Delegirter des Aeußeren, an Bergeret eine Ordre des Inhalts: „Mein lieber Bergeret, sorgen Sie doch dafür, daß der Schritt, den wir bei dem deutschen Generalkommando thun wollen, mit Effekt geschieht. Sie müssen mindestens einen Stabsoffizier mit einem Trompeter an den Kommandirenden des 3. preußischen Korps senden, wenn Sie anfragen lassen, wann die Preußen die Forts auf dem rechten Seineufer räumen werden, damit wir den Versaillern zuvorkommen mit der Besatzung!" Wenn diese Ordre wirklich abgesendet ist, so war der Delegirte des Aeußeren der Kommune jedenfalls nicht besonders gut über die deutschen Korps unterrichtet, denn das 3. preußische Armeekorps hatte mit den Forts auf dem rechten Seineufer gar nichts zu thun. Der Kommandant dieses 3. preußischen Korps soll der General v. d. Tann gewesen sein und auf diese Anfrage trocken geantwortet haben: „Auskunft hierüber würde er nur der Armee von Versailles geben." Danach müßte also das 1. bairische Korps mit dieser Kommunendiplomatie erfreut worden sein. — Später versuchte auch Rossel, als Kriegsminister der Kommune, von der deutschen Heeresverwaltung Wagen und Pferde zu kaufen; derselbe Rossel, der dann wieder vor dem Kriegsgericht in Versailles erklärte: „Patriotischer Schmerz und leidenschaftlicher Haß gegen die Deutschen haben mich in die Reihen der Kommune geführt!"

Der Einmarsch der Deutschen mußte auch noch dazu dienen, die Fortführung der Geschütze auf den Montmartre zu bemänteln, und in den Augen der bethörten Masse den wahren Zweck zu verbergen, den man dabei verfolgte. Als aber nun am 1. März wirklich die deutsche Armee ein Detachement ihrer Truppen nach Paris einziehen ließ, da hielten sich die 144 Bataillone, die 8 Tage früher einstimmig den Kampf bis aufs Messer votirt hatten, vollkommen ruhig, einschließlich der 214 Kanonen des Montmartre. Das Stück war eben gespielt. Man begnügte sich, die Spuren, welche die deutschen Pferde auf den Bivouaksplätzen von ihrer Anwesenheit zurückließen, zu verbrennen.

Als am 10. März die gesetzgebende Versammlung vernünftiger Weise erklärte, daß sie Angesichts der pariser Verhältnisse nicht dort, sondern in Versailles tagen würde, erreichte die Aufregung in Paris den höchsten Grad. Man schrie abermals über Verrath und erklärte die Republik in Gefahr. Noch stand keine genügende Armee der Regierung zu Gebote, sie mußte also warten. Durch ein unkluges Finanzgesetz, das die Prorogation der Wechsel zu kleinem Betrage,

vom 13. November an, aufhob, schädigte die Regierung den pariser Kleinhandel empfindlich und trieb viele dieser erbitterten Kaufleute in die Reihen ihrer Gegner. Es war dies von nicht geringem Schaden, denn viele dieser Leute übten in ihren Stadtvierteln großen Einfluß. Noch schlimmer aber wirkte die gleichzeitige Verordnung, daß die Soldzahlungen aufhören sollten. Das war geradezu eine grobe Thorheit. Hätte man noch einige Monate den Sold weiter gezahlt, und den Termin an dem er aufhören sollte, lange voraus bestimmt, so hätten die Verhältnisse wie die Menschen allmälig wieder in die altgewohnten Bahnen einlenken können. So aber, man muß nur gerecht sein, war die Lage des pariser Arbeiters eine verzweifelte. Noch stockte Handel und Wandel überall, die Leute konnten nichts verdienen und waren ein halbes Jahr gewöhnt gewesen, zu faullenzen. Allerdings hätte die weitere Soldzahlung für zwei Monate dem Staate viele Millionen gekostet; aber der Kommuneaufstand hat noch mehr gekostet. Die Sache ist außerdem nicht ohne Präcedenzfall in Frankreich. Als im Jahre 1848 die Radikalen Plakate anschlugen mit dem Inhalt: „Bürger laßt Euch die Waffen nicht nehmen, Ihr werdet sie noch brauchen gegen die Reaktion!" Da schlug die provisorische Regierung einfach Gegenplakate an: „Auf der Mairie wird gezahlt: für ein Gewehr — 5 Francs; für einen Säbel — 2 Francs; für ein Bajonett — 1 Francs. Und siehe da — in 8 Tagen hatte die Regierung mehr Waffen, als die Aufständischen geraubt hatten, denn friedfertige und sparsame Bürgerwehrmänner benutzten die Gelegenheit sich der gefährlichen Schießeisen zu entledigen, zu deren Uebernahme sie sich in einem Moment des politischen Paroxysmus hatten hinreißen lassen. Anfangs hätten die Kommunisten vielleicht der Verlockung widerstanden, aber nach und nach, wenn der Hunger sich gemeldet, hätten die vielen Tausende schwankender Gemüther sicherlich ihre Waffen gegen Geld eingetauscht. Erzählt der Verfasser doch als Augenzeuge, wie am 19. März, also zu einer Zeit, als die Wogen der Aufregung noch hoch gingen, von den Föderirten eine Mitrailleuse für den gewiß civilen Preis von 75 Francs verkauft wurde. Sicherlich wäre ein Häuflein Fanatiker auch hier übrig geblieben, aber deren Besiegung wäre ungemein erleichtert worden. Statt zu dieser klugen Maßregel zu greifen, beging man zu Versailles einen ferneren groben Mißgriff. Das Departement der Seine hatte 21,000 Mobilgarden gestellt, die sich während des ganzen Krieges, zuerst im Lager von Chalons, dann während der Belagerung von Paris als eine meuterische, feige, unbrauchbare Truppe gezeigt hatten. Diese Leute entließ man nun, anstatt sie im Innern zu interniren, indem man ihnen männiglich 10 Francs Handgeld gab. Sie vertranken das Geld und traten sofort in die Reihen der Kommune über.

Diese selbst begann sich zum Kampfe zu organisiren. Nichts kennzeichnete

besser die oben ausgesprochene Ansicht, daß nur die gemeinsten Triebfedern niederer Leidenschaft die Führer beseelten, als der Umstand, daß von keiner Seite der verschiedenen Schattirungen der Kommune auch nur der Versuch gemacht worden ist, von der versailler Regierung die Bewilligung jener Forderungen zu erhalten, welche der Masse als die reinen und erhabenen Ziele zur Beglückung und Befreiung des Volkes, hingestellt waren. Man wollte eben nur den Kampf, weil am Ende und im Verlauf desselben Diebsgelüst, Mordsucht und Wollust ihre Befriedigung finden würden. Die Viertel von Belleville, Montmartre waren in Festungen verwandelt worden, und mit Hülfe von Barrikaden und Geschützen verwandelten einzelne, bis dahin häufig ganz obskure Menschen, die nur in den niederen Kneipen ihres Stadtviertels ein gewisses Ansehen genossen, plötzlich eben diese Stadtviertel in einzelne geschlossene Festungen, innerhalb deren sie im Namen des Centralcomités eine Schreckensherrschaft über die besitzenden Klassen ausübten, deren Details zu grenlich sind, um näher beleuchtet zu werden. Man denke sich die Kanaille, herrenlos, bewaffnet, weinberauscht! — Die versailler Regierung, der es noch nicht gelungen war, eine genügende militärische Macht zu entfalten, heuchelte eine harmlose Unbefangenheit, die an die äußerste Beschränktheit streifen würde, wenn sie eben nicht erheuchelt gewesen wäre. Ein gemüthlicher Ministerial-Sekretär versuchte ängstliche Gemüther damit zu beruhigen, die Kanonen seien ja ungefährlich, die Weisheit der Verwaltung habe rechtzeitig die Schlagröhren aus den Schlössern entfernt. Als man ihm bemerklich machte, daß ein paar hundert Schlossergesellen diesem Mangel binnen wenigen Stunden abhelfen könnten, antwortete der vertrauensselige Bureaumensch: „Oh, daran denken sie gar nicht!“ Nun! die von den Granaten und Mitrailleusen zerrissenen Körper der regulären Soldaten bewiesen später, daß die Aufständischen wohl daran gedacht hatten! —

Je weniger die Versailler thaten oder vielleicht thun konnten, desto thätiger war das Central-Comité. Es zog aus den Provinzen jene zahlreichen Marodeurs an sich, welche fahnenflüchtig die Armeen Gambettas verlassen und halb plündernd, halb stehlend das platte Land in großer Anzahl durchzogen hatten. Alle diese unsaubern Elemente wurden magnetisch von dem unreinen Ding in Paris angezogen, den man die Kommune nannte. Zahllose Schandthaten haben diese Elenden in den waldigen Gegenden Elsaß Lothringens und Burgunds an den eigenen Landsleuten verübt. Die französische Nationaleitelkeit verschweigt sie und leugnet sie ab, und in den einzelnen Fällen, welche später, meist auf Andrängen der deutschen Behörden, von den französischen Gerichten abgeurtheilt werden mußten — wir erinnern an die Ermordung und Beraubung einer ganzen elsaßer Judenfamilie, an den Mord der an dem elsaßer Forstaufseher begangen wurde, — da beugte der französische Richter-

stand zu seiner ewigen Schande das Recht unter den Nationalhaß, und sprach die Raubmörder frei, da sie nur „Spione“ — darunter drei Kinder unter zehn Jahren — getödtet hätten. Dergleichen brave Männer schienen den Kommunards eine ebenso erhebliche als achtbare Verstärkung, und sie sind in einer Masse herbeigeströmt, welche den Beweis lieferte, in welchem Grade die letzten Schlachten der deutschen Heere den moralischen Halt in den eilig formirten französischen Volksheeren vernichtet hatten. — Als nun am Abend des 17. März die Regierung endlich zur That schreiten wollte, zeigten sich die schlimmen Folgen des langen Zauderns in einer so furchtbaren Niederlage, daß die Befürchtungen der Guten wie die Hoffnungen der Bösen gleichermaßen übertroffen wurden. Die seit Monaten aufgesetzte Liniengarnison von Paris versagte den Dienst, fraternisirte offen mit den heimlichen alten Freunden, und wurde eidbrüchig. Die Generale Clement und Thomas wurden ermordet, weil sie versucht hatten, im Verlaufe der Belagerung den Bestrebungen des Central-Comité entgegen zu wirken. Gleichzeitig entfloh die ganze Armee der Friedensverwaltung aus Paris nach Versailles. Die guten und ordnungsliebenden Elemente der Bevölkerung waren wehrlos der organisirten Diebesbande Preis gegeben.

Es liegt außerhalb dieser Zeilen, eine Darstellung der oft und eingehend beschriebenen Kämpfe der nun folgenden Tage zu geben, nur einige weniger bekannte Vorfälle wollen wir mittheilen, um den Geist zu zeigen, in welchem die Kommunards den Kampf begannen. Sie werden vollkommen erklären, weshalb die Regierungstruppen selten Pardon gaben, und kurzen Prozeß mit denjenigen Gefangenen machten, welche fechtend in ihre Hand fielen. Am 19. März hatte sich eine Anzahl Nationalgardisten, vermuthlich begeisterte Anhänger der „milden Maßregeln“ zusammengefunden, um eine „Demonstration zu Gunsten der Ordnung und des Rechts“ zu machen. Man kann nicht genug staunen über die Verblendung, mit welcher hier eine Anzahl ehrenwerther und tapferer Männer unter der Herrschaft der Phrase in den sicheren Tod rannte. Unbewaffnet, mit einer dreifarbigen Fahne, durchzogen sie einige Straßen, mit dem Rufe: Es lebe der Friede! Es lebe die Ordnung! Es lebe die Nationalversammlung!“ Endlich geriethen sie auf dem Vendômeplatz vor eine starke Barrikade, deren Besatzung von einem „General“ Du Buisson kommandirt wurde. Ihre versöhnlichen Rufe wurden ohne Weiteres mit einer Gewehrsalve aus nächster Nähe beantwortet, und als einer dieser muthigen, aber sonderbaren Schwärmer sogar jetzt noch die Macht der Rede an den feigen Bestien versuchen wollte, wurde ein Schnellfeuer eröffnet, das noch einen Theil der wehrlosen Männer niederstreckte, bis der Rest sich durch die Flucht rettete. — Als ferner am 2. April am Thor von Neuilly der erste große Entscheidungskampf begann, erlaubte leider

der kommandirende General einem edlen und begabten Manne noch einmal einen Versuch zu machen, durch „die Macht der Rede" auf den ihm gegenüberstehenden Abschaum der Menschheit einzuwirken. Der Generalarzt der Armee M. Pasquier war es, der in einer wirklich räthselhaften Verblendung diesen Versuch unternahm. Mit dem rothen Kreuz auf der Armbinde und auf dem Käppi näherte sich der edle Menschenfreund der ersten Barrikade vor dem Halbmond der Brücke. Ehe er nur die Lippen öffnen konnte, hatten ihn die elenden Buben mit einigen Gewehrschüssen niedergestreckt. Daß nach diesen Vorfällen die Soldaten am 3. April und den folgenden Tagen ausgiebig von Bajonett und Säbel Gebrauch machten, wird Jeder lobenswerth finden, außer den Gesinnnngsgenossen der Kommunards.

Wie einfältig dieser verbrecherische Pöbel war, der jetzt die „Metropole der Intelligenz" „das Auge des Weltalls" beherrschte, erhellt am besten aus den Erzählungen, vermittelst deren man ihn in Aufregung und Stimmung versetzte. Die Armee von Versailles bestand nach diesen Berichten nur aus den ehemaligen Polizeibeamten von Paris und den anderen Großstädten Frankreichs, verstärkt wurden dieselben durch königlich gesinnte bretagnische Bauern und Edelleute, welche in Verbindung mit den bewaffneten Zöglingen der Priesterseminare die Absicht hatten, das Frankreich vor 1789 mit Zehnten, jus primae noctis, dem droit de jambage und ähnlichen lieblichen Einrichtungen wiederherzustellen. Dagegen seien die aufgeklärten Landbewohner der Isle de France (weitere Umgegend von Paris) in vollem Aufstande gegen diese freiheitsmörderische Armee von Versailles, und stächen die einzelnen Soldaten, wo sie nur könnten, mit Mistgabeln todt. Auch hätten neulich die Marinesoldaten zwei Linienregimenter mit Enterbeilen erschlagen. Diese Fabel vom Enterbeil spielt überhaupt in der Phantasie der lebhaften und im Grund ihrer Seele sehr zum „Gruseln" geneigten Franzosen eine große Rolle. Während der Belagerung von Paris war ein Holzschnitt sehr beliebt und wurde viel verkauft: Marinesoldaten und Matrosen mit dem Dolch zwischen den Zähnen und dem Enterbeil in der Faust „enterten" eine Redoute, während die vor Entsetzen erstarrten Preußen wie Bäume „umgehackt" wurden. Während man so auf der einen Seite mit brutalen Lügen der Dummheit den bethörten Massen Futter hinwarf, exaltirte man auf der anderen Seite die Eitelkeit der Volksmassen in der lächerlichsten Weise. So nannte Felix Pyat in seinem Journal „le Vengeur" das Paris der Kommune: „Das Ephesus des Fortschritts, das Mekka der Freiheit, das Rom der Menschenliebe"; ohne daß der unwissende Bursche eine Ahnung davon gehabt zu haben scheint, daß er mit der letzten Bezeichnung eine bedenkliche Kritik über sein und seiner Gesinnungsgenossen Verfahren ausgesprochen.

In militärischen Kreisen hat es überrascht, daß der Widerstand der Kommune so lange dauerte, und vielfach ist der Armee von Versailles oder vielmehr ihrer Führung der Vorwurf gemacht worden, nicht die richtigen Maßregeln ergriffen zu haben. Es mag daran etwas sein, obwohl zur Stunde noch die Materialien fehlen, auf Grund deren ein unanfechtbares Urtheil über diese Kämpfe abzugeben wäre. Andererseits aber muß man erwägen, über welche kolossalen Hülfsmittel die Kommune verfügte. Sie besaß 1047 Geschütze, und wenn dieselben sieben verschiedenen Systemen angehörten, was mitunter zu einiger Konfusion betreffs der Muniton Veranlassung gab, so hatte ein solcher Irrthum bei den brillanten Kommunikationen und überreichen Transportmitteln der Insurgenten um soweniger zu bedeuten, als die Entfernung nur sehr kurze waren. Selbst nachdem die Regierungstruppen in Paris eingedrungen waren, zählte die Kommune noch 726 Geschütze, die sie in dem siebentägigen Straßenkampfe verwandte. — Wie es in der Natur der Sache lag, so bestand die Kavallerie eigentlich nur dem Namen nach. Die paar Schwadronen wurden, aufgelöst, wohl nur als Ordonnanzen verwendet. Die Infanterie dagegen bestand aus 20 Legionen, welche 254 Bataillone enthielten und zwar

3649 Offiziere	76,801 Kombattanten.	1. Aufgebot	(portion active).
4284 „	106,909 „	2. „	(portion sédentaire)
7933 „	183,710 in Summa		
	7,933 Offiziere		
	191,643 Köpfe, von diesen sind als „Drücker", die sich nie an den Feind wagten,		
	30,000 abzuziehen. Dann behält man		
	161,643 Köpfe,		

also immerhin eine ganz bedeutende Macht. Bedenkt man, daß diese Leute, mit den besten Waffen der Neuzeit versehen, in einer der stärksten Festungen der Welt, wohl verproviantirt, und unter der Führung von energischen Männern sich befanden, so erscheint es eben nur erklärlich durch die oben erwähnten inneren Verhältnisse der Kommune, welche sie der Auflösung und dem Verrath entgegentrieben, daß es der französischen Regierung gelang, in sechs Wochen ans Ziel zu kommen.

Von den 28 Freikorps der Kommune, die 518 Offiziere mit circa 11,000 Köpfen umfaßten, ist hier als Vertheidigungsmaterial gar keine Erwähnung geschehen, da es nur Diebesbanden waren, welche die Verwirrung der Verhältnisse zum Stehlen und Plündern benutzten, zum Fechten aber untauglich waren. Unter den verrücktesten Namen: Turco der Kommune, éclaireurs de Bergeret, enfants du père Duchêsne, lascars, Vengeurs de Flourens (von den Parisern in ihrer Unschuld meist Vengeurs de Florenz genannt) durch-

zogen sie das Vorterrain von Paris, so lange kein Feind zu sehen war, und brachten durch ihre Quälereien die Einwohner der Dörfer dahin, daß sie flehentlich die Deutschen um Besatzung baten, um sich vor diesem Auswurf der Menschheit zu schützen. —

Wer die vorstehenden Zeilen seiner Aufmerksamkeit werth gehalten, dem wird klar geworden sein, einen wie lähmenden Einfluß die Kommune von Anbeginn an auf den Gang der Vertheidigung von Paris ausgeübt hat. Man wird nicht zu weit gehen, wenn man alle, oder die meisten jener Unterlassungssünden der Vertheidigung, welche einen Jeden mit einem mitleidigen Staunen erfüllten, der diese denkwürdige Belagerung mitgemacht hat, auf Rechnung dieser verderblichen Machinationen schiebt, welche von Anfang an denjenigen Theil der pariser Bevölkerung, der durch körperliche Stärke und frühere Lebensweise am besten dazu geeignet war, schnell zum tüchtigen Soldaten zu werden, vollkommen lahm legte. Waren es doch fast zwei Drittel der circa 400,000 Mann starken „Armee von Paris", welche auf diese Weise unnütze Proviantvertilger wurden, sehr bald aber von den Behörden und dem gutgesinnten Theil der Armee und Nationalgarde mit gerechtfertigtem Mißtrauen, mit begründetem Haß betrachtet werden mußten. Die Franzosen lieben es so sehr, ihre Niederlagen mit dem Geschrei: „Verrath!" zu bemänteln. Hier durften sie mit voller Berechtigung, nach objektiver Untersuchung der Thatsachen, aussprechen: Die Mitglieder des Centralcomité, wie die späteren Leiter der Kommune haben ihr Vaterland mit voller Ueberlegung und klarem Bewußtsein der Folgen verrathen. Hier sind einmal wirkliche Verräther an der Sache Frankreichs zu finden. Um sich dies klar zu machen, denke man sich an Stelle dieser verrätherischen Franzosen und Ausländer, Männer wie Gneisenau und Nettelbeck bei der Vertheidigung Kolbergs, die, Volksführer im edelsten Sinne des Wortes, jene 190,000 Mann, die wir hier im Dienste des Verbrechens mit verzweifelter Ausdauer kämpfen sehen, gleich vom Anfang des Monats September an, in richtiger Weise zum Festungskriege ausgebildet hätten. In sechs Wochen konnten sie so weit gebracht werden, daß sie bei einem Ausfall, durch die Linientruppen ausreichend unterstützt, tüchtig angegriffen hätten.

Der deutschen Belagerungsarmee wäre hierdurch ihre Aufgabe unendlich erschwert, die Vertheidigungsfähigkeit und die Möglichkeit einer Befreiung für die Stadt Paris bedeutend vergrößert worden. Die Männer, die dies mit Absicht verhinderten, verdienen sicherlich den Namen Verräther in vollem Maße.

Möge in Deutschland dafür gesorgt werden, den etwa vorhandenen bösen Willen zu ähnlichen Thaten rechtzeitig zu zerbrechen. v. Clausewitz.

Die Abänderung und Ergänzung des Gesetzes über den Unterstützungswohnsitz.

(Aus Baden.)

II.

Zu den Einzelvorschlägen der Gesetznovelle über den Unterstützungswohnsitz bemerken wir Folgendes.

Zu Ziffer 1. Von einigen Seiten, so sagen die „Motive" zu unserem Gesetzentwurf, wird die gänzliche Beseitigung der für Erwerb und Verlust des Unterstützungswohnsitzes festgesetzten Frist verlangt, von anderen wenigstens die Abkürzung. Wir stimmen mit den „Motiven" überein, wenn sie erklären, daß die erstere Forderung nach Lage der gesammten Gesetzgebung zu weit gehe, die letztere dagegen gerechtfertigt erscheine. Theoretisch, prinzipiell und logisch richtig wäre die Hinwegräumung jeder Frist; einzig diese Maßnahme würde dem Grundsatz der Freizügigkeit zur vollen Geltung verhelfen (s. unsern ersten Artikel). Allein solche Gesetzesänderung würde eine Umgestaltung unserer gesammten sozialen Gesetzgebung bedingen, welcher wir z. B. das Wort nicht reden könnten. Als zu erstrebendes Ziel, dem wir mit der gesetzlichen Fixirung des einjährigen Fristenlaufs näher rücken, halten wir die Beseitigung jeder Frist fest. Und es müßte diese Beseitigung nicht mit logischer Nothwendigkeit zur Ueberwälzung der gesammten Armenlast auf den Staat führen — das hätte aus mehrfachen Gründen sein höchst Bedenkliches — sondern der Armenaufwand würde der jeweiligen Aufenthaltsgemeinde des zu Unterstützenden zufallen, d. i. der Gemeinde, wo das Bedürfniß hervorgetreten ist, und gegen Ueberlastung wären die Ortsarmenverbände sicher zu stellen durch eine ähnliche Bestimmung, wie sie mit § 33 des badischen Armengesetzes zu Gunsten der Landarmenverbände gegeben ist, nämlich also, daß wenn die zur Deckung des Armenaufwands erforderlichen Umlagen eine gewisse Höhe erreicht hätten, dem Staat der Ersatz des Mehrbetrags zufallen würde. Daß für die Beseitigung jeder Frist auch gewichtige, dem Gebiet der Praxis entnommene Gründe sprechen, wurde bereits erwähnt. Ebenso haben wir aber auch solche, dem realen Gebiet der praktischen Armenpflege entstammende Gründe aufgeführt, welche z. B. noch gegen die Beseitigung sprechen. Was aber gegen die Beseitigung spricht, das spricht mit verstärktem Gewicht für die Abkürzung; und sowohl im Interesse der Geschäftsvereinfachung, als vor Allem in dem der möglichst vollständigen Durchführung des Freizügigkeitsprinzips müssen wir die vorgeschlagene Gesetzesänderung willkommen heißen.

Es wurde gegen die Gesetzesänderung der principielle Einwand erhoben, daß sie insoferne sich mit den maßgebenden Grundzügen des Gesetzes über den Unterstützungswohnsitz nicht in Einklang halte, als die dem betreffenden Armenverband während der Dauer eines einzigen Jahres gewährten wirthschaftlichen Leistungen des jetzt Hilfsbedürftigen nicht als ein Aequivalent erachtet werden könnten für die nun als „Ersatz" für jene Leistungen in Wirksamkeit tretende Unterstützungspflicht der Aufenthaltsgemeinde. Wir möchten dem gegenüber glauben, daß Sinn und Meinung des Gesetzes nicht richtig verstanden ist, indem der Gedanke des innerhalb eines gewissen Zeitraums, während dessen fremde Hilfe nicht nöthig ist, zu erwerbenden Unterstützungswohnsitzes dahin gedeutet wird, als solle während jener Frist durch Gewährung wirthschaftlicher Leistungen an den Verband der Aufenthaltsgemeinde zum Voraus ein „Ersatz" geleistet werden für die nach Ablauf der Frist allenfalls eintretende Bethätigung der Unterstützungspflicht. Es hieße das, wie die „Karlsr. Ztg." zutreffend bemerkt, eine „mathematische, um nicht zu sagen mechanische Ausgleichung" fordern, welche zu ganz anderen Folgerungen führen würde, als sie das Unterstützungswohnsitzgesetz aufstellt. Der Grundsatz des erst zu erwerbenden Unterstützungswohnsitzes ist der in zweiter Linie leitende Gedanke unserer Armengesetzgebung, und will nur besagen, daß die während einer gewissen Zeitdauer dem Verband der Aufenthaltsgemeinde gewährten wirthschaftlichen Leistungen einigermaßen ein Aequivalent bieten sollen für etwa später nöthig fallende Unterstützung. Oder, wie die „Karlsr. Ztg." sagt, das Gesetz will, daß demjenigen Verband die Pflicht zur Unterstützung eines Hilfsbedürftigen obliege, welchem dieser in der Zeit seiner vollen, keiner fremden Unterstützung bedürftigen Erwerbsfähigkeit mit seiner ganzen wirthschaftlichen Existenz angehört hat und mit welchem er in Folge dessen auch in Beziehungen anderer Art getreten ist. Daß hiezu in unserer rasch und praktisch sicher sich orientirenden Zeit die einjährige Frist zu kurz sei, wird nicht nachgewiesen werden können. Und offenbar ist doch der Sinn jenes Grundsatzes in einer nicht in der Absicht des Gesetzes gelegenen Weise erweitert, wenn man fordert, daß der Neuangezogene innerhalb der bestimmten Frist „sich mit den wirthschaftlichen Verhältnissen seines neuen Wohnortes genügend vertraut machen und seine Kraft in der Richtung erproben solle, ob es ihm möglich sein werde, auch unter ungünstigen Verhältnissen und nach etwaiger Aufzehrung seiner mitgebrachten Vermögensmittel auszudauern" (Karlsr. Ztg.)". Bei dieser Auffassung des dem Gedanken des zu erwerbenden Unterstützungswohnsitzes zu Grunde liegenden Prinzips müßte sich die Forderung einer mindestens 4 oder 5jährigen Frist ergeben, ebenso wie bei der Theorie von dem vorläufigen „Ersatz" unter Umständen eine 10 und 20jährige Frist nicht genügen möchte. Gegen die Herabsetzung der Frist wird von Seiten der

Städte Protest erhoben, vorwiegend von süddeutschen Städten. Die Städte, nach ihrer Meinung ohnedies schon zu stark belastet, befürchten eine absolut unerträgliche Steigerung ihrer Armenbudgets. Wir haben bereits in Art. 1 unsere Ansicht über die angeblich zu große Belastung der Städte ausgesprochen und zwar dahin, daß wir dieselbe als nicht vorhanden erachten, indem mit der gegen früher erhöhten Belastung sich den ländlichen Gemeinden gegenüber ein Akt der ausgleichenden Gerechtigkeit vollzogen habe. Wir begnügen uns, hier auf jene Ausführung zu verweisen. Man betont, daß es doch absolut unbillig wäre, den hier in erster Linie in Betracht kommenden städtischen Gemeinden die Unterstützungspflicht für einen Arbeiter aufzuerlegen, der erst ein Jahr lang wirthschaftliche Leistungen in der Gemeinde zur Geltung bringt, vergißt aber dabei, daß die Fälle, wo sofort im zweiten Jahre Unterstützungsbedürftigkeit eintritt, zu den seltenen gehören. Vor Allem aber läßt man unberücksichtigt, daß es sich, wie die „Köln. Ztg." sehr richtig sagt, nicht um den Einen Arbeiter handelt, der kurz nach einem Jahr der Erwerbsunfähigkeit anheimfällt, sondern um den freien Zuzug im Ganzen, um die Tausende zuziehender Arbeiter, die erwerbsfähig bleiben, gedeihen und selbst die Unterstützungslast ihren Mitbürgern tragen helfen. Dieses in Betracht gezogen, wird doch die Furcht, als ob durch die Herabsetzung der Frist von 2 Jahren auf 1 Jahr eine Ueberlastung bewirkt werde, sich mehr und mehr als unbegründet erweisen, zumal im Hinblick auf die gleichzeitig in Aussicht genommene, unter Ziffer 5 verzeichnete Gesetzesergänzung.

Indessen angenommen, es würde die einjährige Frist eine erhebliche, wenn auch unseres Erachtens an sich nicht gerechtfertigte Steigerung des Armenaufwandes der Städte zur Folge haben, so hat man bereits schon von mehreren Seiten darauf hingewiesen, daß es nur der auf Grund des Reichsgesetzes vom 8. April 1876 zu errichtenden obligatorischen Hilfskassen bedürfe, um die vielleicht sich drückend erweisenden Wirkungen erfolgreich zu paralysiren.

Die Schutzmittel — so führt man aus — welche das Gesetz den Armenverbänden gegen das Eindringen solcher Personen gewährt, die voraussichtlich bald der öffentlichen Unterstützung verfallen, seien bei der zweijährigen Frist ohne großen praktischen Werth gewesen, sie würden durch Einführung der einjährigen Frist noch an Werth verlieren. Wir denken über diese Schutzmittel, sofern darunter vor Allem die Bestimmungen der §§ 4 und 5 des Freizügigkeitsgesetzes gemeint sind, etwas anderes, als an mancher anderen Stelle gedacht wird. Was sodann die weiter gehörte Klage betrifft, daß bis jetzt schon ein Abschub Unterstützungsbedürftiger nach den Städten stattgefunden habe in der Weise, daß solche Personen von ihren Armenverbänden in der fremden Gemeinde zwei Jahre lang heimlich unterstützt worden seien und so den Unter-

stützungswohnsitz erschlichen hätten, so ist nicht zu bezweifeln, daß solche Manoeuvres bei der einjährigen Frist noch leichter auszuführen sind. Ob wirklich eine einigermaßen beachtenswerthe Anzahl von derlei Fällen konstatirt ist, wissen wir nicht. Strenge Strafbestimmungen dürften genügen, dem Unfug zu steuern.

Man hat die Befürchtung ausgesprochen, die Fristverkürzung werde die städtischen Behörden zu einer allzustrengen Handhabung des Abweisungsrechtes (Freizügigkeitsgesetz §§ 4 ff.) veranlassen und in Folge dessen könne durch die Fristverkürzung das peinliche und häßliche Schubwesen wohl gar eher vermehrt, als vermindert werden (Kölner Zeitung vom 30. Juni). Auch wir gehören zu Denen, die dem Schubwesen den Untergang geschworen haben, und wenn wir annehmen könnten, daß die eben ausgesprochene Befürchtung gegründet wäre, so müßte uns dies zu den ernstesten Erwägungen veranlassen, ob nicht die Fernhaltung jener Gefahr um den Preis der Darangabe der Gesetzesänderung zu erwirken wäre. Allein wir theilen die Befürchtung nicht. Einmal bietet der kürzere Zeitraum weniger Gelegenheit und Muße zum Ausspioniren und sodann treten im Laufe der verkürzten Frist seltener Verhältnisse ein, welche zum Ausweisungsversuch veranlassen möchten, als in der um ein Jahr länger bemessenen Frist.

Keines Nachweises bedarf die Behauptung, daß bei der einjährigen Frist die Geschäfte der Armenbehörden und der übrigen in Mitleidenschaft gezogenen Stellen mindere sind, als bei der zweijährigen. Ebenso ist klar, daß sich die Aufenthaltsverhältnisse bezüglich eines Jahres sicherer feststellen lassen, als bezüglich zweier Jahre. Was endlich die Besorgniß betrifft, daß die Verkürzung der zweijährigen Frist eine erhebliche Vermehrung der Landarmen zur Folge haben werde, da die den Verlust des Unterstützungswohnsitzes bedingende einjährige Abwesenheit häufig nicht mit einer die gleiche Zeitdauer hindurch fortgesetzten Anwesenheit an einem und demselben Orte zusammenfalle, so weisen wir dem gegenüber mit den „Motiven" zu unserem Gesetzentwurf darauf hin, daß dem erleichterten Verlust des alten der erleichterte Erwerb eines neuen Unterstützungswohnsitzes gegenüber steht. Wenn jener Landarme schafft, so wird dieser deren Zahl entsprechend verringern. Ja wir sind der Ansicht, daß, je länger die Frist für Erwerb und Verlust des Unterstützungswohnsitzes bemessen wird, desto mehr die Zahl derer wachse, die eines Unterstützungswohnsitzes entbehren und folglich als Landarme zu behandeln sind, und daß umgekehrt, je kürzer die Frist daure, die Zahl derer, die einen Unterstützungswohnsitz erwerben, sich mehre.

Das Ergebniß der vorstehenden Erörterung zu der unter Ziffer 1 aufgeführten Gesetzesänderung fassen wir dahin zusammen, daß wir die Gesetzesände-

rung für geboten und für eine nach keinerlei Richtung hin zu beanstandende erachten, mit dem Anfügen, daß sich, um eine eventuelle Ueberlastung einzelner, insbesondere städtischer Armenverbände zu verhüten, empfehle: Die Einrichtung obligatorischer Hilfskassen auf Grund des Reichsgesetzes vom 8. April 1876, womöglich in einer Ausdehnung ihrer Wirksamkeit, daß die Beihilfe nicht blos für die Fälle zweitweiliger Unterstützungsbedürftigkeit in Folge von Erkrankung gewährt würde; Festsetzung strenger Strafen für Fälle der mißbräuchlichen Erwerbung des Unterstützungswohnsitzes durch Armenverbände für ihre Angehörigen; Heranziehung des Staates zu dem Aufwand der Armenverbände, falls derselbe ein in angemessenem Verhältniß zu dem beitragspflichtigen Steuerkapital festzusetzendes Maß überschreiten würde.*)

Zu Ziffer 2. Nach den „Motiven" ist das 21. Lebensjahr als das zum Erwerb und Verlust des Unterstützungswohnsitzes befähigende an Stelle des 24. zunächst aus dem Grunde in Vorschlag gebracht, weil jenes seit Wirksamkeit des Reichsgesetzes vom 17. Februar 1875 den Volljährigkeitstermin für das ganze Reich bezeichnet. Das Gesetz vom 6. Juni 1870 geht (vergl. §§. 12, 24) davon aus, daß der Unterstützungswohnsitz durch einen auf freier Selbstbestimmung beruhenden fortgesetzten Aufenthalt erworben und durch eine ebenso gestaltete Abwesenheit verloren werden soll. Beginnt aber gemäß dem Reichsgesetz vom 17. Februar 1875 die freie Selbstbestimmung mit dem vollendeten 21. Lebensjahr, so erscheint es kaum folgerichtig, statt des letzteren nunmehr in dem Reichsgesetz über den Unterstützungswohnsitz einem um 3 Jahre späteren Termin beizubehalten. Die Logik dieser Begründung ist überzeugend und es kann ihr keinen Eintrag thun, daß das rechtliche Verhältniß der Volljährigkeit und das thatsächliche der wirthschaftlichen Selbstständigkeit sich nicht durchweg decken. In der That ist auch, wie bereits oben bemerkt, diese Gesetzesänderung der am wenigsten umstrittene Punkt. Indem wir auf die oben gegebene allgemeine Ausführung verweisen, dürfte es hier genügen, noch der in den „Motiven" zu unserem Gesetzentwurf enthaltenen, den wirthschaftlichen Verhältnissenen entnommenen Begründung Erwähnung zu thun. „In Folge der Freizügigkeit — so ist dort gesagt — und getrieben durch die Aussichten auf leichteren Erwerb wandern ländliche Arbeiter schon in frühen Lebensjahren massenweise den Städten, namentlich den Industriestädten zu. Das Land, das sie bis zum Termin der erreichten Arbeitsfähigkeit groß gezogen hat, zieht von dieser Arbeitsfähigkeit keinen Nutzen, ist aber trotzdem der nur allzu häufig hervortretenden Gefahr ausgesetzt, dieselben Personen wieder zu über-

*) Vergl. auch die Ausführungen in Nr. 126 und 128 der „Frankfurter Zeitung", mit welchem Blatte wir in der Stipulirung obiger Punkte zusammentreffen.

nehmen, wenn sie nach oft langjähriger Abwesenheit, vielleicht nur kurze Zeit vor zurückgelegtem 24. Lebensjahre, in Folge von Krankheit oder von Unglücksfällen hilfsbedürftig werden. Mögen auch die hieraus sich ergebenden Beschwerden augenblicklich einigermaßen gemildert sein, seitdem der ungewöhnliche Aufschwung der Industrie, wie er vor einigen Jahren stattfand, nachgelassen hat — gehoben ist der Grund der Beschwerde gleichwohl nicht. Jemehr sich die allgemeinen wirthschaftlichen Verhältnisse bessern, desto mehr wird auch der Abzug nach den Städten wiederum zunehmen. Ueberdies lehrt die Erfahrung, daß auch nach verminderter Gelegenheit zu städtischem Erwerb die einmal vom Lande fortgezogenen Arbeiter freiwillig nur selten in die Heimat zurückkehren." Eine sehr eingehende Erörterung bezüglich der in Rede stehenden Gesetzesänderung findet sich in einem Aufsatz der „Zeitschrift für bad. Verwaltung und Verwaltungs-Rechtspflege (Jahrg. 1877, S. 122. ff.). Der Verfasser findet, daß, wenn dem Grundgedanken des Unterstützungswohnsitzgesetzes gemäß die Altersgrenze richtig bestimmt werden soll, nach deren Erreichung die volle, auf freier Selbstbestimmung beruhende wirthschaftliche Selbständigkeit als eingetreten angesehen werde und der Lauf der Frist für den Erwerb und Verlust des Unterstützungswohnsitzes beginnen könne, die bisherige Altersgrenze mit den innerhalb des badischen Landes maßgebenden Anschauungen in offenbarem Widerspruch stehe. Vor Allem der weibliche Theil der Bevölkerung aus den Kreisen und Verhältnissen, wo eine Inanspruchnahme der öffentlichen Armenpflege am ehesten zu gewärtigen ist, aber auch der männliche Theil trete bei uns viel früher in das Stadium der wirthschaftlichen Selbständigkeit, als erst mit dem 24. Lebensjahre. Die Angehörigen des weiblichen Geschlechtes erreichen diese Altersgrenze mindestens schon mit zurückgelegtem 18. Lebensjahre als Mägde, Fabrikarbeiterinnen, Büglerinnen u. s. w., die Angehörigen des männlichen Geschlechtes großentheils auch schon vom 18. Jahre an, ein Theil schon früher, einige später. „Vor solchen genau nachweisbaren Thatsachen darf die Gesetzgebung bei Bestimmung der Altersgrenze für den Beginn des Laufes der Frist für den Erwerb und Verlust des Unterstützungswohnsitzgesetzes ihr Auge nicht verschließen und stellt es sich als ein aus den natürlichen Verhältnissen erwachsendes Gebot dar, die bisherigen Bestimmungen des Unterstützungswohnsitzgesetzes dahin abzuändern, daß in Zukunft mindestens das zurückgelegte 21. Lebensjahr als das zu selbständigem Erwerb und Verlust des Unterstützungswohnsitzes befähigende Lebensalter festgesetzt werde."

Man wird sagen müssen: die Herabsetzung das zum selbständigen Erwerb und Verlust des Unterstützungswohnsitzes befähigenden Lebensalters vom

zurückgelegten 24. auf das zurückgelegte 21. Lebensjahr ist gerechtfertigt, ja sie ist geboten und kann keinerlei Bedenken begegnen.

Zu Ziffer 3. Die projektirte Gesetzesänderung beabsichtigt zunächst, den Kreis der unter die Bestimmung des § 29 fallenden Personen zu erweitern, indem sie zu den „Personen, welche im Gesindedienst stehen, Gesellen, Gewerbegehilfen, Lehrlinge", noch die „Fabrikarbeiter, land- und forstwirthschaftlichen Arbeiter" hinzunehmen will. Zweifellos richtig bemerken die „Motive", daß die inneren Gründe, welche die Aufnahme der Vorschrift veranlaßt haben, bei anderen, als den in § 29 aufgeführten vier Kategorien gewerblicher Arbeiter, insbesondere bei den Fabrikarbeitern, in vielleicht noch stärkerem Grade zutreffen. „Diese Arbeitsklasse pflegt ihren Aufenthalt am schnellsten zu wechseln und Erkrankungen am meisten ausgesetzt zu sein. Wegen der Kurkosten für Fabrikarbeiter, die des reichlicheren Verdienstes wegen die Heimath verlassen haben, werden denn auch die Heimathgemeinden besonders häufig und in einem oft drückenden Maße in Anspruch genommen." Nach der Rechtsprechung des Bundesamtes für das Heimathwesen sind nur „technisch geschulte", nicht aber „gewöhnliche" Fabrikarbeiter zu den Gewerbegehilfen zu rechnen, und es entfallen demnach diese letzteren so wenig wie die land- und forstwirthschaftlichen Arbeiter unter die Bestimmung des § 29. Daß dies dem Sinn und der Absicht des Gesetzes nicht entsprechend ist, bedarf nach dem, was oben über die inneren Gründe der Vorschrift gesagt ist, keines Nachweises. Soweit wir beachtet haben, wird die in Aussicht genommene Gesetzesänderung, welche namentlich auch mit einem Schlage eine Unsumme von spitzfindigen Interpretirungskünsten kalt stellen und viele Streitigkeiten verhüten wird, auch allgemein als eine wirkliche Gesetzesverbesserung begrüßt.

Die zweite in Aussicht genommene Aenderung betrifft die Frist, während welcher der Dienst- bezw. Arbeitsort die Verpflegung zu leisten hat. Dieselbe soll von sechs Wochen auf die Dauer von drei Monaten erstreckt werden, da, wie die „Motive" besagen, durch die bisherige Fristbestimmung die zahlreichen Fälle einer die Erwerbsfähigkeit zwar nicht dauernd beeinträchtigenden, aber länger als sechs Wochen dauernden Erkrankung ausgeschlossen sind. Dazu wird bemerkt, wie solche Erweiterung eine übermäßige Belastung der großen Städte und der Industriebezirke nicht zur Folge haben werde, weil es sich nur um die Regelung der öffentlichen Unterstützungspflicht handle, wobei privatrechtliche Verbindlichkeiten der Dienstherrschaften und der gewerblichen Hilfskassen daneben in erster Linie bestehen bleiben (R.-U.-W.-G. §§ 61 und 62). Wir haben hierüber schon oben das Nähere bemerkt dahin, daß auch wir aus den eben angedeuteten Gründen eine Ueberlastung der Städte und der Industriebezirke als nicht zu gewärtigend erachten, wenigstens dann nicht, wenn die

Gemeinden dieser Ueberlastung durch Einrichtung von Kranken- und Hilfskassen vorbeugen wollen. Und wir würden es als eine durchaus wohlthätige Wirkung der Fristerhöhung willkommen heißen, wenn wie die „Motive" annehmen, die Erweiterung den Erfolg haben sollte, daß sie die Neigung der Gemeinden zur Errichtung von Hilfskassen vermehre.

Trotzdem können wir der in Aussicht genommenen Erweiterung auf drei Monate nicht das Wort reden. Mit dem Verfasser des oben erwähnten Aufsatzes in der „Zeitschrift für badische Verwaltung und Verwaltungsrechtspflege" sind wir der Ansicht, daß die bisherige Festsetzung einer sechswöchentlichen Frist Sinn und Absicht des Gesetzgebers dahin deute, der Gemeinde des Dienst- oder Arbeitsverhältnisses die Verpflichtung der Fürsorge für einen erkrankten Dienstboten u. s. w. die auf Zeitdauer einer, wenn auch nicht absolut rasch vorübergehenden, so doch keinenfalls ungewöhnlich lang oder gar konstant andauernden Krankheit aufzuerlegen. Die Ausdehnung der Verpflichtung auf eine zu lange Dauer widerspricht dem Grundgedanken des Reichsunterstützungswohnsitzgesetzes von dem durch voraus gewährte wirthschaftliche Leistungen einigermaßen zu bietenden Aequivalent für die allenfallsige Unterstützung. Die vielleicht während eines zweitägigen Dienst- oder Arbeitsverhältnisses gewährte wirthschaftliche Leistung ist aber gewiß nicht einmal das allerbescheidenste Aequivalent für eine dreimonatliche, vollständig kostenfreie Kur und Verpflegung. Auch für einzelne Klassen von Hilfsbedürftigen, so sehr die Unterstützungspflicht für dieselben vielleicht auch nach besonderen Gesichtspunkten normirt werden muß, darf ein Grundprinzip des Gesetzes nicht kurzweg abrogirt werden. Doch räumen wir ein, daß die sechswöchentliche Frist für einigermaßen schwerere Erkrankungen, namentlich auch für die Behandlung von chirurgisch Kranken, allzu kurz bemessen ist, und jedenfalls sollte die Frist so stipulirt sein, daß sie die Zeitdauer des Normalverlaufs der Erkrankungen umfaßt. In Anbetracht dessen dürfte die vor Wirksamkeit des Reichsgesetzes bei uns in Baden bestandene achtwöchentliche Frist zu empfehlen sein.

Unsere Ansicht wäre demnach, daß der proponirten Gesetzesänderung, insofern sie den Kreis der gemäß § 29 zu verpflegenden Personen durch Einreihung der „Fabrikarbeiter, land- und forstwirthschaftlichen Arbeiter" erweitert, zuzustimmen sei, daß hingegen die sechswöchentliche Verpflichtung des Dienst- bezw. Arbeitsortes nicht auf die Dauer von drei Monaten, wohl aber auf die von acht Wochen zu erstrecken sei.

Zu Ziser 4. Nach § 30b des Gesetzes ist zur Erstattung der durch die Unterstützung eines Hilfsbedürftigen erwachsenen Kosten, wenn der Unterstützte keinen Unterstützungswohnsitz hat, derjenige Landarmenverband verpflichtet, in dessen Bezirk er sich bei dem Eintritt der Unterstützungsbedürftigkeit befand.

Der Wortlaut dieser Bestimmung, so führen die „Motive" aus, hat die Rechtsprechung genöthigt, dem die Kostenerstattung begehrenden Ortsarmenverbande den Beweis der Negative aufzuerlegen, daß ein Unterstützungswohnsitz nicht vorhanden ist. Dies zu beweisen, ist stets schwierig, häufig unmöglich, besonders wenn es sich um unbekannte verstorbene Personen handelt, oder — setzen wir hinzu — um Personen, bezüglich derer der speziellen Umstände wegen sich durchaus nichts feststellen läßt, wie z. B. bei ausgesetzten neugeborenen Kindern, aufgegriffenen Taubstummen, Blödsinnigen und dergl. In all' solchen Fällen hat das Bundesamt für das Heimatwesen bis auf die neueste Zeit in ständiger Judikatur den Grundsatz festgehalten, daß die Erstattungspflicht der Landarmenverbände von dem Nachweise abhängig sei, daß ein Unterstützungswohnsitz fehle, und daß der Ersatz fordernde Ortsarmenverband diesen Nachweis zu liefern habe. Ist dieser Nachweis nicht zu liefern, wie z. B. bei neugeborenen Kindern, bei Blödsinnigen, so bleibt der Ortsarmenverband, innerhalb dessen Bezirk die Unterstützungsbedürftigkeit hervorgetreten ist, endgiltig unterstützungspflichtig. Diese von der Judikatur angenommene Auslegung scheint in der That — so erläutern die „Motive" weiter — mit der Absicht des Gesetzes nicht in Einklang zu stehen, denn indem das Gesetz die Pflicht zur öffentlichen Unterstützung Hilfsbedürftiger, je nachdem dieselben einen Unterstützungswohnsitz besitzen oder nicht, zwischen den Ortsarmenverbänden und den Landarmenverbänden vertheilt und den letzteren insoweit auferlegt, als kein Ortsarmenverband diese Last endgiltig zu tragen verpflichtet ist, bezweckt es offenbar, die endgiltige Verpflichtung der Ortsarmenverbände auf diesem Gebiete nur zu solchen Leistungen zu begründen, welche aus dem Vorhandensein eines Unterstützungswohnsitzes sich ergeben. In den übrigen Fällen sind die Leistungen der Ortsarmenverbände nur vorläufige und entweder durch den Ortsarmenverband des Unterstützungswohnsitzes oder den gesetzlich dazu berufenen Landarmenverband zu erstatten, so daß jede bleibende Belastung eines Ortsarmenverbandes mit Kosten der von ihm nur vorläufig geleisteten Unterstützungen als ein vom Gesetzgeber nicht beabsichtigter Erfolg sich darstellt.

Es wird sich gegen diese Deduktion an und für sich ein Einwand nicht erheben lassen. Nur wäre unseres Erachtens auch die Frage in's Auge zu fassen, ob der Betreffende, dessen persönliche Verhältnisse sich in Bezug auf fehlenden oder vorhandenen Unterstützungswohnsitz nicht feststellen lassen, überhaupt dem Geltungsbereich des Unterstützungswohnsitzgesetzes angehört oder ob er Ausländer ist. Nur wenn der Unterstützte dem Geltungsbereich des Unterstützungswohnsitzgesetzes angehört, ist der Landarmenverband ersatzpflichtig (§. 30 b), andernfalls kommt die Ersatzpflicht dem Staat zu, welchem der Ortsarmenverband der vorläufigen Unterstützung angehört (§ 60).

Ferner ist die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß die Frage nach dem Unterstützungswohnsitz oder wenigstens der Inländer- oder Ausländerqualität des Betreffenden früher oder später zur spruchreifen Entscheidung gelangt. Es dürfte deshalb gerathen sein, daß die Gesetzgebung bei der Zuweisung an einen Armenverband bezw. an den Staat für den Fall nachfolgender Eruirung des Unterstützungswohnsitzes oder der Ausländerqualität ein Rückforderungsrecht an den endgiltig ersatzpflichtigen Verband statuire.

Wir würden demgemäß uns für folgenden Vorschlag entscheiden: § 30b bleibt in seiner gegenwärtigen Fassung stehen. Ein als Absatz c eingeschalteter Zusatz entscheidet die Frage der Kostenerstattung an den vorläufig unterstützungspflichtigen Ortsarmenverband in der Weise, daß für erstattungspflichtig erklärt wird:

c) wenn ein Unterstützungswohnsitz sich nicht ermitteln läßt, die Zugehörigkeit des Unterstützten zum Geltungsbereich des Reichs-Unterstützungswohnsitzgesetzes aber nachgewiesen ist, derjenige Landarmenverband, in dessen Bezirk der Unterstützte sich bei dem Eintritt der Hülfsbedürftigkeit befand; andernfalls, d. i. wenn die Zugehörigkeit zum Geltungsbereich des Reichsunterstützungswohnsitzgesetzes nicht nachgewiesen ist, derjenige Bundesstaat, welchem der Ortsarmenverband der vorläufigen Unterstützung angehört (§. 60). In beiden Fällen bleibt das Rückforderungsrecht an den etwa noch zu ermittelnden, gemäß dieses Gesetzes endgiltig unterstützungspflichtigen Armenverband für Lebzeiten des Unterstützten gewahrt.

Zu Ziffer 5. Die Absicht des neu einzuhaltenden § 64 a geht dahin, den Armenbehörden zu ermöglichen, unterstützungsbedürftige, arbeitsfähige Personen durch zwangsweise Verwerthung ihrer Arbeitskraft unterstützen bezw. auch durch solche Verwerthung sich Ersatz für bereits aufgewendeten Unterstützung verschaffen zu können. Diese Absicht des Gesetzgebers wird gewiß allseitig gebilligt werden. Nur möchten wir glauben, daß es gerathen wäre, statt des erfahrungsgemäß und der Natur die Sache nach schleppenderen Verwaltungsstreitverfahrens den Weg einzuschlagen, daß die Entscheidung in die Hand der Verwaltungsbehörden gelegt würde.

Unser Endurtheil stellt sich dahin fest, daß die Reichsregierung zu gebotener Frist mit dem Gesetzentwurf eine Abänderung bezw. Ergänzung des Reichsunterstützungswohnsitzgesetzes vorgeschlagen habe, welche im Einklang mit den Principien des modernen Rechts- und Kulturstaates und in Uebereinstimmung mit den Grundgedanken unserer derzeitigen Armengesetzgebung diese letztere in werthvoller, durch die praktischen Bedürfnisse geforderten und — thunlichste Berücksichtigung der von uns zu den betreffenden Einzelbestimmungen proponirten

Vorschlägen vorbehalten — nach keiner Seite hin unbillig belastenden Weise ergänzt und fortbildet.

Es wurde der Einwand erhoben, die Zeit, seit welcher das Reichsgesetz über den Unterstützungswohnsitz in Wirksamkeit ist, sei zu kurz, als daß jetzt schon ein sicherer Schluß auf die Wirkungen desselben gezogen werden könnte, es sei rathsam abzuwarten, bis bezüglich der durch abnorme Verhältnisse veranlaßten Fluktuation der arbeitenden Bevölkerung (im engeren Sinn des Wortes) sich wieder mehr eine ausgleichende Wirkung vollzogen habe. Auch hat man das Beibringen genauen, statistischen Materials über die Bewegung der Bevölkerung, über die von der öffentlichen Armenpflege aufgewendeten Summen, über die Vertheilung des Aufwands nach den einzelnen Kategorien der Unterstützten u. s. w. vermißt. Endlich hat man gemeint, es sollte, „auch innerhalb des Reichs" mehr der Grundsatz festgehalten werden, „ein einmal erlassenes Gesetz zunächst in seinen Wirkungen sich ruhig entwickeln zu lassen, statt sofort, wenn ein Mangel sich zeigen sollte, mit einer Gesetzesabänderung oder mit einem neuen Gesetze zur Hand zu sein." Was den letzteren Punkt dieser Ausführungen der „Karlsr. Ztg." anlangt, so trifft diese Warnung in vorliegendem Falle nicht zu, denn von einem neuen Gesetze ist nirgends die Rede. Die sämmtlichen übrigen Bedenken aber möchten sich einfach durch den Hinweis darauf erledigen, daß keine einzige Aenderung bezw. Ergänzung in Aussicht genommen ist, als nur solche, welche mit den Grundprinzipien des Unterstützungswohnsitzgesetzes im Einklang stehen und dieselben gesetzgeberisch weiter bilden, so daß also nicht das Geringste, was prinzipiell neu wäre, in's Leben treten soll und daß sich keine Wirkungen ergeben können, welche nicht mit annähernder Deutlichkeit voraus erkennbar wären. Wollte man prinzipiell Neues einführen, so würden auch wir der Politik des Stillstandes das Wort reden. So aber glauben wir uns für die Inangriffnahme der Gesetzänderung aussprechen zu können, ohne befürchten zu müssen, daß man uns als Vertheidiger einer „Gesetzesfabrikation" verdächtigen werde.

Eine neue Schrift über den Prozeß Arnim.

Nachdem der frühere Botschafter des Deutschen Reichs in Paris, Graf Harry von Arnim, rechtskräftig zu fünf Jahren Zuchthaus verurtheilt ist, alle Zeitungen wochenlang von dem Sensationsstoff, den sein Prozeß bot, gelebt haben, und zudem die stenographischen Berichte über den nämlichen Prozeß

erschienen sind, welche uns genau berichten, welche Ausflüchte der Vertheidiger X., welche Rechtsbehelfe der Anwalt Y und welche Einrede der öffentliche Professor Z vorgeschützt haben, nachdem sogar der Geheime Hofrath Alpha sich zuvor zu einer Verurtheilung der Auklageakte in einem tief wissenschaftlichen Gutachten aufgeschwungen: nach alledem, sollte man meinen, seien der Worte genug gewechselt, der Schriften pro Nihilo — nämlich für den Grafen Arnim — und seinen großen Gegner — nämlich nicht blos Bismarck, sondern das öffentliche Recht und Staatsinteresse deutscher Nation — genug erschienen.

Aber eine Schrift wie die vorliegende hat auch heute noch ihre volle Berechtigung. Sie trägt den bescheidenen Titel: „Der Prozeß Arnim, dargestellt von einem alten Juristen"*), aber sie bietet auf ihren sechzig Seiten Text — mit elf diplomatischen Beilagen auf nicht ganz hundert Seiten — eine knappe und treffende Darstellung des gesammten ungeheuren Materials, eine sichere Beurtheilung aller einschlagenden Rechtsfragen. Auch der Jurist hätte viel Zeit und Mühwaltung ersparen können, wenn er diese lichtvolle Darstellung früher besessen hätte. Der Verfasser ist vermuthlich ein Süddeutscher; gewisse Redewendungen und Worte, die nur jenseits der einst verrufenen Mainlinie Sprachbürgerrecht besitzen, verrathen das dem norddeutschen Leser. Vielleicht ist der „alte Jurist" sogar ein Heidelberger. Um so besser, da von Heidelberg aus ein Theil der unglückseligen, sogenannten akademischen Beredsamkeit und Entrüstung erfloß, welche für den „vergewaltigten" Botschafter a. D. in Scene gesetzt wurde.

Niemals ist ein hochstehender Mann — ja, um mehr zu sagen, weiter und tiefer zu greifen — ein gemeiner Verbrecher, gerechter verurtheilt worden, als dieser Mensch. Alle Einflüsse, die in Monarchien denkbar sind, um richterliche Entscheidungen in einem bestimmten Sinne anzuregen – in Republiken gibt es natürlich auch solche Einflüsse, wenn vielleicht auch in anderer Richtung — sind zu Gunsten des Grafen Arnim thätig gewesen, aber — zu Ehren des deutschen Richterstandes sei es gesagt — umsonst. Anfangs allerdings wagt sich der Richter nur zaghaft an die, Dank der deutschen Beamtendisziplin, nur in Jahrhunderten wiederkehrende Aufgabe, einen der höchsten diplomatischen Vertreter der Nation wegen strafwürdiger Vergehen in seiner Amtsführung zu verurtheilen. Das erste Straferkenntniß des Berliner Stadtgerichts und noch mehr die famosen Entscheidungsgründe, die noch zuletzt vor ihrem Abdruck ihrer anstößigsten Stellen entkleidet wurden, legen ein beredtes Zeugniß für die Gewissenhaftigkeit ab, mit welcher der deutsche Richter die ungewöhnliche Aufgabe prüfte und löste. Aber immer leichter machte der Angeklagte selbst

*) Heidelberg, Fr. Bassermann, 1877.

die Arbeit. Schon die Erkenntnisse, die in der Disziplinaruntersuchung gegen den früheren Pariser Botschafter in den verschiedenen Instanzen ergingen und auf Dienstentsetzung, auf Aberkennung seines Titels, Gehaltes und Pensionsanspruchs lauteten, waren — im Gegensatz zu den Erkenntnissen im ersten Strafprozeß wider Arnim — in allen Instanzen konform, wobei bekanntlich die letzte Entscheidung von dem höchsten und unabhängigsten deutschen Gerichtshof, dem kaiserlichen obersten Disziplinargericht zu Leipzig erging. Dieselbe Gleichmäßigkeit zum Nachtheil des Angeklagten lieferten die Entscheidungen in der zweiten Strafanklage gegen Arnim. Der preußische Staatsgerichtshof und das preußische Obertribunal, das ein Waldeck auch in den schwersten Tagen des Konfliktes für so unabhängig und über jedem Zweifel so erhaben hielt, daß er seine Mitgliedschaft bei demselben behauptete, verurtheilten den Grafen Arnim übereinstimmend zu langjähriger Zuchthausstrafe, nahmen also übereinstimmend an, daß sein Verhalten, wie das deutsche Strafgesetzbuch so treffend sagt, aus „ehrloser Gesinnung hervorgegangen" sei.

Ein harter Spruch gleichwohl, ein Spruch, den Tausende, welche durch irgend welche Einflüsse über den wahren Sachverhalt schief oder ungenügend unterrichtet sind, für zu hart halten mögen.

Aber es ist das besondere Verdienst der vorliegenden Schrift, in gleichem Maße Klarheit zu geben über die thatsächlichen Vorgänge, welche zu diesem Spruche führten, wie über die rechtlichen Gesichtspunkte, welche nur diese Entscheidung und keine andere zuließen.

Als Graf Arnim seinen hohen Posten in Paris antrat, waren die Verhältnisse, die dort einen Vertreter der deutschen Nation erwarteten, schwieriger als je zuvor. Die Franzosen, durch eine Reihe entscheidender Niederlagen von der durch Jahrhunderte behaupteten maßgebenden Stellung in Europa herabgeworfen, waren gegen Deutschland mit dem grimmigsten Hasse erfüllt und erwarteten mit Ungeduld die Stunde der Wiedervergeltung. Ihnen gegenüber galt es vor Allem: den kaum gewonnenen Frieden aufrecht zu erhalten, die Bedingungen des Frankfurter Friedensvertrages entschieden zur Ausführung zu bringen. Die Regierung des Präsidenten Thiers zeigte hierfür ebenso aufrichtigen Willen, als staatsmännisches Geschick. Dem deutschen Botschafter in Paris wurde daher in allen Instruktionen anbefohlen, diese Regierung in jeder Weise zu unterstützen, alle Schritte derselben Regierung, welche zur raschen Ausführung der Frankfurter Friedensbedingungen führten, zu fördern. Keine dieser Instruktionen befolgte Graf Arnim, da er sich eine weit bessere und höhere Einsicht in die politischen Verhältnisse zutraute, als seinem Vorgesetzten. Er schlug in den beiden ihm vorgezeichneten Richtungen andere Wege ein, als diejenigen, welche Fürst Bismarck ihm angegeben. Graf Arnim erblickte in

dem Bestand der französischen Republik eine Gefahr für die monarchischen Institutionen überhaupt und suchte dieser Ansicht, mit Umgehung der ihm vorgesetzten Behörde, des Reichskanzleramtes, in unmittelbaren Eingaben beim Kaiser Eingang zu verschaffen, nicht ganz ohne Erfolg. Diese — allerdings nur ganz vorübergehenden — Erfolge seiner Immediatberichte an den Monarchen mögen den Grafen Arnim verlockt haben, noch einen Schritt weiter zu gehen und hie und da Winke fallen zu lassen, als ob die monarchischen Parteien Frankreichs auf die Unterstützung des deutschen Reiches, dessen Heere damals noch in Frankreich standen, zählen könnten. Die Censur, welche der deutsche Botschafter für diese Stilübungen einstecken mußte, liegt uns vor in der wundervollen Depesche Bismarcks aus Berlin vom 20. Dezbr. 1872, welche in so klarer Weise die Gefahr eines bündnißfähigen monarchischen Frankreichs für Deutschland darlegt und — wie für unsere Tage geschrieben — gerade heraus erklärt: „Diese meine Ueberzeugung macht es mir unmöglich, Se. Maj. dem Könige zu einer Aufmunterung der monarchischen Rechten in Frankreich zu rathen, welche zugleich eine Kräftigung des uns feindlichen ultramontanen Elements involviren würde.“ Eine weitere Abwehr dieser gelegentlich auch in Form von Hofintriguen gekleideten Uebergriffe des Botschafters enthält jenes mannhafte Schreiben Bismarcks an den Kaiser, aus Varzin vom 14. April 1873, in welchem mit der vollen Offenheit, die der deutsche Kanzler immer und Allen gegenüber übt, gesagt ist: „Der Schritt des Grafen Arnim“ — eine direkte Beschwerde beim Kaiser über Bismarck — „zu dem er von Berlin aus ermuthigt worden und der dort schon in der vorigen Woche erwartet wurde, läßt mir keine Wahl mehr. Ew. Maj. wollen sich huldreichst erinnern, daß ich von dem Versuch sprach, die Gefahren, die Arnims Charakter in Paris bedingt, durch eine Versetzung nach London abzuschwächen, daß aber von dort aus bei der ersten Anfühlung der heftigste Protest wegen der Neigung Arnims zur Intrigue und zur Unwahrheit eingelegt wurde: „man würde kein Wort glauben, was er sagen könnte.“ Gegen die Anklagen eines Mannes von diesem Rufe“ ging die Bitte Bismarcks „zunächst nur dahin“ der Kaiser möge Arnim anweisen „seine dienstliche Beschwerde auf dienstlichem Wege einzureichen.“ Vorher schon war das schöne Wort von Bismarck geschrieben: „So gern ich Ew. Maj. Dienst auch den Rest meiner Kräfte noch widme, so kann ich mir doch auch nicht verhehlen, daß derselbe sehr schnell verbraucht sein wird, wenn ich unter dem schmerzlichen Gefühle leide, mit einem Manne wie Graf Arnim um Ew. Maj. Vertrauen ringen zu sollen, nachdem ich dasselbe so lange Jahre ungeschmälert besessen und meines Wissens niemals getäuscht habe.“

Während also auf diesen Schleichwegen dem Botschafter nicht viel Glück erblühte, hatte er auch bei den Versuchen, gegen seine Instruktionen selbständige

Politik zu treiben, schlimme Erfahrungen gemacht. Diese Belehrung wurde ihm durch einen Vorgang geboten, welcher in der vorliegenden Schrift mit besonderer Feinheit und Schärfe dargestellt ist. Der Präsident Thiers wünschte durch frühere Zahlung des Restes der Kriegsentschädigung Frankreich von der Besatzung durch deutsche Truppen zu befreien. Thiers hatte darüber zunächst eine Unterredung mit dem deutschen Botschafter. Dieser berichtete darüber am 7. Februar 1873 nach Berlin, befürwortete die frühere Räumung und fügte einen Entwurf bei. Am 4. März 1873 gelangte der von Bismarck ausgearbeitete Konventions-Entwurf, der nach Einholung eines Gutachtens des damals in Nancy kommandirenden Generals von Manteuffel, betreffs der militärischen Bedenken, vom Reichskanzler gefertigt war, an Arnim. In der den Vertragsentwurf begleitenden Instruktion an den Botschafter wurde diesem als Hauptbedingung des Vertrags die Besetzung der Festung Belfort durch deutsche Truppen bis zur völligen Tilgung der Kriegsschuld nebst Zinsen bezeichnet und die Neutralisirung der übrigen, bis dahin von deutschen Truppen besetzten französischen Gebietstheile bis zur Räumung von Belfort. Graf Arnim kaprizirte sich nun darauf, mehr zu erreichen, als der deutsche Kanzler erreichbar hielt. Er meinte dadurch ein die politische Bedeutung Bismarcks weit überstrahlendes Relief zu gewinnen. Er verheimlichte deßhalb gradezu den Text des deutschen Vertragsentwurfs vor Thiers, den er ihm amtlich mittheilen sollte. Er erlaubte sich eigenmächtige Aenderungen am Berliner Entwurf. Er fingirte in seinen Berichten nach Berlin Einwendungen von Seiten des Präsidenten Thiers, die diesem ebenso fremd, als in Berlin unverständlich waren. Er trat aus seinem — wir können nicht anders sagen als schwindelhaften — Doppelspiel nicht heraus, obwohl ihm schon am 2. März der deutsche Vertragsentwurf bezeichnet worden war als ein Ganzes, das entweder unbedingt verworfen oder angenommen werden müsse („c'est à laisser ou à prendre") und obwohl zwei neuere Depeschen ihn aufforderten, zuletzt auf Befehl des Kaisers, Thiers den Text des Entwurfs vollständig und amtlich mitzutheilen. Da die Verhandlungen in Paris in unerklärlicher Weise stockten, so theilte der Reichskanzler den Vertragsentwurf einfach dem General von Manteuffel mit, damit dieser bei dem Französischen Bevollmächtigten in Nancy, Herrn de St. Vallier nachforsche, wo die Schwierigkeiten eigentlich lägen. Auf diese Weise erhielt Thiers erst Kenntniß von dem deutschen Vertragsentwurf. Er acceptirte ihn sofort in allen wesentlichen Punkten freudig. Graf Arnim erlebte die Demüthigung, daß der Abschluß der wichtigen Verhandlungen über Nancy nach Berlin geleitet wurde, und daß der Präsident Thiers im vollen Bewußtsein seiner bona fides und in klarer Erkenntniß der Falschheit des deutschen Botschafters an St. Vallier telegraphiren durfte: „nous n'avons

rien à cacher dans tout ceci et du reste Mr. de Gontaud a reçu des communications de nature à lever toutes les ambiguités, lesquelles du reste ne viennent pas de nous." Und an einer anderen Stelle: „Je ne comprends pas plus que vous les doubles fonds d'un certain personnage. J'espère que la conclusion y mettra fin."

Hocherhaben in der That steht die ehrliche Geradheit des nun verstorbenen Französischen Staatsmannes gegenüber der erlogenen Eitelkeit des deutschen Botschafters. Daß der Letztere nach diesem Vorfall, und nachdem er daraus ersehen, welche Meinung Thiers, bei dem Arnim beglaubigt war, über ihn gewonnen, immer noch nicht freiwillig seinen Posten entsagte, ist nur dadurch erklärlich, daß Arnim sich auch nach diesem Echek mit der Einbildung schmeichelte, der Nachfolger des Fürsten Bismarck zu werden. Dazu sollte eben der Weg unmittelbarer Beschwerdeführung beim Kaiser dienen. Aber freilich hätte der Graf die Heldengröße seines Monarchen besser kennen sollen, um anzunehmen, daß er auf diesem Wege das ersehnte Ziel seines Strebens erreichen könne. Schon am 19. Juni 1873 durfte Bismarck dem Grafen schreiben: „Ew. Excellenz werden es motivirt finden, wenn ich Anträge an Se. Majestät den Kaiser richte, welche meines Erachtens nothwendig sind, um die Einheit und Disziplin im auswärtigen Dienste zu erhalten und die Interessen Sr. Majestät und des Reiches vor verfassungsmäßig unberechtigter Schädigung sicher zu stellen."

Wie die damals schon drohende Abberufung Arnims wieder vertagt wurde, ist bekannt. Der Botschafter trat im Spätsommer 1873 den sauren Gang nach Canossa an. Er suchte Bismarck am 1. September in Berlin auf und gab bestimmte, bündige Versprechungen für sein künftiges Wohlverhalten. Leider waren diese Zusagen von geringem Werthe. Schon zu Anfang 1874 entbrennt der Konflikt der Meinungen der beiden Männer, von welchen der in Paris gehorchen mußte, wenn er seine Pflicht thun wollte, an dem Gesandtschaftsrecht der Mittelstaaten von Neuem. Alle einschlagenden Depeschen theilt unsre Schrift mit. Noch früher hatte der Botschafter die Reklamationen des Reichskanzlers gegen die chauvinistischen Hirtenbriefe der ultramontanen Französischen Bischöfe gänzlich unvertreten gelassen, ja eine Befürwortung dieses Einschreitens direkt abgelehnt, so daß abermals erst über Berlin (durch Gontaud) die Absichten der deutschen Regierung erreicht werden konnten. Nach dem, was wir heute wissen, dürfen wir behaupten, daß in diesem Falle nicht blos die eitle Einbildung mehr erreichen zu können, als der deutsche Kanzler, den deutschen Botschafter hinderte gegen die fanatische Sprache der Französischen Bischöfe so energisch einzuschreiten, wie Bismarck verlangte; wir dürfen heute annehmen,

daß auch Arnims intime Beziehungen zu den biedern Ultramontanen ihren Antheil an seinem Verhalten in dieser Frage gehabt haben.

Durch diesen neuen Ungehorsam hatte Arnim die letzte Geduld in Berlin verscherzt. Längst hatte er sich seines hohen Postens unwürdig und unfähig gezeigt. Er war überreif zur Abberufung. Und diese ward am 22. Februar 1874 vom Kaiser auch beschlossen.

Wir haben diese Vorgänge eingehender berührt, weil sie in der Hauptsache nicht Gegenstand der drei wider Arnim geführten Prozesse bilden und dennoch zur Charakteristik des Mannes sowohl, als zur Erklärung der späteren Handlungen des Grafen, die zu seiner krimminellen und disziplinarischen Verurtheilung führten, unentbehrlich sind. Mit Recht verweilt daher unsere Schrift eingehend bei dieser Vorgeschichte des Prozesses.

Es ist lediglich Arnims Schuld, daß diese Vorgänge heute schon an die Oeffentlichkeit getreten sind und daß das traurige Schauspiel, welches der Botschafter in Paris aufführte, noch das peinliche Nachspiel erlebt hat, welches ein dem Grafen so unrühmliches Ende nahm. Nichts ist mehr geeignet, die schamlosen Angriffe gegen den deutschen Kanzler, mit denen sich die von Arnim gewonnenen oder beeinflußten österreichischen und deutschen Blätter bei der Nachricht von der späteren Verhaftung Arnims befleckten, in ihrer Grundlosigkeit darzuthun, als die Thatsache, daß der Reichskanzler nach all den Thorheiten und Intriguen, die der Graf als Pariser Botschafter unternommen, sich durchaus damit begnügte, ihn unschädlich gemacht zu haben; daß Bismarck nicht einmal eine Disziplinaruntersuchung gegen den abberufenen Nebenbuhler anstrengen ließ. Lediglich die Schritte, die Arnim nach seiner Abberufung that, in der Absicht, seine höhere politische Befähigung und Einsicht nun vor der öffentlichen Meinung Europa's darzuthun, wie er dies früher vergeblich hinter dem Rücken des Kanzlers beim Kaiser versucht hatte, und wobei er die tiefsten Staatsgeheimnisse unbefugt offenbarte, geheime Staatsdepeschen entwendete und veröffentlichte, die Ehre des Kanzlers und der ganzen deutschen Nation auf das perfideste verleumdete und selbst vor der Beleidigung seines kaiserlichen Herrn nicht zurückschreckte, erst diese in zahlreichen anonymen Preßartikeln und Broschüren (pro nihilo u. s. w.) verübten Vergehen und Verbrechen des einstigen Botschafters haben diesem die für jeden Menschen schimpflichste Strafe zugezogen.

Diese in der Geschichte des deutschen Beamtenthums beispiellosen Vergehen leben aber noch so frisch in Aller Erinnerung, daß wir sie nicht im einzelnen zu verfolgen brauchen. Es genügt zu sagen, daß die vorliegende Schrift uns auch in dieser Hinsicht, sowie über alle einschlagenden Rechtsfragen besser und

rascher orientirt, als alle anderen aus demselben traurigen Anlaß erschienenen Schriften.

Die Geheimstatuten der Tempelherren.

Der im Frühjahr d. J. plötzlich verstorbene, besonders auf dem Gebiete der freimaurerischen Literatur sehr verdiente oldenburgische Oberbibliothekar D. Merzdorf (geb. in Leipzig 1812, seit 1841 an der Bibliothek in Oldenburg thätig) hat seine letzten Lebenstage der Vollendung einer Schrift gewidmet, die soeben im Schwetschke'schen Verlage zu Halle erschienen ist und vielfaches Interesse erregen wird. Diese Schrift veröffentlicht zum ersten Male die Geheimstatuten des Ordens der Tempelherren, nach der Abschrift eines vorgeblich im Vatikanischen Archiv bei den Untersuchungsakten über den Templerorden befindlichen Originales (Manuskriptes). Den Text dieser merkwürdigen Urkunde gibt Merzdorf lateinisch und deutsch. Er bietet uns aber auch genaue Nachrichten über seine Bezugsquelle. Die Abschrift, die er benützt hat, erhielt er von der großen Loge zu Hamburg. Sie ist ein Theil des Nachlasses des im Jahr 1819/20 in Petersburg verstorbenen russischen Staatsrathes und Direktors des Cadettenhauses Böber und hat bis in die Mitte der sechziger Jahre in Kisten verpackt in Petersburg gestanden. Erst seit dieser Zeit ist sie mit dem übrigen Böber'schen Nachlaß nach Hamburg gelangt. Die Handschrift selbst zeigt eine geübte Schreiberhand der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, nicht die eines Gelehrten. Auch einige Schreibfehler dieses Manuskriptes weisen darauf hin, daß ein Ungelehrter das von Merzdorf benützte Manuskript geschrieben habe. Am Rande finden sich dagegen überall die Nachweise der Archivstücke des Vatikans, von denen diese Abschrift genommen ist. Es wird da versichert, daß das Original in den Untersuchungsakten gegen die Tempelherren als Cod. 15. 24. 31. 32. liege und daß die Abschrift im Vatikanischen Archiv selbst genommen sei.

Diese Behauptung beruht nach den mit großem Scharfsinn unternommenen Forschungen Merzdorf's aller Wahrscheinlichkeit nach in Wahrheit. Sogar die Person desjenigen, der dem Vatikanischen Archiv das lange geahnte, doch niemals noch veröffentlichte Geheimniß dieser Statuten entlockt und es über Kopenhagen und Stockholm nach Petersburg in die Hände Böber's gebracht hat, stellt Merzdorf bis zu einem hohen Grade von Wahrscheinlichkeit fest. Es ist dieß der gelehrte, vorsichtige und einer Fälschung schlechthin unfähige

Münter (geb. 14. Oktober 1762, gest. als Bischof von Seeland 9. April 1830). Er hat notorisch in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die päpstlichen und anderen Archive in Rom für seine kirchengeschichtlichen Studien durchforscht. Er hat ganz gewiß die Untersuchungsakten gegen den Templerorden dort in Händen gehabt und excerpirt, denn er selbst hat schon 1794 einen einen Theil dieser Auszüge veröffentlicht (namentlich den ersten Theil des in der Corsinischen Bibliothek vorgefundenen Statutenbuches des Ordens) und in einem Briefe vom 17. März 1826 an Ferdinand Wilcke, dem Historiographen des Templerordens, diesem den angeblichen Rest seiner Aufzeichnungen, die schon damals „seit 30 Jahren unangesehen in seinem Schranke gelegen“, übersendet. Das Geheimstatut der Templer befand sich nicht darunter. Aber eine sehr merkwürdige Stelle in dem Briefe Münters an Wilcke verräth, daß Ersterem diese Statuten bekannt waren und er sich — man braucht nur an seine Stellung zu denken — scheute, sie an die Oeffentlichkeit bringen zu lassen. Er schreibt nämlich: „Was die Beschuldigung der Ketzerei (der Templer) betrifft, so erlauben Sie mir den Rath, in Beurtheilung derselben vorsichtig zu sein ... Ich war der festen Ueberzeugung, die Tempelherren seien katholisch-orthodox gewesen. Diese ist aber seither bei mir wankend geworden. Ihr Verkehr mit Armenien konnte sie leicht mit Paulicianern in Verbindung bringen und es wäre doch wohl möglich, daß gnostische Meinungen sich bei ihnen eingeschlichen hätten.“ Daß Münter die von ihm selbst genommene Abschrift der Geheimstatuten der Templer Wilcke absichtlich verheimlichte, wird auch durch die Thatsache indizirt, daß Münter nahe Beziehungen hatte zu freimaurerischen Kreisen, welche den sogenannten „christlichen Templern“ angehörten und deren Ordensillusionen durch Veröffentlichung der Geheimstatuten der Templer, die voll der rohesten Ketzereien waren unsanft in den Sand gesetzt worden wären.

Wenn wir nun auch keinen genauen Nachweis darüber erhalten, wie die von Münter genommene Abschrift in die Hände Böber's gelangt ist und bezw. bereits gelangt war, als Münter den oben citirten Brief an Wilcke schrieb, so sind wir doch mit dem Verfasser geneigt, anzunehmen, daß Münter die Abschrift der Geheimstatuten des Templerordens, welche Merzdorf benutzt, in der That selbst im Vatikan besorgt hat. Von drei anderen Personen, die allenfalls noch in Frage kommen könnten, weist Merzdorf überzeugend die Unmöglichkeit der Betheiligung oder selbständigen Initiative nach.

Ist Münter der Urheber der dem Vatikanischen Archiv entnommenen Abschrift, so ist auch zweifellos dargethan, daß er die Urkunde so abgeschrieben hat, wie er dieselbe vorfand. Damit wäre also die Aechtheit der Originalurkunde erwiesen — insoweit nicht überwiegende Gründe darthun, daß die im Vatikan

liegende Urkunde, welche die Geheimstatuten des Templerordens enthalten soll, selbst gefälscht ist. Das führt uns zum Inhalt dieser Geheimstatuten selbst.

Die Geheimstatuten, wie sie hier veröffentlicht werden, zerfallen in vier Abschnitte. Der erste enthält die bekannte Trezensische Ordensregel und kann daher füglich übergangen werden. Der zweite Abschnitt enthält in dreißig Paragraphen die Geheimstatuten der fratres electi. Er spricht unter anderm in schneidendster Weise über die Glaubensirrthümer Neu-Babylons (Roms!), leugnet selbst die historische Existenz Christi, schreibt das Ritual der Aufnahme der Außerwählten durch obscöne Küsse vor, erhärtet diese Aufnahme durch Zertreten und Bespeien des Kreuzes, schließt gleichwohl die Spötter und Leugner Christi vom Geheimbunde aus, da die Entweihung des Kreuzes nicht Christus, sondern dem Stück Holz gelte u. s. w. Die Phrasen, welche an Stelle der Glaubenslehren der christlichen Kirche gesetzt werden, sind jedenfalls echt französischen Ursprungs und besagen gar nichts. Der dritte Abschnitt ist der Stufe der Konsolati gewidmet und offenbart in zwanzig Paragraphen die Fülle von Gnade, welche Gott, wenn er „im Geiste und in der Wahrheit angebetet wird“ den Außerwählten zu Theil werden läßt. Nur vollständige schriftliche Beichte gegenüber den wissenden Brüdern führt den Aufzunehmenden in dieses innere Heiligthum. Verschwiegenheit, Treue und Gehorsam hat er außerdem zu geloben. Dann wird er von allen Observanzen der römischen Kirche freigesprochen. Nach dem Gebete Mosis und Jesu folgt als höchster Trumpf das Gebet „Baphomets“ d. h. Mahomeds, das geradezu mit den Worten des Korans beginnt. Alle Anwesenden antworten nach der Salbung des Neophiten auch mit Ja — Allah! u. s. w. Die geheimen Wissenschaften, wie Alchymie u. s. w. dürfen die Elekti und Konsolati nur mit größter Vorsicht treiben. Ueberhaupt entwickelt das Statut in seinen Vorschriften, wie sie sich Uneingeweihten gegenüber benehmen sollen, wahrhaft jesuitischen Scharfsinn. Sie sollen „den Juden Juden, den Sarazenen Sarazenen, den Anhängern Neu-Babylons als ihres gleichen erscheinen und Alles vermeiden, was zu Unzuträglichkeiten führen könnte. Es ist ihnen Alles zu thun erlaubt, aber Alles Erlaubte nicht nöthig zu thun“ u. s. w. — Der vierte Abschnitt endlich beschreibt uns genau den rotulus signorum, die geheimen Erkennungszeichen der Wissenden der verschiedenen Grade.

Der Gesammteindruck, den das Geheimstatut erzeugt, geht dahin, daß der Templerorden unter der Maske einer religiösen, der Bekämpfung der Ungläubigen und der Befestigung christlichen Glaubens und Wandels vorzugsweise gewidmeten Korporation, lediglich den Zweck verfolgt habe, einen mächtigen Staat im Staate zu bilden, unter vollkommener Gleichgültigkeit, ja Preisgebung aller Glaubenssätze und selbst aller ethischen Grundsätze der damals allein an-

erkannten christlichen Kirche. Zu diesem Zwecke wurde den in den geheimen Bund Aufgenommenen das entwürdigende Ritual des obscönen Kusses, die Entweihung des Kreuzes angemuthet, zu diesem Zwecke den Brüdern vorgeschrieben, daß sie alle Aemter und Würden des Ordens und Staates mit Brüdern des engern Bundes besetzen müßten, mit alleiniger Ausnahme des Großmeisterpostens, weil der Großmeister doch nur eine Strohpuppe der engeren Genossenschaft wäre.

Die Prüfung der Echtheit dieser Geheimstatuten wird den Kirchenhistorikern ein weites und dankbares Feld kritischer Thätigkeit bieten. Merzdorf läßt die Frage offen, aber er neigt sich doch entschieden nach der Richtung, die Echtheit zu bejahen. Welchen Antheil an dieser Entscheidung seine offen bekundete und begründete Abneigung gegen diejenigen Kreise der Freimaurerei gehabt hat, die sich als die Nachfolger der christlichen Templer bezeichnen, kann dahin gestellt bleiben, da seine Argumente unter allen Umständen höchst beachtenswerth sind. Er weist nach, daß die Namen der Templer, welche unter den Geheimstatuten stehen, durchaus historisch beglaubigt sind; daß das genaueste Spiegelbild der häretischen Sekten jener Zeit, des intimen Verkehrs des Templerordens mit dem Orient, die genaueste Uebereinstimmung der Geheimstatuten mit dem politisch-hierarchischen Wirken des Ordens in den Geheimstatuten wiedergegeben sei; daß schon zur Zeit des Prozesses gegen den Orden, und dann so oft als derselbe Prozeß wissenschaftlichen Untersuchungen unterlag, die Behauptung von dem Vorhandensein derartiger Geheimstatuten, ergänzt durch gleichzeitige Zeugenaussagen, aufgetaucht sei; daß endlich keine der in den Geheimstatuten enthaltene Ordens- oder Ritualbestimmung anderen geheimen Gesellschaften derselben Zeit fremdartig gewesen sei.

Auch hier soll die Echtheit des Originaldokumentes im Vatikan, dem nach unserer Ansicht die vorliegende Schrift entnommen ist, keineswegs endgültig entschieden werden. Der Raum dieser Zeitschrift würde zu solcher Untersuchung kaum zureichen. Aber dennoch kann nicht verschwiegen werden, daß sich sehr gewichtige Bedenken g e g e n die Echtheit jener merkwürdigen Urkunde erheben. Merzdorf gibt selbst zu, daß die Möglichkeit nicht ausgeschlossen ist, die Helfershelfer des König Philipp von Frankreich, den es nach den reichen Gütern der Tempelherren gelüstete, und der ihnen hauptsächlich aus diesem Grunde den Prozeß machte, seien bei Abfassung dieses angeblichen Geheimstatuts im Spiele gewesen. Unzweifelhaft lassen sich alle Gründe, welche Merzdorf für die Echtheit der Urkunde anführt, gerade für eine Fälschung aus Philipps Kreisen geltend machen. Die Kurie widerstrebte so lange sie konnte dem Prozesse gegen die Templer. Sie hat die von ihr schließlich gegen den Orden erlassene Bulle „ad providam Christi vicarii“ stets geheim gehalten. Sie hatte ihre

Gründe dafür. Die Kurie mußte aber gegen den Orden einschreiten, sowie ihr aus scheinbar authentischen Aktenstücken die Ketzerei und Abtrünnigkeit der Ordensritter nachgewiesen wurde. Das Material für diese Anschuldigung war, wie Merzdorf selbst, zum Beweise für die Echtheit der Geheimstatuten hervorhebt, nicht schwer zu beschaffen. Der Inhalt des Glaubensbekenntnisses der häretischen Sekten, z. B. der Paulicianer, und besonders der Katharer im Süden Frankreichs, vornehmlich in der Provence, wo auch der Templerorden reich begütert und viele Tausende stark ansässig war, war allgemein bekannt; geheime Erkennungszeichen, wie sie hier beschrieben sind, hatte jede damalige Zunft oder Korporation kirchlichen oder weltlichen Charakters; die Formen des Aufnahmerituals u. s. w. waren ebenso wenig originell. Dazu kommt nun, daß die Mitglieder des Templerordens, welche dem über ihre Genossenschaft verhängten Vernichtungsurtheil entrannen, gewiß am wenigsten geneigt waren, unter Berufung auf ihre Mitgliedschaft und genaue Kenntniß der Sache, gegen die falschen Beschuldigungen zu protestiren, und daß überhaupt den ganzen Prozeß gegen den Orden ein noch heute theilweise undurchdringlicher Schleier bedeckt, daß der Werth der einzelnen Zeugenaussagen, welche das Vorhandensein von Geheimstatuten bestätigten, ein vom Standpunkt der heutigen Beweisaufnahme in Strafsachen aus höchst problematischer ist, und endlich der sehr verdächtige Umstand, daß der Inhalt der Geheimstatuten sich fast vollständig mit den Hauptpunkten der Anklage in dem gegen die Templer erhobenen Tendenzprozesse deckt.

Literatur.

Weltkunde. — Leitfaden der Geographie, Geschichte, Naturgeschichte, Physik und Chemie für Volks- und Mittelschulen. Bearbeitet von den Seminarlehrern Hüttmann, Jastram und Marten. Siebente Auflage. Hannover, Helwing'sche Verlagshandlung 1877.

Ein, wie uns scheint, recht praktisch eingerichtetes, eine Fülle von Material auf verhältnißmäßig engem Raum zusammendrängendes Buch, das auch die neuesten Veränderungen (namentlich auf geographischem Gebiete) berücksichtigt, und aus dem auch Erwachsene mit mäßigen Ansprüchen an das Wissen Mancherlei lernen können. Mäßigen Ansprüchen — für Schulen scheint uns im Fache der Chemie eher zu viel als zu wenig geboten.

Verantwortlicher Redakteur: **Dr. Hans Blum** in Leipzig.
Verlag von **F. L. Herbig** in Leipzig. — Druck von **Hüthel & Herrmann** in Leipzig.

Ein Rechtshandel aus rechtloser Zeit.

Eine kulturhistorische Skizze.*)

Die Fastnacht des Jahres 1501 traf einen Kreis hochangesehener Familien Breslaus in banger Spannung und Sorge. Der Kaufherr Christoph Rindfleisch war von dem Rath der Stadt für die Wahl zum Mannengericht auf des Königs Hofe in Aussicht genommen. Alljährlich nämlich bald nach Fastnacht erwählte der Landadel des Fürstenthums vier Rechtssitzer für dieses Gericht aus seiner Mitte und der Rath eben so viele aus der Zahl derjenigen Bürger, die „Mannschaft im Fürstenthum", das heißt Dominialrechte an Landgütern besaßen.

Herr Christoph Rindfleisch, damals schon ein angehender Fünfziger, hatte bisher noch keines der Ehrenämter in der Stadt bekleidet und überhaupt noch Niemand seines Namens hatte bis jetzt auf der Hofebank, so nannte man das erwähnte Gericht gewöhnlich, noch auf der Schöffenbank und am Rathstische gesessen, auffallend genug bei dem Ansehn, welches die Familie im Privatleben genoß, zumal da schon der Vater, Herr Hans Rindfleisch, an Reichthum und einflußreichen verwandtschaftlichen Verbindungen keine geringe Stellung unter den Patriziern eingenommen hatte. Das Haus Rindfleisch am Ringe, an der Ecke des Salzrings gelegen, war schon seit Jahrzehnten eins der bedeutendsten Handelshäuser Breslaus. Der Herr wie seine Diener waren wohlbekannt in England und in Polen, in Danzig und Venedig und seine Wagenzüge kamen von Nürnberg und Leipzig und gingen über Warschau hinaus und über Ofen bis an die Grenzen der Tartaren und Türken. Dabei hatte Herr Hans bereits ansehnliche Gelder, die nicht mehr in der Kaufmannschaft „abenteuern" sollten,

*) Nach dem handschriftlichen Material des Stadtarchivs und der städtischen Bibliotheken zu Breslau bearbeitet. cfr. Klose „Von Breslau" 1781, und „Scriptores rerum silesiacarum" III., p. 59—64 wo Einzelnes gedruckt ist. —

zu sicherem Rentenkauf verwendet. So 1468, als die Stadt „Herzugeswegen aus päpstlichen und kaiserlichen Geboten“ — gegen den Ketzer Georg Podiebrad — „von guten Leuten Geld auf sich nehmen mußte“, da hatte Herr Hans Rindfleisch seine baren Mittel zur Verfügung gestellt und für zwölfhundert Mark*) Hauptgut hundertundzwanzig Mark jährlichen Zinses auf dem städtischen Hopfenhause erworben und auch Schweidnitz und Görlitz hatten ihm beträchtliche Renten auf ihre Kämmereien verkauft. Selbst das höchste Ziel breslauer Kaufleute machten seine guten Geschäfte ihm zu erreichen möglich: er war Gutsherr geworden, Erbherr auf Rasselwitz, Kattern und Jenkwitz. —

Zwölf Kinder lebten ihm, als er im Winter 1477 zu 1478 das Zeitliche segnete, 5 Söhne und 7 Töchter; von diesen freilich die eine nicht mehr zu rechnen, die schon frühzeitig sich „begeben“, Nonne in dem Jungfernkloster zu St. Katharina, todt für die Familie, abgefunden an dem reichen Erbe. Der älteste Sohn, Hans, wie es scheint ein unbedeutender Kopf, erfreute sich länger des lockern Junggesellenthums, als dem soliden Manne damals ziemte, und als er dann Jungfrau Anna aus dem reichen Weinhändlerhause der Dachse heimgeführt hatte, die ihm unter anderem Gut ein schönes Haus am Ringe zubrachte, da war er ehrgeizlos mit dem Wohlleben, das ihm sein Reichthum sicherte, zufrieden; die Geschichte weiß des Bemerkenswerthen wenig von ihm zu erzählen. Hieronymus, der zweite der Brüder, trieb in Nürnberg blühenden Handel mit Leinwand, Pelzwerk und Kleinodien und starb unverheirathet als Gast im Hause seines Bruders Christoph zu Breslau im Jahre 1492. Dieser Christoph Rindfleisch ist damals schon ausgesprochen das Haupt der Familie. Außer persönlichen Vorzügen trug dazu wesentlich bei, daß er mit seinem Stiefvater, — die Mutter hatte schon 1482 wieder geheirathet — Herrn David Jentsch, einem der geachtetsten Kaufleute und Rathsherren, lange Jahre in gewinnreicher Handelsgesellschaft gelebt hatte und dadurch auch in näherer Beziehung zur Mutter sowohl wie zu den minderjährigen Geschwistern geblieben war, besonders aber war sein Ansehen durch die Ehe mit Hedwig Korn, der Tochter des vor Zeiten aus Laubingen in Schwaben eingewanderten Herrn Markus Korn vermehrt worden, denn außer großem Vermögen hatte sie ihm wichtige Familienbeziehungen, freundschaftliche und verwandtschaftliche, zugebracht, zu den Scheuerlein namentlich und den Popplau. — Peter Rindfleisch endlich, der jüngste der Brüder, — Georg war minderjährig gestorben — erscheint auch als wohlsituirter Kaufmann, reich verheirathet, in hohem Ansehn bis zu seinem Tode im Jahre 1535. — Fast noch mehr bedeuteten die Namen der Herren, die Herrn Christophs Schwestern heimgeführt hatten, ein mächtiger

*) Die Mark etwa gleich dem Dukaten.



Hebel jedenfalls für sein Trachten nach öffentlicher Würde. Herr Hans Rudigersdorf, Herr Hans Eßlinger und Herr Hans Hübner, der reiche Besitzer der Schmelzhütten in Reichenstein, Herr Paul Hornig, Herr Hans Hemmerdey und Herr Valentin Scheuerlein, ein etwas lebenslustiger Herr, der gleich nach der Hochzeit in Strafe kam, weil er gegen eines ehrbaren Raths strenge Hochzeitsordnung verstoßen, aber der nahe Verwandte hochgelehrter Herren und wohlangesehener Schöffen und Rathsfreunde. Wer die Denkmäler in Breslaus Kirchen betrachtet, dem wird die Bedeutung dieser Namen unschwer klar, und die Bücher der Stadt sowie die vielen Genealogien der folgenden Jahrhunderte und die Stammbäume mancher heute der Kaufmannschaft weit entfremdeter Adelsfamilien sind voll davon. —

Dies war der Kreis nah verwandter Häuser, der der Wahl Herrn Christophs auf die Hofebank an Fastnacht 1501 mit banger Erwartung entgegensah. Nicht daß die Wahl an sich unsicher gewesen wäre, aber sie hatte ein übles Reden wieder wachgerufen über einen dunkeln Vorgang in des alten Herrn Hans Rindfleisch Leben und die Familie fürchtete nur zu sehr mit Recht, daß der Versuch Christophs aus der angesehenen Privatstellung heraus in öffentliche Ehren und Aemter einzutreten, dies unheildrohende Gewitter zum Ausbruch bringen möchte.

Die Befürchtung war wie gesagt nur zu begründet; denn wenn man auch das bisherige Geschwätz der Leute, auf das der intelligentere Theil der Stadtbevölkerung doch nichts gab, ignoriren konnte, — so erklärten nun offiziell und in einer für das ganze Fürstenthum fühlbaren Weise die vier von dem Landadel gekorenen Rechtssitzer —, sie würden mit Herrn Christoph im Hofgericht nicht zusammen sitzen, weil sein Vater durch eigenhändig geleisteten Henkerdienst sich und sein ganzes Geschlecht unehrlich gemacht habe. Das war ein Eklat, der bei den herrschenden Vorurtheilen alle die genannten Familien aufs Tiefste erschüttern mußte; da ließ sich nichts mehr verschweigen, nichts mehr vertuschen. Und das Schlimmste war, daß an der Thatsache selbst nicht gezweifelt werden konnte, es stand fest, Herr Hans Rindfleisch hatte vor etwa 30 Jahren einen Dieb mit seiner eignen Hand durch den Strang vom Leben zum Tode gebracht; nur die näheren Umstände, die diese unleugbare Thatsache begleiteten, waren geeignet die Folgen des geleisteten Henkerdienstes für seine und seiner Nachkommen Ehre auszuschließen. —

Der Nachweis und die Anerkennung dieser Umstände mußten sofort mit aller Energie betrieben werden. Herr Christoph Rindfleisch reiste schleunigst an das Hoflager König Wladislaws, eine Untersuchung und einen Sentenzbrief zu erbitten, mit reichen Ehrungen bis an höchste Stelle sich den Weg ebnend, wie es ihm in einer Zeit, in der die Bestechung selbst des Feigenblatts ent-

rathen konnte, seine großen Geldmittel wohl gestatteten. Herr Hans Rindfleisch mußte nach dem Schauplatz des übeln Vorgangs selbst, Plock im Polnischen, reisen um dort ein verbrieftes Entlastungszeugniß aufzutreiben. —

Das Resultat dieser Reise war ein sehr günstiges; es liegt uns vor in dem Wortlaut einer Urkunde in furchtbarem Latein, welche die Rathsherrn von Plock über den Sachverhalt ausstellten und die in ihren wesentlichen Theilen etwa folgendermaßen lautet: „Wir Rathmannen von Plock bekennen öffentlich durch diesen Brief, daß vor uns in sitzendem Rathe erschienen ist, Herr Hans Rindfleisch, der Sohn des verstorbenen Hans Rindfleisch, Bürgers zu Breslau, und uns vorgetragen hat, wie ihm und seinen Brüdern der Schimpf der Ehrlosigkeit angethan worden sei, weil ihr obengenannter Vater im hiesigen Gericht die Ehrlichkeit verloren habe. Er bat uns dringend um ein wahrhaftiges Zeugniß über den Sachverhalt — (veritatis testimonium juxta rem gestam) — damit er seine und seiner Brüder Ehre gegen alle Neider vertheidigen könne. Darauf haben wir unsre Senioren und die Geschwornen zusammenberufen und diese haben alle, unter Ablegung eines körperlichen Eides, übereinstimmend und ausdrücklich bekannt, daß vor Zeiten bei uns die Rechtsgewohnheit bestand, daß wenn Einer den Andern um einen Diebstahl oder ein anderes Vergehen, das zu Hals und Hand geht, ansprach und ihn überführte, so daß der Beklagte gerichtet werden mußte, der Kläger verpflichtet war, wenn ein Henker nicht zur Stelle, das Urtheil selbst wie Rechtens zu vollstrecken, oder selbst die vom Beklagten verwirkte Strafe zu erleiden. Die Handlung mache aber weder ihn noch seine Nachkommen unehrlich. Sie haben auch beschworen, daß Herr Hans Rindfleisch sich bei uns in diesem Falle befunden hat; er mußte seinen Dieb selbst aufknüpfen, denn es war für alles Geld kein Henker zu beschaffen. Jetzt freilich ist diese Gewohnheit bei uns nicht mehr in Kraft, mit wachsendem Wohlstand haben wir einen ständigen Henker angestellt. Gegeben zu Plock am Luzientage 1501."

Gewiß ein wunderbares Zeugniß thörichten Rechtszustandes, unglaublich, wenn es uns nicht urkundlich bewiesen wäre.

Dieses Zeugniß beeilte sich jetzt Christoph Rindfleisch dem Könige zu unterbreiten, indem er vortrug, „er sei durch etliche Personen angefochten und bezichtiget worden, er sollte seines Vaters That und Rechtfertigung halb, so er etwa an seinem Dieb im Königreich zu Polen mit dem Strang begangen, zu ehrlichen Aemtern und Ständen nicht tüchtig und genugsam sein", er bewies „was sein Vater gethan, das habe er aus Zwang und Benöthigung des Rechten müssen thun, habe er anders selbst bei Leben bleiben und nicht sterben wollen" und König Wladislaw entschied dann „nach vorbedachtem zeitigen Rathe" wie folgt: „Also nachdem bemeldeter Christophs Vater, Hans Rind-

fleisch, aus keinem eigenen oder freventlichen Wollen sondern durch Zwang und Benöthigung des Rechten, wo er selbst nit sterben sondern bei Leben bleiben hat wollen, seinen Dieb und Beschädiger rechtfertigen müssen, ... dieweil sich auch Hans Rindfleisch vor und nach solcher That mitsammt seinem Sohne Christoph allweg fromblich, redlich und ehrbarlich gehalten, ... so soll noch mag Hansen Rindfleisch solcher bemeldeter Handel, seinem Sohne Christophen, allem ihrem Geschlecht an ihrer Ehre, Glimpfen und gutem Herkommen zu keinem Nachtheil noch Schaden reichen. Es soll auch genannter Christoph Rindfleisch zu allen ehrlichen, redlichen Sachen, Handlungen, Ständen, Aemtern würdig und tüchtig sein und wohl gebraucht werden ohne Unser, Unser Nachkommen, Königen von Beheim, Herzogen in Schlesien und Männiglichs Widerspruch und Hinderniß. — Wo sich aber Jemand diesem Unserem Königlichen Spruch und rechtlichen Erkenntniß entgegen hielte mit Worten und Werken, wer der oder die wären, die in solchem freventlichem Eigenwillen befunden würden, der oder dieselbigen solle jeglicher insbesondere ohne alle Gnade und unabläßlich hundert Mark feinen Silbers zur Pön verfallen sein, halb in Unsere Königliche Kammer, halb zum Bau und Besserung unserer Stadt Breslau." *) —

Bestimmt genug lautete dieser königliche Sentenzbrief, hoch genug war die Strafe, die den Zuwiderhandelnden bedrohte, vornehm genug waren die Namen der Fürsten, Grafen und Herren, die dem König dies Urtheil gefunden hatten, und groß genug war auch das königliche Insiegel, das man an den Brief hing, nur Schade, daß zu all' dem die Wirkung im umgekehrten Verhältniß stand. Die Herren Landleute des Fürstenthums dachten gar nicht daran des Königs Urtheil zu respektiren, sie blieben bei ihrer Erklärung und das Hofgericht hielt keine Sitzungen. So blieb es auch, nachdem der König nochmals scharf tadelnd befohlen hatte, „daß ihr gedachten Christoph Rindfleisch Inhalts Unseres rechtlichen Erkenntnisses bei euch in seinem Stuhl sitzen und wie Wir euch vormals befohlen, neben und mit euch das Recht handeln und sprechen lasset." Sie hatten ja auch ihre mächtigen Fürsprecher an höchster Stelle und höchster Abkunft, Feinde der übermächtigen Pfeffersäcke, aber vor Allem, wo war die Staatsgewalt, die dem pomphaften Sentenzbriefe Vollstreckung verschaffen konnte?

Die deutschen Rechtsanschauungen des Mittelalters hatten zugelassen, daß Bestandtheile der Staatsgewalt Gegenstand privater Gerechtsame wurden; die Verquickung von Staats- und Privatrecht hatte zumal in Schlesien dahin

*) Die wörtlichen Anführungen sind der Wiederholung des ersten Sentenzbriefes (1501) in dem zweiten (1502) entnommen.

geführt, daß an Junker und Kaufmann, an Pfaffe und Jude Befugnisse, die wir mit allen Kulturvölkern als Ausfluß staatlicher Hoheitsrechte ansehen müssen, verschenkt, verkauft, versetzt werden konnten; sie hatte eine Anzahl mehr oder minder selbständiger Herrschaftsbezirke gebildet, die je kleiner desto eifersüchtiger auf ihre unverletzliche Kompetenz pochten, lauter kleine Quasisouveraine, Inhaber des in minutiöse Partikelchen theilbaren unklaren jus ducale (Herzogsrecht); dem Landesherrn selbst, der im Prinzip doch noch immer der Träger der Staatsgewalt war, einen undefinirbaren Rest halb anerkannter, halb streitiger Reservatrechte übriglassend, die so wenig bedeuteten, daß die kleinen und kleinsten Herren, Stifter und Städte eigentlich international — man verzeihe den damals noch ungebräuchlichen Ausdruck — verkehrten und verkehren mußten. Von Rechtsschutz konnte da kaum die Rede sein und es ist furchtbar, wie ausgesprochen das Mißtrauen in den Quellen der Rechtsgeschichte uns entgegentritt, welches man gegen jedes fremde Gericht hatte und das war meist schon das Gericht des Nachbarortes. Nur wenn die eigene gnädige Herrschaft Macht und guten Willen hatte, durch Androhung von Repressalien der Klage gehörig Nachdruck zu geben, dann durfte man auf Gerechtigkeit bei dem Richter des Beklagten rechnen und thatsächlich sehen wir nun, daß in Folge der privatrechtlichen Korruption des Staatsrechts die einfachste Geldforderung zwischen Bürgern von Breslau und solchen vielleicht von Görlitz der Alabamafrage gleich diplomatisch betrieben wird und daß schließlich, wenn der gute Wille der Parteien die Sache nicht friedlich zum Abschluß brachte oder ihre Ohnmacht sie unentschieden im Sande verlaufen ließ, die Selbsthülfe, der Krieg oder, technisch zu sagen, die Fehde eintreten mußte. Das Privatrecht ward zum Völkerrecht. — Die Fehde, sei es zwischen den ursprünglichen Parteien selbst oder deren interessirten Herrschaften, die Negation des Rechtsschutzes also, war das Charakteristische der Periode der Rechtsgeschichte, von welcher wir sprechen.

Wenn in unserem Falle es für jetzt nicht zur Fehde kam, wenn Herr Christoph Rindfleisch nicht seinem Widerpart absagte und dessen Dörfer nicht brannte, die Bauern nicht aufknüpfte, so war dies natürlich, er konnte wenig dadurch erreichen und viel verlieren, ungleiches Spiel gegen Herren von der Art Siegmunds von Kauffung und Christophs von Reisewitz. Und der Rath der Stadt, der Verweser der Hauptmannschaft im Fürstenthum, er fand es auch nicht für opportun mit äußerer Kraft für den Mitbürger einzutreten. Zwar beschloß er nochmals, des Königs Majestät vorzutragen „wie er allezeit die von der Ritterschaft und Mannschaft mit Bitten, mit Geboten und Befehl dazu angehalten und vermahnet, daß sie sich nach der königlichen Majestät Vorschriften halten und richten sollen und in der Bank des Rechten sitzen, damit die Recht

ihren Vorgang gewönnen, und Niemand an seinen Rechten, die vor ihnen zu thun hätte, verhindert und versäumt würde, als jetzt geschieht, denn es ist dasselbe Mannrecht etliche Wochen vor Fastnacht bisher nicht gehalten. Aber sie haben sich bisher an Euer königlichen Majestät Vorschriften und Befehl, auch unser Bitten und Vermahnen nicht kehren wollen, sondern mancherlei Ausflüchte gesucht, als sie noch heute thun, haben sich auch auf Erkenntniß Herzogs Kasimir, — obersten Hauptmann in Schlesien, — erboten und so wir etliche aus unserm Mittel neben den Ihren dahin gefertigt, hat seine Fürstliche Gnaden sie wiederum an Euer Majestät gewiesen und über Euer Majestät Ausspruch nicht wollen erkennen und sollte geschehen auf's schierste wie es sein möchte. Und wo sie sich darauf unter einander beredet, machen sie aber Aufzug dahin und geben vor, itzunder Euer Majestät nicht besuchen möchten ihrer Nahrung halben, und soviel wir daran vermerken mögen, so ist ihre Meinung und Aufsatz, dies Thun weiter aufzuziehen, damit sie dies Jahr nicht sitzen dürfen, Euer Majestät zur Verkleinerung und Verachtung, den Rechten zur Schwächung und Abbruch der Leute, die vor dem Mannrecht zu schaffen haben."

So beschlossen die Rathmannen, aber sie schrieben's nicht; sie fürchteten, wie ein Vermerk im Protokoll besagt, nach reiferer Ueberlegung, es möge scheinen, daß sie einem Theile günstiger seien und ihm mehr anhingen als dem andern. Herr Christoph blieb thatsächlich der unterlegene Theil. Wenn auch der König dann nochmals seine Sentenz wiederholte, die Landleute ließen das Jahr verstreichen, ohne zum Recht zu kommen und dann hüteten die Rathsherren sich wohl, Herrn Christoph wieder zu wählen. Verbittert mochte er mit den Seinen die Fastnacht 1502 verleben, wenn auch die verständige Haltung der Mehrheit seiner Standesgenossen ihm Trost gewährte. Nicht ahnte er, daß zu Fastnacht in fünf Jahren ihm neue Kränkungen aus der unseligen That seines Vaters erwachsen würden und daß einem hochweisen Rath und gemeiner Stadt wunderbare Vergeltung werden sollte für den schwächlichen Schutz des verletzten Mitbürgers.

Kurzweil und Mummenschanz wurden im Schlosse zu Liegnitz mit besonderem Eifer vorbereitet, denn seine fürstliche Gnaden der Herzog Friedrich vermeinte im Jahre 1507 „mit seinen Herren Ohmen und anderen guten rittermäßigen Leuten, Jungfrauen und Frauen" besondere Fastnachtsfreuden zu haben und in wunderbar friedfertiger Laune, vielleicht auch nicht ohne Hintergedanken an den vollen Geldbeutel der Herren, den Rath einer ehrsamen Stadt Breslau zu diesen Freuden einzuladen. Da waren die Herren Hieronymus Meißner, langjähriger Rathsältester und Landeshauptmann, Paul Hornig, der uns schon bekannte Schwager des Christoph Rindfleisch, der alte Sebald Saurmann und Hans Krapf, der Kämmerer, noch ein Freund des alten Hans

Rindfleisch und Vormund seiner minderjährigen Kinder, und noch andere Rathsherren, die wohl Anspruch machten auf reiche Bewirthung und die nicht unwürdig die Stadt vertreten hätten, soweit es auf Pracht des Auftretens und gediegenen Reichthum ankam. Aber andere, ernstere Dinge lagen den Herren im Sinn; sie lehnten ab. „Wir wollten Euer fürstlichen Gnaden in gar viel Größerem gerne zu unverdrossenen Diensten werden, wo die Zeit unserer gewöhnlichen Küre itzunder nicht einfiele, derowegen wir gemeiner Stadt Sachen halben auf diesmal nicht abkommen mögen demüthig bittende, Euer fürstlichen Gnaden wollen uns daran entschuldigt haben. Damit wir aber nicht also gar ausbleiben, schicken wir Euer fürstlichen Gnaden hierbei zwei grüne Lachse, eine Lagel Malvasier und eine Lagel mit Landwein."

Am Aschermittwoch war der Tag der städtischen Wahlen, bei denen dieses Jahr aufs neue der Versuch gemacht werden sollte, Herrn Christoph Rindfleisch zu öffentlichen Aemtern und Würden zu bringen, und man mochte von Seiten des Raths, dem die Wahl zustand, hoffen, daß eine Wahl zur städtischen Schöffenbank nicht den Widerspruch finden werde, den vor sechs Jahren die Wahl zur Hofebank bei der allzeit den Städtern aufsäßigen Ritterschaft gefunden hatte. Leider täuschte der Rath sich hierin gewaltig, denn schon während des Fastnachtstrubels waren die alten Schwätzereien wieder laut geworden, und nachdem nun die Wahl vollzogen war und die Einführung in's Amt nahe bevorstand, da trat die Abneigung der Bevölkerung dagegen in bedrohlicher Weise zu Tage, noch besonders scharf deshalb, weil die Hetzer jetzt darauf hinwiesen, man dürfe die Schöffenbank nicht schlechter machen lassen als die Hofebank, wer den Mannen zu gering sei, der sei es auch für die Schöffen und die Ritterschaft würde ob dieser Wahl die Bürgerschaft verhöhnen. Und nicht allein in den Handwerksstuben und Schenken hörte man solche Ansichten, auch die Kaufmannschaft und sogar die andern neu gewählten Schöffen fürchteten, wie die Sachen nun einmal lagen, eine Schädigung der Würde des Gerichts durch die Wahl, ja diese erklärten schließlich, ganz wie vor Jahren die Mannen, mit Christoph Rindfleisch nicht zusammen auf der Bank sitzen zu wollen. Die Menge, immer zum Aufruhr geneigt, wurde durch diese Haltung der Besseren vollends ermuthigt und der Rath besorgte das Aergste, wenn er an der Wahl festhielt. Es scheint, daß Christoph Rindfleisch um der Stadt Ruhe willen freiwillig zurückgetreten sei, aber positive Belege dafür fehlen, urkundlich steht nur fest, daß nicht er, sondern ganz gegen Recht und Gewohnheit Herr Hans Popplau vereidet und auf die Schöffenbank gesetzt wurde, und daß dann die Unruhe in der Stadt sich legte. Jedoch die nach unseren reichen Quellen ganz deutlich erkennbare Haltung Christophs nach wie vor dieser Kränkung, das Verhältniß, in dem er und die Seinen zu Rath und Bürgerschaft unausgesetzt

bleiben und zwar auch dann noch bleiben, als dieser Sache wegen arge Schädigung und langes Aergerniß über die Stadt gekommen war, schließt den Gedanken aus, daß er auch diesmal die Hülfe des ohnmächtigen Königs angerufen, daß er überhaupt etwas Feindseliges gegen die Stadt unternommen habe; das würde man ihm und den Seinen in den nachfolgenden Wirren sicher haben entgelten lassen. Freilich wunderbar genug bleibt es, daß seine eigenen Standesgenossen ihm die unerhörte Kränkung zufügten und er dennoch in der geachteten und freundschaftlichen Stellung zu ihnen bleibt. War doch unter den Schöffen, die ihm den Platz verweigerten, Alexius Banke selbst, sein langjähriger Gesellschafter und Freund, noch in demselben Jahre von ihm testamentarisch zur Vormundschaft über seine Kinder berufen, und gleicher Weise ernennt dieser ihn zum Vormund und Seelenwärter. Dann waren zwei Hornig unter den Schöffen, Verwandte, und zwei Utmann, Freunde des Hauses.

Herr Christoph Rindfleisch hatte sein Testament gemacht „wohlgesunden Leibes und guter Vernunft mit fleißiger Betrachtung ansehend dieser Welt Unstätigkeit und dieser erschrecklichen Zeit Unsicherheit unsers Lebens, der Plagen Gottes", zwar blieb er noch verschont in dem großen Sterben, das im Spätjahr 1507 die Stadt heimsuchte, aber doch bald nachher, gebrochen durch der letzten Jahre Bitterkeiten, legte er sich auf sein letztes Krankenlager. Drei Söhne und sechs Töchter umstanden dasselbe und wenn er der letzteren Freier ahnend vorausgesehen hätte, Männer wie Sebastian Monau, Doktor Heinrich Ribisch, Siegmund Pucher, Hieronymus Utmann, Stenzel Reichel, dann hätte er den Trost mit ins Grab genommen, daß das Breslauer Patriziat des alten Hans Rindfleisch That den Enkeln nicht mehr zur Unehre anrechnete.

„Anno 1508 ist der Ehrbare Christof Ryntfleisch gestorben am Dinstage nach Elizabet", so lesen wir auf dem Denkmal in der Elisabethkirche. Gönnen wir ihm die Ruhe. — Sicherlich war er unschuldig an dem weiteren „Unrath", der durch die unglückliche Schöffenwahl 1507 für Breslau heraufbeschworen wurde.

Die „Reiter" trieben ihr Unwesen ärger denn je in unserem Vaterlande. Zwar hatte auf bewegliches Werben Breslaus der König hundert Husaren der Stadt überwiesen „zur Beschirmung der Lande und Straßen, wie und wenn man sie dazu bedürfen wird" und dem Rathe hatte er volle Macht gegeben, „durch alle Unsre Lande, sonderlich in Schlesien, dieselbigen Lotter, Diebe, Räuber und Landesbeschädiger, desgleichen ihre Förderer, Aufnehmer und Behauser zu jagen, nachzufolgen, zu fahen und ohne männiglichs Irrung und Hinderniß zu Rechtfertigung und verschuldeter Straf und Pön zu bringen, ihre Behausungen, Festen, Werke, Dörfer und Schlösser zu stürmen, zu gewinnen und zu Unseren Händen einzunehmen", aber was halfen solche könig-

liche Befehle, wenn morgen der Widerpart das gerade Entgegengesetzte bei Hofe durchbrachte!

Da saß zu Münsterberg der Herzog Bartholomäus, „ein wohl beredter und guter Hofmann, aber ein ungerechter, verwegener, unruhiger Fürst", der Freund der Kauffunger, der Pfleger und Behauser der Reiter, der geborene Feind Breslaus, Georg Podiebrad's Enkel, der ließ dem Könige vortragen, daß durch den Vorgang bei der diesjährigen Wahl in Breslau der Rath und die Gemeinde gegen den Sentenzbrief verstoßen hätten, nach welchem Christoph Rindfleisch „ohne männiglichs Widerspruch zu allen ehrlichen, redlichen Sachen, Aemtern und Ständen würdig und tüchtig sei" und daß der, der sich dem entgegenhielte mit Worten oder Werken, „ohne alle Gnade und unablässlich hundert Mark seinen Silbers zur Pön verfallen sein" solle, und er setzte es wirklich durch, daß der König die Strafe auf die Breslauer als verfallen erklärte und daß er sie ihm — dem Herzog, — wer weiß für welche früheren Gefälligkeiten, schenkte. Schon 1507, Sonntag nach Nativitatis Mariä ergeht ein Königliches Schreiben ernsten Inhaltes an die Breslauer: „es befremdet Uns euer eigenwilliges und freventliches Benehmen, vormals wider Unsern Spruch und jetzt in dieser Verhaltung gethan. Unsere ernste Meinung und Befehl ist, daß ihr auch hinfür mit obgedachtem Fürsten, dem Wir solche verfallene Pön willig und aus Gnaden an seinen treuen Dienst gegeben haben, ihn auch dabei behalten wollen, von Angesicht dieser Kommission unverzogentlich vertraget. Wo dem nicht also geschehen würde, müssten Wir solche eure Verachtung zu Gemüthe nehmen und Uns gegen euch erzeigen, daß ihr merken möget, daß Wir des Unbilligen von euch wollen vertragen sein." Aber dieser Ernst des Königs hatte noch lange nicht die Wirkung, daß die Breslauer zahlten. Ihre reich mit Geldmitteln versehenen Syndiki und Gesandten setzten bald genug durch, daß der König die erste Entscheidung aufhob, um nochmals die Sache zu prüfen „Wir wollen der Sachen euch Selbst für Uns einen Tag erlegen, und wenn ihr darum ermahnet werdet, erscheinet und kein Andres thut. Desgleichen wir dem andern Theil geschrieben." — Das war aber wieder nicht nach dem Sinn des Herzogs, der immer drängend die Breslauer sobald als möglich in's Unrecht setzen wollte, um dann mit Selbsthülfe „Nahme", „Brand" und „Bestrickung" die verfallene Pön mit Wucherzinsen einzubringen. Er drang wenigstens darauf, daß der König auf dem nächsten Fürstentage, dem er Michaelis 1509 in Breslau persönlich beiwohnen wollte, die Sache zum Austrage zu bringen versprach, und nun ergingen Vorladungen in aller Form Rechtens an den Rath und die ganze Bürgerschaft.

Auf solchen Fürstentagen konnten die ungelehrten Rathsherren und Schöffen, die ihre Weisheit durch die Praxis gelernt, auch wohl fleißig in der Stadt

Privilegien und Gnaden und in dem „Breslischen Stadtrecht" und dem „Rechten Wege" geblättert haben mochten, nicht wohl bestehen: da führten schon lange die „Doktores" das große Wort, Schreiber der Fürsten und Städte, Landeshauptleute und geistliche Würdenträger. Nach römischem Recht wurde dort verfahren, oft genug mit lächerlicher Silbenstecherei und sophistischen Advokatenkniffen, in denen jene ersten praktischen Vertreter römischer Rechtsweisheit das Unglaublichste leisteten. Ganz vor kurzem erst hatte Breslau einen Doktor beider Rechte für seinen Dienst gewonnen, noch war er abwesend, aber des Herzogs Ladungen erheischten sein unverzügliches Eintreffen. Am Sonntag vor Bartholomäi 1509 schrieben die Breslauer an ihn, den „achtbaren würdigen Herrn Doktor Wolfgang Kotwig, beider Rechte Lehrer, unsern Syndikus, besonders guten Freund und Gönner." — „Unserer Beredung nach mit Euer Würden allhier gehabt, bitten und begehren wir, Euer Würden wollen Sich ohne Verzug, aufs schierste anher zu uns verfügen, denn wir genöthigter Sachen, gemeine Stadt Breslau belangender Euer Würden bedürfende sind und wird Eure Würde bei unserm Stadtschreiber Gregorius Morenberg Behausung, Herberge und Tisch haben, als uns bedünket, sehr füglich. Wir werden auch unterrichtet, daß der Erlauchte Fürst und Herr, Bartholomäus, Herzog in Schlesien zu Münsterberg einen edeln Mann, Balthasar Bischofsheim genannt, seinen Hauptmann, zu Leipzig und vielleicht auch zu Magdeburg gehabt, sich in Rechten wider uns belehren zu lassen. Wollet möglichen Fleiß anwenden zu erfahren, bei wem genannter Bischofsheim sich Rechts erholt und des Rechten sich habe belehren lassen und was er erlanget habe, und das zeitlich zu erkennen geben." Etwas zurückhaltend belehren sie den Doktor über den Grund des Streites: „Es hat diese Stadt Breslau eine freie Küre, alle Jahre neue Rathmannen und Schöffen als Regierer der Stadt zu kiesen, und bestätigen also die alten Rathmannen die neuen. Also hat sich vor zwei Jahren begeben, daß einer unserer Bürger, mit Namen Christoph Rindfleisch, zu einem Schöffen unter Andern benannt ist worden, doch zu solchem Amte nicht gesetzt ist noch geschworen hat, denn es ist eine Weigerung auf der Zeit in der Küre der neuen Schöffen aus anlangender Noth der Stadt worden, also daß genannter Christoph Rindfleisch außen gelassen und ein anderer an seine Stelle gekoren, verordnet und gesetzt ist, gemeinem Nutzen der Stadt zu gute und Niemand zu Verdruß. Danach hat Herzog Bartholomäus des Königs Majestät vortragen lassen, wir hätten gedachten Christoph Rindfleisch in seinen Ehren verletzt und also gethan wider der Königlichen Majestät rechtlichen Ausspruch, dahin ausgedrückt, daß Christoph Rindfleisch und seine Geschwister an ihren Ehren einer That halber, von ihrem Vater geschehen, von Niemand sollen beschulden noch getadelt, sondern an ehrlichen Aemtern sollen erhalten

werden bei einer Pön von hundert Mark Silbers, und von Seiner Königlichen Majestät solche Pön ausgebeten von uns zu fordern und dazu von allen und jeden unsern Mitbürgern von männiglich in Sonderheit, welche er von uns und den Unsern vor dieser Lande Recht, das da gehalten soll werden die Woche nach St. Michelstag allhier zu Breslau, zu fordern vermeinet und uns auch alle und jede unsre Mitbürger zu solchem Rechtstage durch den Königlichen Hauptmann hat schriftlich zitiren und vorladen lassen, daran wir, wie vernommen, unschuldig sind. Es ist auch derselbe Christoph Rindfleisch wie vormals von uns und männiglich als ein andrer Bürger für gut gehalten und vergönnt worden. Euer Würden wollen hieran guten Fleiß verwenden, wollen wir freundlich verdienen." —

So wurden die gelehrten Waffen auf beiden Seiten geschärft, auch wurde schriftlich und mündlich noch wiederholt von Fürsten und Herren hin und her disputirt, Beschuldigungen und Entschuldigungen vorgetragen und Allerhöchst zur Kenntniß genommen, auch wohl wieder einmal ein Königlicher Sentenzbrief extrahirt und den Schreibern und den Juristen ein Gulden nach dem andern geopfert — aber eine Entscheidung mit wirklicher, richtiger Vollstreckung und Erledigung konnte durch das ganze jahrelange Verfahren nicht erreicht werden. Schon freute sich die gesammte Reiterei des Landes der unvermeidlichen Fehde zwischen dem verschlagenen Fürsten und der reichen Stadt und natürlich nahm sie des Fürsten Dienst, denn bei ihm war bessere Aussicht auf reiche Beute. Die Kauffunger, Siegmund und Heinrich, waren geborene Diener des Herzogs, seit Georg Podiebrad ihrer Großmutter Aufnahme und Schutz gewährt hatte gegen Sachsen nach dem verunglückten Prinzenraube und der Hinrichtung des Großvaters, Kunz von Kauffung. Aber auch solcher Leute, wie Christoph von Reisewitz „Schwarz Cristof" genannt, unterzog sich der Herzog „als eines Dieners" und mit ihm einer ganzen Anzahl schlesischer, bömischer, polnischer Herren, nicht zu vergessen des Schwarms nicht rittermäßiger „böser Leute". — Schon begannen die Anfälle auf Breslauisches Gut häufiger zu werden und mit doppeltem Eifer mußten des Raths Husaren und Fußknechte das Land durchstreifen, die Reiter zu jagen und ihre Behauser — jeder Ritter fast war ein solcher — auszuforschen. Da geschah es, daß in der Nähe von Bunzlau Breslauer Güter angehalten wurden. Die Städter schlugen wacker zu und tödteten dabei jenen Hauptmann und Gesandten des Herzogs, Balthasar von Bischofsheim, der, wie später versichert wurde, der Affaire ganz unbetheiligt zugesehen haben sollte, dessen Anwesenheit den Husaren aber wohl mit Recht sehr zweideutig erschienen war, zumal sie ihn persönlich nicht erkannten.

Jetzt erklärte der Herzog sofort, die Breslauer hätten die Fehde begonnen, und wild fuhr er los; zu dem alten Groll kam der neue Schmerz über den

Tod des treuen Gefährten und Dieners. Feierlichst sandte er seine Absage nach Breslau und nach ihm seine Helfershelfer. „Dieweil Seine Fürstliche Gnaden eine aufrichtige Fehde gegen Euch und den Euren hat, so will auch ich als Euer und der Euren Feind mich erzeigen und gegen Euch und alle den Euren meine Ehre, wie einem rittermäßigen Manne eignet und gebühret, genugsam bewahret haben. Darnach habet Euch zu richten." So schrieben die Reiter.

Der Rath ließ diese Briefe sofort bekannt machen, damit Jeder sich wahre, daß man Güter namentlich nicht über Land schicke, er besandte die benachbarten Städtchen, warb neue Söldner und säuberte vor Allem die Stadt von den Spähern, die die Reiter in großer Menge unterhielten, um rechtzeitig Kunde zu erhalten von dem Abgang der Waarenzüge oder reicher Reisender und von den Sicherheitsmaßregeln, die getroffen waren. Schon war man einem besonders schlimmen Späher der Kauffunger auf der Spur und hatte sein Signalement ausgegeben: „Er heißet Kasparlein, hinket ein wenig, ein kurzes Knechtlein und kann lateinisch, behemisch und deutsch", und der Rath hatte allen Grund ausrufen zu lassen, es solle „Jedermann Aufsehen haben, wen er hauset und hofet, daß er für ihn wie für sich selbst spreche und daß derselbe aufrichtigen Handel habe und Niemandem zum Schaden hier liege", und würde ein unrechter betroffen, so wird der Rath „den Wirth und den Gast also strafen, daß sich andere daran stoßen."

Schon kamen die Boten aus den Dörfern. Plündernd waren die Reiter über der Stadt und der Bürger „armen Leute" hergefallen, aber auch mit Brand hatten sie begonnen und dabei war die Ernte in den Scheunen. Mit Recht war man hierüber besonders empört, man war des Brandes unbesorgt gewesen, „da der Herzog und die Seinen in ihren Absagebriefen mit Brande nicht abgesagt und doch brennen; was auch nicht fürstlich ist" — und die Gutsherren klagen, daß die Reiter ihre „armen Leut zu großen Unschulden kläglich und jämmerlich gemordet, verbrannt und beraubet und zu Landläufern gemacht, die jetzt auch böse Leute werden müßten." —

Es kam zu größeren Aktionen. Die Chronisten erzählen, daß der Herzog „mit einem Haufen böhmischen Kriegsvolks und andern schlesischen Mithelfern bei 800 Mann, so der Stadt widerwärtig waren, sich vor das Städtchen Kanth legete, in welchem die Breslauer ihr Kriegsvolk, 400 Mann, hatten. Die wüscheten alsbald heraus, schlugen sich mit dem Fürsten, brachten ihn in die Flucht, erlegten 60 seines Volkes, jageten ihm ab zwei Panier oder Fahnen, daß er mit Schande und Schimpf mußte abziehen." Dies geschah am 14. Oktober 1512. Natürlich antwortete der Herzog durch den Brand neuer Dörfer und es liegt auf der Hand, daß durch solch ein Gefecht, in dem die der Zahl

nach weit übertriebenen Verluste viel mehr in braun und blau geschlagenen, als in ernstlich verwundeten oder gar „erlegten“ Leuten bestanden, gegen das Hauptübel gar nichts gewonnen werden konnte; deshalb blieben die Plackereien und Leuteschindereien, die Nahmen und Bestrickungen, die Handel und Wandel brachlegten, nach wie vor. Die Breslauer schritten daher zu neuer Klage beim König und wieder gewannen sie ihn zuerst ganz für ihre Sache. Er schreibt ihnen auf die Nachricht von dem Gefecht bei Kauth „daß ihr euern Feinden obgelegen, sein Wir erfreut und haben in Böheim und andern unsern Landen ihnen auch ernstlich nachzutrachten und sie zu erobern befohlen“, und wirklich brachte er den Herzog Friedrich von Liegnitz zu kräftiger Unterstützung der Stadt, und auch den Bischof und den obersten Hauptmann, Herzog Kasimir von Oppeln, entbietet er mit volltönenden Worten gegen die Landesbeschädiger. Aber wieder wußte auch Herzog Bartholomäus das Ohr des Königs zu gewinnen — er erbiete sich, vor Recht seinen Anspruch durchzuführen, er sei der Beschädigte, dem die Städter bitteres Unrecht und Gewalt angethan — er erwirkte denn auch für sich und die Seinen Geleit bis zu dem versprochenen Rechtstage, es kam auch wieder zu Verhandlungen zu Frankenstein, zu Neustadt, zu Neisse, aber überall nur mit der Wirkung, daß die Landesbeschädiger Zeit gewannen, sich vor der erdrückenden Mehrheit des Gegners zu salviren und im einzelnen ihr Treiben ungestört fortzusetzen.

So verging die gute Hälfte des Jahres 1513. Dann endlich im Spätsommer rückte das Heer der Alliirten unter Herzog Friedrich's Führung — die Breslauer waren mit 400 Mann unter dem Hauptmann Nikolaus Leubel und etlichen Reitern wohl die Mehrheit — in's Böhmische hinein, um dort einen der schlimmsten Schlupfwinkel der Feinde, den Katzenstein, Siegmund von Kauffungs Sitz, zu brechen. Aber der Breslauer Belagerungstrain war gar elend. Nikolaus Leubel konnte mit allem Feldherrntalent nichts ausrichten. „Es seien bei vierzig oder fünfzig Schuß gethan, von denen bei drei wohl vielleicht das Dach oder das Bollwerk trafen, aber die Schweidnitzer Schlange zersprang und waren gemeiniglich wohl unsre Büchsen wandelbar, etwa die Achsen zerstossen oder die Läden, damit nichts guts ausgerichtet. So haben die Feinde einen Spott daraus gehabt auf dem Schlosse und dieweil wir haben geschossen, alleweil auf dem höchsten Bollwerk mit Schindeln lassen decken.“ Als dann nach einigen Tagen Herzog Friedrich erfuhr, daß großes Volk sich in Böhmen gegen ihn sammle, da befahl er den Rückzug. „Und so die Büchsen alle wandelbar an Rädern und Wagen, haben wir sie mit großer Mühe bei anderthalb Meilen davon in die Gebirge geschleppet, und so wir nicht genugsam Zeug an Ketten, Seilern und Pferden gehabt, in einem Walde geblieben, gearbeitet bis Mitternacht und auch jetzo noch nicht mögen fortkommen, wir

wollten denn das Zeug hinter uns lassen. Der Herzog ist von uns gen Grüßau ins Kloster geritten und ist großer Irrthum, daß Niemand ordnet die Leute, auch sind sie unter sich uneins der Beute halben, so sie ungleich gewonnen von der Plünderei, daß zu besorgen stehet, nichts Gutes daraus erwachsen wird. Item unsre Feinde sind ganz stille gewest, so wir geschossen haben, nicht über zehn Schuß nach uns gethan. Sunder so wir abgezogen sein, haben sie über vierzig oder fünfzig Schüsse nach uns gehen lassen. Item im Abziehen, so am Berge unsre Leute die Scharte gehalten haben, ist Meister Oswald mit zween Edelleuten an das Schloß geritten und mit den Feinden geredet, daß sie auf guten Glauben zu Haufe ins Feld kämen, und achte vom Schloß ohne Gewehr kamen zu unser dreien mit großen Wasserkrügen von Wein, ihnen eingeschenkt und freundlich mit ihnen geredet. Und so sie von ihnen geritten, haben sie Glauben einander gehalten, bis ins Heer kommen, da haben sie auf's sehrste geschossen, wie obgemeldet. Weiß itzunder nicht mehr zu schreiben. Gott helf uns gesund wieder heim kommen. Gegeben im Walde, Sonntags frühe vor Decollationis Johannis 1513." — So berichtet der Hauptmann Nikolaus Leubel, die höchste militärische Kapazität Breslau's.

Also auch auf dem Schlachtfelde keine Entscheidung, ebensowenig wie am Gerichtstisch, hier und dort Klopffechterei. — Unser Rechtshandel verlief im Sande, nachdem Herzog Bartholomäus in den Wellen der Donau 1515 seinen Tod gefunden hatte und seine Nachfolger den Anspruch auf die Pön aus dem „Rindfleischischen Unrath" nicht mehr erhoben. Die rechtlose Zeit aber dauerte noch lange fort, und als schon die Neubildungen jener eben beginnenden kirchlichen Reformation mit gar manchem Merkmal ihrer rechtlosen Entstehungszeit zu fester Form erstarrt waren, da lag die Rechtsentwickelung noch in langer, schwerer Krise, bis endlich das Heilmittel, — Roms weltlicher Nachlaß — sein Recht, dem Kranken ins Blut übergegangen war, und ihn zu neuem kräftigen Leben erwachen ließ. Georg Bobertag.

Volksmedizin.

Von Moritz Busch.

I.

Zu verschiedenen Malen schon ist von d. Bl. darauf hingewiesen worden, daß neben dem, was wir Wissenschaft nennen, ein vermeintliches zweites Wissen hergeht, welches vorzüglich in den niederen Schichten des Volkes Geltung hat,

sich über fast alle Disziplinen erstreckt und in Betreff einiger derselben ziemlich reich ausgebildet ist. Es ist das Hereinfallen des Schattens der alten Welt in die Gegenwart, der Nachklang der heidnischen Vergangenheit mit ihren Vorstellungen von den Menschen und der Welt, von der Natur und dem Uebersinnlichen, der in tieferen, von der Sonne der modernen Bildung weniger beleuchteten Regionen wie ein bald drolliger, bald unheimlicher Widerhall, von Jahrzehnt zu Jahrzehnt schwächer werdend, aber nie ganz ersterbend forttönt, und der von denen, welche in den höheren und helleren Regionen leben — in den meisten, aber nicht in allen Beziehungen mit Recht — geringschätzig als Aberglaube oder Köhlerglaube bezeichnet wird. Die Leser haben gefunden, daß man in gewissem Sinne von einer eigenen Botanik, einer eigenen Zoologie, einer besonderen Agronomie, Astronomie, Anthropologie und Psychologie des Volkes sprechen kann, denen sich selbst eine eigene Theologie und noch manches Andere anreihen ließe. Ganz besonders reich und bunt aber ist der Komplex von Meinungen, Bräuchen, Sprüchen und Rezepten, der die Verhütung von Krankheiten und die Wiederherstellung der Gesundheit des Menschen und der ihm nahestehenden Thiere durch Mittel, welche die Aerzte nicht anerkennen, zum Gegenstande hat, und von diesem Gebiete des Aberglaubens will ich in Folgendem ein Bild geben.

Die Volksmedizin kennt nur wenige Krankheiten, z. B. Fieber, die Auszehrung, die Rose, die Gicht und das Reißen, die Epilepsie (in Sachsen „das böse Wesen"), Warzen, Kopf und Zahnschmerzen, den „Dampf" (Asthma), Wunden und Blutungen, und sie ist, soweit sie nicht auf die Kenntniß gewisser einfacher, theilweise wohl in der Urzeit den Thieren abgesehener Hausmittel hinausläuft oder in grobem oder feinerem Schwindel besteht, durchweg theils Abwehr von Zaubergewalt, theils Zauberwerk, welches den Zweck hat, bereits Bezauberte von dem sie bedrückenden Uebel zu befreien; denn mehr oder minder bewußt empfindet das Volk fast in jeder Krankheit die Wirkung eines Zaubers.

Betrachten wir zunächst die Vorschriften für die defensive Seite der Volksmedizin, so zerfallen sie in zwei Klassen: in solche, die etwas verbieten, und in solche, die etwas anbefehlen, und letztere wieder theilen sich in Gebote, die sich auf eine einmal vorzunehmende Handlung, und solche, die sich auf ein bleibendes Schutzmittel, z. B. ein Amulet beziehen.

Verbote dieser Art sind u. A. folgende: Man esse in den zwölf Nächten vom Weihnachtsabend bis zum Dreikönigstage keine Hülsenfrüchte, weil man sonst krank wird. Man enthalte sich nach dem Eintritt der Hundstage der Erdbeeren, da man andernfalls Beulen bekommt. Man unterlasse am ersten Ostertage den Genuß von Fleisch, sonst wird man mit Zahnschmerz bestraft. Am Fastnachtsdienstag darf man in einigen Gegenden gar nichts essen, wenn

man das Jahr über vom Fieber verschont bleiben will. In Schlesien hütet man sich sorgfältig vor dem Verschlucken eines Katzenhaares, in Sachsen vor dem eines Zwirnsfadens, weil das die Auszehrung zur Folge hat. In Tirol darf man keine Sperlinge essen, da man sich dadurch den Veitstanz zuzieht. Ebendaselbst sowie in Schlesien und der Wetterau gilt es für unrathsam, in das (in heidnischer Zeit für heilig gehaltene) Feuer zu spucken, da man hiervon einen Ausschlag um den Mund bekommt. Im Meißnischen verbietet der Aberglaube, in der Thür die Arme nach den beiden Seitenpfosten auszustrecken, weil solche Dehnung zu „Herzgespann" (Brustkrampf) führen soll, oder sich die Hände am Tischtuch abzuwischen, weil davon Warzen an den Fingern entstehen. Fast allenthalben in Deutschland ist die Meinung verbreitet, daß man abgeschnittene oder ausgekämmte Haare nicht zum Fenster hinaus oder auf die Gasse werfen dürfe, da im ersteren Falle ein Vogel sie zum Nestbau verwenden könnte und dieß dem Betreffenden Kopfschmerz verursachen würde, während im zweiten Falle die übrig gebliebenen Haare nicht mehr wachsen würden. In Pommern darf der, welcher einen bösen Fuß oder eine schlimme Hand hat, nicht in die Kirche gehen, da der Schaden sonst nicht heilt. In Sachsen und Westphalen verbieten die Altgläubigen, jemand mit einem Besen zu schlagen, weil der Geschlagene davon in Abzehrung verfällt, wobei wir uns erinnern wollen, daß der Besen magische Kraft hat, Hexen zu ihren nächtlichen Festen trägt, aber auch vor ihnen bewahrt, u. s. w. Im Brandenburgischen ist aus demselben Grunde, in Baiern, weil Hemmung des Wachsthums die Folge ist, vom Volksglauben das Schlagen eines Kindes mit einer Weidenruthe verpönt. Im Aargau sagt man: ein Kind, das mit der Gerte einer Haselstaude (der Strauch war einst heilig und wird noch jetzt zu Zauber verwendet, z. B. zu Wünschelruthen) gezüchtigt werde, werde zum Krüppel. In Sachsen wachsen kleine Kinder nicht mehr, wenn man sie sich zwischen den Beinen durchlaufen läßt, im Aargau, wenn man sie auf einen Markstein setzt. Schwäbische Mütter und Wärterinnen tragen Bedenken, Kinder, die noch kein Jahr alt sind, dem Naßwerden durch Regen auszusetzen, weil sie dann „Roßmucken", d. h. Sommersprossen bekommen. Ebendaselbst hält man es für unvorsichtig, sich an ein Kleidungsstück, während man es anhat, etwas, z. B. einen Knopf anzunähen, da man sich hierdurch Seitenstechen zuzieht. Allgemein ist nicht blos in Deutschland die Ansicht, daß man sich seiner Gesundheit nicht rühmen dürfe, weil man das bald nachher mit einer Krankheit zu büßen habe.

Zahlreicher wie die Verbote der Volksmedizin sind deren Gebote für die Defensive. Die Handlungen und die Schutzmittel, die hier vor Krankwerden bewahren sollen, stehen vorzüglich mit Festtagen oder anderen kirchlichen Dingen in Verbindung, die zum Theil die Bedeutung und Kraft altheidnischer Gegen-

stände und Zeiten in sich bergen. Vor jeder Gesundheitsstörung schützt man sich in Schlesien, wenn man sich mit Osterwasser wäscht oder sich am Karfreitag vor Sonnenaufgang im Freien badet, in Franken, wenn man am Fastnachtstage Blutwurst ißt, eine Vorschrift, die vielleicht auf ein altes Schweineopfer zu Anfang des Frühlings zurückweist. Vor dem kalten Fieber sichert man sich in Sachsen, wenn man am Gründonnerstag (bei dem man sich einst an Donar erinnert haben wird) neun verschiedene grüne Gemüse, durcheinander gemengt verspeist; anderswo haben Bretzeln (die wohl das heilige Sonnenrad versinnbildeten) dieselbe Wirkung. In ganz Norddeutschland wird zu gleichem Zwecke empfohlen, die ersten drei blühenden Kornähren, die man im Jahre erblickt, durch den Mund zu ziehen und die abgestreifte Blüthe zu verschlucken. In Schlesien sowie im Brandenburgischen kaut der Altgläubige zu diesem Ende das erste Veilchen, das er zu Gesicht bekommt, in Pommern ißt er einen Apfel, in der baierischen Oberpfalz hält er sich eine dreifarbige Katze. Wer in der Christnacht ein kaltes Bad nimmt, der hat für das nächste Jahr nicht zu befürchten, von Krätze befallen zu werden, denn das Wasser hat während der „Zwölften", die mit jener Nacht beginnen, überhaupt geheimnißvolle Zauberkraft. Der Stephanstag wird in mehreren süddeutschen Gegenden dazu benutzt, den Pferden zur Ader zu lassen, da diese Operation an diesem Tage vorgenommen besonders geeignet ist, Erkrankung der Thiere zu verhüten. Wer am Fastnachtstage sich badet, dem thut im ganzen folgenden Jahre der Rücken nicht weh. Um sich vor Krämpfen und Verrenkungen zu schützen, soll man bei Calw in Schwaben „Knieringe", d. h. Strumpfbänder, von Aalhaut tragen. In Tirol pflegt man in vielen Häusern einen Kreuzschnabel zu halten, und zwar geschieht dies zu einem ähnlichen Zwecke, wie man Blitzableiter auf die Dächer setzt; denn jener kleine brave Vogel hat, seit er den Versuch gemacht, den Heiland durch Herausklauben der Nägel vom Kreuze zu befreien, die Tugend, alle Krankheiten, welche die Kinder befallen wollen, auf sich abzulenken. Ursprünglich aber war er wohl dem Donar heilig, dessen Hammer oder dessen Rune sein Schnabel dargestellt haben kann. Im Aargau legt man den Kindern, damit sie vor Krämpfen verschont bleiben, einen Hufnagel unter das Kopfkissen, wobei daran zu erinnern ist, daß Eisen überhaupt gegen die Nachstellungen von Zauberern und bösen Geistern gut ist. In derselben Gegend der deutschen Schweiz hängt man den Kindern gegen das schwere Zahnen Pfötchen um den Hals, die man einer lebendigen Kröte oder Scheermaus abgehauen hat. Vor der Bräune werden sie in Mecklenburg durch einen Faden von blauer Wolle bewahrt, den man ihnen um den Hals bindet. Vorschriften des schlesischen Aberglaubens zur Verhütung von Zahnschmerzen sind folgende: Man verschneide sich die Nägel nur Freitags. (Wird auch im Brandenburgischen sowie

in Tirol empfohlen.) Man esse Brot, von dem eine Maus abgebissen hat, oder stecke einen ausgefallenen Milchzahn in ein Mausloch. In der Mark gehen altgläubige Leute, wenn sie sich einen Zahn haben ausziehen lassen, damit hinter den Ofen, werfen ihn sich über den Kopf und sprechen: „Maus, gieb mir deinen eisernen Zahn, ich will dir meinen beinernen geben" — eine Prozedur, mit der man die übrigen Zähne vor dem Angefressenwerden sicher stellt. Am Rhein singen die Kinder bei demselben Verfahren: „Maus, Maus, komm heraus, bring mir einen neuen Zahn heraus", in Schlesien: „Mäusel, ich geb dir ein Beindel, gieb mir dafür ein Steindel", im Aargau: „Müsli, Müsli, nimm de Zah, gimmer e schöne goldige dra, frei e schöne wiße, aß ech's Brod ka biße." Gegen Schlaflosigkeit schützt man sich in Tirol dadurch, daß man sich einen „Schlafapfel" oder Schlafputzen", d. h. eine Hagebutte oder den moosartigen Auswuchs am wilden Rosenstrauch unter das Kopfkissen legt, im Brandenburgischen sowie in Sachsen und Schlesien dadurch, daß man beim Schlafengehen die Schuhe so hinstellt, daß sie die Spitzen dem Bette zukehren.

Wenn eine schwangere Frau nach etwas gelüstet, oder wenn eine solche über etwas erschrickt, so bekommt nach weit verbreitetem Volksglauben das Kind ein Maal in Gestalt des betreffenden Gegenstandes, einer Erd- oder Himbeere, einer Maus u. d. ins Gesicht, und um das zu vermeiden, hat sie sofort nach Aufsteigen der Begierde, oder unmittelbar nach dem Schreck sich über den Rücken zu fahren, wo dann beim Kinde das Maal eine harmlose Stelle findet. In einigen Gegenden ist Ausspucken in solchen Fällen genügend. Wer sich damit versieht, daß er sich seiner Gesundheit berühmt, kann sich vor der dann drohenden Krankheit ebenfalls durch Ausspucken oder auch damit schützen, daß er: „Unberufen!" „Unbeschrien!" oder: „Gestern war's besser!" ausruft. Im Brandenburgschen herrscht der Aberglaube, man könne Krankheiten dadurch bekommen, daß einem ein Anderer über dieselben klage, und um diese Uebertragung abzuwenden, erwidert ihm der solcher Dinge Kundige: „Behalt Deine Schmerzen alleine und klage sie (ein sehr alter Zug, der auch in mehreren Sagen vorkommt) dem Steine." In Tirol und Schlesien meint das Volk, daß Wiesel, Kröten und Schlangen durch „Anblasen" oder „Anfauchen„ Menschen dermaßen vergiften können, daß Geschwulst des Gesichtes eintritt, daß aber denen, die den Balg eines Wiesels bei sich tragen, nichts der Art geschieht. Das beste Mittel gegen Ansteckung durch böse Seuchen ist in Tirol Kranewitt (Wachholder) und Bibernellwurzel. In der Wetterau sind Salz und Brot, den Kindern in einem Beutelchen angehängt oder in die Windeln gelegt, ein vorzügliches Amulet gegen Erkrankung, namentlich gegen solche, die ihnen von bösen Leuten „angethan" werden kann. Wie vor jedem andern

häuslichen Uebel sichert man sich und seine Familie auch vor Krankheiten dadurch, daß man über die Thür drei Kreuze oder die Anfangsbuchstaben der Namen Kaspar, Melchior und Balthasar oder einen sogenannten „Trudenfuß“ malt, der in zwei in einander geschobenen Dreiecken besteht, welche einen fünfzackigen Stern bilden. In Hessen hängen vorsichtige Hausväter oder Großmütter zu diesem Zwecke „Hexenkraut“, in Schlesien und Franken eine „Unruhe“, d. h. einen Distelkopf, der an einem Faden baumelt, an der Stubendecke auf, indem sie wissen, daß die stete Bewegung durch den Zugwind die Hexe vertreibt, die unsichtbar kommt, um den Leuten „was anzuthun.“ Anderswo nagelt man ein Hufeisen auf die Schwelle der Hausthür oder legt neunerlei Holz unter dieselbe oder stellt einen Besen so in die Stube, daß der Stiel nach unten zu stehen kommt — eine Sitte, der wir in Franken und Hessen sowie in Tirol begegnen.

Ungemein zahlreich sind die Methoden, durch die man sich in den Kreisen der Altgläubigen gegen Wunden schützen zu können vermeint, und viele davon haben ein recht wunderliches Aussehen. In Hessen z. B. trägt man ein Stückchen Nabelschnur oder Nachgeburt oder einen Fledermauskopf in den Kleidern. In Tirol hängen sich die Bauernburschen eine aus der Wunde eines Erschossenen gezogene Kugel an, oder sie schlitzen sich den Ballen der Hand auf, stecken in den Schnitt ein konsekrirte Hostie und lassen die Wunde darüber zuheilen und verwachsen. Im Brandenburgischen zieht man zu diesem Zwecke ein Hemd an, welches aus Garn gewebt ist, das ein Kind unter sieben Jahren gesponnen hat. Noch häufiger machte man sich einst und macht man sich ohne Zweifel hier und da noch jetzt „fest“ oder „gefroren“ durch Zauberzettel oder Segenssprüche, die man in der Tasche oder in einem Säckchen auf der Brust mit sich führte. Einer von diesen, wahrscheinlich aus einem süddeutschen Kloster stammend und für Soldaten bestimmt, lautet charakteristisch: „Die himmlischen und heiligen Posaunen, die blasen, die blasen alle Kugeln und Unglück von mir und gleich von mir ab. Ich fliehe unter den Baum des Lebens, der zwölferlei Frucht trägt; ich fliehe hinter den heiligen Altar der christlichen Kirche; ich befehle mich der heiligen Dreifaltigkeit; ich verberge mich hinter den Fronleichnam Jesu Christi, daß ich von keines Menschen Hand werde gefangen und gebunden, nicht gehauen, nicht gestochen, nicht geworfen, nicht geschlagen und überhaupt nicht verwundet werde. Das helfe mir Gott der Vater, der Sohn und der heilige Geist. Amen.“ Ein westphälischer Segensspruch, welcher verhütet, daß eine Wunde in gefährliche Eiterung übergeht, heißt: „Wunde, Du sollst nicht hitzen, Du sollst nicht schwitzen, Du sollst nicht gähren, Du sollst nicht schwären, bis die Mutter Gottes wird noch ein Kind gebären. Im Namen Gottes“ u. s. w.

Ist Jemand von einer Krankheit bereits befallen oder hat er eine Wunde davongetragen, so werden entweder die in der Familie bekannten oder von einer alten klugen Frau der Nachbarschaft angerathene Hausmittel angewendet, oder man fragt einen Volksarzt um Rath, der gewöhnlich seines Zeichens ein Schäfer oder Scharfrichter ist und zuweilen eine gewisse vom Vater auf den Sohn vererbte Kenntniß von wirklichen Heilmitteln, Kräutern, Manipulationen, u. d. mit Erfolg verwerthet, häufiger aber auf dem Wege der Zauberei zu helfen sucht.

Von den Hausmitteln führe ich nur einige von denen an, die in das Gebiet des Aberglaubens gehören, und zwar zuerst eine Anzahl von Rezepten gegen Kinderkrankheiten, die nach Rochholz*) im Aargau angewendet zu werden pflegen. Wenn hier ein Kind an Würmern leidet, so muß man ihm Himbeeren, Birnen, Aepfel oder anderes Obst mit den darin enthaltenen Maden (das similia similibus der Homöopathie) zu essen geben. Hat es den „rothen Schaden", einen Ausschlag, so läßt man es einen Absud des Krautes Heilallerwelt (agrimonium eupatorium) trinken. Hat es sich geschnitten, und blutet es infolge dessen stark, so verbindet man ihm den Herzfinger mit einem rothen Seidenfaden. Ist es von „Freischlich" oder „Kindergichtern" (Krämpfen) befallen, so thut man am Besten, ihm ein Halsband von 77 Päonienblättern umzulegen. „Laubflecken" (Sommersprossen) vertreibt man ihm mit Morgenthau, der „unberufen", d. h. hier stillschweigend, gesammelt worden ist, oder mit Wasser, in welchem man drei Gartenkröten gesotten hat. Bekommt es die häutige Bräune, so läßt man es sich mit einem Gurgelwasser die Kehle ausspülen, in in welchem eine Handvoll Hauslaub und sechs lebendige Krebse gekocht worden sind. Bei den Masern wäscht man es mit Erbsenbrühe, wobei daran zu erinnern ist, daß die Erbsen und ebenso alle mit Entzündung, Hitze und Röthe verbundenen Krankheiten einst eine Beziehung zu Donar, dem Feuer- und Gewittergotte gehabt zu haben scheinen. Halsweh der Kinder vergeht, wenn man sie durch ein Hollunderrohr (der Hollunder war einst ein heiliger Strauch, vor dem man beim Vorübergehen Hut oder Mütze zog) Wasser oder Milch trinken läßt. Leidet ein Kind an der „Darmgicht" (Kolik) so muß man dem heiligen Erasmus einen Strähn besten Garnes opfern. Gegen Blasenschwäche der Kinder hilft Einnehmen von Wasser, in dem Fischchen gedörrt und zerstoßen aufgelöst worden sind, wie man sie im Bauche des Hechtes findet.

*) Allemannisches Kinderlied und Kinderspiel, S. 332—339. Andere hier benutzte Quellen sind die Sitten- und Sagensammlungen von Meier, (Schwaben) Müllenhoff (Schleswig-Holstein) v. Leoprechting, (Lechrain) Kuhn, (Mark und Westphalen) Wolf, (Hessen) Zingerle und Alpenburg. (Tirol) Pröhle, Vernalcken (Alpenländer) (Harz) und vor allem Wuttke's Schrift über den deutschen Volksaberglauben der Gegenwart.

Bekommt ein Kind seine Zähne schwer, so sammelt die Mutter zwanzig Kellerasseln, zerstampft sie in einem Mörser und preßt den Saft durch ein Tuch, der dem Kinde dann in Fleischbrühe jeden Tag zwischen neun und zehn und zwischen vier und fünf Uhr löffelweise eingeflößt wird. Hat es einen Bruch, so wird derselbe damit zu heilen versucht, daß man im Mai vier Maulwürfe fängt, deren Magen in Wein siedet, trocknet und zu Pulver zerstampft, von dem man dem Kinde alle Morgen etwas eingibt. Hat das Kind die Mundfäule, so muß der Vater ihm jeden Morgen nüchtern dreimal in den Mund hauchen und dann — man sieht, der Aberglaube erfindet für seinen Zauber recht barocke und vollkommen unerklärliche Dinge — sieben Holzwanzen zum Verdorren in den Schornstein hängen. Hat es „verdorbenes Geblüt", so bäckt man ihm Aronskraut (das mit seinem in die Blätter gewickelten Blumen wie ein Kind in den Windeln erschienen sein mag) in einen Kuchen, den es dann essen muß. Wird ein Kind, während es sein Abcbuch studirt, von Leibweh befallen, so muß es das eben Gelesene schnell rückwärts lesen. Hat es den „fressenden Rätticher", d. h. Zehrfieber mit Heißhunger, so läßt man es aus dem Geschirr eines Kreuzschnabels trinken, oder man füllt zwei Nußschalen mit ungesalzenem Mehlbrei und bindet sie dem kleinen Patienten vor Sonnenaufgang auf das „Bluttmuseli", d. h. auf die bloße Herzgrube.

Schwäbischer Aberglaube dieser Art ist folgender: Wenn man einer lebendigen Maus den Kopf abreißt und diesen, ohne einen Knoten in den Faden zu machen, also nur mit einer Schleife, einem Kinde um den Hals hängt, so wird diesem das Zahnen erleichtert. Schneidet man einer ganz schwarzen Katze ein Loch ins Ohr und läßt man drei Tropfen von ihrem Blute auf ein Stück Brod laufen, welches man darauf verzehrt, so vertreibt dies das Fieber. Gegen Verrenkung der Hand hilft ein aus der Mühle gestohlenes Sackband. Krätzige sollen sich mit dem Wasser waschen, in welchem der Schmied glühendes Eisen gelöscht hat. Die „Roßmucken" vergehen, wenn sie ein paar Mal mit Thau befeuchtet werden, der von Roggenähren abgestreift worden ist. Warzen schafft man dadurch hinweg, daß man sich eine rothe Schnecke sucht, die Warze damit bestreicht und hiernach die Schnecke auf einen Weißdorn spießt. Wie sie hier vertrocknet, so vergeht auch die Warze. Die Schwindsucht wird dadurch geheilt, das die Angehörigen des Kranken Kohlen vom Johannisfeuer (einem Reste des sich in der Heidenzeit an die sommerliche Sonnenwende knüpfenden Kultus) sammeln und zu Pulver zerstoßen, dieses in Wasser schütten und es ihm eine Zeit lang jeden Tag in kleinen Portionen eingeben.

In Thüringen soll man sich am Tage der Siebenschläfer (10. Juli) nach dem Aufgange des Hundssterns (so heißt der Sirius, der hellste aller Fixsterne) Eisenkraut holen; denn das vertreibt alle Kopfschmerzen. Desgleichen soll man

an diesem Tage, wenn Vollmond ist und die Sonne im Löwen steht, Flußkrebse fangen, sie in einem Schüsselchen verbrennen und zu Staub zerreiben; denn ein Löffel dieser Arzenei mit Wasser getrunken heilt die Hundswuth. Am Jakobstage holt man „Joksbeeren“, d. h. Heidelbeeren, die in dieser Zeit gepflückt bei allen Krankheiten gut sind. Wasser in der Christnacht geschöpft, während es gerade die zwölfte Stunde schlägt, ist ein vorzüglich wirksames Mittel gegen das kalte Fieber, welches man aber auch dadurch leicht los werden kann, daß man sich einen Schneekönig, der ein kleiner graugesprenkelter Vogel ist, fängt, ihn unausgenommen und mit den Federn zu Asche verbrennt und diese dann in Warmbier verschluckt. Derselbe Vogel klein gehackt und mit Salz verspeist, hilft auch gegen Steinbeschwerden, indem er den Stein zu Wasser werden und schmerzlos abgehen läßt.

Ich habe viel Seltsames mitgetheilt. Die Vorräthe der Volksapotheke sind aber mit diesen Rezepten bei Weitem noch nicht erschöpft, und unter dem Reste von Mitteln befindet sich noch eine große Anzahl sehr barocker Dinge. „Donnerkeile“, d. h. Aexte aus der Steinzeit oder von Natur keil-, beil- oder hammerförmige Steine, kuriren im Harze die Rose und andere Entzündungen, wenn man letztere mit ihnen bestreicht — ein sehr deutlicher Nachhall des Glaubens an Donar, der jene entzündlichen, in seine Lieblingsfarbe gekleideten Krankheiten wahrscheinlich sandte und zugleich mit seinem Hammer wieder heilen konnte. Wasser aus Märzschnee vertreibt, wenn man ein damit befeuchtetes Läppchen auf das Gesicht legt, alle Sommersprossen und Unreinigkeiten der Haut — eine ziemlich allgemein verbreitete Volksmeinung. Wer sich am Walpurgistage im Dorfteiche wäscht, sagt das Landvolk in Franken, der wird jung und schön. Mairegen befördert das Wachsthum der Kinder, wenn sie sich demselben mit unbedecktem Kopfe aussetzen, so behaupten Mütter und Kindermädchen von den Odergegenden bis an den Rhein und die Nordsee. Auch das Feuer gewinnt unter Umständen wohlthätige Zauberkraft. Hierher gehören die „Nothfeuer“, welche bei Viehseuchen durch Drehung und Reibung einer Walze oder einer Stange in der Nabe eines Rades entzündet werden, und durch die man hernach das kranke Vieh hindurchtreibt. Es darf dabei aber im ganzen Orte kein Ofen- oder Herdfeuer und keine Lampe brennen, sonst geräth es nicht. Die Sonne, das reinste Feuer, wurde ursprünglich als Entzünderin gedacht. „In Norddeutschland ist dieses Verfahren noch jetzt gewöhnlich“, bemerkt Wuttke, der im Jahre 1860 schreibt, und dem ich hier eine Strecke folge, „und ich habe einen Bericht aus Mecklenburg vor mir, wonach das Nothfeuer in einem Dorfe auf Anordnung des Dorfschulzen angezündet wurde. Zwei Stunden lang rieb man umsonst, weil eine alte Dame dem strengen Befehle der Ortsobrigkeit und den flehentlichen Bitten der gesammten Bauernschaft zum

Trotz ihre Nachtlampe nicht auslöschen wollte. Erst als sie mit der zweistündigen Qual der Feuerbereiter und ihrer dringender werdenden Bitten Mitleid hatte und das Lämpchen auslöschte, brachte der gesteigerte Muth der Bauern ein Feuer zu Stande, und die Schweine wurden hindurchgetrieben, die kranken hindurchgezogen, wobei einige ihr Leben einbüßten. Geholfen hat das Mittel trotz der obrigkeitlichen Anordnung nicht." Im Harze wird erkranktes Federvieh über einem Kohlenfeuer in einem Siebe hin und hergeschwenkt. In der Altmark gilt Asche von den Osterfeuern für heilsam bei Viehkrankheiten. Die Rose wird im Brandenburgischen sowie in Schlesien dadurch beseitigt, daß ein Junggesell stillschweigend und ohne daß der Kranke etwas davon weiß, mit einem Feuerstahl dreimal Funken auf den leidenden Theil schlägt.

Das Johanniskraut (hypericum perforatum) ist ein treffliches Mittel bei allerlei Schäden, die Johanniswurzel aber (die Wurzel des Farrenkrautes, polypodium filix mas) wird bei Seuchen der Rinder, Schafe und Schweine angewendet. Der Meinwurmkäfer oder die Oelmutter (Meloë) ist unter den schlesischen Bauern und Kleinstädtern ein Mittel zur Beseitigung des Fiebers, und zwar muß man sich zu diesem Zwecke den ersten, dessen man im Jahre ansichtig wird, in ein Leinwandsäckchen einbinden und dann dieses auf der Brust tragen.

Wenn die Schwalben, so heißt es in Tirol, sieben Jahre in einem Neste gebrütet haben, so lassen sie darin den Schwalbenstein zurück, der außerordentliche Heilkräfte besitzt und besonders gegen allerhand Augenleiden hilft. Nach anderer Meinung wird er einer jungen Schwalbe aus dem Leibe geschnitten, und verhütet, am Halse getragen, bei Epileptischen, daß sie in ihre Krämpfe verfallen. Im Kopfe der großen Kröte, so sagt man eben daselbst, liegt der Krötenstein, den man aber nur erlangt, wenn man das Thier in einem Ameisenhaufen bis auf das Knochengerüst zerfressen läßt. Bestreicht man mit diesem köstlichen Steine eine Wunde, so heilt sie im Handumdrehen, und kommt Gift in seine Nähe, so beginnt er zu schwitzen.

Eine ganz besondere Heilkraft wohnt ferner Leichen und Theilen derselben bei, doch waltet dabei die Vorstellung ob, daß es Leichen von jungen und plötzlich gestorbenen Leuten sein müssen, wenn diese Kraft bemerkbar werden soll. Die von Selbstmördern sind dabei ausgeschlossen (was ehedem vermuthlich nicht der Fall war), dagegen haben die Leichen von Hingerichteten, die in alter Zeit als Opfer aufgefaßt wurden, unter allen für die Zwecke der Volksmedizin den höchsten Werth. In Mecklenburg und ebenso in Schlesien glaubt man, daß der Zahn eines im Kriege oder sonstwie gewaltthätig Umgekommenen Zahnschmerzen heilt, wenn man mit ihm über die kranke Kinnlade

hinfährt. Eine Leiche in die große Zehe beißen, heilt nach schwäbischem und schlesischem Aberglauben schwere Uebel, und es ist bei der naiven Denkart des Volkes keineswegs unmöglich, daß diese Kur versucht worden ist. Bestreichen mit einer Todtenhand beseitigt Warzen, Flechten, Muttermaale, Gewächse, Frostballen, Ueberbeine u. d. — eine Vorstellung, die durch ganz Nord- und Mitteldeutschland geht und auch in Tirol vorkommt. Trunksucht wird in Schlesien dadurch kurirt, daß man dem Trunkenbold das Wasser, mit dem eine Leiche abgewaschen worden ist, mit Branntwein vermischt zu trinken gibt. Mit der Hirnschale eines Todten eingerafftes Futter macht in verschiedenen mitteldeutschen Strichen, daß das Vieh wohl gedeiht. Ringe aus verrosteten Sargnägeln geschmiedet und an den Finger gesteckt heilen in Würtemberg Krämpfe und in Hessen die Gicht. Die Nägel dürfen jedoch nicht gesucht, sondern müssen zufällig gefunden sein, und es ist nicht erlaubt, sie mit bloßen Händen anzufassen, wenn sie ihre Kraft gewinnen und äußern sollen. In Ostfriesland vertreibt man sich mit solchen Nägeln die Zahnschmerzen, indem man mit ihnen in dem kranken Zahne herumstochert. Eine Hand voll Erde in der Christnacht zwischen zwölf und ein Uhr von einem Grabe geholt und auf die Brust gelegt heilt jedes Lungenleiden, wenigstens wird in Tirol so angenommen. In Franken kommen zuweilen noch Bauern in die Apotheke, um sich „Armsünderfett“ auszubitten, wie man anderwärts Menschen-, Löwen- oder gar Mückenfett zu medizinischen Zwecken verlangt und von den Apothekern, die Spaß oder ihren Vortheil verstehen, auch erhält. Ganz besonders geschätzt aber ist unter abergläubischen Leuten das Blut von Hingerichteten, das jetzt, wo die etwa noch vorkommenden Exekutionen nicht mehr öffentlich vollzogen werden, schwerlich noch zu haben sein wird, früher aber von der sich herandrängenden Volksmenge begierig mit Löffeln und Töpfen aufgerafft oder mit Tüchern aufgenommen wurde; denn wenn man es trank und dann so lange rasch fortlief, als man Athem hatte, heilte es die fallende Sucht.

Auch sonst sind nach dem Volksglauben Dinge, die zum menschlichen Körper gehören, heilkräftig. In Schlesien z. B. muß man sich in der Nacht vor dem Karfreitage die Haare kämmen, die dabei ausgehenden auf ein Kohlenfeuer werfen und den davon aufsteigenden Rauch einathmen; denn das vertreibt Zahnschmerzen. Noch im Jahre 1859 hörte man von einem Wunderdoktor in Franken, einem katholischen Pfarrer, der seine Kranken dadurch heilte, daß er denselben Haare und Nägel abschnitt und das Abgeschnittene in die Erde eingrub.

Eine ziemlich große Menge von Heilmitteln der Volksapotheke muß sodann wohl oder übel die Kirche liefern. So wirkt z. B. das Taufwasser nach ostfriesischem Aberglauben heilend bei Kinder- und Augenkrankheiten. So ver-

richtete ferner noch vor fünfzehn oder sechzehn Jahren in Danzig ein katholischer Geistlicher mit Weihwasser allerlei staunenswerthe Kuren. In Mecklenburg wird krankes Vieh gesund, wenn es mit einer Hostie berührt wird. Noch vielfach gilt das Abendmahl als magisches Mittel in schweren Krankheiten. Wuttke kennt Beispiele, daß Pastoren sich sagen lassen mußten, man habe sie mit ihrem Brod und Wein gerufen, weil der Doktor zu theuer sei, und im Wupperthal haben ungläubige Aerzte ihren Patienten das Abendmahl „verordnet", um die Krisis herbeizuführen. Das Wachs von Altarkerzen gilt in der Lausitz sowie in Ostpreußen als ein wirksames Mittel zur Heilung von Nabelbrüchen bei den Kindern. In Ostfriesland kocht man das an Kirchenmauern wachsende Moos aus und gibt den Absud Kranken als Thee ein. Die Epilepsie wird vertrieben durch konsekrirten Abendmahlswein (Lausitz), durch ein Stück scharlachrothes Tuch von einem katholischen Altar, durch etwas vom Altar Abgeschabtes (Lauenburg), durch Pulver von Todtenknochen, die auf dem Kirchhofe gefunden worden sind; dasselbe muß aber bei abnehmendem Monde eingenommen werden. Hat ein Kind in Ostpreußen die fallende Sucht, so müssen die Eltern etwas an die Kirche zahlen und nüchtern zum heiligen Abendmahle gehen.

Ich nenne nach Wuttke in bunter Reihe noch eine Anzahl in diesen Zusammenhang gehöriger Vorschriften und Bräuche, die größtentheils sehr seltsam und ganz unerklärlich, mitunter aber geradezu lächerlich sind. In Tirol trägt man bei Husten und Athembeklemmung in einem Säckchen eine Adlerzunge am Halse. In Schlesien und der Lausitz heißt es, man könne sich dadurch von der Gelbsucht befreien, daß man in ein Faß mit Theer hineinsehe. In der Wetterau wird man Zahnschmerzen los, wenn man — einem Esel einen Kuß gibt. In der Mark nehmen Leute, die an schlimmen Augen leiden, eine Spinne, thun sie in eine Nußschale, kleben oder binden diese zu und hängen sie sich dann an den Hals. Die Gicht beseitigt die ostfriesische Volksmedizin dadurch, daß sie dem von Podagra oder Chiragra Geplagten den Rath ertheilt, sich drei Kartoffeln zu erbetteln und diese dann bis zu völligem Verwelken auf dem bloßen Leibe zu tragen. Blutungen werden in Schlesien und Mecklenburg dadurch gestillt, daß man zwei weiße oder blaue Kornblumen, die am Johannistage Mittags Schlag zwölf Uhr gepflückt sind, und die man dann aufbewahrt hat, in die Hand nimmt, sobald einem die Nase oder eine Wunde zu bluten angefangen hat und damit nicht aufhören will. Wunden werden in Tirol geheilt, indem man 77 Blätter vom Gundermann (Glechoma) darauflegt. Magenleiden und Verdauungsbeschwerden verschwinden nach mecklenburgischem Volksglauben, wenn der Betreffende ein gefundenes halbes Hufeisen glühend macht, Bier darauf gießt und dieses dann trinkt. Den Kropf bringt man in Hessen

hinweg, wenn man ihn mit Oel aus einer Lampe bestreicht, die bei einem Sterbenden gebrannt hat. In Schlesien meint man schweißige Hände damit heilen zu können, daß man mit ihnen einen Bär streichelt oder in denselben einen Frosch oder eine Kröte sterben läßt.

In manchen Gegenden herrscht die Meinung, man könne sich dadurch von einer Krankheit befreien, daß man sie auf Andere überträgt. Beispiele sind folgende: In der Mark kommt die Sitte vor, daß Leute, welche an hartnäckigen Geschwüren leiden, das Pflaster von denselben auf einen Kreuzweg legen, indem sie hoffen, daß diese dann derjenige bekommen werde, welcher zuerst über die Stelle wegschreite. In Rheinpreußen pflegen diejenigen, welche von Zahnweh geplagt sind, einen Besen in die Vorhalle der Kirche zu werfen, indem sie meinen, jenes werde dadurch in denjenigen hinübergeleitet werden, welcher zuerst von der Gemeinde über den Besen hinweggehe. Ein eigenthümlicher Aberglaube ist der in der Provinz Preußen anzutreffende, nach welchem man, wenn ein Angehöriger der Familie oder ein Stück Vieh des Hofes erkrankt ist, nach Sonnenuntergang eine Königskerze umknickt und dabei bittet, sie wolle die verloren gegangene Gesundheit wieder verleihen, wobei man wissen muß, daß diese Pflanze in der Heidenzeit sehr hoch gehalten worden ist. Gegen Auszehrung und andere „Suchten", d. h. schleichende Krankheiten, wird in Pommern und Mecklenburg mit dem „Suchtenbrechen" eingeschritten, d. h. ein der Sache kundiger Schäfer oder eine kluge alte Frau bricht von neun verschiedenen Bäumen, unter denen sich indeß kein solcher befinden darf, der Steinobst trägt, unter Anrufung der Dreieinigkeit, kleine Stücke, die er oder sie unter Gebetsformeln und mit dem Gedanken an den Kranken in ein Gefäß mit Wasser wirft. Dadurch wird, wie man meint, die Kraft der Krankheit gebrochen, und sollte der Kranke auch viele Meilen von dem Orte entfernt sein, an welchem der Zauber vorgenommen wird.

Andere Kurversuche dieser Art, die einfacher und zum Theil auch verständlicher sind, sind die nachstehenden: In Ostfriesland werden Kinder, welche zu schwache Beine haben und deshalb das Gehen nicht recht lernen wollen, im Frühjahr mit Sommergerste übersäet, wobei man sich, wenn überhaupt etwas, vermuthlich vorstellt, daß die frische Lebenskraft, die in dem Getreide schlummert, auf die mit den Körnern beworfenen Kinder übergeht. Kinder, welche abmagern, werden im Lauenburgischen des Nachts stillschweigend dreimal um die Kirche getragen. Das Fieber vertreibt man sich im Mecklenburgischen damit, daß man eine Eierschale, die man jedoch gefunden haben muß, dreimal mit Wasser füllt und dann austrinkt, oder dadurch, daß man dreimal, das Vaterunser betend, die Kirche umschreitet und in das Schlüsselloch der Thür hineinbläst. In der Mark schreibt man gegen dasselbe Uebel neun Kreuze in den Rauch-

fang; sobald sie von dem sich ansetzenden Ruße wieder bedeckt und verschwunden sind, ist auch das Fieber fort. Recht wohl ließen sich mit Rezepten dieser Gattung noch einige Bogen füllen; denn der Aberglaube hat auf diesem Gebiete, wie zu Anfang schon bemerkt, eine ganz besonders reiche und bunte Fülle von Blüthen getrieben, aber ich meine, es wird mit dem Angeführten genug, vielleicht übergenug sein, und so sei nur noch der in einigen Harzgegenden herrschende Gebrauch erwähnt, nach welchem Fieberkranke eine Handvoll Salz nehmen, damit an ein Gewässer gehen, es hineinstreuen und dazu die Worte sprechen: „Ich streue diesen Samen in Gottes Namen; wenn dieser Same wird aufgehen, werd' ich mein Fieber wiedersehen."

Ich führe die zuletzt beschriebene Sitte deshalb zu Ende dieses Kapitels an, weil sie den Uebergang zu einer Reihe anderer Rezepte und Manipulationen der Volksmedizin bildet, in die auch einige der unmittelbar vorher beschriebenen Heilmittel hineinspielen.

Journal-Sünden.

Von Herrmann Soyaux.

Eine recht erfreuliche und nicht hoch genug anzuschlagende Erscheinung ist das in stetigem Wachsen begriffene Interesse unserer periodischen Literatur an den Fragen der Natur- Erd- und Völkerkunde. Nur selten greifen wir zu einer Zeitschrift — sofern sie nicht bestimmte Fächer vertritt —, ohne darin irgend einen Aufsatz über ein Thema aus jenen Wissenszweigen zu finden. — Diese Thatsache ist um so lobenswerther, als leider auch noch heute die erwähnten Fächer, und besonders die Erdkunde, in unseren Schulen mit verderblicher Nachlässigkeit, gleichsam als gleichgültigere Nebensache und als nothwendiges Uebel betrachtet und behandelt werden, und somit dem Lernbegierigen, wenn er nicht die Mittel zur Anschaffung umfassenderer Werke besitzt, jene populären Arbeiten als Ergänzungen für die Mängel in den Bildungsanstalten willkommen sind. — Jene Auslassungen, welche der verstorbene Peschel über die Erdkunde als Unterrichtsgegenstand im Jahre 1868 schrieb, treffen leider noch immer zu, und selbst das bessere Material an Lehr- und Handbüchern, welche ja auch nur die Resultate der gewonnenen Erkenntnisse bieten, dient

weniger zur Grundlage für einen umfassenden, den Wissensdurst weckenden Vortrag, als vielmehr zu ermüdenden Gedächtnißübungen in Höhen- und Einwohnerzahlen, in Namen von Völkern, Flüssen, Gebirgen, Ländern und Städten; sodaß die an ansprechenden Seiten reichste Wissenschaft in dem Schüler nur Widerwillen erregt.

Daß die Erdkunde, „die Naturbeschreibung der Erdräume, die reifste Frucht der menschlichen Erkenntniß, welcher alle übrigen Wissenschaften Hilfsmittel und dienstbar sind", auf unseren Schulen mit nicht zahlreichen Ausnahmen so stiefmütterlich, gleichsam nur äußerlich, ohne tieferes Eingehen behandelt wird und in Folge dessen unter den Schülern weniger Anklang und Anhänger findet, als sie verdient, hat leider wiederum in dem engbegrenzten geographischen Wissen der Lehrer seinen Grund, denn dasselbe erstreckt sich nicht in vielen Fällen über eigentliche Ortskunde — locorum nuda nomina — hinaus, ein Schelm, der mehr geben kann, als er selber erhalten hat. Eine immer mehr anwachsende Anzahl von länder- und völkerschildernden Werken, sowie ebensolche Publikationen in unseren Zeitschriften setzt nun aber die Lehrer in den Stand, die bisher vorherrschende, sich auf „Einpauken" beschränkende Trockenheit der geographischen Unterrichtsstunden zu vermeiden und denselben eine solche, fast poetische Würze einzuhauchen, daß der Schüler auch über das nothwendigerweise vorgeschriebene Pensum zu erlernender Daten hinausarbeitet, denkt und auch in anderen Werken und Blättern, als nur den Schulbüchern, liest und lernt.

Leider wird nur allzuhäufig in unserer periodischen Literatur — selbstverständlich meinen wir jetzt nur die einem größeren Publikum zur Verfügung stehenden Zeitungen, welche in ihr Programm das gewohnheitsmäßige „Zur Unterhaltung und Belehrung" aufnehmen — dem Leser eine Art Belehrungsfutter dargeboten, welches ihn einmal und öfter irreleitet und ihn in natürlicher Folge davon mißtrauisch machen muß. — Seit geraumer Zeit verfolgen wir in den verschiedensten Journalen und Tagesblättern Deutschlands die Artikel des erwähnten Inhalts und haben nur zu oft gefunden, daß dem Publikum in dieser Beziehung „Belehrung" aufgetischt wird, welche einer Aneinanderreihung von Lügen, Irrthümern und Ungenauigkeiten gleicht, wie ein Ei dem anderen. Wer mit der „Mache" der überaus zahlreichen Zeitschriften zweiten und dritten Ranges — von den übrigen gar nicht zu reden — vertraut ist, wird wissen, wie leicht solche Arbeiten, von welchen wir eben sprechen, genommen werden. Eine bestimmte Anzahl von Spalten für eine Nummer des Blattes soll mit einem ethnographischen, geographischen oder ähnlichen Artikel ausgefüllt werden; dem dazu erwählten Mitarbeiter, gleichviel ob er zu einer wirklichen Arbeit über den Gegenstand fähig ist, oder nicht, wird

eine passende Illustration zugeschickt, und nun —: Schreib' Vogel, oder stirb! Ein Konversationslexikon, ein Atlas, vielleicht der Daniel und, wenn es sehr hoch kommt, ein Reisewerk, in welchem der Schriftsteller etwas Taugliches zu finden hofft, helfen über alle Verlegenheiten fort; und ist der Artikel nur erst einmal gedruckt, so macht er sich ja auch recht hübsch.

Trauriger aber noch, wenn in einer Fachzeitschrift Arbeiten voller — wir wollen hoffen bona fide geschriebener — Unwahrheiten erscheinen dürfen. Die Redaktion hat da einen schweren Stand, der Verleger glaubt alle Hohlheit des acceptirten oder gar im Auftrage geschriebenen Artikels hinter dem in irgend einer Weise berühmt gewordenen Namen des Autors versteckt und seinem Blatt einen großen Dienst erwiesen zu haben, wenn er der Zahl der früheren Mitarbeiter auch noch jenen Namen als Reklame beigesellen kann. —

So lasen wir vor mehreren Monaten in einer hochgeachteten und weitverbreiteten naturwissenschaftlichen Wochenschrift einen Artikel über Krokodile, dessen Autor einen „bekannten" Namen trägt, sich aber dessen ungeachtet doch nicht entblödet, wissenschaftliche Unwahrheiten für passendes Material zur Verbreitung von Kenntnißen auszugeben. In jener Skizze ist u. A. die sehr naive Behauptung aufgestellt, „daß die Neger — die Jagdgeschichte spielt nämlich in Afrika — das dörrende Steppengras anzünden, um Dünger für die höher liegenden Gartenäcker zu erhalten, oder auch nur, um es „einfach" brennen zu sehen, da für jeden Neger der Anblick wogender Feuermassen das anziehendste Schauspiel sei! — Leider denkt aber der Neger an das „Düngen" seiner Ackerstücke, (wozu jene verbrannten Grashalme ja auch keine Verwendung finden könnten) ebenso wenig, als er aus kindischer Lust am Feuer das oft übermannshohe Steppengras anzündet, sondern er thut dies nur in der Absicht, um freiere, ungehindertere Bewegung auf seinen Jagden und bei der Urbarmachung des Steppenbodens für einzelne Feldfrüchte leichtere Arbeit zu haben. — Die öftere Erwähnung von häufigen „Teichen" in der Steppe enthält gleichfalls Unrichtigkeiten und führt irre, da die Teiche des Verfassers keine in sich abgeschlossenen Wasseransammlungen sondern mit dem Fluß in Verbindung stehende Lagunen oder Flüßchen sind. — Von der Menge der Krokodile, welche „wie Häringe neben einander liegen", sehen wir ganz ab, da selbst der Laie derartige Zumuthungen cum grano salis aufnehmen wird, und solche Uebertreibungen, wenn auch am Wenigsten für ein wissenschaftliches Blatt passend, uns nach der Häufigkeit und Vielseitigkeit ihrer Anwendung fast verständlich und geheiligt erscheinen. —

Komisch wirken oft Artikel, welche ihren Ursprung irgend einer sensationellen oder interessanten Zeitungsnotiz, wie z. B. von der glücklichen Ankunft eines

Reisenden an seinem vorgesteckten Ziel, von dem Tode oder der Heimkehr eines Forschers, verdanken. Wir sind überzeugt, daß die neueste Nachricht von der Ankunft Stanleys an der Küste West-Afrikas eine wahre Sturmfluth von Aufsätzen über die Reisen des kühnen, früher so grundlos befeindeten Amerikaners und die von ihm durchstreiften Ländergebiete hervorrufen wird. Ebenso sicher aber wissen wir auch, daß ein großer Theil dieser „zeitgemäßen" Arbeiten von dazu völlig unbefähigten Leuten geschrieben wird und vor keinem, noch so nachsichtigen Kritikerauge bestehen kann. — Die billigeren Blätter niederen Ranges sind selbstverständlich am weitesten verbreitet und werden von einem kritikunfähigen, belehrungs- und aufklärungsbedürftigen Publikum, welches bessere Zeitschriften nicht zu bezahlen im Stande ist, gelesen und als Evangelium betrachtet. — Und gerade hier, wo der gewöhnlichere Mann, die arbeitsame Familie, nach des Tages Last sich für außerhalb ihrer Sphäre liegende Dinge zu interessiren beginnt, ja sich häufig wahrhaft begeistert, wird in einer unverzeihlichen Weise, in einer Nachlässigkeit, welche die schärfste Rüge verdient, Lüge und Aufschneiderei als popularisirte Wissenschaft in die Welt geschickt. — Wird doch augenblicklich in so herzerquickender Weise an der Hebung der allgemeinen Volksbildung gearbeitet, wird doch immer mehr und mehr Werth auf alle Arten von Schulen gelegt, sollte damit die in den betreffenden Kreisen verbreitete Zeitungswelt nicht gleichen Schritt halten können, sollte da diese Macht ihre ernste Pflicht der Belehrung in belletristischem Gewande nicht sorgsamer und gewissenhafter erfüllen wollen?

Von den zahlreichen Beispielen, welche wir als Beweismaterial ansammelten, heben wir nur eines der eklatantesten hervor. Es betrifft einen W unterzeichneten Artikel „Das Innere Afrika's" in der „Didaskalia" vom 6. und 7. März 1877, dem früher hochgeachteten Beiblatt des „Frankf. Journals." Der wahrhaft haarsträubende Inhalt dieses Artikels über Innerafrika ist wirklich einer weiteren Verbreitung im Publikum werth. Der Artikel beginnt: „Der kürzlich erfolgte Tod des bekannten Reisenden Eduard Mohr giebt uns Gelegenheit auf den Schauplatz seines langjährigen Wirkens, auf West-Afrika und dessen unerschlossene, vielleicht sogar unerschließbare Geheimnisse zurückzublicken." — Der Verfasser dokumentirt in diesen wenigen Anfangszeilen, daß er, obgleich im Begriff einen „belehrenden" Artikel zu schreiben, doch durchaus keine weitere Ahnung, als vielleicht die weitverbreitete Kenntniß von der Existenz der Sahara, des Nil, Aegyptens und des Kaps der guten Hoffnung, der großen Hitze und der schwarzen Farbe der Bewohner jenes Erdtheils, von seinem Gegenstande hat; er würde sonst bei auch nur geringer Vertrautheit mit Afrika wissen müssen, daß das langjährige Wirkungsfeld des verstorbenen Reisenden nicht West-, sondern Südostafrika war.

Aus dieser Unkenntniß erklärt sich nun leicht die merkwürdige Geographie jenes Artikels, z. B. die kuriose Behauptung, daß „das Kongogebirge im Innern der Ober- und Unterguineaküste noch von keinem Weißen überschritten worden sei;“ — eine bedauerliche Verwechselung des Kongogebirges in Oberguinea mit dem Kongostrom in Niederguinea.

Wenn wohl kein Afrikaforscher die Gefahren unterschätzt, welche er in jenem Erdtheil glücklich überstanden hat, so kann ihm doch eine lügenhafte und abenteuerliche Aufbauschung derselben, oder auch seines Muthes nicht als Lob willkommen sein! Liest man in der „Didaskalia“ die erschreckende Angabe: „daß jedem Tropfen Trinkwasser, wenn es nicht zum tödtlichen Gift werden soll, jedem Glase Wein oder Branntwein vorher Chinin zugesetzt werden muß, daß bei den ersten Anzeichen des Fiebers noch eine Arseniklösung geboten ist, und daß trotzdem erfahrungsmäßig die weiße Rasse an der Westküste von Afrika unbedingt nach zehn Jahren aussterbe, so muß man (und das wird nach diesen furchtbaren Voraussetzungen wohl Niemand bestreiten) in der That die Kühnheit dieser Männer, welche ihr Leben im Dienste der Mitwelt stündlich preisgaben — als etwas Großes bewundern!“ Danach muß allerdings Jedem, mit dem bitteren Geschmack des Chinins bekannten, Afrika als wahre Hölle erscheinen. Ich muß leider eingestehen, daß ich nicht angeben kann, welche Quantitäten Wasser, Wein und Cognac ich während meines mehrjährigen Aufenthalts in Westafrika getrunken habe, nur soviel, daß es mir und Anderen nicht im Traume einfiel, unseren Durst durch chininverbitterte Getränke zu stillen, ebenso wie eine Arseniklösung bei den mir bekannten Europäern, welche sich selbst helfen, niemals angewendet wurde. Die Behauptung, daß die weiße Rasse in Westafrika unbedingt aussterbe, ist auch falsch, denn gerade gewisse Bedingungen, z. B. unvorsichtiges Leben, Trinken im Uebermaß u. s. w. befördern die Sterblichkeit; es müßte denn sein, daß die Europäer, deren mehr als zehnjähriger Aufenthalt in jenen Ländern selbst mir schon persönlich bekannt ist, wirklich jeden Trunk mit Chinin versüßten und daß mancher protestantischen Missionärsfamilien Kinder, die in Ehen mit dortgeborenen Weißen wieder gesunde Kinder hatten, statt mit der gewöhnlichen Milch mit Chininlösungen genährt wurden.

Daß der Verfasser das an dem östlichen Niger-Mündungsarm gleichen Namens gelegene Bonny in das weit nordwestlich von der Nigermündung liegende Reich von Dahomey versetzt, kann uns nun ebensowenig Wunder nehmen, als die Annahme, daß es immerhin möglich sei, im Innern Afrikas eine „Rasse“ mit gespaltenen Füßen und eine andere „Nation“ mit langen Affenschwänzen aufzufinden. Protestiren müssen wir ferner gegen

die Aussage: „Bei allen Negern ist die Trunksucht heimisch“. Es ist leider Thatsache, daß die in Afrika lebenden Europäer den Eingeborenen in dieser Hinsicht mit dem schlechtesten Beispiel vorangehen, ebenso wahr aber, daß ich unter den wenigen Europäern viel häufiger Trunkene sah, als unter den Tausenden von Negern. — Ueber die Insel St. Thomé führt der Verfasser Citate von Dr. Baikin an, welche aber von Winwood Reade über Fernando Po herstammen. —

Es hieße die Geduld des Lesers auf eine unverdient harte Probe stellen, wollten wir jenes recht amüsante Prachtstück populär wissenschaftlicher Komik noch weiter und eingehender zergliedern; lassen wir es mit den wenigen Citaten, denen wir noch eine ganz stattliche Reihe aus anderen Blättern „zur Belehrung und Unterhaltung“ hinzufügen könnten, bewenden. Uns leitete hierbei nur der Gedanke, die Redaktionen derartiger Zeitschriften zu größerer Vorsicht in der Wahl ihrer Mitarbeiter anzuregen, damit nicht etwa nach dem Vorgange des Gesundheitsamtes und dessen Untersuchungen nach Verfälschungen von Lebensmitteln auch ein Censuramt nöthig werde, welches die Spreu vom Weizen zu scheiden und jene populäre Verfälschung der Wissenschaften zu verhindern und zu bestrafen hat. Erinnern wir uns an jenes, auch auf unseren Fall anwendbare Wort Maximilians: „Bücher sind Seelenfutter, auch die Seele kann Indigestionen bekommen!“ —

Warnecke's Heraldische Kunstblätter.

In alter Zeit, d. h. im fünfzehnten und sechszehnten Jahrhundert, da man Alles und Jedes künstlerisch auszubilden bemüht war, stand die Kunst auch im Dienste der Heraldik. Die aus einem praktischen Bedürfniß entstandenen und aus frühern Jahrhunderten überlieferten, ursprünglich einfachen Wappen, wurden damals in reichster Weise ausgebildet. Die bedeutendsten Künstler jener Zeit haben auf diesem Gebiete gearbeitet. — In den letzten Jahrzehnten ist man bekanntlich vielfach und mit bestem Erfolge bemüht, die Kunst unserer Vorfahren neu zu beleben. Nun werden auch die Wappen, welche ihren ursprünglichen Zweck — leicht verständliche bildliche Zeichen für einen Namen — freilich längst verloren haben und für uns meist nur ein bequemes Ornament sind, wieder in die Kunst und Kunstindustrie eingeführt. Die Heraldik, jetzt im Dienst der Kunst, beginnt wieder eine große Rolle zu spielen. Nun gilt

es auch bei der Bildung von Wappen wieder zu den alten Mustern zurückzukehren. Es handelt sich dabei nicht nur um das eigentliche Wappen, die Darstellung innerhalb des Schildes, sondern auch um die Schildform und die ornamentale Umgebung derselben. Unsere Künstler gebrauchen Musterbücher, nach welchen sie sich bilden, Vorbilder, welche sie gelegentlich nachbilden können. Diesem Bedürfniß zu genügen, gab vor einigen Jahren der bekannte Heraldiker A. M. Hildebrandt, ein „Heraldisches Musterbuch", gleichsam ein Lehrbuch der heraldischen Ornamentik heraus, welches sehr praktisch und gut ist und seinen Zweck vollkommen zu erfüllen geeignet ist. Eine willkommene Ergänzung zu diesem Werke sind die „Heraldischen Kunstblätter", welche Friedrich Warnecke (im Verlage von C. A. Starke in Görlitz) herausgibt, und von welchen die erste Abtheilung mit 100 Darstellungen auf 26 Blatt vorliegt. Es enthält eine Sammlung interessanter Wappendarstellungen der bedeutendsten Künstler des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts, eines Schongauer, Israel van Mecken, Albrecht Dürer, Burgkmair, Kranach, Holbein, Beham Virgil Solis, Jost Amman ꝛc. in Holzschnitt, Kupferstich und Handzeichnungen, in vollkommen getreuen, mittels Photographiedruck (aus der Anstalt von A. Frisch in Berlin) hergestellten Reproduktionen. Ein erläuternder Text gibt kurze Nachricht über die Meister, die zu Grunde gelegten Originale und die Bedeutung der Wappen. Es ist eine reiche Fundgrube für Wappendarstellung und Ornamentik überhaupt, ein Werk, welches des eifrigsten Studiums unserer Künstler in jeder Beziehung werth ist. Da die hier gegebenen Wappen aber zugleich Werke hervorragender Künstler, die zu Grunde gelegten Originale zum Theil sehr selten sind, ist das vorliegende Werk auch für Sammler und Kunstforscher nicht ohne Werth. R. Bergau.

Eine deutsch-konservative Heerschau.

(Aus Baden).

Auf den 2. Oktober d. J. war eine Zusammenkunft von hervorragenden Führern und Vertretern der deutsch-konservativen Partei aus den süddeutschen Staaten nach Bruchsal einberufen. Die Versammlung war eine geschlossene und trug durchweg einen vertraulichen Charakter. Das Organ der Badischen Deutsch-Konservativen, die „Badische Landpost", gibt aber einen ausführlichen Bericht über die Versammlung, und wir meinen, es möchte für weitere Kreise, insbesondere auch im Norden unseres Vaterlandes, immerhin von einigem In-

teresse sein, Näheres über dieselbe zu vernehmen, vor Allem deshalb, weil man in Bruchsal die Gefolgschaft der Partei in den einzelnen süddeutschen Ländern Revüe passiren ließ und mithin diese Zusammenkunft sich wesentlich zu einer deutsch-konservativen Heerschau gestaltete. Unsere Deutsch-Konservativen, dieser Benjamin unter den politischen Parteien der Gegenwart, haben bereits gewußt, die Welt mit so viel Lärm über ihre Existenz und ihre Leistungen zu erfüllen, daß man sie gewiß gerne einmal in Parade defiliren sieht. Zahl, Haltung, Ausrüstung der Truppen, Befähigung und Chargenstellung der Offiziere notirt man. Wie es um den Troß beschaffen ist, was die Marketender- und Bagagewagen führen, wie die Nachzügler und Marodeurs dreinschauen, kann sich dann Jeder vorstellen, ohne daß er seine Phantasie besonders anzustrengen hätte. Doch zur Sache.

In Bruchsal waren im Ganzen 51 Männer aus den verschiedensten Lebensstellungen erschienen und zwar aus Baiern 9, darunter 4 aus der Pfalz, aus Würtemberg 12, aus Hessen und Frankfurt 3 und aus Baden 27. Als geistiger Leiter der Versammlung erscheint Oberkirchenrath Dr. Mühlhäußer, der kluge, vielgewandte geistlich-weltliche Agitator und Pfarrer von Wilferdingen (Baden). Das Präsidium führte Direktor Fetzer aus Stuttgart. Zunächst erstatteten einzelne Herren aus den verschiedenen süddeutschen Ländern Bericht über den Stand der konservativen Sache in ihrer Heimath. Ueber Baden referirt Freiherr v. Göler aus Karlsruhe: Die noch vor zwei Jahren lediglich als rein kirchlich-pietistische Gruppe angesehene konservative Partei werde jetzt als Glied einer großen deutschen Partei betrachtet. Eben diese Gründung der deutsch-konservativen Partei für das ganze Reich habe die Partei in Baden zu einigem Ansehen gebracht. Nebst diesem und noch mehr hätten dazu die gewerblichen, sozialen und politischen Verhältnisse beigetragen; „denn je mehr saure nnd bittere Früchte unseres liberalen Regiments dem Volke in den Schooß fielen, desto zugänglicher ist dasselbe natürlich für eine gesunde, konservative Politik geworden. Es sind dies vor Allem die industriellen (hört! hört!) und landwirthschaftlichen Kreise."

Baiern wird von einem Herrn Müller (Pfarrer?) aus Mörlbach vorgeführt, und zwar in recht naiver Weise. Man höre: „Es dünkt uns, wir Baiern hätten es am allerschwersten. Die Städte sind, wenn man es deutsch sagen will, in den Händen der Reformjuden. Erfolge bei Wahlen können wir hier nicht nachweisen und wir müssen uns deshalb vor der Hand darauf beschränken, zu zeigen, daß wir da sind. Bei Stichwahlen haben wir den Fortschrittsleuten gegen die Sozialdemokraten zum Sieg verholfen. Es wäre vielleicht besser gewesen, die Liberalen in den sozialdemokratischen Hexenkessel fallen zu lassen; aber wir Konservative sind eben seelengute Menschen."

Die kleinen Städte seien entschieden in der Hand der Liberalen, der bairische Bauer sei „ganz konservativ", aber er stehe unter dem Banne des liberalen Doktors, Apothekers u. s. w. Die Regierung sei gegen die Konservativen, das erschwere die Arbeit. Immerhin sei in der Masse des Volkes ein Grundstock gewonnen. „Aber wir leiden noch an einem sehr großen Fehler: unsere Führer sind Adelige und Pfaffen, wenige Juristen, Fabrikanten Bürger." Schade, daß die „Landpost" nichts über den Eindruck dieser Rede sagt. Derselbe muß theils erheiternd, theils aber auch sehr verblüffender Natur gewesen sein. Ein anderer Herr aus Baiern, Erbgraf von Rechtern-Limpurg, fühlte, wie es scheint, das Bedürfniß einer ergänzenden Hinzufügung. Er weist auf die Schwierigkeiten hin, welche die Stellung zu den Katholiken verursache. „Vor der Hand könne man noch nicht mit ihnen gehen. Wenn dies anders werde, so hätte man große Erfolge zu erwarten." Auch naiv! Ja, diese bairischen Konservativen! Nur erst die Maigesetze ein klein bischen revidiren, „und es wird sich schon mache, ich mein's ja so gut; unser Herrgott wird wache, daß mer z'amme uns thut!"

Folgt Würtemberg. Wenn doch — so klagt ein Herr Schmidt (Diakonus?) aus Stuttgart — wenn doch nur die würtembergischen Liberalen auch recht liberal wären, dann stände es auch bei uns Konservativen besser! Die Zustände in Würtemberg seien immer etwas konservativ gewesen, die dortigen Liberalen nennten sich „deutsche Partei", die Regierung stehe in einem juste milieu, sie sei liberal, mache aber „keine Profession von ihrem Liberalismus"; das Volk sei „im Ganzen" konservativ, scheue sich aber, sich einer Partei anzuschließen. „Finden wir immerhin im Volke Anklang, so fehlen uns dagegen die Offiziere. Unsere Beamten stehen im Bann des Liberalismus und die Adeligen halten sich reservirt."

Hessen erfährt Würdigung durch Dr. Rieger aus Darmstadt: Gegenüber dem Regiment der Jahre 1850—1872 hätten die Liberalen günstiges Spiel gehabt. Seit 1874 sei die neue Aera eingetreten, aber die Gegensätze ständen sich nicht scharf gegenüber. Die 3 Provinzen des Landes seien innerlich und äußerlich ganz verschieden und hätten untereinander wenig geistige Fühlung. Das überrheinische Gebiet „ist reich und behaglich, trinkt viel Wein und hat viel Aufklärung." Man treffe daselbst „eine Anzahl christlicher, religiöser Landleute", die man aber erst für das politische Leben gewinnen müsse. „Hier wäre erst der Anfang eines konservativen Lebens anzuregen." In der Provinz Starkenburg sei man „natürlich" von der Residenz abhängig, soweit man es nicht vom Mainzer Stuhl sei. „In Darmstadt ist die konservative Sache in den ersten Anfängen." In Oberhessen stehe es besser, da zählten bei der Reichstagswahl die konservativen Stimmen nach Tausenden; dort seien

Agenten, eine Parteikasse und ein eigenes Blatt, der „Volksfreund.“ Hier sei ein Anhaltspunkt, an den sich die weitere Entwicklung anzuschließen habe.

Schließlich wird die Pfalz in's Gebet genommen durch Redakteur Fleischmann aus Kaiserslautern: Die Konservativen seien eine anerkannte Partei. „In den Städten müssen wir freilich die liberale Bourgeoisie hoffnungslos aufgeben; diese kann nur durch die wachsende Sozialdemokratie mit der Zeit geheilt werden. Unser Streben muß sein, den Landleuten ihren Konservatismus zum Bewußtsein zu bringen. Eine erhebliche Anzahl der tüchtigsten Fabrikanten steht auf unserer Seite. Nöthig ist, daß wir uns eine stramme Organisation verschaffen; dann können wir auf Fortschritte in der Pfalz rechnen.“

Soweit die Musterung. Sie konstatirt, einige Selbstberäucherung abgerechnet, lediglich nur das Eine, daß die deutsch-konservative Partei als leistungsfähiger Faktor allüberall, in Baden wie in Würtemberg, in Hessen und in Bayern nicht existirt. Die „Wenn und aber“, das Wünschen, Hoffen und Sehnen, aus denen sich die in Bruchsal vernommenen Reden zusammensetzen und die deren Inhalt bilden, können dem Politiker, der mit Thatsachen zu rechnen gewohnt ist, für die lebenskräftige Existenz der Partei nichts beweisen.

Ueber den zweiten Gegenstand der Tagesordnung: die engere Verbindung der deutsch-konservativen Parteien in den einzelnen süddeutschen Staaten — sprach zunächst Mühlhäußer. Treitschke, so führt der Redner aus, der vor etwa zehn Jahren erklärt habe, in Süddeutschland fehlten alle Anknüpfungspunkte für eine konservative Politik, sei durch die Thatsachen (?!) widerlegt. „Wir haben — so meint der Redner vorsichtig und fein — vor Allem Anschluß bei den religiösen Elementen unseres Volkes gefunden“, aber staatliche Dinge müßten staatlich betrieben werden. In dieser Beziehung seien zwei wichtige Schritte geschehen: Die Zusammenfassung der Gesinnungsgenossen in Deutschland zu einer Partei und die Gründung einer konservativen Presse. Redner leugnet die Solidarität mit dem alten Konservatismus, der bei uns in die schlimmste Bureaukratie ausgemündet habe. „Wir haben vielmehr Verwandtes mit den Altliberalen. Wir wollen die christliche Grundlage des Volks- und Staatslebens festhalten; wir wollen nicht aus der deutschen Art schlagen. Wir wollen die idealen Güter pflegen im Gegensatz zur treibenden Macht der Gegenwart, dem Egoismus. Unsere Aufgabe wird uns durch die Zersetzung des Liberalismus selbst wesentlich erleichtert, die gerade da am augenfälligsten sich zeigt, wo er, wie in Baden, am weitesten vorging.“ Doch sei eine bessere Organisation der Portei nöthig. In dieser Beziehung stellt Redner folgende Anträge: Jeder der konservativen Landesausschüsse in Süddeutschland soll einen Delegirten bestellen, damit diese Delegirten sich zur Verständigung

über die Angelegenheiten miteinander ins Benehmen setzen. 2. Jedes Jahr soll abwechselnd in einem der süddeutschen Länder eine deutsch-konservative Versammlung stattfinden.

In der Diskussion wurde die Frage einer strammeren Organisation angeregt, und ebenso die, „wie der Schein eines partikularistischen Strebens Norddeutschland gegenüber zu vermeiden sei. Wir finden diesen letzteren Punkt wichtig genug, um durch Unterstreichen des Satzes besonders auf ihn aufmerksam zu machen. Einen Kommentar beizufügen, erscheint unnöthig. Kurz, „eine förmliche Vereinsorganisation" wurde entschieden verworfen und die beantragte losere Verbindung gutgeheißen. Was das zweite Bedenken betrifft, so wurde auf die Thatsache hingewiesen, daß für die süddeutschen Konservativen gemeinsame Aufgaben insbesondere in Bezug auf die Presse vorliegen, welche nur gemeinsam befriedigend zu lösen seien, und um allen Mißverständnissen vorzubeugen, seien die norddeutschen Gesinnungsgenossen zu den Versammlungen jeweils einzuladen. Darnach wurden die Anträge Mühlhäußer einstimmig angenommen und sofort folgende Delegirte erwählt: Regierungsrath Luthard für Bayern, Direktor Fetzer für Würtemberg, Dr. Mühlhäußer für Baden, Graf Solms-Laubach für Hessen, Fabrikant Herf für die Pfalz. Weitere Delegirte für Frankfurt und Elsaß sollen später ernannt werden."

Schließlich wurde die Presse zum Gegenstand der Erörterung gemacht. Resultat: Einsetzung eines Preßkomité's, welches jährlich mindestens 4, schreibe und sage vier Flugblätter zur unentgeltlichen Verbreitung herauszugeben hat.

Das war die Bruchsaler deutsch-konservative Heerschau. Lieb' Vaterland, magst ruhig sein! Hr.

Literatur.

Homer und sein Zeitalter. Eine Untersuchung über die Zeit und das Vaterland Homers von **W. E. Gladstone.** Autorisirte deutsche Ausgabe von Dr. D. **Bendau.** Jena, H. Costenoble. 1877.

Der Verfasser ist der ehemalige englische Minister Gladstone. Sein Werk ist „in dem Glauben entstanden, daß nunmehr die Zeit herangenaht sei, Homers Gesänge durch ihre eigene innere Evidenz mit den Ereignissen und Personen, von denen man jetzt aus anderen Quellen (er meint die Werke der Aegyptologen und Assyriologen, sowie die Funde Schliemanns) weiß, daß sie schon annähernd

bestimmten Perioden der Urgeschichte unseres Geschlechts angehört haben, zu verknüpfen." Seine Arbeit soll „eine vernünftige Reaktion gegen die widersinnigen Ausschreitungen und Verirrungen des Zweifels" sein. Er ist der Meinung, daß die homerischen Gesänge nicht blos in dem Sinne historisch sind, als sie uns Bilder aus der ältesten Kultur der Griechen und anderer Nationen geben, sondern auch insofern, als in ihrer Erzählung vom trojanischen Kriege ein fester Kern von Geschichte liege. Er hat früher schon sich dahin ausgesprochen, daß zu vermuthen, Homer habe kurz nach dem Kampfe um Ilion und vor der Eroberung des Peloponnesos durch die Dorer gelebt. Er glaubt diese Ansichten jetzt bis zu einem gewissen Grade bestimmter beweisen und weiter ausführen zu können. Er thut dies in einer Abhandlung, die in zwei Theile zerfällt, von denen der erste aus vier Aufsätzen in einleitender Art über die Lage von Troja, über die Schliemannschen Funde, über den Wohnort Homers und sein Leben vor der dorischen Eroberung und über den Verfasser des Hymnus auf den delischen Apollo besteht. Seine Resultate sind hier folgende. Das homerische Troja hat beim heutigen Hissarlik, nicht bei Bunarbaschi gelegen; es ist also eine Oertlichkeit vorhanden, die der Hauptsache nach und in bestimmter Weise mit der von Homer gegebenen Schilderung übereinstimmt. Der Zustand der Künste und Sitten in den Schilderungen der Ilias entspricht in wesentlichen Dingen den Entdeckungen, die Schliemann bei seinen Ausgrabungen bei Hissarlik gemacht hat. Homer ist ein europäischer, kein asiatischer Grieche gewesen, und er hat vor der Invasion der Herakliden gelebt; denn er sang für sein Brot, er mußte sich deshalb im Einklang mit der öffentlichen Meinung halten, er rühmt vorwiegend die Achäer, diese aber waren nach jener Invasion ein unbedeutender Theil des griechischen Volkes. Der Name der Dorer wird von ihm nur zweimal erwähnt, derjenige der Ionier in beschimpfender Weise (die das Gewand schleppenden), vom äolischen Stamme weiß er gar nichts. Er hat nur eine geringe Kenntniß von Kleinasien, weil es nicht Schauplatz des Krieges um Troja ist. Er gedenkt nicht mit einem Worte des großen Ereignisses der Wiederkehr der Herakliden. Der Hymnus auf den delischen Apollo kann den Dichter der Ilias nicht zum Verfasser haben.

Im zweiten Theile versucht der Verfasser darzuthun, daß in den Gesängen Homers Gegenstände als Thatsachen geschildert werden, welche sich anderen Thatsachen anreihen, die durch das Studium der ägyptischen Denkmäler in helles Licht gestellt worden sind, und daß wir eine große Anzahl von zerstreuten Andeutungen über Homers Bekanntschaft mit dem Osten und namentlich mit ägyptischen Ereignissen und Zuständen sowohl in seinen Anschauungen von der Welt, als auch in seinen gelegentlichen Bemerkungen besitzen, woraus dann ge-

folgert wird, daß die Ansicht viel Wahrscheinliches habe, die Hauptaktion habe der Iliade und das Leben Homers zwischen bestimmte historische Grenzen stelle. Der Untergang Troja's hätte nämlich nach den ägyptischen Monumenten zwischen 1316 und 1307 stattgefunden. Wir können der Beweisführung des Verfassers, der eine große Belesenheit in der deutschen, französischen und englischen Literatur über die Pharaonenzeit entwickelt, nicht folgen. Wahrscheinlich, daß er in einigen, möglich, daß er in vielen Punkten Recht hat, unbedingte Gewißheit kann er uns, wie er übrigens selbst eingesteht, in keinem geben, und oft scheint er uns von dem Reize, den die Entzifferung der Spuren der Urzeit übt, geblendet, Hypothesen auf Gründe zu bauen, die selbst wieder Hypothesen und zwar solche auf hypothetischem Unterbau sind.

Zur Geschichte des Gaudeamus igitur von Gustav Schwetschke. Halle, G. Schwetschke'scher Verlag, 1877.

Die Lieder der deutschen akademischen Jugend sind ein Spiegelbild der deutschen Geschichte und Kulturentwickelung und so auch das Gaudeamus, das Festlied der deutschen Musensöhne seit mehr als hundert Jahren. Darum hat auch die kleine vorliegende Schrift ihre Verdienste. Viele tüchtige Männer, so Hoffmann v. Fallersleben, Ellisen in Göttingen und Creizenach in Frankfurt, haben sich angelegen sein lassen, die Geschichte dieses „Liedes der Lieder“ der deutschen Commersbücher zu ergründen. Die Anregung zu allen diesen, allerseits mit großer Genauigkeit und Gelehrsamkeit unternommenen Forschungen hat aber doch Gustav Schwetschke, der Verfasser und Herausgeber dieser Schrift gegeben, und es ist daher auch gerechtfertigt, daß er das Ergebniß der bisherigen Forschungen — abgeschlossen sind sie keinesfalls — zusammenstellt und durch seine eigenen ergänzt und berichtigt. Hiernach sind die häufigen Anspielungen auf „Gaudeamus singen“ und dergl., die sich in Sebastian Brand's Narrenschiff, Codrus Urceus, Euricius Cordus und Hans Sachs vorfinden, ohne jede Beziehung auf unser Lied. Die ersten Spuren dieses Liedes weisen vielmehr auf französischen Ursprung (natürlich in lateinischer Sprache). Es tritt zuerst in religiösem Gewande in einer Handschrift vom Jahre 1267 auf; die zweite Strophe unseres heutigen Liedes ist hier fast wörtlich auf die zweite und vierte dieses erbaulichen Poëms „du mépris du monde“ vertheilt. Der Herausgeber des französisch-lateinischen Textes hatte keine Ahnung von dem deutschen Studentenlied, seine Version ist daher sicherlich glaubwürdig. Das Gaudeamus war in Deutschland sicher schon 1707, namentlich in Jena und Leipzig ein beliebtes Studentenlied. In einem handschriftlichen Jenenser Blatt vom Jahre 1776 ist das Lied, namentlich in den deutschen Strophen, die mit überliefert sind, obschon verunstaltet. Die heutige Version verdanken wir dem Halleschen Magister Kindleben, einem unglücklichen, durch Trunk, Liederlichkeit und widrige Schicksale verkommenen Menschen, der die schöne Schlußstrophe des Liedes in einer seiner besten Stunden frei geschaffen hat.

Verantwortlicher Redakteur: **Dr. Hans Blum** in Leipzig.
Verlag von **F. L. Herbig** in Leipzig. — Druck von **Hüthel & Herrmann** in Leipzig.

Auch ein renitenter Bischof.

Von W. Passauer.

Durch den ewigen Frieden zu Thorn vom neunzehnten Oktober 1466, der unter Erschöpfung beider Parteien dem dreizehnjährigen Kampfe zwischen den deutschen Ordensherrn und Polen ein faules Ende bereitet, war das Land westlich der Weichsel und Nogat, das Kulmerland, Marienburg, Elbing und das Bisthum Ermeland an Polen gefallen. Den östlichen übrigen Theil des Landes mit der Residenz zu Königsberg und dem Bisthum Samland empfing der Hochmeister Ludwig von Erlichshausen als polnisches Lehen. Der Hochmeister überlebte die Schmach und Schande seines Ordens nur kurze Zeit, und als er im Jahre 1467 starb, „erschrak der Orden gar sehr.“ Der langjährige, zum größten Theile mit Söldnerhaufen geführte Krieg hatte das Land verwüstet, entvölkert und verödet und den blühenden Wohlstand einzelner Theile auf lange Zeit vernichtet. Die Disziplin des Ordens war gelockert, sein Ansehn nach Außen aufs Tiefste gesunken. Der König von Polen, mißtrauisch jede selbständige Regung des Lehnsstaates bewachend, war im Geheimen darauf bedacht, den Rest des Ordenlandes seinem Szepter zu unterwerfen. Da mochte unter den damaligen Ordensgebietigern Niemand nach einem Amte lüstern sein, das statt Ehre und Ansehn, Reichthum und Einfluß, Schmach und Hohn, Demüthigung, Armuth und Entwürdigung verhieß. Der Comthur von Preuß. Holland, Heinrich Reuß von Plauen, ein Mann ohne gelehrte Bildung zwar, aber von Energie, Entschlossenheit und Erfahrung, übernahm die ihm zunächst übertragene Würde eines Statthalters und ward später am fünfzehnten Oktober 1469 von dem Ordens-Kapitel zu Königsberg einstimmig zum Hochmeister erwählt. Seine Thätigkeit war zufolge der traurigen Lage des Ordens eine dreifältige und zwar darauf hingewiesen, die innere Lage des

Landes durch Hebung des zerrütteten Wohlstandes und Herstellung der Ordensdisziplin zu heben, die ungeheuren Forderungen der Gläubiger, Söldnerhauptleute und auswärtiger Fürsten zu befriedigen und den Frieden mit dem Lehnsherrn aufrecht zu erhalten, ohne seiner Würde ein Haarbreit zu vergeben. Aber nur kurze Zeit — elf Wochen — verwaltete er das schwere Amt und starb am zweiten Januar 1470, die letzte emporragende Gestalt in den Tagen des Niederganges des Ordens, stets nur um das Beste des Landes, um seine Rettung und Erhebung besorgt, aber von dem Sturm der unglücklichen Zeit gebrochen. Nach ihm wurde der Großkomthur Heinrich Reffle von Richtenberg zum Statthalter und kurze Zeit darauf zum Hochmeister, als der dreißigste in ihrer Reihe, ernannt.

In demselben Jahre und Monate mit ihm war auch der vieljährige Freund des Hochmeisters, der Bischof von Samland, Nikolaus von Schöneck, „den man den alten Schlotterkopf nannte", gestorben. Das Domkapitel zu Königsberg wählte zu seinem Nachfolger den samländischen Domprobst Michael Schönwald und schickte Abgeordnete nach Rom, seine Bestätigung vom Papste zu erbitten. Aber ein anderer Bewerber um die Stelle, der bei dem verstorbenen Hochmeister wegen seiner Klugheit und Energie in hoher Gunst gestanden und von ihm für diese Stelle in Aussicht genommen war, kam ihnen zuvor. Dies war Dietrich von Cuba. Ueber seine Herkunft und seinen früheren Lebensgang ist nichts bekannt. Die alte Chronik sagt von ihm: „er sei ein Docktor in beyden Rechten, ein gar geschickter, gelehrter, sinnreicher Mann gewesen, weiß, schön und subtiler Komplexion, daß (wie man spricht) Gott nichts an ihm vergessen". Zur Zeit des Ablebens des Nikolaus von Schöneck fungirte er bereits seit einigen Jahren als Prokurator und Referendarius des Ordens in Rom und stand bei den Päpsten Paul II. und Sixtus IV. in hoher Achtung. In der Geschichte des deutschen Ordens geschieht seiner die erste Erwähnung, als es sich bei seiner zeitweiligen offiziellen Anwesenheit in Preußen im Jahre 1469 um die Huldigung des Hochmeisters und um die, Seitens des Königs von Polen vom Orden verlangte Hülfe gegen den König von Ungarn handelte. Die Rathschläge, die Dietrich von Cuba dem Hochmeister auf dessen Ansuchen dazumal gab, zeigen von großem Scharfsinn bei Beurtheilung der einschlägigen verwickelten Verhältnisse, von treffendem Urtheil, aber nicht weniger von Eigendünkel und schulmeisterhaftem Bewußtsein seiner Ueberlegenheit. „Unangesehen der Welt Untreue und geschwinde gefährliche Läufe", schrieb er dem Hochmeister von Preuß. Mark aus, „dünket mich Noth zu sein, daß Ihr sondern Fleiß und Acht habet auf des Königs Schrift und Bothschaft und Euch nicht verdrießen lasset, einen Brief zwei oder dreimal zu lesen und alle Worte eigentlich zu merken, damit Ihr Euch desto besser in Antwort zu schicken wisset und Ihr

Euch nicht mit Worten oder Schriften verlaufet, denn ohne Zweifel wird Euch wie einem Hasen nachgestellt, zumal da kundlich ist, daß Ihr weder lesen noch schreiben könnt, wodurch vielleicht Ursachen zu Wege zu bringen sind, vermittelst welcher Ihr zu Ungnade kommen möchtet, Euch und unserem Orden zu unüberwindlichem Schaden, daß Alles Niemand besser verhüten mag, als ein verständiger Kanzler und Gelehrter, der geübt ist in der Welt Licht und Betrüglichkeit."

In zwei anderen Schreiben aus demselben Jahre von Thorn und Frankfurt a. d. Oder aus, räth Dietrich von Cuba dem Hochmeister die vom Könige berufene Versammlung in Petrikau, behufs Ableistung des Huldigungseides, nicht in Person zu beschicken, dem Lehnsherrn die Hülfe gegen Ungarn, wenn nicht anders durch leere, aber geschickte Ausflüchte zu versagen und sich zu hüten, das Anerbieten der Danziger, wieder zum Orden zurückzukehren, anzunehmen, weil die Danziger ihn leicht betrügen und beim Könige verdächtig machen könnten. Er möge dergleichen Anerbieten durch Notare aufzeichnen lassen, damit er solche dem Könige nöthigen Falls vorlege, um dergestalt „die Danziger mit ihrer eigenen Ruthe zu hauen."

Man erkennt aus dem Inhalt dieser Rathschläge, der Mann hatte das Zeug zu einem Diplomaten von Fach — ex ungue leonem! Vermöge ähnlicher Mittel, wie die in diesen Schreiben angepriesenen, und unterstützt von seinen vielseitigen Verbindungen am päpstlichen Hofe, gelang es ihm leicht die bischöfliche Würde in Samland für sich zu erhalten. Bevor noch die Abgeordneten des Königsberger Domkapitels in Rom angelangt waren, hatte er schon die päpstliche Bestätigung als Bischof in Händen und machte hievon dem Statthalter in Königsberg schleunigst Anzeige. Indem er mit der ihm eigenen Schlauheit seine Bewerbung um den bischöflichen Stuhl in Samland als im Interesse des Ordens begründet und lediglich durch das Andringen der Freunde des Ordens hervorgerufen, darzustellen wußte, bat er den Statthalter ihn in seiner vom Papste bestätigten Würde zu schützen und seine Ernennung gegen etwaige Widersacher aufrecht zu erhalten, erhob die einflußreichsten Mitglieder des Kapitels zu höheren Stellen und gewann den Sekretär des Statthalters, Notar Liborius Nacker durch ein verbindliches Schreiben für sich. Endlich machte er dem Statthalter weit aussehende Versprechungen in Betreff seiner Amtsführung, seines Eifers und Fleißes, den Gottesdienst im Bisthum wieder in Ordnung nnd Aufnahme zu bringen und erklärte, daß er für sein Stift „einen merklichen Ablaß erlangt habe, wodurch Ihr und Andere ihrer Missethaten in diesen Kriegen gereinigt, unser Stift gebessert und Ihr Alle absolviret werden sollt, die da Todschläge verübt haben und größere Sachen." — Dieser Ablaß war die Absalonslocke, an der das Verhängniß

ihn faßte; von ihm versprach er sich goldene Berge, aber nur ein Grabhügel ward ihm zu Theil. —

Durch dergleichen Versprechungen und gleisnerisches Gebahren, durch die Empfehlung der auf krummen Wegen gewonnenen Fürsprache des Deutschmeisters gelang es ihm die Einwilligung des Hochmeisters in seine Ernennung zu gewinnen, zumal dieser dringendste Ursache hatte, den Papst sich geneigt zu erhalten, und den wohlberechtigten Widerstand des Domkapitels gegen die Mißachtung des ihm zuständigen Wahlrechts zu unterdrücken. Im Oktober 1470 erließ Dietrich noch von Rom aus an die Geistlichen seines Sprengels das erste amtliche Schreiben als Bischof und bezog im Herbste 1471 den Bischofsitz in Fischhausen. Nichtsdestoweniger ward er „vom Hochmeister und Kapitel empfangen, wie man pfleget Einen anzunehmen und zu empfangen, den man nicht gerne will, sondern haben muß. Diesen Unwillen und Mißgunst merkte Bischof Dietrich, so ein kluger Mann war, gar wohl; er verbarg es aber gar fein und höflich und stellet sich äußerlich viel anders, denn es ihm umbs Herze war."

Der Ehrgeiz Dietrichs war durch die Uebertragung des Bischofsstuhles vorerst befriedigt. Er umgab sich mit allem Glanz und Prunk eines fürstlichen Daseins, wie er dasselbe bei seinen süddeutschen und italischen Kollegen kennen gelernt und beneidet haben mag. Die samländischen Bauern, Edelleute und Ordensgebietiger mögen große Augen gemacht haben, ob der Verwandlung, die sich seitdem in dem Haushalt der Bischofssitze zu Fischhausen (Bischofshusen) und Thierberg im Gegensatze zu den Zeiten des sparsamen, kränkelnden Amtsvorgängers Nikolaus von Schönek vollzog. Selbst des weiblichen Umganges wollte sich der neue Bischof nicht entwöhnen. Frau Margarethe von Frankfurt a. d. Oder, mit welchem Orte er in vielfacher Verbindung gestanden zu haben scheint, hatte ihn von Rom aus nach dem Strande der Ostsee getreulich begleitet, um mit ihm die Sorgen und Freuden seines Amtes zu theilen, seinem Haushalte vorzustehen und der Gastlichkeit seines Pallastes, die er als ein Mann von „subtiler Komplexion" in lockender Weise auszuüben verstand, besondern Reiz zu verleihen.

Aber „solche geschickte Köpfe ruhen nicht, je weiter sie kommen, je weiter sie denken." Kaum ein Jahr hatte er seines Amtes wahrgenommen, so schien es ihm in dem neuen Wirkungskreise zu enge zu werden. Sei es, daß das römische Leben ihn, wie jeden, der seine Zauber je empfunden, aus dem barbarischen Norden nach Süden lockte, sei es, daß die alten und neueingegangenen finanziellen Verbindlichkeiten ihn zwangen, auf neue Mittel und Wege zu

ihrer Abhülfe zu denken — kaum hatte er erfahren, daß der Hochmeister mit der Absicht umging, einen neuen Ordensprokurator am Hofe des Papstes zu ernennen, als er sich um diese Stelle auf das Dringlichste bewarb. Unter dem Vorgeben von allerlei Nachrichten, die er von Rom aus erhalten haben wollte und mit dem Versprechen, des Beste des Ordens aus allen Kräften wahrzunehmen, gelang es ihm, das Amt vom Hochmeister auf ein Jahr zu erhalten. Er trat Ende 1472 seine Reise nach Rom an. Ob ihn Frau Margareth auch auf diesem letzten Römerzuge begleitet, ist aus unseren Quellen nicht ersichtlich. In welcher Weise er in Rom für den Orden thätig war, mußte der Hochmeister zu seinem Verwundern bereits nach kurzer Frist im Februar 1473 erfahren. Der Bischof hatte nämlich vom Papste Sixtus IV., zwei Ablaßbullen nicht zum Nutzen des Ordens, sondern für seinen Bischofsstuhl ausgewirkt, „damit er etwas für seine getreue Dienste hätte, so er am päpstlichen Hofe geleistet und auch darumb, daß er sich desto stattlicher halten möchte in Annehmung seines Bisthums, das im großen Kriege merklich geschwächet war." — Von Rom aus richtete er an den Hochmeister die Bitte, ihm zur Auslösung dieser Bullen eine Summe von fünftausend ungarischer Gulden vorzustrecken. Der Hochmeister, der sich fortdauernd in der größten Geldverlegenheit befand, indem ihn namentlich der Hauptmann von Swynau in Soldau und die übrigen Soldgläubiger auf das Nachdrücklichste mahnten und der doch den Günstling des Papstes warm zu halten alle Ursache hatte, versprach, die bedrängte Lage des Ordens vorschützend, das Geld unter der Bedingung vorzuschießen, daß ihm wegen Rückzahlung desselben aus den Erlösen des Ablasses Sicherheit gewährt würde. Hierauf ging der Bischof nicht ein und ließ die Sache fallen. Er brachte das Geld anderswo auf und kehrte im Sommer 1473 mit den beiden verhängnißvollen Ablaßbullen nach Samland zurück.

In der ersten, aus dem April 1473 datirten Bulle ward den Einwohnern der Diözese Samland, einschließlich der Ordensmitglieder, weil das Olivenöl im Lande sehr theuer und die Armuth in der Diözese sehr groß sei, gestattet, in den Fastentagen Butter und Milchspeisen zu genießen, sofern sie durch Geschenke für die Wiederaufhülfe der Kirche Sorge trügen. In der zweiten, wichtigeren Bulle von demselben Datum wurde mit Rücksicht auf die geringen Einkünfte des Bischofs und um den Irrgläubigen, Schismatikern und Sündern die Rückkehr in den Schoß der Kirche zu erleichtern, denen, welche an bestimmten Festtagen in der Domkirche zu Königsberg beichteten, gegen Geschenke und Spenden Ablaß für alle Sünden, Verbrechen und Vergehungen, selbst in solchen Fällen zugesagt, die sonst dem römischen Stuhle allein vorbehalten waren.

Der Hochmeister ward durch die Nachricht von dem Inhalte dieser beiden Bullen, welche ihm der Bischof nach seiner Rückkehr selber mitgetheilt, auf das Empfindlichste betroffen. Während einerseits durch diesen an den Bischof unter so wohlfeilen Bedingungen neuertheilten Ablaß die Einkünfte aus den dem Orden selbst seit lange zustehenden Ablaßbrief- und Indulgenzverleihungen wesentlich verringert zu werden drohten, war andrerseits nicht unschwer vorauszusehen, daß der reichliche Gewinn, der dem Bischof aus diesem Ablaßgeschäft zufloß, den Einnahmen des in dauernder Geldverlegenheit befindlichen Ordens in gleichem Maße entzogen werden würde. Der solchergestalt argbedrängte und von dem Bischof schlau hintergangene Hochmeister ersuchte denselben daher unter Vorhaltung der nachtheiligen Folgen, welche aus der Veröffentlichung dieser Bullen dem Orden im Allgemeinen erwachsen müßten, wiederholt, mit der Bekanntmachung derselben wenigstens so lange zurückzuhalten, bis er sich mit seinen Gebietigern über die Sache berathen habe, „denn ir wol irkennet, ich meyns ampts ein knecht bin, darumb mir nicht gebirt, sulche sachen alleine uff mich zu laden."

Der Bischof ging auf diese Frist ein. Aber die dieserhalb auf den Tagfahrten zu Heilgenbeil am Himmelfahrtstage 1473, wo Georg von Schlieben im Namen der Stände für des Hochmeisters Meinung lebhaft eintrat, und später zu Caporn mit Zuziehung verschiedener Ordensgebietiger, des Großkomthurs Wilhelm von Eppingen, des Ordensspittlers Veit von Gich, des Trappirs Flach von Schwarzburg gepflogenen Verhandlungen blieben ohne wesentlichen Erfolg. Der Bischof wußte sich zu drehen und zu wenden und wich trotz schöner Worte und halber Zusagen, im Vertrauen auf den Beistand des Papstes und auf seine dem Orden gegenüber reordinirte Stellung, nicht von seiner Absicht, „tröstete sich seines Papsts und hoffte, er wollte des Hochmeisters Zorn wohl entsitzen." Auch der Vorwurf, daß er im eigenen Interesse die Einziehung des vom Hochmeister ausgeschriebenen Schosses in seiner Diözese untersagt habe, suchte er abzulehnen und jede genügende Zusage dieserhalb zu vermeiden, versprach aber beim Papste auszuwirken, daß dem Hochmeister die Hälfte des Ertrages aus dem Ablaß zugewiesen werden solle, sobald er selbst zuvor tausend Goldgulden eingenommen. Auf andere geringfügigere Beschwerdepunkte gegen ihn, ließ er sich entweder gar nicht ein, oder suchte in sophistischer Weise darüber hinwegzukommen. Kurz auch diese Verhandlung diente nur dazu, die Gemüther noch mehr zu entfremden „schieden nicht freundlich von einander und begeerten hieführo einer auf den andern zu grollen."

Von dem Landmeister von Liefland, der sich inzwischen mit Nachdruck über des Bischofs Habsucht, Eigennutz und Gewissenlosigkeit „in Vergessung seines Eides" aussprach, in seinem Widerstande befestigt und da der Ablauf

der Frist zur Befriedigung der Soldgläubiger bevorstand, ohne daß der spärlich einlaufende Schoß die Mittel dazu gewährte, berief der Hochmeister eine dritte Zusammenkunft der Landesritter nach Tapiau, um über die endliche Beilegung dieser ärgerlichen Angelegenheit zu berathen. Und noch einmal ward im November und Dezember 1473 beschlossen, den Bischof zu einer Einigung nach Königsberg einzuladen. Der stolze Prälat hielt, wie gewöhnlich von einigen Rathsherren vor den Thoren empfangen, in feierlicher Prozession, mit Kreuzen und Fahnen, unter Festgesang und unter Vorantragung der Ablaßbriefe und des Legatenhutes seinen Einzug in Königsberg. Aber am nächsten Tage erschien er nicht eher zu der auf dem Schlosse anberaumten Versammlung der Landesritter und Ordensgebietiger, als bis ihn einige der versammelten Herren aus dem Bischofshofe abholten und auf das Schloß geleiteten. Dreimal wiederholte ihm der Hochmeister die Bitte um Bewilligung des Schosses und Aufschub der Verkündigung der Bullen, aber eben so oft wies der Bischof unter heftigen und beleidigenden Worten die billigen Forderungen zurück. Erst als die Landesritter, bewegt durch die Demütigung des Meisters, erklärten „so wollen wir den Hochmeister bei seiner Herrschaft behalten, wie sonst ein Meister gehalten worden ist und wollen daran Leib und Gut setzen“ und als Georg von Schlieben, Fritz von Luckau und Conrad von Egloffstein mit großem Eifer für des Hochmeisters Sache auftraten, erklärte der Bischof, er wolle zu einer andern Zeit den Schoß von seinen Unterthanen erheben lassen, nur in diesem Jahre müsse man ihn seiner Schulden wegen damit verschonen; er wolle auch die Bekanntmachung der Bulle noch einige Zeit aufschieben und den Ertrag des Ablasses mit dem Orden theilen, ganz aufgeben aber werde er seinen Anspruch nimmermehr. —

Damit endigte auch dieser Versuch, den Bischof zur Nachgiebigkeit zu bewegen.

Die geschilderten Vorgänge waren indeß in weitesten Kreisen, auch in Deutschland bekannt geworden und hatten dort allgemeine Entrüstung gegen den Bischof hervorgerufen. Der Landkomthur von Franken Melchior von Neuneck theilte dem Hochmeister im November 1473 die Stimmung des Ordens in Deutschland mit. Darnach verurtheilte man den Bischof aufs Härteste, weil er sein Prokuratorenamt auf die unehrlichste Weise gemißbraucht habe, um seinem Ehrgeize, seiner Hoffahrt und „Leibeswohllust“ zu fröhnen, mit Lug und Trug seine Legatenbriefe ausgewirkt, das Datum derselben gefälscht, sich bald diesem, bald jenem Fürsten verkäuflich als Geschäftsführer angeboten. Dazu habe er in Rom enorme Summen verschwendet und eine große Schuldenlast auf sich geladen. Die Ablaßbriefe hatten ihm eintausendachthundert ungarische Gulden gekostet. In Preußen selbst kamen nach und nach die

schwersten Anschuldigungen wider ihn zu Tage. Abgesehen davon, daß er die Kirchen-Verfassung ändere, den Hochmeister des Amtes zu entsetzen und dasselbe an sich zu bringen beabsichtige, habe er zu diesem Zwecke sogar einzelne Ordensgebietiger für sich geworben, unter dem Versprechen ihnen „große Aembter" zu geben und die Sache bei dem Papst leichtlich durchzubringen und zu erhalten. Er gedachte weiter, wo die Sache nicht auf diese Weise fortginge, so wüßte er, daß zu Rom bei Sanct Peters Nachkömmlingen umbs Geld nicht allein das, sondern das viel mehr ist, Himmel und Erde zu kauff und feil wäre. Derhalben entlehnte er von den Kirchen Geld, Gold, Silber und Kleinod, etliches nahm er mit Gewalt, auf daß er seine Sachen desto füglicher ausrichten möchte, dagegen dem Kapitel gelobende, wie er die Kirchen bei dem Papst zu großen Würden bringen wollte.

Zur Deckung seiner Schulden und Bestreitung der Kosten seines schwelgerischen Lebens hatte er nachweislich zwei kostbare Bischofsstäbe, eine Inful oder Krone, drei kunstvolle Brustbilder, den Fuß einer goldenen Monstranz, achtzig Mark Silber aus seiner Kirche entwendet und bei zwei Bürgern, Curt Hopsel in Königsberg und Jacob von Frecht in Danzig, für vierzehntausend preußische Mark versetzt, baare Geldsummen unterschlagen und gegen hundert Last Getreide verkauft. Dreitausend und zweihundert Dukaten hatte man ihm nach Rom geschickt — und doch betrugen seine dortigen Schulden allein noch gegen dreitausend Gulden.

Außerdem ward im Anfange des Jahres 1474 aus allerlei Anzeichen ruchbar, daß Dietrich Preußen bald zu verlassen beabsichtigte. Während er sich angeblich wegen der zu Fischhausen herrschenden Pest nach Domnau begeben hatte und dortselbst bei dem Ritter Conrad von Egloffstein aufhielt, bemühten sich die Freunde des Hochmeisters, vorzüglich Georg von Schlieben, sowie die Bischöfe von Dorpat und Curland wo möglich noch einen endlichen Vergleich mit dem Bischofe zu Stande zu bringen. Aber die Bemühungen dieser „Kompromißväter" blieben erfolglos. Der Bischof gab zur Verheimlichung seiner Absichten vor, er wolle nach Rom, um dort eine andere Bulle auszuwirken, welche dem Orden, wie der Kirche zum Vortheil dienen solle. Aber es ward gleichzeitig bekannt, daß seine eigentliche Absicht dahin ging, am päpstlichen Hofe gegen den Hochmeister wegen dessen Widersetzlichkeit gegen die Bulle Klage zu erheben. Diese seine Absicht wurde durch einen aufgefangenen Brief bestätigt, den er an den Kurfürsten Pfalzgraf Friedrich von Baiern gerichtet. Derselbe hatte nicht allein versprochen, ihn bei sich aufzunehmen und seine Sache am päpstlichen Hofe zu befördern, sondern auch andere Fürsten und Kardinäle für ihn zu diesem Zwecke zu gewinnen.

Soweit schien Alles für die Ausführung seiner hochfliegenden Intriguen

vorbereitet. „Es ist aber ein Herzeleid, daß Geld und Gut so ein feindselig Ding ist, daß es schwerlich unangefochten bleibet, wenn's gleich unserem Herrgott selbst zugeeignet wäre, ich will geschweigen einem Andern. Wem nicht zu sagen ist, dem ist auch nicht zu rathen, und was fort soll, das muß fort." —

Der Konflikt zwischen Hochmeister und Bischof war auf diese Weise im Februar 1474 bis zum Aeußersten gediehen. Hinter dem Hochmeister standen die Ordensgebietiger und der größte Theil des Landadels, auf Seiten des Bischofs ein Theil des von ihm durch Drohungen und Versprechungen gewonnenen höhern und niedern Klerus, einzelne Landjunker und vor Allem der intime und gleichgesinnte Freund, der Komthur von preußisch Holland Conrad von Lichtenhain. Das gemeine Volk zeigte sich wie allwärts und zu allen Zeiten indifferent, — seine Stimmung war von dem Erfolge abhängig, jedenfalls aber dem geistlichen Regimente mehr zugeneigt als dem weltlichen, das sich durch den neuaufgelegten Schoß die Gemüter entfrembet. Hätte der Bischof mit Ruhe und ohne Exzeß seinen Plan konsequent verfolgt, sich nach Rom begeben und von da aus die Hebel zur Durchführung seiner Absichten angesetzt — wer kann wissen, welchen Ausgang die Sache genommen. Aber sein starrer Eigensinn und die unabweisliche Nothwendigkeit, seiner finanziellen Bedrängniß wenigstens einigermaßen Abhülfe zu verschaffen, verleiteten ihn zu einem Unternehmen, mit dem er unter den vorliegenden Umständen Alles auf einen Wurf setzte und — sein Spiel verlor.

Am sechzehnten Februar 1474 erließ er, ohne Rücksicht auf des Hochmeisters Bitten und gegen alles Vermuthen aus dem Bischofshofe zu Königsberg an die andern Bischöfe und Prälaten des Landes eine Bekanntmachung seiner Ablaßbriefe mit der Bitte, dieselben durch die Pfarrer in allen Kirchen zu publiziren und das Volk zur regen Betheiligung an dem am nächsten Sonntage Judika in der Domkirche zu Königsberg zu ertheilenden Ablasse zu ermahnen. Der Erfolg war ein ungeheurer. „Als der Tag kam, da schneiete und hagelte das Volk zu, nicht allein aus Preußen, sondern auch aus allen umbliegenden Landen; da hatte man sehen sollen Leute einlegen und absolviren. Es fiel ein überschwengliches großes Geld, daß der Bischof möcht denken, wann der Tage im Jahre viel kämen, wollte er viel lieber Bischof zu Samland sein, denn Kardinal zu Rom."

Aber der Freude des Bischofs ward ein jähes und schmähliches Ende bereitet. Die Geduld des Hochmeisters war endlich erschöpft. Er hatte zudem aus einem aufgefangenen Briefe ersehen, daß der Bischof mit dem reichlichen

Ablaßgelde verkleidet zu dem Prior des Karthäuser-Klosters zu Paradies in Pommerellen und von da über Stettin oder Frankfurt an der Oder nach Rom zu flüchten vorhabe. Als nun Dietrich von Cuba Montags nach Judika im Bischofshause mit seinen Freunden bei der Tafel saß, die sicherlich nicht übel besetzt gewesen sein wird, „faßte der Hochmeister zu." Es kamen der Ordensspittler Veit von Gieh und Siegfried Flach von Schwarzburg als ungebetene Gäste zum Fest, bemächtigten sich des Wirths und des eingesammelten Ablaßgeldes mit Gewalt und führten den Bischof in festem Gewahrsam nach dem Schlosse zu Tapiau. „Dieweil er mit Güte nicht wollte, so mußte er mit Argem." Das Verfahren des Hochmeisters fand im Lande fast ungetheilte Billigung. Dieser letzte Schritt des trotzigen und übermüthigen Prälaten hatte augenscheinlich auch seine letzten Freunde von ihm abwendig gemacht.

Um nun sein Verhalten gegen den Bischof vor dem Papst Sixtus IV., dem Könige Kasimir von Polen und vor aller Welt zu rechtfertigen und in das richtige Licht zu stellen, ließ der Hochmeister sofort die angesehensten Edelleute aus Samland und die Bürgermeister, Rathsherren und die Gemeine der drei Städte Königsbergs aufs Schloß berufen und von ihnen eine notarielle Erklärung abgeben, in welcher Verfassung die Kirche, Städte und Gebiete der Diözese sich beim Anzuge des Bischofs befunden. Die Versammelten erklärten, daß das Land sowohl, wie Kirchen und Schlösser sich zur gedachten Zeit eines wünschenswerthen und gedeihlichen Zustandes erfreut hätten und der Bischof von den Einkünften derselben, wie es seiner Würde geziemt, aufs Anständigste habe leben können. Dieselbe Erklärung gaben auch die Domherren der samländischen Kirche ab. Dieselben beklagten sich gleichzeitig noch über die unverantwortliche Ausplünderung ihrer Kirchen und gaben ihre Beschwerden über den Bischof rücksichtslos mit der einstimmigen Bitte zu Protokoll, der Hochmeister möge der Vergendung ihres kirchlichen Eigenthums Einhalt thun, damit dasselbe durch des Bischofs zügelloses und unordentliches Leben nicht noch größere Verluste erleide.

Diese Zeugnisse, nebst einer ausführlichen Darstellung des Sachverhalts übersandte der Hochmeister dem Erzbischof von Riga als dem Metropolitan des Bischofs und bat um seinen Rath in Betreff seines weiteren Verhaltens in der Sache. Der Erzbischof durfte nun zwar in Anbetracht seiner Stellung das Verfahren des Hochmeisters nicht billigen. Doch ist zwischen den Zeilen seiner Antwort deutlich zu lesen, daß auch er dem Bischofe sein Schicksal von ganzem Herzen gönnte. Er giebt dem Hochmeister Rath, wie er sich dem Papste gegenüber zu verhalten und auf dem Wege des Rechts am zweckmäßigsten gegen den Gefangenen weiter vorgehen solle. Zur Rechtfertigung seiner Maßnahmen dem Papste gegenüber ließ der Hochmeister nun die

oben erwähnten Beschwerdepunkte ausführlich aufsetzen. Bevor jedoch diese Beschwerdeschrift nach Rom in des Papstes Hände gelangte, hatte dieser in Folge der ihm zugekommenen Gerüchte dem Abte in Pelplin bereits den Auftrag gegeben, über den Vorgang, seine Ursachen, und die dem Bischof zur Last gelegten Vergehungen, Ermittelungen anzustellen und darüber schleunigst Bericht zu erstatten. Während indeß der Hochmeister, in Folge der einander theilweise widersprechenden Rathschläge seiner Freunde schwankte und in Zweifel war, wie er in der Sache weiter zu verfahren habe, machte der im Gefängnisse zu Tapiau, nach etwa sechsmonatlicher Verhaftung erfolgte Tod des Bischofs nach dieser Seite hin ein unerwartetes, aber sicherlich nicht unwillkommenes Ende.

Ueber die Art und Weise des Todes des Bischofs ist etwas Gewisses nicht festzustellen. Die Chronik jener Zeit berichtet darüber Folgendes:

„Etliche wollen sagen, er sei endlich mit dem Kopf in ein Faß voller Abscheu gestoßen und also eines gräulichen Todes gestorben. Es ist dem aber nicht so. Da man ihn nach Tapiau bracht, ist er anfänglich nur in Bestrickung, doch in einem ehrlichen Gemache, als in vier Wänden (wie denen einer solchen Person geziemet) gehalten und ist nicht unglaublich zu vermuthen, wo er sich gedemüthigt, der Sachen wäre wohl Recht geworden. Es ist aber zu Tapiau auf dem Schlosse Einer zugleich Kaplan und Schreiber gewesen, ein hinterlistiger, tückischer, wankelmüthiger, böser Mensch. Dieser machte sich um den Bischof und besuchte ihn täglich. Dieweil er oft und fachen zum Bischof kam, begiebt sichs, daß der Bischof dem Kaplan gedenket, wie doch ein Weg möchte gefunden werden, daß er weg käme und des Gefängnisses erledigt würde. Hie funden sie einen Rath und wurden der Sachen eins. Nur weiß ich nicht, wie es munkelt und beginnet lautbar zu werden, was zwischen den Beiden in geheim und stille gehandelt und beschlossen war. Da nun der Kaplan siehet, daß es rauchen will, und der Senf, so er zugerichtet und gerieben hatte, ihm selbst in die Nase gehen möchte und vielleicht beißen, daß ihm die Augen übergehen würden, thut er eins und wendet sich zu seinen gewöhnlichen Stücken und beweiset seine Untreu und Wankelmuth, tritt zu der Herrschaft und verrieth den Fluchtplan des Bischofs. Da dies der Hochmeister hörete, erschrak er und bekümmerte sich hoch, doch beschickte er eilends seine Gebietiger, gehet mit ihnen zu Rathe und handelt aufs fleißigste, was hierinnen zu thun und zu lassen sei. Und ward beschlossen, daß man ihn in ein hartes Gefängniß führen sollte und Hungers lassen sterben. Denn sollte Unglück gelitten sein, so wäre ja besser, es litte ein Schuldiger, denn eine ganze unschuldige Gemeine. Also ward Bischof Dietrich von Cuba von zweyen dazu verordneten Kreuzherren heimlich in ein finsteres, böses Gewölbe geführet, mit

Händen und Füßen, kreuzweis behende an einer Mauer an eisernen Ringen gespannen, da er nach etlichen Tagen des Hungers, welches zwar der allerjämmerlichste Tod sein mag, gestorben. Man sagt, daß dies Gewölbe hart an die Unter-Sakristey der Kirche gestoßen. Nun ist vielleicht ein kleines oder dünnes Ritzlein in der Mauren gewesen, dadurch er wohl hat hören können, wenn die Sacrificia gewesen und die Pfaffen in der Kirchen gingen und klingen. Wenn man nun unsern Herrn Gott erhebet und dazu nach Gewohnheit mit Glocken klinget, soll er mit großer Stimme geschrieen haben, mit lateinischen Worten: Miserere, miserere, miserere, mei Deus! — Nach seinem Ableben ward die todte Leiche nach Königsberg geführet und wie man Bischöfe pfleget in allen Ehren im Thurm zu Grabe bestättiget. Auf diese Weise ist der feine Man umbkommen und hat ihn nichts in seine Grube gebracht, denn seine große große Klugheit, ingleichen sein Stolz und Uebermuth sammt des Kaplans Falschheit und Verrätherei."

So die Chronikenschreiber. Dasselbe Gerücht über des Bischofs Ende war gleich nach seinem im August 1474 erfolgten Tode im Lande verbreitet. Der Wahrheit desselben stehen jedoch mancherlei gewichtige Thatsachen entgegen. Der Hochmeister, der von diesem Gerüchte augenscheinlich gleichfalls sofort unterrichtet war, ließ, um den Angaben möglichst bald zu begegnen, die Leiche genau und öffentlich besichtigen und den Befund durch Notare und glaubwürdige Zeugen feststellen. Er machte dem Deutschmeister Melchior Meckau hievon am vierundzwanzigsten August 1474 Mittheilung. „Er habe, schrieb er ihm, den Bischof in seinem Gewahrsam, wie seinem Stande gezieme, mit Speise und Getränken wohl versorgen lassen; aber die Gewalt Gottes, mit der durch die herrschende Pestseuche das große Menschensterben im Lande immermehr überhand nehme, sei auch über ihn gekommen und der natürliche Tod habe ihn von dieser Welt genommen."

Es ist nun schwer zu glauben, daß sich der Hochmeister mit einer solchen lügenhaften Darstellung des Sachverhältnisses, um die Ehre des Ordens von dem Verbrechen rein zu waschen, bemüht haben sollte, da die Möglichkeit jedenfalls nicht ausgeschlossen war, daß der wahre Thatbestand auf einem oder dem anderen Wege dennoch an's Tageslicht gekommen wäre und ihn auf das Schimpflichste blosgestellt haben würde. Auch die angeordnete öffentliche Leichenbesichtigung läßt es füglich nicht annehmbar erscheinen, daß der Hochmeister, falls er sich nicht vollständig rein gefühlt, zu solcher Maßregel gegriffen haben sollte, da bei Erwägung der schweren Verantwortlichkeit und Peinlichkeit der vereidigten Notare, denselben eine absichtliche oder fahrlässige Fälschung des Sachverhältnisses nicht zugetraut werden kann. Endlich ist wohl zu bedenken, daß, wenn der Hochmeister sich seines Widersachers auf kürzestem Wege

hätte entledigen wollen, dies jedenfalls in minder qualvoller und in einer Weise hätte geschehen können, die auch den geringsten Verdacht eines gewaltsamen Todes ausgeschlossen hätte.

In das Reich der Fabel gehört jedenfalls auch das hiemit verknüpfte Gerücht, daß sieben zu falschem Zeugniß vom Orden erkaufte samländische Edelleute nach Rom gegangen wären, um durch ihren Eid von dem in natürlicher Weise erfolgten Tode des Bischofs Zeugniß abzulegen und den Papst hierüber zu besänftigen. Sie wären, erzählt die Chronik, als das Gegentheil ihrer Aussagen durch die Beichte der beim Tode des Bischofs betheiligten Ordensritter, offenkundig geworden, in Samland und Nadrauen allgemein verachtet worden. — Daß sieben angesehene Männer über eine Thatsache einen Eid abzulegen sich gemüßigt gefühlt haben sollten, bei der sie nicht Augenzeugen gewesen, ist ebenso unglaublich, als daß ein Beichtgeheimniß von so schwerer Bedeutung seinen Weg in die Oeffentlichkeit gefunden.

Ebensowenig giebt es endlich eine authentische Nachricht über den zornigen Ausspruch des Papstes: „Deleatur pessima illa nigra crux, maledictus enim ordo, ubi Laicus regit Clerum!“ den er, „sobald ein Geschrei des jämmerlichen Todes gen Rom kommen ist“ gethan haben soll. Er gehört mit dem Uebrigen in das Reich der Erdichtung, die sich bei solchen gewaltsamen Anläßen überall thätig und fruchtbar erweist und auf dem Boden der damaligen Kultur ein noch üppigeres Wachsthum als gegenwärtig zu entfalten wußte. Dazu liebt es der Volksmund zu jeder Zeit vage Ansichten zu formuliren und hervorragenden Persönlichkeiten in den Mund zu legen.

Zum Beweise, daß in Rom der Tod des Bischofs, als im natürlichen Verlauf der Dinge eingetreten, betrachtet und daselbst der ganze Handel als ein persönlicher Konflikt zwischen Bischof und Hochmeister aufgefaßt wurde, ist unzweifelhaft der Umstand anzunehmen, daß man daselbst zu weiteren Schritten in dieser Sache keine Veranlassung fand. Vielleicht hat auch der Bericht des Abtes zu Pelplin zu der versöhnenden Ansicht beigetragen, daß der vor Gesetz und Recht der Kirche nicht zu rechtfertigende letzte Schritt des Hochmeisters durch den Stolz, den Uebermuth und die hinterlistigen Pläne des Bischofs hervorgerufen sei und mit Nachsicht und Schonung beurtheilt werden müsse.

Wenigstens setzte man in Rom der Bestätigung des vom samländischen Domkapitel auf des Meisters Empfehlung zum Nachfolger des Bischofs Dietrich erwählten Kaplans des Hochmeisters und derzeitigen Ordens-Prokurators, Magisters Johannes Rehwinkel aus Stargard keine Schwierigkeiten entgegen. Derselbe blieb zunächst in seiner Stellung als Ordens-Prokurator, in Rom weil das Bisthum Samland durch Dietrich von Cuba so mit Schulden be-

lastet und verarmt war, daß der Neuerwählte vorerst nur wenig Beihülfe von daher zu erwarten hatte.

Volksmedizin.

Von Moritz Busch.

II.

Die Reihe von Rezepten und Manipulationen, nach welcher die letzten Heilmethoden im vorhergehenden Abschnitte hinüberleiteten, umfaßte die sogenannten sympathetischen Kuren, mit deren verschiedenen Arten die Leser nunmehr bekannt gemacht werden sollen. Sympathetische Kuren sind solche Versuche, Krankheiten zu heilen, bei denen äußerlich gar keine Beziehung der Eigenschaften des Heilmittels zu denjenigen der zu heilenden Person wahrnehmbar ist, häufig nicht einmal eine Einführung des Mittels in den Körper des Kranken oder eine Berührung des letzteren mit dem ersteren stattfindet, sondern vorausgesetzt wird, daß ein geheimnißvoller Zusammenhang des Menschenleibes mit gewissen Gestirnen, Pflanzen, andern Menschen u. d. und eine Wechselwirkung der in beiden verborgenen Kräfte bestehe, die man durch gewisse Handgriffe und Sprüche zu bestimmten Zeiten in Bewegung setzen, und durch welche man den Kranken von seinem Uebel befreien könne. Ferner ist bei ihnen gewöhnlich fester Glaube des Kranken an den Erfolg der Kur Hauptbedingung, und dieser Glaube scheint in der That bisweilen zu helfen, doch kann dies auch auf Täuschung beruhen. Häufig wird noch Anderes als unbedingt nothwendig oder doch sehr förderlich verlangt. Es wird u. A. für erforderlich erklärt, daß der zu Heilende während der Anwendung des Mittels drei Tage keinen Fremden ins Haus lasse oder neun Tage nichts aus der Wirthschaft fortgebe, was namentlich in Westpreußen und Franken Vorschrift ist. Mit Ausnahme des bei solchen Kuren häufig angewandten Besprechens oder Segnens muß sodann bei der Prozedur unbedingtes Schweigen herrschen, wenn sie gelingen soll. Ferner ist eine sehr gewöhnliche Bedingung die, daß die mit dem Kranken vorzunehmende Handlung von einer Person des andern Geschlechts vollzogen werde, die mit jenem überdies nicht zu nahe verwandt sein darf. Dagegen schreiben die Regeln bei manchen Arten dieses Zaubers vor, daß Arzt und Kranker denselben Taufnamen führen. Eine große Rolle spielen bei derartigen Heilversuchen die Zahlen Drei und Neun. Sodann gilt

unter den Tagen der Woche der Freitag und unter den Mondzeiten die des Vollmondes und des letzten Viertels für besonders günstig. Als die geeignetsten Stunden werden meist die unmittelbar vor Aufgang und die unmittelbar vor Untergang der Sonne fallenden und die Geisterstunde angesehen. Nur die Kuren, die sich an den Johannistag knüpfen, wo die Sonne auf ihrem sommerlichen Wendepunkte steht, werden in der Mittagsstunde vorgenommen. Hier und da gilt für recht Erfolg verheißend, wenn die Beseitigung von Krankheiten versucht wird, während die Begräbnißglocke läutet und ein Leichenzug vorüber kommt — die betreffenden Uebel werden gleichsam mit zu Grabe gebracht.

Die Art nun, wie bei sympathetischen Kuren verfahren wird, ist eine in den Einzelnheiten außerordentlich verschiedene; doch lassen sich die am häufigsten angewandten Methoden in gewisse Klassen bringen, von denen das Besprechen die verbreitetste und vielgestaltigste ist. Dasselbe besteht meist nur in der Beschwörung des Uebels durch einige Worte mit Hinzufügung gewisser Geberden oder Griffe: Kreuzschlagen, Anhauchen, Handauflegung und Ausspucken. Die Zaubersprüche, unter denen sich einige finden, die entschieden heidnischen Ursprungs und nur ganz oberflächlich christianisirt sind, schließen größtentheils mit der Formel: „Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen", und werden zuweilen dreimal hergemurmelt, wie denn in einigen Gegenden, z. B. in Ost- und Westpreußen, die ganze Prozedur dreimal, an zwei Abenden und einem Morgen, vor sich zu gehen hat. Manche von den Sprüchen, unter denen die ältesten eine kleine Erzählung, die in einen Zaubersegen ausläuft und an die bekannte Merseburger Formel: „Wodan und Phol ritten zu Holze" erinnert, enthalten, sind fast völlig sinnlos, indem man gewisse Ausdrücke ihrer ursprünglichen Fassung in späterer Zeit nicht mehr verstanden und willkürlich durch andere ersetzt haben wird, zum Theil wohl auch, weil im Verlaufe der Zeit mehrere Formeln in eine zusammengeflossen sind. Uebrigens gehört wie zum Hexeneinmaleins auch zu diesem Zauber eine gelinde oder starke Dosis Unsinn, und schließlich mußte sich die Sache gewöhnlich reimen und zwar selbst mit Gefahr, daß daraus etwas dem Sinne nach Ungereimtes entstand. In manchen Fällen werden die Zauberformeln aufgeschrieben und einige Zeit auf dem bloßen Leibe getragen, in andern muß der betreffende Zettel verschluckt werden. Ich lasse jetzt eine Anzahl charakteristischer Beispiele folgen.

Ein schwäbischer Fiebersegen lautet:

„O du, meine liebe Alte,
Schüttelt dich das Kalte,
So komm Hans Nickel und brenne dich;
So schüttelt dich das Kalte nicht."

Dieser Spruch muß auf ein Papier geschrieben und dieser Zettel muß drei Wochen am Leibe getragen' und dann verbrannt werden. Ein westfälischer Zauberspruch dieser Art heißt:

„Die Bienen ohne Lunge,
Die Störche ohne Zunge,
Die Tauben ohne Galle
Hilft für die siebenundsiebzig Fieber alle.
Im Namen Gottes, des Vaters u. s. w.

In Holstein schreibt man auf einen Zettel, den der Kranke verschlucken muß, mit köstlicher Naivität: „Fieber, bleib aus, N. N. ist nicht zu Haus."

Andere Beschwörungsformeln der Volksmedizin sind folgende:

Gegen die „englische Krankheit" (Skrofeln): „Engelske Krankheit, verswinn, wie de Dau an de Sünn, wie de Kukuk vaer den Saewenstern." (Schleswig-Holstein).

Gegen Nasenbluten:

„Loß regen, wenn es regen will,
Und lo dem Bach de Lauf,
Und wenn es gnue g'regnet hat,
So hörts von selber auf."

(Aargau). „Abek, Wabek, Fabek. In Christigarten, da stehen drei rothe Rosen, eine für das Gut, die andre für das Blut, die dritte für den Engel Gabriel. Im Namen Gottes, des Vaters" u. s. w. (Provinz Preußen).

Gegen stark blutende Wunden: „Auf unserm Herrgott seinem Haupt, da blühen drei Rosen, die erste ist seine Tugend, die zweite ist seine Jugend, die dritte ist sein Wille. Blut, steh' du in der Wunde stille, daß du weder Geschwürr noch Eiterbulen gebest. Im Namen" u. s. w. (Schleswig-Holstein). Zu Kerusalem stedd en Baum, der hodd drei Beere, eene heeßt Zobb, die anner Kobb, die dritte Bludsdropp. Blud, du sollst steh! Im Namen". u. s. w. Man spricht die Formel, indem man den rechten Daumen auf die Wunde drückt und zuletzt darauf bläst. (Westfalen). Man nimmt ein Reiß von einem Fruchtbaum und zwar so, daß man es herunterbiegt und von Abend gegen Morgen abschneidet, dann dreht man sich um und schneidet das andere Ende ebenfalls von Abend gegen Morgen schräg ab, drückt darauf das Reiß zweimal und zwar kreuzweise, auf die Wunde, so daß es mit Blut benetzt wird, und windet nun einen Leinwandlappen um dasselbe, der mit einem Faden befestigt wird. Beim Aufdrücken des Rüthchens auf die Wunde spricht man leise: „Ich ging Morgens in einen Thau, da begegneten mir drei heilige Jungfrau'n; die eine heißt Blutwölfe, die andere heißt Blutstölfe, die dritte heißt Blutstehestill. Im Namen" u. s. w. (Westfalen). „Blut, verlaß deinen Gang, wie unser

Herrgott den Mann, der im Gericht sitzt und ein falsches Urtheil spricht." (Schwaben). „Petrus un unse Herr Christ, de seeten an eenen Tisch, se gingen övern Weg fort, da stünn en Pool (eine Lache) Bloot. So as det steit, so schall du ok stahn, im Namen", u. s. w. (Lauenburg).

Gegen Mundfäule:

„Der heilige Hiob ging über Land,
Er nahm den Stab in seine Hand.
Warum bist du so traurig?
Weil mir mein Mund thut faulen.
So nimm das Wasser in den Mund
Und laß es laufen in den Schlund.
Im Namen," u. s. w.

Das muß an drei Tagen und zwar an jedem einzelnen dreimal gesprochen und bei der Erwähnung des Wassers jedesmal ein Schluck davon getrunken werden. (Schwaben).

Gegen die Gicht: Man geht an den jungen Schößling einer gefällten Eiche, der hier „Ekenhessen" genannt wird, und spricht:

„Ekenhessen, ik klag di,
All de riten Gicht de plagt mi;
Ik kann daer nich faer gaen,
Du kannst damit bestaen.
Den eersten Vagel, de äver di flügt,
Den gif dat mit in de Flucht
De näem dat mit in de Luft."

(Schleswig-Holstein). „Ich und der Fluß (Rheumatismus) und die Gicht, wir drei gingen zu Wasser. Ich trank, und der Fluß und die Gicht verschwand. Im Namen", u. s. w. Diese Worte werden kurz vor Sonnenaufgang stehend vor einem Gewässer gesprochen, und dabei wird dreimal getrunken. (Mecklenburg). „Hast du eins von den 77 Gichtern, so gesegn' ich dir's. Es gehen drei heilige Männer herfür: der erste ist Gott, der Vater, der zweite ist Gott, der Sohn, und der dritte ist das Marienkind, das dir deine 77 Gichter wegnimmt." Dies sagt man dreimal, nennt den Namen des Kranken und bestreicht ihn mit der rechten Hand. Vorher aber muß man ihm so viele Tropfen „Goldenthur" (Goldtinktur?) eingeben, als er Jahre zählt. (Würtemberg).

Gegen Verstauchung oder Verrenkung:

„Es ging ein Hirsch auf einer Haide,
Und lugt nach seiner Weide,
Stoßt sein'n Fuß an einen Stein,
Verrenckt ihm alle seine Bein.
Im Namen", u. s. w. (Schwaben).

„N. N. du hast dich verrenkt,
Die Juden haben unsern Heiland gehenkt.
Schad't ihm sein Hängen nicht,
So schad't dir dein Verrenken nicht." (Ebendaselbst).

Ein schwäbischer Spruch, der gegen Kopfschmerzen hilft, wenn man sich dabei mit beiden Händen den Kopf hält und den rechten Fuß in eine Krippe setzt, lautet: „In die Krippe tret' ich, das Hauptgeschoß heb ich; niemand ist, der mir helfen kann, als der Mann, der in der Krippe seine Ruhe fand. Im Namen", u. s. w. Ein anderer derartiger Segen aus der Umgegend von Reutlingen heißt: „Ich steh' auf Holz und seh' durch Holz, ich sehe durch einen grünen Zweig; Gott der Herr behüte mir meine Hauptscheit. Im Namen", u. s. w. Dabei muß man sich auf ein Bret stellen und durch einen Baumwipfel nach dem Himmel hinaussehen.

Im Harze heilt man die Flechtenkrankheit auf sympathetischem Wege, indem man früh Morgens, ehe man noch mit jemand gesprochen oder etwas gegessen hat, die Reime hersagt:

„De Schwale (Schwalbe) und de Flechte
De floge woll ower dat wille Meer,
De Schwale de kam wedder,
De Flechte nimmermehr."

Der „Haarwurm" (ein Ausschlag am Kinn) wird im würtembergischen Orte Pfullingen mit folgendem Segen gebannt: „Es ging ein Mann zacker auf einem rothen Acker, da zog er drei Färch (Furchen), da fing er drei Würm, der erst der war der Neidwurm, der zweit der war der Giftwurm, der dritt der war der Haarwurm. Da ging es dem Kindelein gut, und da war es gut." Zu diesen Worten müssen, wenn sie helfen sollen, noch drei Vaterunser und drei Segen gesprochen werden.

Ganz außerordentlich groß ist die Menge der Zauberformeln, mit denen man die Rose und den „Brand" bei Sympathiekuren bespricht, wobei ich bemerke, daß das Volk unter dem Ausdrucke „Brand" verschiedene Arten von Entzündungen versteht. Westfälische Sprüche dieser Art sind nachstehende: „Christus und Maria gingen über Land, sie sprach für diese Rose und für den Brand: Auswärts, Rietros, Flußros, Steckros, Brandros, Blarrros (Blatter- oder Blasenrose). Im Namen", u. s. w. „Rose, ich gebiete Dir, Du sollst stille stehen und nicht weiter gehen, Du sollst vertrocknen wie der Sproß am Zaun. Im Namen", u. s. w. „Es kamen drei Jungfern vom Berge herab, die eine pflückte Laub, die andere pflückte Gras und die dritte brach die Rose ab. Im Namen", u. s. w. Diese Beschwörung ist dreimal zu wiederholen, wobei die Rose jedesmal angeblasen wird. „Der Herr Jesus

und die Mutter Gottes die gingen über Land, da begegnete ihnen das wilde Feuer und der kalte Brand. Sie gingen wohl durch einen grünen Wald, da stand ein Stock in hellem Brand. Da sprach die Mutter Gottes: Liebster Herr Jesus, gebiete dem Wildfeuer und dem kalten Brand, daß er still steh und nicht weiter geh. Im Namen", u. s. w. In Schleswig-Holstein heilt das Volk die Rose, die hier „Helldink" heißt, mit folgenden Reimen: „Peter un Paul gingen äwer't Moor. Wat begegnet ärr daer? Helldink, Helldink. — Helldink, wo wult du hin? Na'n Dörp. Wat wult du daer? Kellen un schwellen un wehdoen. Dat schast du nü doen. Dat beſäel ick di in Gottes Namen." In Schwaben bespricht man Entzündungen von Wunden, während man sie mit der flachen Hand bestreicht, mit den Worten:

„Gott und Sankt Petrus gingen über Land
Sie sahen einen Brand.
Brand, Du sollst nicht hitzen,
Brand, Du sollst nicht schwitzen,
Brand, Du sollst nicht geschwären,
Bis die Mutter Gottes einen andern Sohn wird gebären.
Im Namen Gottes, des Vaters" u. s. w.

Aehnlich lautet ein Zauberzettel aus Würtemberg, auf dem wir lesen: „Unser lieber Herr Jesus Christ und Sankt Petrus, sie gingen mit einander aus über Land, sie sahen einen wilden und feurigen Brand, sie sahen ein Feuer brennen, es sitzen Leut' und Vieh darinnen. Unser lieber Herr Jesus streckte aus seine allmächtige Hand, er segnete den kalten und den warmen, den wilden und den feurigen Brand, daß er nicht weiter um sich fraß, bis Maria, die Mutter Gottes, eines anderen Sohnes genas." Ebenfalls aus Würtemberg stammt der folgende Spruch:

„Lorenz lag auf einem feurigen Rost,
Da kam unser lieber Herr Jesus mit seinem Trost,
Er kam mit seiner starken Hand
Und löschte den kalten und den warmen Brand."

Bei einem Flecken oder Fell auf dem Auge spricht der ländliche Zauberarzt in Holstein: „Daer seten dre Jüngfern an den Weg, de en de puest dat Sand uten Weg, de anner de puest dat Lov (Laub) vannen Boem, de drürr (dritte) de puest dat Mael von Oog." Aehnlich lautet ein Brandenburgischer Segen: „Es fielen drei Jungfern vom Himmel auf die Erde, die eine konnte segnen das Gras auf der Erde, die andere das Laub auf den Bäumen, die dritte das Fell vom Auge. Im Namen", u. s. w.

Im Lauenburgischen werden Warzen damit vertrieben, daß man scharf in den Vollmond sieht und spricht:

„Wat ick seh, dat steiht,
Wat ick striek, dat geiht.“

In Schwaben muß man zu jenem Zwecke in die Kirche gehen und Acht geben, ob etwa Zwei miteinander plaudern. Gewahrt man es, so muß man die Warze anfassen und sagen:

„Was ich sehe, ist eine Sünd',
Und was ich ergreife, das verschwind.“
Im Namen Gottes“ u. s. w.

Ein alter westfälischer Segen, mit dem man sich Zahnschmerzen wegschafft, lautet: „Petrus stand unter einem Eichbaum, da kam unser Christus und sprach zu ihm: Was fehlet Dir, Du bist ja so traurig? Da sprach Petrus: Warum soll ich nicht traurig sein? Meine Zähne wollen mir verfaulen. Sprach unser Herr Christus: Geh hin in den Grund, nimm Wasser in den Mund und spuck' es wieder in den Grund. Im Namen Gottes“, u. s. w. Eine andere Kur der westfälischen Volksdentisten ist folgende: Man geht an einen Hollunderstrauch, faßt ihn mit der Hand derjenigen Körperseite an, auf welcher einem die Zähne wehthun, und sagt: „Meine Zähne thun mir weh, ein schwarzer, ein weißer und ein rother. Ich wollte, daß sie sich verbluteten. Im Namen“, u. s. w.

Schwäbische Sprüche gegen die Kolik bei Menschen und Thieren sind nachstehende: „Jerusalem, Du jüdische Stadt, darin Jesus Christus gekreuzigt ward, daraus ist geflossen Wasser und Blut, das ist für Grimmen, Kolik und Darmgicht gut. Im Namen“, u. s. w. „Das walte Gott, ich weiß nicht, was Dir fehlt, und weiß nicht, was Dir ist; so helfe Dir der liebe Herr Jesus Christ! Hat dir's gethan ein Mann, so komme es denselben an! Hat Dir's gethan ein Weib, so fahre es in ihren Leib! Es haben's übersehen zwei böse Augen (Anspielung auf den Zauber der im „bösen Blick“ liegt) so übersehen dich drei gute. Der erste ist Gott, der Vater, der andere ist Gott, der Sohn, der dritte ist Gott, der heilige Geist, der helfe dir wieder zu deinem rechten Blut, Bein und Fleisch.“ „Ein alter Leibrock, ein alter Scheurenschopf (Scheunenschuppen), ein Glas mit rothem Wein — ei, Grimmen laß dein Grimmen sein.“ Dieser Spruch gehört mit seiner Sinnlosigkeit in die „schwarze“ Magie, die schneller als die weiße wirkt, aber sehr gefährlich ist. und deshalb darf man dabei nicht, wie sonst gebräuchlich, über kranke Stellen drei Kreuze machen und eben so wenig ist es erlaubt, dabei die drei höchsten Namen zu nennen; denn der Heilungsversuch mit dieser Beschwörung geschieht stillschweigend im Namen des Teufels.

Die westfälischen Volksthierärzte empfehlen folgende Kuren:

Gegen die Aufblähung oder „das dicke Werk“ beim Rindvieh: Man nennt

die Farbe des betreffenden Thieres, z. B. „Ein rother Ochse mit einem weißen Kopfe", desgleichen dessen Besitzer und spricht dann: „Unser Herrgott und Sankt Petrus gingen in den grünen Wald; sie suchten ein Kind und fanden ein Rind, das Rind hatte eine Qualster (Baumwanze, die als Ursache der Anschwellung betrachtet wird); Du sollst zerknaschen (zerknirschen), aber nicht verbeschen (zerbersten). Im Namen", u. s. w. Das ist dreimal, und zwar das dritte Mal mit einem Schlußamen zu sprechen. Ferner gegen dieselbe Krankheit: „Ich stand auf der Niederthür und sah gegen Sonnenaufgang und sah die Viehblatter unter der Zunge. Wo bist du, wenn du roth oder schwarz gebaut bist? Wo bist Du, wenn Du roth oder weiß gefärbt bist? Muß man es nehmen, daß du brichst und nicht zerbirst? Das befiehlt dir der liebe Herr Jesus Christ. Im Namen", u. s. w.

Gegen den Grind beim Rindvieh: Man geht an drei Morgen nach einander und zwar so, daß man mit dem letzten Freitage im abnehmenden Lichte anfängt, vor Sonnenaufgang stillschweigend nach dem Stalle, streicht dreimal mit der Hand von der Nase des kranken Thieres bis zu dessen Schwanz und spricht: „Guten Morgen, Zettern! Du sollst weichen vom Rindfleisch wie der Jude vom Schweinefleisch. Im Namen" u. s. w. Am dritten Tage sagt man am Schlusse der Formel dreimal Amen."

Gegen die rothe Milch der Kühe: „Eine rothe Kuh hab' ich gesehen, die hat Blattern im Kopf, im Maul und im Leibe. Daß sie so geehrt sei wie der Kelch und der Wein und das liebe Himmelsbrot. Im Namen", u. s. w.

Endlich gegen das Verfangen der Schweine: Man spricht: Dieses Schwein hat sich verfangen, unser Herr Christus ist gehangen; unser Herr Christus ist los vom Hangen, so ist dies Schwein los vom Verfangen." (Eine haarsträubende Naivetät!) Dabei wird das Thier dreimal vom Kopfe bis zum Schwanze gestrichen. Hat es sich im Wasser verfangen, so stellt sich der Zaubernde auf die linke Seite des Thieres, faßt dessen rechtes Ohr und sagt: „Hast du dich verfangen im Water, so helf dir Gott durch Marias Vater." Hat es sich im Winde verfangen, so spricht jener: „Hast du dich verfangen im Wind, so helf dir Gott durch Marias Kind." Hat es sich im Futter die Krankheit geholt, so sagt der Beschwörer: „Hast du dich verfangen im Futter, so helf dir Gott durch Marias Mutter."

Andere Zauberkuren, die wir den sympathetischen beizurechnen haben, sind: Das Abbinden, das Vergraben, das Abschreiben, Abstreifen, Abnehmen oder Messen der Krankheit.

Das Abbinden wird nur gegen Fieber, Kopfschmerz und Warzen angewendet und in verschiedener Weise vorgenommen. Beispiele sind folgende: Im Lauenburgischen wie in Mecklenburg wickelt sich der Fieberkranke einen

blauen Wollfaden neunmal um eine Zehe des linken Fußes und trägt ihn daran neun Tage; dann geht er vor Sonnenaufgang stillschweigend an einen Hollunderstrauch, bindet ihm den Faden um und sagt:

„Goden Abend, Herr Fleder,
Hier bring ik min Feber,
Ik bind' um di an
Un gah davan."
Im Namen Gottes" u. s. w.

Das Fieber wird also als dämonisches Wesen aufgefaßt, wie der Flieder- oder Hollunderstrauch als ein gutes, wohlthätiges und es wird an dem heiligen Strauch, dem es nichts anhaben kann, gefesselt, ein Verfahren, welches auch im Morgenlande üblich ist, wo man nicht selten fast alle Zweige eines Baumes Faden und Fetzen tragen sieht, mit welchen Abergläubische dort ihre Gebrechen in sympathetischer Weise angebunden und so von sich entfernt zu haben meinen. Warzen werden in Schlesien, im Brandenburgischen und in Hessen, wenn ich nicht irre, auch in Sachsen, dadurch weggeschafft, daß man über sie einen Zwirnsfaden dreimal kreuzweise in Knoten bindet und ihn dann unter einen Schweinetrog versteckt. Kopfschmerz entfernt man in der Mark damit, daß man sich einen Faden dreimal um den Kopf wickelt und ihn hernach in Gestalt einer Schlinge an einen Baum hängt; fliegt dann ein Vogel oder ein Käfer hindurch, so nimmt er das Kopfweh mit hinweg.

Das Abgraben wird meist beim Fieber, zuweilen auch bei Wunden, Warzen und schlimmen Augen vorgenommen. In Franken geschieht das in der Weise, daß man Haare oder Nägel von Fieberkranken in die Erde verscharrt. In Böhmen nimmt der Patient, während er einen Anfall hat, drei Gerstenkörner in die Hand und steckt sie dann in den Boden. Das Fieber geht dadurch auf die hiervon aufsprießenden Halme über, und man sieht, wie dieselben auch bei stiller Luft beständig von Schauern erzittern. In Tirol macht man in einen Faden soviele Knoten, als man Warzen hat, und vergräbt denselben dann unter der Dachtraufe. Gegen entzündete Augen hilft in der Provinz Preußen folgende Vorschrift: Man nehme stillschweigend neunerlei Kräuter, nähe sie in ein Stück „ungekrumpftes" (uneingelaufenes) Tuch mit einem Faden ein, den ein siebenjähriges Kind gesponnen hat, und der keinen Knoten haben, auch nicht vernäht werden darf. Dies wird nun wieder in rohe Leinwand gewickelt und neun Tage auf bloßem Leibe getragen, worauf man es an einem Orte zu vergraben hat, den weder Sonne noch Mond bescheint. In Schwaben heilt eine Schnittwunde ohne Schmerz und Gefahr, wenn man mit einem Eschenspahn hindurchfährt und diesen darnach an einer

Stelle einscharrt, die weder von der Sonne noch vom Mond beschienen werden kann.

Verwandt hiermit ist folgendes Verfahren, welches das Wesen der sympathetischen Kuren recht deutlich erkennen läßt. Hat ein junger Mensch einen Darmbruch, so schneidet man ihm ein Büschel Haare vom Wirbel, trägt es in einem reinen Tuche auf eine fremde Gemarkung und schlitzt dort einem jungen Weidenbaum die Rinde auf, in die man das Tuch mit den Haaren hineinstopft. Wächst der Baum wieder zusammen, so heilt auch der Bruch — behaupten die Altgläubigen im schwäbischen Dorfe Derendingen. Leidet jemand an Zahnweh, so muß ein Anderer, der aber mit jenem nicht blutsverwandt sein darf, stillschweigend auf der Nordseite eines Baumes, (der heiligen, weil im Norden die Götter wohnten) einen spitzen Spahn herausschneiden, damit in den kranken Zahn hineinstechen, sodaß er blutet, darauf den blutigen Spahn wieder in den Baum klemmen und die Rinde fest darüber drücken, damit er wieder verwächst, womit die Zahnschmerzen verschwinden. (Mecklenburg und Böhmen.) Die Verkettung der hierbei wirksamen Vorstellungen ist deutlich zu erkennen: der Krankheitsstoff geht nach dem Volksglauben auf den Baum über und verschwindet in dessen Lebenskraft.

Das Abschreiben, welches vorzüglich beim kalten Fieber angewendet wird, besteht darin, daß man den Namen des Kranken, sein Alter oder eine der üblichen Besprechungsformeln auf ein Stückchen Papier schreibt, welches jener dann essen muß. Auf einen von Wuttke erwähnten würtembergischen Zauberzettel ist dieses Rezept in Reime gebracht. Es heißt da nach einem Galimathias in biblischen Worten: „Christina Barbara, nimm dieß Stück ein, mit ein Stück Schwarzbrot und gut roth Glas Wein, das soll dir für deine Kindsmutter und Darmgicht gut sein.“ Bequemer und schmackhafter richtet man die Sache in Schlesien und der Provinz Preußen ein, wo man solche Formel nicht auf Papier, sondern auf ein Stück Butterbrot oder Honigkuchen schreibt und dieses dann verspeisen läßt. Immer aber muß die Prozedur schweigend vollzogen werden, und der Zaubernde muß anderen Geschlechts sein, als der zu heilende. Eine Verbindung dieses „Einpfropfens“, wie man das Verfahren in Böhmen nennt, mit dem Abschreiben muß es genannt werden, wenn man in Baiern den vollen Namen des Patienten auf einen Zettel schreibt und diesen in ein Loch steckt, welches man in einen „Fetberbaum“, d. h. eine Zitter- oder Silberweide gebohrt hat, und welches dann mit einem Holzpflocke zugekeilt wird.

Mitunter enthalten diese Zauberzettel auch recht schlimme, nicht blos einfältige Dinge. Wuttke erzählt z. B. aus Würtemberg folgende Anekdote. Einem Manne aus den höheren Ständen, der von heftigen Zahnschmerzen geplagt

wurde, schrieb jemand einen solchen Zettel und gebot ihm, denselben sofort in die Tasche zu stecken. Jener that wie ihm geheißen, und augenblicklich hörten die Zahnschmerzen auf. Voll Freude erzählte er es anderen Leuten, und als man ihn darauf fragte, ob er wisse, was auf dem Zettel stehe, nahm er ihn heraus und fand darauf die Worte: „In der Hölle sehen wir uns wieder.“ Entsetzt zerriß er das Papier, und im Nu hatte er seine Zahnschmerzen wieder.

Eine Art Abstreifen der angezauberten Krankheit scheint in einigen sonderbaren Weisen sympathetischer Selbstheilung zu liegen, z. B. in der ostfriesischen Sitte, bei Krankheiten durch eine Leiter oder durch eine Pferdehalfter hindurch zu kriechen. In gewissen Gegenden versucht man bestimmte Krankheiten auch damit zu kuriren, daß man den Patienten durch einen gespaltenen Baum zieht oder durch ein großes Astloch hindurchzwängt.

Das Abnehmen oder Messen, welches fast nur mit Leuten vorgenomen wird, die an der Auszehrung leiden, und im größten Theile von Mitteldeutschland unter den Altgläubigen im Gebrauch ist, besteht in folgendem Verfahren: Der Kranke legt sich platt auf den Boden hin, so daß er das Gesicht nach unten gekehrt hat, und streckt Arme und Beine aus, sodaß er ein Kreuz bildet. Dann wird er, gewöhnlich von einer Frau, mit einer Schnur erst der Länge nach, vom Scheitel bis zu den Fußsohlen, und hierauf in die Quer, d. h. von der rechten Mittelfingerspitze bis zur linken, gemessen. Stimmen die beiden Längen überein, oder weichen sie nur wenig von einander ab, so hat der Kranke „das rechte Maß“, und es ist ihm noch zu helfen; ist dagegen der Unterschied zwischen jenen groß, so ist keine Hoffnung mehr für ihn. Im günstigen Falle macht die Messende, nachdem sie das Maß abgenommen, gewöhnlich verschiedene Zeichen, namentlich das Kreuz, und bespricht den Patienten mit einem Segen, und dieser bekommt Wasser zu trinken, wozu er in Schlesien zu sagen hat; „Ich trinke für die Allmacht, für die Gotteskraft und für die 77 Seuchen im Namen Gottes u. s. w. Der Rest des Wassers wird dann in einen Fluß oder Bach geschüttet.

Ich bemerke zum Schlusse noch, daß die „klugen Schäfer“ und die „weisen Frauen“, die sich mit dieser Art Heilversuchen befassen, und die beiläufig keineswegs blos von einfältigem Bauernvolk, sondern auch, und zwar gar nicht selten, von recht vornehmen und „gebildeten“ Leuten konsultirt werden, für ihren Hokuspokus in der Regel kein Honorar verlangen, da ihre Sprüche, Ceremonien und Arzneien im entgegengesetzten Falle nichts helfen sollen. Indeß dürfen sie freiwillig dargebotene Geschenke annehmen. Man sieht, die Kunst ist stolz, auch gehört solche Anspruchslosigkeit in das Gebiet des Ungewöhnlichen und Unbegreiflichen und paßt somit aufs Beste zu dem ganzen Charakter des Verfahrens.

Aus der Heeresgeschichte des Osmanischen Reiches.

I.

Friedrich der Große, der den Werth einer Truppe ganz wesentlich nach dem Grade ihrer Disziplin bemaß, verweist in seinen nachgelassenen Schriften zweimal auf einen Ausspruch des Vegetius, der in Bezug auf die römischen Legionen äußerte, ihre Disziplin habe sie über die List der Griechen, die Kraft der Germanen, die hohe Gestalt der Gallier und über alle Nationen der Erde triumphiren lassen.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß eine Armee ohne Disziplin nicht nur für kriegerische Zwecke unbrauchbar ist, sondern auch mit der Zeit zersetzend auf den inneren Frieden einwirken und eine große Gefahr für jede staatliche Ordnung sein muß. Die Lehren der Geschichte geben vielfach Zeugniß dafür. Jene stolzen weltbeherrschenden Legionen erlagen und Rom zerfiel, als der Gehorsam aus ihren Reihen schwand und der Parteigeist in ihre Lager eindrang.

Ein ähnliches Beispiel geben die türkischen Prätorianer, die Janitscharen, die lange Zeit, als eine der vorzüglichsten Stützen des Ruhmes und der Größe des Osmanenreichs, den Schrecken Europas bildeten. Sie waren es, welche Konstantinopel eroberten, Belgrad und Rhodus erstürmten und den Halbmond unter die Mauern von Wien trugen. Als jedoch die Zuchtlosigkeit unter ihnen einriß und sie, allerdings durch die Schuld ihrer Gebieter, zu einer politischen Macht im Staate heranwuchsen, da hörten sie auf ihre Feinde zu schrecken, wurden vielmehr dem eigenen Lande zur Geißel, bis sie endlich ein entsetzliches Blutgericht erreichte. Immerhin blieben sie aber eine der interessantesten Erscheinungen, davon die Kriegsgeschichte zu berichten weiß, und da die türkische Armee in ihrer gegenwärtigen Verfassung aus dem Blute der Janitscharen erwachsen ist, so dürfte es wohl gerade jetzt nicht ohne Interesse sein, den Verlauf ihrer Geschichte einer kurzen Betrachtung zu unterziehen.

Unter den Begründern des türkischen Reiches war Sultan Orchan, Sohn Osman's, der erste, welcher sich mit Organisation des eroberten Landes beschäftigte und es sich angelegen sein ließ, Ordnung in die Regierung, die Verwaltung und vor allen Dingen auch in das Heerwesen zu bringen. Der Kern des Heeres bestand bis dahin aus den durch Lehnspflicht und Beutelust schwach zusammen gehaltenen Schaaren leichter Reiterei. Es fehlte vorzüglich an einem wohlorganisirten Fußvolk. Der Versuch, diese Waffe durch Errichtung einer Art von Lehnsmiliz, wie sie sich für die Reiterei in den Sipahi bis in die neueste Zeit erhielten, zu stärken, wurde bald wieder aufgegeben. Die Turkmanen erwiesen sich, in Folge ihres gewohnheitsmäßigen Nomadenlebens, zu

einem geordneten Kriegsdienst zu Fuß geradezu als untauglich. Dies veranlaßte den Sultan, sein Augenmerk auf die zahlreichen christlichen Unterthanen seines neuen Reiches zu werfen. Doch kein Ungläubiger durfte unter der Fahne des Propheten dienen. Wollte man nichtsdestoweniger die Christen zum Dienste heranziehen, so bedurfte es einer vorherigen Bekehrung zum Islam. Dies ließ sich jedoch nur bei Kindern mit Aussicht auf dauernden Erfolg durchführen. So ordnete denn Sultan Orchan zunächst einen allgemeinen Kinderraub an und ließ im Jahre 1330 tausend Christenknaben den Ihrigen mit Gewalt entreißen. Sie bildeten den ersten Stamm der Janitscharen. Selbstverständlich konnten diese Knaben nicht sofort dem Heere eingereiht werden. Wir werden später berichten, in welcher Weise ein mehrere Jahre währendes Noviciat sie in wahrhaft raffinirter Weise für ihren Beruf vorbereitete.

Was den Ursprung des Namens dieser neuen Truppe anbetrifft, so wird erzählt, daß auf Veranlassung des Sultans ein im Geruch der Heiligkeit stehender Derwisch Hadschi-Begtasch die Knaben für ihren kriegerischen Beruf geweiht und ihnen hierbei den Namen Jeni-Tscheri, d. h. die neue Truppe, gegeben habe. Zum Andenken an diese Weihe erhielt die Kopfbedeckung der Janitscharen jene sonderbare Form, welche sich von allen übrigen osmanischen Kopfbedeckungen durch einen nach hinten lang herabhängenden breiten Streifen unterschied und an dem herabhängenden weißen Aermel des Heiligen, als er seine rechte Hand segnend über die junge Truppe hielt, erinnern sollte. Jedenfalls war Begtasch zu allen Zeiten der Schutzpatron der Janitscharen.

Dieser Stamm erhielt einen weiteren Zuwachs durch die Christenkinder, welche bei den fortgesetzten Eroberungszügen theils als Kriegsbeute, theils als Geschenke den Großen des Reiches dargebracht wurden. Denn es gab eine Zeit, wo kein Pascha dem Thron des Großherrn zu nahen wagte, ohne sich durch eine solche Gabe seiner besonderen Gunst zu versichern. Um jedoch des Ersatzes immer sicher zu sein, sah man sich später genöthigt, jene erste Beraubung, als eine Art von Blutsteuer mit gesetzlichen Formen umgeben, zu wiederholen und eine regelmäßige Aushebung von Christenknaben anzuordnen. Nach den Vorschriften Selim I. war immer der fünfte Knabe der christlichen Bevölkerung dienstpflichtig und sollten, zur Vermeidung von allzugroßen Härten für Einzelne, gewisse Rücksichten genommen werden. Doch was im Interesse der Christen erlassene Hattischerifs auch selbst dann zu bedeuten haben, wenn es sich um Milderung der grausamsten Ungerechtigkeiten handelt, davon gibt die türkische Geschichte bis in die neueste Zeit Zeugniß. Bald kehrte man sich nicht mehr an die Vorschriften Selims, sondern nahm so viel Knaben, wie man brauchte, und ohne jede weitere andere Rücksicht, die schönsten, tüchtigsten und begabtesten natürlich zuerst. Während in der ersten Zeit noch Kinder von

6—7 Jahren eingezogen wurden, wählte man später nur Knaben von 10—15 Jahren aus. Daß noch anderweitige Mißbräuche sich mit der Zeit einschlichen, ist selbstverständlich. Die mit der Aushebung beauftragten Beamten machten dieselbe zu einem ebenso schändlichen wie einträglichen Geldgeschäft. Nicht genug, daß sie reichen Leuten gestatteten sich mit schweren Summen loszukaufen, zogen sie auch weit mehr Knaben ein, als ihnen gestattet war und verkauften sie für eigene Rechnung als Sklaven. Nach dem anfänglichen Gesetz sollten, wie sich das bei dem Kindesalter eigentlich von selbst versteht, nur ledige junge Leute eingezogen werden. Um nun der Aushebung zu entgehen, ließen die Christen ihre Söhne mit dem 8. 9. oder 10. Jahre schon heirathen. Das erwies sich jedoch bald als fruchtlos und um all dem Jammer zu entgehen blieben den Armen, die ihre Kinder nicht loskaufen konnten, nur zwei Mittel übrig: entweder der Uebertritt zum Islam oder die Flucht. Das erstere Mittel wollte jedoch schließlich auch nicht mehr vorhalten, weil mit der Zeit die Bekehrung zum rechten Glauben von den Sultanen mindestens nicht gefördert wurde, aus Furcht es würden am Ende keine Christen mehr übrig bleiben, die mit der Blutsteuer belegt werden könnten. Zuweilen machte sich auch der Widerwille gegen dieselben durch blutige Empörung Luft.

Leider muß jedoch auch bemerkt werden, wie in Folge des materiellen und moralischen Elendes, unter welchem die christliche Bevölkerung seufzte, der Widerwille gegen diese Einrichtung, namentlich in späteren Zeiten, nicht überall ein gleichmäßiger war. Es gab Aeltern genug, welche durch hohen Sold und andere Vortheile gelockt, ihre Kinder willig hingaben und nicht selten sehnten sich die jungen Burschen selbst nach einer Sklaverei, die ihnen Sold, Brod und schöne Kleider in Aussicht stellte. War es doch schon zu Ausgang des 16. Jahrhunderts dahin gekommen, daß die angesehensten Türken bittere Klage führten über die Menge von Christenknaben, welche jährlich nach Konstantinopel kämen, und mit der Zeit zu den höchsten Stellen am Hofe und im Staate gelangten, während ihre Söhne unbeachtet blieben. Ja es ging am Ende so weit, daß Türken, um nur der Gunst theilhaftig zu werden, ihre Kinder in die Janitscharen eingereiht zu sehen, dieselben den Christen übergaben, damit diese sie anstatt ihrer eigenen zur Bezahlung der Blutsteuer gebrauchen sollten.

Ehe wir jedoch das weitere Schicksal dieser ausgehobenen jungen Heerespflichtigen verfolgen, müssen wir noch einer ganz eigenthümlichen Erscheinung im Leben des osmanischen Reiches gedenken, darin bestehend, daß nicht nur die Armee sich in gedachter Weise ergänzte, sondern daß auch die Angestellten im Dienste des Hofes und der Staatsverwaltung fast lediglich aus ursprünglichen jungen Christensklaven bestanden. Zur Heranbildung derselben existirten zwei

Anstalten, die Pagenkammern des Serai und das Institut der Adschem-Oglan d. h. „der unerfahrenen Knaben“, letzteres als die eigentliche Pflanzschule der Janitscharen. Werden wir uns nun auch hauptsächlich mit diesen beschäftigen, so müssen wir, des besseren Verständnisses und der gegenseitigen Beziehungen wegen, doch noch einige erläuternde Worte über die Pagenkammern des Sultans sagen. Diese letzteren, in den vier Hauptresidenzen zu Adrianopel, dem alten und neuen Serai zu Konstantinopel und zu Pera vertheilt, rekrutirten sich ursprünglich aus den schönsten und befähigtsten Christenkindern, welche theils als Kriegsbeute, theils als Geschenke der Großen des Reichs, dargebracht wurden, später auch noch aus den für die Janitscharen ausgehobenen Christenknaben. Es war die Aufgabe der Pagenkammern die ihnen überwiesenen Zöglinge zunächst zu fanatischen Moslems zu erziehen und, je nach Geschick und Talent, zum Hofdienst, zur Verwaltung oder auch für die Leibwache des Großherrn die besoldeten Sipahis heranzubilden. Die Pagenkammern waren zur Zeit der siegreichen Feldzüge mit jungen Leuten aus allen Ländern der Christenheit überfüllt und die meisten Großveziere aus der Glanzperiode des türkischen Reiches haben durch jene Pagenkammern ihren Weg gemacht.

Die ganze Macht und Kraft in der Verwaltung und im Heerwesen beruhte sonach auf Leuten, die im christlichen Glauben geboren, zu Sklaven gemacht und zu fanatischen Moslems erzogen worden waren. Aus ihnen bildete sich eine Aristokratie, die nicht auf Besitz, nicht auf Vorrechte der Geburt, auch nicht einmal unbedingt auf Verdienst, sondern lediglich auf die Gnade des Großherrn begründet war.

Nehmen wir nun da den Faden wieder auf, wo er bei Mittheilung über die Art und Weise der Aushebung der Christenknaben unterbrochen wurde. War die Auswahl an den steuerpflichtigen Orten beendet, dann wurden die Knaben sogleich beschnitten, gleichmäßig eingekleidet und nach Konstantinopel gesandt. Dort suchte man wieder diejenigen heraus, welche man geistig und körperlich für besonders befähigt hielt und vertheilte sie unter die Pagenkammern des Serai. Die übrigen übergab man den Agas der Adschem-Oglan, welche sie zunächst bei Bauern oder Handwerkern unterbrachten, bei denen sie zu Moslems erzogen, die türkische Sprache erlernen und an tüchtige Arbeit, an Anstrengungen jeder Art, selbst an Entbehrungen gewöhnt werden sollten. Jährlich machten die Agas mit ihren Begleitern die Runde, um von diesen Knaben, je nach ihren Fortschritten und ihrer körperlichen Entwicklung, so viel nach Konstantinopel zu bringen, als das Interesse des öffentlichen Dienstes es erheischte. Dort wurden sie nun in Kasernen untergebracht und strenger militärischer Zucht unterworfen.

Die ganze Erziehung ging dahin, die künftigen Janitscharen an unbeding-

ten Gehorsam, an Abhärtungen aller Art zu gewöhnen und einen Corpsgeist heranzubilden, der seine Spitze in der Person des Großherrn hatte. Trotzdem ließ man ihnen im Verkehr nach Außen, namentlich am Beiramfeste, die Zügel wohl schießen, wenigstens galten die Adschem-Oglans in Konstantinopel für eine ausgelassene Bande, welche von der Bevölkerung, insbesondere der christlichen, fast noch mehr gefürchtet wurde, als die Janitscharen.

Zu eigentlichen Waffenübungen und militärischen Exercitien wurden diejenigen, die sich überhaupt für das Janitscharen-Corps tauglich erwiesen, erst dann herangezogen, wenn der Körper völlig ausgebildet und für das schwere Handwerk des Kriegers genugsam abgehärtet war. Schwächliche Naturen wurden in den Gärten des Großherrn oder überhaupt zu den Diensten im Serai verwendet. Nach vollständiger militärischer Ausbildung erfolgte dann die Aufnahme unter die Janitscharen, was in der ersten Zeit gemeiniglich nicht vor dem 24. Jahre geschah.

Was waren nun die Erfolge dieses raffinirtesten aller militärischen Erziehungssysteme? Man vernichtete in den jungen Leuten jede Erinnerung, die sie an den Ursprung ihres Daseins noch hätte fesseln können, man erfüllte ihren Geist mit einem hochgradigen Standesbewußtsein, jedoch verbunden mit unbedingter Hingebung für ihren Gebieter, und durchtränkte ihr Gemüth mit einem blutigen Fanatismus, der jedoch zuweilen in Unbändigkeit und wilden Trotz ausartete und nicht nur ihre Feinde, sondern am Ende selbst ihre Herren zittern machte.

War der Adschem-Oglan zum Janitscharen befördert, so trat er vorerst nur als dienender Bruder in die Rotte ein, der er zugewiesen wurde. Als solcher hatte er die Verpflichtung, den älteren Janitscharen alle jene kleinen Dienste zu leisten, welche das gemeinschaftliche Leben in Krieg und Frieden mit sich bringt. Unbedingter und schweigender Gehorsam war auch hierbei, wie in ihrer ganzen Existenz, das erste Gesetz. Die Soldverhältnisse regelten sich nach besonderen Verdiensten oder der Zahl der Dienstjahre der Einzelnen, so daß die älteren Janitscharen auch hierin einen Vorzug gegen die jüngeren hatten. Um die Janitscharen bei guter Stimmung zu erhalten, wurde fast bei jeder Thronbesteigung der Sold erhöht, so daß er bereits im 17. Jahrhundert von dem ursprünglichen Satz auf das Vierundzwanzigfache gestiegen war.

Auf die Bekleidung, welche einfach und zweckmäßig, verwandte man eine besondere Sorgfalt. Der lange bis auf die Knöchel hinabreichende Rock, der an den Seiten aufgeschlagen werden konnte, war leicht und schützte gegen die üblen Einflüsse der Witterung. Den Kopf deckte eine auffallend geformte Mütze von weißem Filz, stark genug um Säbelhiebe abzuhalten, mit hinten herabhängendem Streifen, dessen Bedeutung wir schon erwähnt haben. Der einzige

Schmuck war ein Reiherbusch auf der Kopfbedeckung. Zu den Eigenthümlichkeiten ihrer Bewaffnung, die natürlich mit der Waffentechnik vom Bogen bis zum Feuerschloßgewehr fortschritt, gehörten ein langes, im Gürtel steckendes Messer, der Handschar, und ein kleines Beil.

Rückten die Janitscharen in's Feld, so wurde ihnen auf dem Marsche jede mögliche Erleichterung gewährt. Für je zehn Mann war zum Fortschaffen des Gepäcks ein Pferd bestimmt, doch ein solches zu besteigen, durfte nie ein Janitschar wagen. In ihrer Glanzepoche wurde von den Zeitgenossen die Mäßigkeit, Ordnung, Ruhe und Reinlichkeit im Lager rühmend hervorgehoben. Selbst die gesetzlichen Fasten wurden mit strengster Gewissenhaftigkeit eingehalten.

Was endlich noch die taktische Eintheilung des Janitscharenkorps anbetrifft, so zerfiel dasselbe in allerdings sehr schwache Regimenter, Ortas oder Odas genannt, deren Zahl zwar auf 194 normirt, die aber selten weder ihrer Zahl noch ihrer Stärke nach unter den Waffen waren. In den verschiedenen Kriegen wechselte ihre aktive Gesammtstärke zwischen 12 und 50,000 Mann. An der Spitze der Janitscharen stand ein Aga, der unter allen Agas der Pforte den ersten Rang einnahm.

Die Dauer versprechende Tüchtigkeit militärischer Einrichtungen beruht ganz wesentlich auf moralischen Grundlagen. Daß bei Beurtheilung des Instituts der Janitscharen von diesem Gesichtspunkte aus, demselben schon von der Stunde der Geburt ab dauernde Gesundheit um so weniger verheißen werden durfte, als die Starrheit des mosleminischen Gesetzes eine den Anforderungen der Zeit entsprechende ruhige Entwicklung nicht zuließ, das liegt auf der Hand. Die ganze Erziehung der Janitscharen war auf den Krieg berechnet, auf einen Vernichtungskrieg gegen die Ungläubigen. Das fanatische Buch, das unter dem Namen „Posaune des heiligen Krieges" bekannt geworden, ein Werk, welches keine Ermunterung, kein Versprechen, kein Gebot, wodurch Gläubige in einen fanatischen Religionskrieg getrieben werden können, unversucht läßt und die Unterwerfung aller Ungläubigen zur Pflicht macht, war gewissermaßen der Katechismus der Janitscharen. Ursprünglich galt es als ihr Recht, nur dann ins Feld ziehen zu müssen, wenn der Großherr sich an ihre Spitze setzte. Dies Recht wurde ihnen genommen, und als nun eine Reihe unkriegerischer Sultane kam, die bis zum Augenblick ihres Regierungsantritts im Harem eingesperrt gewesen waren, die es daher nicht verstanden, Zucht und Gehorsam in den Reihen ihrer Prätorianer zu erhalten, da trat unweigerlich der Verfall ein. Mit der schwindenden Disziplin schlichen sich immer mehr Mißbräuche ein, welche das Siechthum förderten. Wir wollen

versuchen, einzelne der äußeren zu Tage liegenden Ursachen des Verfalls einer kurzen Betrachtung zu unterziehen.

Ursprünglich, und noch um die Mitte des 16. Jahrhunderts, war es keinem Janitscharen gestattet zu heirathen und Familie zu haben, eine natürliche Konsequenz des Geistes und Wesens, auf dem ihre Gemeinschaft beruhte. Der Despotismus bedurfte, wie L. Ranke sagt, gleich der Hierarchie Leute, die durch keinen eigenen Heerd von dem einzigen Interesse, das sie haben sollten, von dem Interesse für den Herren, getrennt waren. Als das Heirathen, wenn auch anfangs nur ausnahmsweise, dann aber in immer ausgedehnterem Maße den Janitscharen gestattet wurde, mußte dies auf ihre Lebensweise und Geistesrichtung entscheidend einwirken. Als sie es aber sogar durchsetzten, daß alle ihre Söhne, ganz abgesehen von ihrer Brauchbarkeit, erblich in den Stand der Väter eintraten und nicht nur die Brodration, sondern auch die volle Löhnung von der Wiege an bezogen, so erwuchs daraus ein Geschlecht von höchst zweifelhafter Brauchbarkeit, das seine Rechte genau kannte, ohne jedoch der Pflichten eingedenk zu sein. Bei den fortgesetzten Kriegen reichte das Institut der Adschem-Oglan, das, wie wir gleich sehen werden, auch in Verfall gerieth, nicht mehr aus, um die Lücken zu füllen. Es wurden sonach viele Türken, also ein ganz neues Element, unter die Janitscharen aufgenommen. Gerade diese waren es aber, die am wenigsten die alten Familienbeziehungen aufgeben wollten und sich meistens verheiratheten. Ein fernerer recht großer Uebelstand war es, daß sich im Laufe der Zeit eine Menge Türken durch Gunst und Geld Aufnahme in die Register der Janitscharen zu verschaffen wußten, bloß um die damit verknüpften Vortheile, namentlich Steuerfreiheit, zu genießen. Sie bezogen zwar keinen Sold, thaten aber auch niemals Dienste, wovon sie sich auch im Fall eines Krieges durch Bestechung loszukaufen wußten. Nach Moltke's Schilderungen waren in den letzten Zeiten der Janitscharen 400,000 Mann in ihren Ortas eingeschrieben, welche aus Beamten und Handwerkern, Reichen und Armen, Greisen und Kindern bestanden, so daß von ihnen kaum 40,000 Mann wehrhafter Streiter ins Feld gestellt werden konnten. Es bleibt noch zu bemerken, daß die Aushebung der Christenknaben, die zu den himmelschreiendsten Klagen Veranlassung gegeben, sich auf die Dauer nicht hatte durchführen lassen und bereits im Jahre 1638 unter Sultan Murad IV. aufgehoben worden war. Dadurch mußte aber das Institut der Adschem-Oglan vollständig seine Bedeutung verlieren. Es sank schließlich zu einem Rekrutendepot herab, das den Abhub aus aller Herren Ländern in sich aufnahm. Sonach fehlte den späteren Janitscharen die von Jugend an eingeprägte Strenge der Zucht, und als sie nun gar anfingen, an Handel und Gewerbe sich zu betheiligen, da schwand bei allem trotzigen Pochen auf alte Rechte und An-

sprüche, auch der letzte Rest jenes kriegerischen Geistes aus ihren Reihen, der sie einst zum Schrecken ihrer Feinde gemacht hatte.

Gleichwohl blieb es immer noch eine Ehrensache, Janitschar zu sein, zumal da schon seit Suleiman des Großen Zeit der Sultan selbst als solcher in ihren Registern verzeichnet war. Und was noch mehr war, das Janitscharen-Korps blieb selbst noch als Ruine, mitten unter dem fortschreitenden Verfall des Türkenreichs, doch noch eine Macht, eine Macht furchtbarer Art, die mehr als einmal den osmanischen Thron in seinen Grundfesten wanken machte.

Nachdem wir einzelne der wesentlichsten äußeren Ursachen des Verfalls der Janitscharen angegeben haben, würde es zu weit führen, diesen Verfall bis zum endlichen Untergange Schritt vor Schritt zu verfolgen. Es ist dies eine Geschichte von Empörung, Blut und Mord. Begnügen wir uns mit einigen historischen Notizen.

Nach der Abdankung Murad II. im Jahre 1440, also etwa 100 Jahre nach Errichtung der Janitscharen, gaben diese zum ersten Male in höchst gefährlicher Weise ihrem Mißvergnügen Ausdruck, indem sie gegen den Nachfolger Muhamed II. die Waffen erhoben und an mehreren Orten Konstantinopels Feuer anlegten. Jedenfalls setzten sie die Rückberufung Murad II. durch und, wie bei fast allen dergleichen Aufständen, erlangten sie eine Erhöhung des Soldes. Schon Osman II. ging mit dem Plane um, die Janitscharen zu vernichten, er mußte jedoch sein Vorhaben mit dem Tode, in Folge eines Aufstandes 1623, büßen. Unter seines Nachfolgers Murad IV. kraftvoller Regierung bis 1640, wurde zum ersten Mal der Versuch gemacht, zu reformiren. Gelang es auch wirklich, einzelne der schlimmsten Mißbräuche abzuschaffen, so blieb dies doch immer nur ein geringer Erfolg, denn der alte Geist der Zucht und des Gehorsames war nicht wieder zu erwecken. Schon sein Nachfolger Ibrahim ward wiederum in Folge eines Janitscharen-Aufstandes entthront und ermordet. Seit dieser Zeit mehrten sich die Zeichen des Verfalls von Jahr zu Jahr. Je mehr die Kriegszucht schwand, desto mehr wuchs der Uebermuth gegen die friedlichen Mitbürger, wohingegen sie den auswärtigen Feinden gegenüber nicht mehr Stand zu halten vermochten. Eine Provinz nach der anderen ging verloren und gegen Ende des vorigen Jahrhunderts schien die Auflösung des türkischen Reiches nahe bevorzustehen.

Da endlich, nachdem vor mehr denn 150 Jahren Murad IV. die ersten Reformversuche gemacht hatte, bestieg Selim III. den Thron (1789—1807), mit dem festen Willen diese Versuche wieder aufzunehmen und durchzuführen. Er unterschätzte jedoch die noch immer gewaltige Macht der Janitscharen, deren Widerstand doch zunächst gebrochen werden mußte. Als Mittel hierzu sollte ihm eine europäisch einexerzirte Miliz dienen, die er unter dem Namen Nizam

i-Djebid d. h. neue Ordnung zu schaffen versuchte. Gerade diese Neuerung war es aber, welche die Janitscharen in Verbindung mit der Hefe des Volkes und im Einvernehmen mit den Ulemas zu blutiger Empörung trieb. Selim wurde zum Märtyrer seiner Sache. Nur ein Jahr überlebte er als Harem-gefangener seinen Sturz. Als sich die Anhänger Selims zu seiner Befreiung anschickten, wurde er auf Befehl seines Vetters und Nachfolgers Mustapha IV. ermordet. Jedoch die Sühne blieb nicht aus, denn auch diesen ereilte bald dasselbe Schicksal. Sein jüngerer Bruder und Nachfolger Mahmud II. (1808—39) konnte nur dadurch seinen Thron, ja vielleicht sein Leben retten, daß er alle Rechte und Privilegien der Janitscharen feierlich bestätigte.

Unter so trüben Auspicien begann die Regierung eines Sultans, dessen eisernes Bestreben es war, der Reformator seines Volkes zu sein und der es sich namentlich auch zum Ziel gesetzt hatte, die von Selim III. beabsichtigte Reorganisation des Heeres durchzusetzen. Durch Erfahrung belehrt, ging er jedoch mit mehr Vorsicht zu Werke. Die Vorsehung kam ihm dabei zu Hülfe. Kriege und Aufstände in rascher Folge bezeichnen die Regierungszeit Mahmud II. und überall, namentlich gegen die Russen und Serben, fechten die Janitscharen unglücklich. Als im Jahre 1821 der griechische Befreiungskampf begann, waren sie nicht im Stande den Aufstand zu unterdrücken, unterlagen vielmehr schmachvoll in drei Feldzügen. Es blieb dem Sultan kein anderes Mittel übrig, als die Macht des Paschas von Aegypten Mehmed Ali, der seine Armee auf europäischem Fuß reorganisirt hatte, zu Lande und zu Wasser gegen die Griechen zu entbieten. Mehmed Ali nahm sich mit Wärme der Interessen seines Oberherren an und es unterliegt keinem Zweifel, daß ihm die Unterdrückung des Aufstandes gelungen sein würde, hätten sich nicht die europäischen Mächte des geknechteten Volkes angenommen. Alle diese Umstände trugen dazu bei, das Ansehen der Janitscharen beim Volke immer mehr zu untergraben, und, wie das Beispiel der ägyptischen Truppen gezeigt, die Vorzüge europäischer Schulung in's Licht zu stellen.

Der Sultan hatte bei allem Kriegsunglück sein Ziel nie aus dem Auge verloren und für die einflußreichsten Aemter Persönlichkeiten ausfindig gemacht, welche nicht nur auf seine Pläne eingingen, sondern auch mit ihm deren Folgen zu tragen bereit waren. Schon vor Jahren war einer der ärgsten Unruhstifter der Janitscharen, Hussein, ein Mann von athletischer Körperkraft und wilder Tapferkeit, heimlich von Mahmud gewonnen und trotz völligen Mangels an wissenschaftlicher Bildung, unter dem Jubelruf seiner Raufgefährten, zum Aga der Janitscharen erhoben worden. Kaum in dieser hohen Stellung, hob er jedoch alle Gemeinschaft mit seinen früheren Kampfgenossen auf, ließ es sich vielmehr angelegen sein, die sämmtlichen höheren Officierchargen, namentlich

die Regimentsobersten (Tschorbadschi), mit zuverlässigen, dem Sultan ergebenen Personen zu besetzen. Hussein kennzeichnete sich alsbald als der Mann, dem bei Unterwerfung der Janitscharen die erste Rolle anvertraut werden durfte. Zu einer solchen Unterwerfung bedurfte es jedoch einer neuen Kriegsmacht, die Hussein als Janitscharen-Aga nicht organisiren konnte. Der Sultan übertrug ihm daher die Statthalterschaft der Konstantinopel nahe gelegenen reichen Provinzen Brussa und Nicomedien, nebst der Kommandantschaft über die Bosporusschlösser und ernannte eine andere ihm ergebene Persönlichkeit zu seinem Nachfolger. A. v. H.

Ueber Theilung der Arbeit

im wissenschaftlichen Lehren und Lernen auf der Universität.

Von Dr. C. Hueter,
Professor der Chirurgie an der Universität Greifswald.

Die Frage, die im Nachstehenden untersucht werden soll, lautet: Was bedeutet die Theilung der Arbeit für das Lehren und Lernen auf den Universitäten? Wenn ich versuche, diese Frage zu erörtern, so muß ich von vornherein meine Unfähigkeit bekennen, sie in irgend einer Richtung mit bestimmter Formel zu beantworten. Gehört ja doch die allgemeine Frage von dem Nutzen der Arbeitstheilung für die Fortschritte der menschlichen Kultur zu denjenigen Fragen, welche den Entwickelungsgang der Menschheit ohne Aufhören begleiten und erst im Abschluß dieses Entwickelungsgangs selbst ihr Ende finden werden. Man kann sogar sagen, daß die Theilung der Arbeit überhaupt dem Entwickelungsgang der Menschheit zur Grundlage dient; denn das Zusammenleben der Menschen in Familien, Stämmen, Völkern und Staaten bedingt mit Nothwendigkeit, daß der einzelne Mensch für einige oder mehrere seiner Familien, seiner Stammes- und Volksgenossen eine besondere Art der Arbeit zu leisten übernimmt; dafür leistet für ihn ein anderer eine andere Art der Arbeit, welche jenen für seine Arbeit belohnen muß. So beruht auf einer geordneten Theilung der Arbeit jede Art der geselligen Gliederung und Ordnung für Familie, Stamm, für Volk und Staat. Die geschichtliche Entwickelung der Arbeitstheilung trägt in sich die Gewähr ihrer Zweckmäßigkeit; denn sobald Leistung und Gegenleistung sich nicht mehr entsprechen, so tritt mit innerer Nothwendigkeit eine Verschiebung

der Arbeitstheilung ein, so lange, bis die gegenseitigen Ansprüche in Einklang gebracht sind und dann der Zweck des allgemeinen Wohlergehens erreicht wird. Betrachtet man die Geschichte der Arbeitstheilung von diesem hohen Gesichtspunkt aus, so hat man auf diesem Gebiet einfach den bekannten philosophischen Satz anzuerkennen: Alles was ist, das ist vernünftig, und alles, was vernünftig ist, das ist. Man kann diesen Satz einfach dahin übersetzen: jede Arbeitstheilung, welche sich in geordneter geschichtlicher Entwickelung vollzogen hat, ist vernünftig und jede Art von Arbeitstheilung muß sich nothwendig vollziehen, so weit sie dem allgemeinen Besten entspricht.

Aber gerade das wachsende Verständniß vom Nutzen der Arbeitstheilung birgt die Gefahr in sich, daß ein mißverstandener Eifer die langsame geschichtliche Entwickelung der Arbeitstheilung zu überholen trachtet, hierdurch die Wohlfahrt des Ganzen in Frage stellt und den Nutzen der Arbeitstheilung geradezu in Schaden verwandelt. Ich brauche hier nur, um ein Beispiel aus der Politik zu wählen, an die bekannten Aussprüche der sozialdemokratischen Partei zu erinnern, welche vom Staat verlangt, daß er jedem Arbeiter eine lohnende Arbeit sichere. Es würde diese Forderung nur dann erfüllt werden können, wenn der Staat das Geheimniß einer nützlichen Arbeitstheilung für jetzt und für die Zukunft und für jede Art der Arbeit enthüllt hätte — ein Geheimniß, welches so lange Geheimniß bleiben wird, als die Menschheit mit den Kräften der Natur und mit den krankhaften Leidenschaften ihrer einzelnen Bestandtheile zu ringen haben wird.

Auch für wissenschaftliches Lehren und Lernen kann man annehmen, daß diejenige Art von Arbeitstheilung, welche sich in ruhiger geschichtlicher Entwickelung vollzogen hat, der Zweckmäßigkeit entspricht, aber auch auf diesem Gebiet hat es in jüngster Zeit nicht an Versuchen gefehlt, die Arbeitstheilung zu übereilen, über das richtige Maaß hinauszuführen, und in der nächsten Zukunft wird es an weiteren Versuchen ähnlicher Art nicht fehlen. Es bedarf kaum der Erwähnung, daß *das* Maß der Arbeitstheilung, welches sich in den letzten Jahrhunderten entwickelt hat, ein bedeutendes ist; und nicht gleichgültig ist es für die Zukunft, daß auf die letzten Jahrzehnte eine bedeutende Steigerung der Arbeitstheilung im wissenschaftlichen Lehren und Lernen fällt. Es sei mir hier gestattet, an einem Beispiel zahlenmäßig zu erweisen, wie der Gang der Entwickelung gewesen ist. Daß ich hier das Beispiel der medizinischen Wissenschaft wähle, wird man meinen persönlichen Interessen zu Gut halten, auch wird man mir, einem nicht historisch geschulten Vertreter einer Disziplin, welche erst in neuer Zeit zur Wissenschaft herangewachsen ist, nicht verargen, wenn ich nicht in die graue Vorzeit des Alterthums, und auch nicht in die für die Entwickelung der Wissenschaften noch grauere Zeit des frühen Mittelalters zurückgehe.

Ich verzichte darauf, zu zeigen, wie Theologie, Jurisprudenz und Medizin sich auslösten aus dem Verband der Philosophie; es genügt mir für meinen Zweck, nur bis zum Schluß des Mittelalters zurückzugreifen, bis zu der Zeit, in welcher auf dem politisch zerrissenen, durch endlose Kriege erschöpften, aber doch noch lebenskräftigen Boden des deutschen Reichs die ersten deutschen Universitäten erwuchsen.

Im Jahre 1348 wurde die Universität in Prag, die Universität in Heidelberg 1386, die Universität Leipzig 1409, Rostock 1419, Greifswald 1456, Freiburg 1457, Bern 1460, Tübingen, welches eben sein 400jähriges Jubiläum gefeiert hat, 1477 begründet. Dann folgte als erste Frucht der Reformation und als erste protestantisch-gegründete Universität: Marburg 1527. Alle diese Universitäten besaßen, wie Billroth berichtet, zur Zeit ihrer Gründung höchstens zwei Lehrer der Medizin, oft mußte auch für lange Zeit ein einziger genügen. Die ersten Statuten der Universität Marburg enthalten den Satz: habeatur ad minus unus medicinae professor, doctus simul et pius: „es soll mindestens ein Professor der Medizin gehalten werden, und zwar einer, der gelehrt und zugleich fromm ist." Das waren die Ansprüche, die man damals an den einzigen Professor der Medizin stellte. Für viele Universitäten genügten auf lange Zeiten zwei medizinische Lehrer; nur Leipzig machte eine Ausnahme, indem es schon nach einem Jahrhundert des Bestehens seiner medizinischen Fakultät außer den beiden ursprünglichen Lehrstühlen dieser Fakultät einen dritten und schon 1534 einen vierten medizinischen Lehrstuhl begründete. Basel besaß hundert Jahre lang nur zwei Professoren der Medizin bis ungefähr zur Mitte des 16. Jahrhunderts, einen für die Theorie und den zweiten für die Praxis. Von Freiburg wird angeführt, daß noch 1750 ein einziger Lehrer die medizinische Fakultät vertrat. Ueber die ersten Anfänge der medizinischen Lehrthätigkeit an unserer Universität berichtet das bekannte vorzügliche Werk Kosegarten's welches nicht nur für die Geschichte unserer Universität grundlegend ist, sondern auch für die gesammte Geschichte der deutschen Universitäten eine reiche Fundgrube darstellt. Unter Benutzung dieses Werkes mag mir gestattet sein, über die Entwickelung der hiesigen medizinischen Fakultät einige Angaben zusammen zu reihen.

Am Tage nach der Einweihung der Universität 1456 promovirte Johannes Stalköper, welcher Canonicus von Ratzeburg war, den Vitalis Fleck aus Merseburg zum Doctor der Medizin. Dieser war der erste und zunächst einzige Lehrer der Medizin, und mußte zum Zweck der Prüfung, um ein Prüfungskollegium herzustellen, sich mit zwei Mitgliedern der Juristen-Fakultät mit dem berühmten Mitstifter der Universität, Heinrich Rubenow und Georg Walter in Verbindung setzen. Wie sein Promotor die Würde einer kirchlichen

Stellung mit der Würde eines Dr. med. vereinte, so wurde auch ihm eine Kanonikalpräbende von St. Nikolai durch den Camminer Bischof verliehen. Man sieht, daß damals die Beziehungen der medizinischen Fakultät zur Kirche noch sehr innige waren. Drei Jahre nach Gründung der Universität wird Nikolaus Degantz als Magister und medicinae licentiatus erwähnt; ob er jedoch als medizinischer Lehrer thätig war, ist nicht mit Sicherheit nachzuweisen. Im funfzehnten Jahrhundert und bis zur Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, also in einem Zeitraum, welcher die ersten hundert Jahre unserer Universität umfaßt, scheint die Zahl der Lehrer der Medizin nicht mehr als zwei betragen zu haben; daß auch unter diesen Umständen das Lehramt nicht sehr verlockend war, läßt sich leicht erweisen. Der Paster aus Groeningen, welcher 1478 als medizinischer Lehrer an unserer Universität eintrat, verließ in Folge von Streitigkeiten mit seinen Collegen Greifswald, um Stadtarzt in Stralsund zu werden. Später 1483 heirathete er die Wittwe eines Brauers in Stralsund und führte deren Geschäft. Noch im Jahre 1540, als die Universität reorganisirt wurde, erhielt die medizinische Fakultät nur einen einzigen Lehrer. Ein zweiter Lehrer wurde zwar 1544 angestellt, hielt sich jedoch gewöhnlich als Hofarzt an dem herzoglichen Hof in Wolgast auf; ein Verhältniß, welches sich auch im siebzehnten Jahrhundert noch einmal wiederholt. Erst 1571 finden sich in einem Vorlesungsverzeichniß drei Lehrer in der medizinischen Fakultät angeführt, von welchen jeder eine Vorlesung ankündigt. Indessen blieb diese Zahl nicht bestehen; denn in einem Vorlesungsverzeichniß von 1609 finden sich nur zwei Lehrer der Medicin-Fakultät. Von ihnen kündigt der eine eine Vorlesung de anima über die Seele, der andere eine Vorlesung über die Arten, die Theile, Unterschiede und Leistungen der Pflanzen, also eine Art von Botanik an. Berücksichtigt man, daß diese beiden Vorlesungen nicht nur den medicinischen, sondern auch den naturwissenschaftlichen Unterricht darstellen, welch' letzterer erst vor einigen Jahrzehnten von der medic. Fakultät getrennt wurde, so muß man gestehen, daß man dem Medicin-Studirenden zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts nicht allzu viel Lehrstoff darbot. Aber schon am Ende des siebzehnten Jahrhunderts, nachdem die Folgen des dreißigjährigen Kriegs überwunden waren, finden wir Vorlesungen über Anatomie und Physiologie an unserer Universität. Jedoch blieb die Zahl der Lehrer in der medicinischen Fakultät immer noch klein, und erst gegen 1760 erhebt sich ihre Zahl zum regelmäßigen Bestand von drei Lehrern. Es bedarf weiterer 50 Jahre, um die Zahl auf vier und fünf Lehrer zu steigern; dagegen ist die Zahl der angekündigten Vorlesungen gerade in dieser Zeit bedeutend gewachsen. 1820 kündigen vier ordentliche und ein außerordentlicher Professor im Wintersemester 27 medicinische, beziehungsweise naturwissenschaftliche Vorlesungen an und in den beiden

folgenden Jahrzehnten bleibt das Verhältniß ziemlich unverändert. Offenbar hat die Vermehrung des Lehrstoffs und seiner Theilung die Vermehrung der Lehrerzahl unverhältnißmäßig überholt. So kündigt beispielsweise im Wintersemester 1830 Professor Weigel 11 Vorlesungen an und zwar folgende: Propädeutik der Medicin und Chirurgie, Chemie, medicinische Chemie, Mineralogie, chemische Experimente, Arzneimittellehre, Pharmaceutik, Arzneiverordnungslehre, ferner Repetitorien über Mineralogie, Chemie, Materia medica, Diätetik und Toxicologie; endlich in lateinischer und deutscher Sprache Conservatorien und Examinatorien über verschiedene zur Medicin und den Naturwissenschaften gehörige Gegenstände. Wenn dieser College vor 50 Jahren alles das leisten konnte, was er ankündigte, so ist er gewiß ob seiner Leistungsfähigkeit zu beneiden und wenn er wirklich alle angekündigte Vorlesungen hielt, so muß er sich nicht nur eines vortrefflichen Geistes, sondern auch eines vortrefflichen Körpers erfreut haben. Ein sehr reges Wachsthum zeigen die Lehrkräfte in dem Jahrzehnt von 1850 bis 1860. Im Wintersemester 1850 zeigen 4 ordentliche, 1 außerordentlicher Professor, zwei Privatdozenten, zusammen 7 Lehrer 19 Vorlesungen an; dagegen 10 Jahre später kündigen 6 ordentliche, 3 außerordentliche Professoren und 4 Privatdozenten, zusammen 13 Lehrer 33 Vorlesungen an. Von 1860 bis 1870 steigt die Zahl der Lehrer auf 17, die Zahl der Vorlesungen auf 41. Jetzt lehren 8 ordentliche, 4 außerordentliche Professoren nud 7 Privatdozenten, zusammen 19 Lehrer, die medizinische Wissenschaft in 43 Vorlesungen.

Daß mit dieser fortschreitenden Arbeitstheilung der Lehrarbeit die Aufgaben für den Lernenden andere geworden sind. ist selbstverständlich. Aber hier stellt sich nun sofort eine wichtige Frage. Ist die Menge des Arbeitsstoffs mit der Theilung der Arbeit über das Maaß der Kräfte eines Lernenden hinausgestiegen? Gehen wir einer Zeit entgegen, in welcher es unmöglich sein wird, daß einer die ganze medizinische Wissenschaft erlerne? Steht es uns in der Zukunft bevor, daß Studirende der Chirurgie, der Augenheilkunde, der Nervenkrankheiten u. s. w. an die Stelle der Studirenden der Medizin treten? Vielleicht belächeln viele und am meisten noch meine Fachgenossen, diese Fragestellung, und ich muß auch sofort erklären, daß ich die Frage nur stelle, um sie auf das bestimmteste zu verneinen. Aber für ganz überflüssig möchte ich das Aufstellen solcher Fragen nicht halten; denn es bedarf nur einer geringen Schulung in wissenschaftlicher Methodik, um das Verlangen zu stellen, daß man Vorgänge, deren stetig fortschreitende Entwickelung in der Vergangenheit nicht zu verkennen ist, auch in Betreff der Möglichkeit ihrer weiteren Entwickelung für die Zukunft prüfe.

Nun muß zunächst die Annahme zurückgewiesen werden, daß der Umfang

der Aufgaben für den Lernenden in gleichem Verhältniß mit der Menge des im Lauf der Jahre und Jahrzehnte sich aufhäufenden wissenschaftlichen Arbeitsstoffs sich vermehre. Man trifft freilich auf solche Meinungen besonders in nicht-wissenschaftlichen Kreisen nicht selten, und Anklänge an diese Meinungen erklingen zuweilen wohl selbst aus den Reihen wissenschaftlicher Forscher. Man fragt: wo steuern wir hinaus? Heutzutage arbeiten so viele thätig an der Fortentwickelung der Wissenschaften mit, daß der zusammengehäufte Stoff einer wissenschaftlichen Lehre schließlich von einem einzelnen Lernenden gar nicht mehr bewältigt werden kann, oder daß er wenigstens für seine Aufgabe eine drei- und vierfach größere Zeit gegen die früheren einfacheren Verhältnisse nöthig haben wird. So könnte man sich vorstellen, daß nach hundert Jahren der Medizinstudirende schon zehn oder fünfzehn Jahre für sein Studium nöthig haben würde; und damit würde die Nothwendigkeit einer Arbeitstheilung auch für den Lernenden immer näher heranrücken. Aber ganz zutreffend ist diese Vorstellung doch nur dann, wenn man sich den Werdegang der wissenschaftlichen Forschung als ein einfaches Zusammenhäufen von Rohstoff zu einem immer größeren Berg vorstellt, über welchen der Lernende immer mühsamer und mühsamer und in immer längeren Zeiträumen, endlich aber gar nicht mehr hinwegklettern könnte. Dann müßte man den großen Berg in einige kleinere Hügel auseinander schaufeln und dürfte dem Lernenden nur noch zumuthen, sich über den einen oder anderen Hügel hinauszuhelfen. So aber steht es nicht um die wissenschaftliche Forschung und wird es auch in Zukunft nicht stehen. Niemals häufen die wissenschaftlichen Arbeiten einfach nur ungeordnete Mengen von Rohstoff zusammen; vielmehr werden die Stoffe zu einem einheitlichen Bau verwendet. Mag nun auch der Bau lange Zeit in Breite und Tiefe wachsen, so ist es doch denkbar, daß eine klare Form seiner einzelnen Theile, ein einheitlicher Verlauf seiner Linien dem Fremden das Begreifen, das Eindringeu und das Fortbewegen, so weit der Bau vollendet ist, mehr erleichtere, als erschwere. Ich darf wenigstens für die wissenschaftliche Medizin meine Ueberzeugung aussprechen, daß das Erlernen derselben vor zwanzig Jahren nicht leichter gewesen ist, als heute. In den verflossenen Jahrzehnten ist an dem Bau der medizinischen Wissenschaft mit bedeutenden Kräften gearbeitet worden; aber man hat deshalb nicht einen babylonischen Thurm zu bauen versucht. Man hat sich begnügt, den Rohstoff, auch den Rohstoff einer früheren Zeit, wirksam zu gestalten und man hat mehr auf eine gute Grundlage des Baues und auf Klärung seiner einzelnen Theile hingearbeitet, als auf eine maßlose Ausdehnung in Breite und Höhe. (Schluß folgt.)

Literatur.

Archivalische Nachlese zur Schillerliteratur von M. A. v. Schloßberger, Geh. Legationsrath. Stuttgart. Verlag von Karl Krabbe. 1877.

Der Herausgeber gibt in sieben Nummern Mittheilungen aus den Akten der vormaligen Karlsakademie, welche jetzt „zum größten Theil in dem K. Haus- und Staats-Archive zu Stuttgart" sich vereinigt finden. Die Mittheilungen enthalten kurz folgendes. 1. Konzept einer Ordre über die Aufnahme Schillers in die militärische Schule. 2. Urtheile verschiedener Zöglinge über den 15jährigen Schiller von 1774. 3. Ein Urtheil des Herzogs Karl über das vorzügliche Genie Schillers. 4. Acht Originalberichte Schillers über den Eleven Grammont. 5. Zwei Nachträge über die Dissertation Schillers de differentia febrium inflammatorium et putridarum. 6. Gesuch des Hauptmann Schillers für seinen Sohn, Civilkleider als Regimentfeldscher tragen zu dürfen. 7. Beweis, daß die Rede: „Beantwortung der von Sr. Durchlaucht aufgegebenen Frage, ob Freundschaft eines Fürsten dieselbe sei, wie die eines Privatmannes", von Schiller herrühren.

Wir finden in all diesen Mittheilungen nichts, was die Biographie Schillers in irgend einer Weise fördern könnte. Daß der Biograph die sub 2 angeführten Urtheile von unbedeutenden Studiengenossen je anders als in 2—3 Zeilen verwerthen wird, scheint kaum zweifelhaft; wenigstens hat schon 1807 Petersen in einem Aufsatze des Morgenblattes es nicht für angezeigt gehalten, auf diese Urtheile irgendwie Gewicht zu legen. — Andere Mittheilungen wie die sub 4 fördern und ergänzen vielleicht die historisch-kritische Ausgabe, aber ein allgemeineres Interesse bieten sie nicht dar. Es gibt gewisse Leute, die sich über solche „Archivschnitzel" gradezu lustig machen. Das meiste hätte gerade so gut unherausgegeben bleiben können, jedenfalls hätte eine kurze Notiz über den Inhalt dieser Nummern vollkommen genügt, wenn man nicht eben, wie der in Bewunderung für Schiller völlig aufgehende Herausgeber es nicht über sich gewinnen kann, alles als bedeutend und mittheilenswerth anzusehen.

Bkhdl.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hans Blum in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Hüthel & Herrmann in Leipzig.

Deutsche Flottenbestrebungen vor zweihundert Jahren.

Als ich im Jahre 1863 in Leipzig Gelegenheit hatte, den bekannten Submarine-Ingenieur Wilhelm Bauer über seine Bestrebungen sprechen zu hören, da fehlte mir denn doch sehr der Glaube an die jetzt zum Theil sich wahrhaft prophetisch erweisenden Paradoxen des gerade durch den Fürstentag und andere Umstände doppelt aufgeregten Mannes. Wer hätte auch glauben können, daß schon in den nächsten Jahrzehnten die unterseeischen Angriffs- und Vertheidigungsmittel in den europäischen Marinen eine solche Bedeutung gewinnen würden, daß selbst das Interesse an den sich zu immer höheren Leistungen gegenseitig provozirenden Schiffsgeschützen und Schiffspanzern dagegen zurücktritt, wer aber hätte vollends geglaubt, daß schon nach 14 Jahren unter diesen europäischen Marinen eine Kaiserlich deutsche eine achtunggebietende Stellung einnehmen, und daß diese deutsche Marine so, wie sie entstanden ist, entstehen würde? Was konnten jene wohlgemeinten, aber unklaren und deshalb unpraktischen deutschen Flottenbestrebungen helfen, denen man damals, und nicht am wenigsten in Leipzig, häufig begegnete und für die wir Studenten nicht nur Worte, sondern sogar baar Geld zu spenden für nöthig hielten?

Preußens Politik wurde deutsch und mit ihr seine Flotte der entwicklungsfähige Stamm für die seither kräftig sich entfaltende deutsche Marine, und wenn auch die für die folgenden Zeilen zum Gegenstande gewählten deutschen Flottenbestrebungen vor zweihundert Jahren an sich nicht unser deutsches Nationalgefühl besonders erbaulich anmuthen können, so sind sie immerhin, wenn nicht ein Anfang, so doch der Vorläufer der preußischen und deutschen, jetzt mit so schönen Resultaten gekrönten Bestrebungen und in sofern schon der Beachtung werth. Nicht die wiederholt dargestellte unfruchtbare brandenburgische Kolonialpolitik jener Zeit, sondern eben wirklich die Entwicklung und der Zustand der Flotte des Großen Kurfürsten als solcher, bildet den Gegenstand eines als

Programmabhandlung erschienenen Aufsatzes — „die Anfänge der Brandenburgischen Marine von Dr. Heinrich Peter, Oberlehrer am Sophien-Gymnasium zu Berlin. Berlin 1877." — Ihr sind die nachfolgenden Mittheilungen entnommen. Wenn ich überhaupt bei dem Leserkreise dieses Blattes Interesse für die deutsche Marine mit Sicherheit voraussetze, und dies Interesse auch auf jene Brandenburgischen Anfänge ausgedehnt glaube, so verleiht außerdem der Umstand, daß Dr. Peter seine Darstellung durchaus auf höchst werthvolles Quellenmaterial stützt, welches ihm, — bisher meist unbekannt — im Königlichen Staatsarchive zu Berlin zur Verfügung gestellt wurde, der vorliegenden Arbeit gegenüber den älteren Darstellungen ähnlichen Inhalts ein besonderes Interesse, zumal da durch reichliche Mittheilungen aus den Quellen selbst ein um so lebendigeres Bild von den Zuständen der Zeit gegeben wird.

„Die Zeit, in welche diese Anfänge fallen, schien die denkbar ungünstigste für die Schaffung einer deutschen Seemacht." — Es fehlte damals und nicht am wenigsten im kurfürstlich brandenburgischen Staate, an Geld, man durfte froh sein, auf dem Lande nothdürftig die Schäden, die der dreißigjährige Krieg geschlagen, zu repariren und so mußte denn fremdes und zwar niederländisches Geld und niederländischer Unternehmungsgeist den Wünschen des Großen Kurfürsten entgegen kommen, um die Ausführung seines Lieblingsgedankens in den Bereich der Möglichkeit zu bringen. — „Einige Liebhabers" machten dem brandenburgischen Gesandten im Haag das Anerbieten, während des Krieges gegen Frankreich und Schweden „in der Ostsee oder sonsten auf kurfürstliche Kommissionspatenten auf die Kaperei zu fahren." Der Kurfürst sollte sechs Prozent der Beute haben. Am 15. Februar 1675 ertheilt er auch wirklich folgendes Kommissionspatent: „Demnach Wir von den beiden Kronen Frankreich und Schweden ohne einzige gegebene Ursache feindlich angegriffen und überfallen worden und demnach billig darauf bedacht sein, wie Wir solchen unsern Feinden allen möglichen Abbruch und Widerstand thuen mögen, tragen Wir N. N. (Name des Schiffes)-Kommission auf, wider gedachte unsere Feinde, Frankreich und Schweden, deren Unterthanen und Angehörige auszulaufen, zu Wasser zu agiren, derselben Schiffe zu besechten und sich ihrer zu bemächtigen und solche zu Unser und Unserer Gekommitirten Judikatur zu bringen." — Der Hauptunternehmer war Benjamin Raule, Schöffe und Rath der Stadt Middelburg in Seeland. Er wollte hauptsächlich durch den Erlös der zu machenden Prisen aus gedrückter Finanzlage kommen, ließ sich dadurch verleiten zu früh die Kaperei anzufangen und wäre beinahe als Seeräuber vor Gericht gezogen worden, hätte ihm nicht der brandenburgische Gesandte herausgeholfen. Trotzdem aber und obgleich die Staaten sich scharf gegen die Kaperei, als auch ihren Handel störend, erklärten, den Verkauf der eingebrachten Prisen hinderten

und so diplomatische und finanzielle Beschwerden dem Kurfürsten erwuchsen, trotzdem wurde Raule zum kurfürstlichen Rath ernannt und ein Vertrag mit ihm geschlossen, wonach er drei kriegsmäßig ausgerüstete Fregatten zu stellen hatte, mit denen der Kurfürst gegen die an der Weser- und Elbemündung gelegenen festen Plätze der Schweden operiren wollte. Zunächst war also die Kaperei aufgegeben.

Zur Bemannung sollte ein Regiment Mariniers dienen, über dessen Werbung mit einem alten Parteigänger, Obersten Bolsey, ein Vertrag abgeschlossen wurde. Das Regiment war auch Mitte Juni 1675 in der Gesammtstärke von 569 Mann in Holland zusammen. Die Raule'schen Schiffe — eine Fregatte, „der Kurprinz" mit zwanzig Geschützen, eine „Berlin" mit sechzehn, „Potsdam" mit zehn, ein Höcker und eine Snau lagen in Seeland bereit, aber Raule's Gläubiger hatten Beschlag darauf gelegt, und erst nach Auslösung durch die brandenburgische Gesandtschaft, Mitte August, konnte die Einschiffung des Marinier-Regiments erfolgen. Beim ersten Auslaufen durch einen Sturm arg beschädigt, mußte die Flotille bis zum 6. September in Holland bleiben. Um drei staatliche Schiffe vermehrt, welche der Kurfürst auf drei Monate in Dienst genommen hatte, ging das Geschwader nun vor die an der Wesermündung von den Schweden neu angelegte Feste Karlstadt. Bolsey verlor über die Hälfte seines Regiments bei diesem Unternehmen und unverrichteter Sache mußte das Geschwader dem Befehl des Kurfürsten gemäß von Karlstadt aufbrechen, um in der Ostsee die Operationen gegen Pommern zu unterstützen. Bis Mitte November an der Elbe durch ungünstigen Wind aufgehalten, traf Bolsey endlich am 26. November mit den drei holländischen Schiffen und dem Rest des Regiments in Kopenhagen ein, Raule mußte mit seinen Schiffen in der Elbe bleiben, da deren Bemannung wegen nicht gezahlten Lohnes revoltirte. Die holländischen Schiffe überwinterten an der pommerischen Küste und gingen dann nach Amsterdam zurück. Bolsey wurde entlassen. Das waren die geringen Resultate des Jahres 1675.

1676 im Mai, nachdem Mariniers in der Grafschaft Mark angeworben worden waren, traf Raule mit neu ausgerüsteten Schiffen in Kopenhagen ein. Es waren die Fregatten Kurprinz, Spanien und Berlin, die Gallioten Potsdam und Kleve und eine Jacht unter dem Kommando des Kapitäns Cornelis Cläßen van Beveren. Als kurfürstlicher Kommissär wurde diesem der General Meinhard Neuhaus beigegeben mit der Instruktion, dem Kommandeur „in Correspondenz und sonsten fleißig an Hand zu gehen, ferner Alles, wie er es auf den Schiffen befinden wird, fleißig zu verzeichnen und davon zu berichten, wenn Prisen genommen werden, Alles, so darauf befunden wird, fleißig zu inventarisiren, versiegeln und verwahren zu lassen." —

Zweck des Geschwaders war die Blokade der pommerschen und mecklenburgischen Küste, die Wegnahme schwedischer und lübecker Schiffe und die Unterstützung der dänischen Flotte bei einem bedeutenderen Zusammentreffen mit der schwedischen, wobei die brandenburger Schiffe besonders angewiesen waren, „über die Transportschiffe herzufallen, um so viel als möglich zu erobern, zu verbrennen und in Grund zu schießen."

Zwei brandenburgische Fregatten, die Spanierin und Berlin, nahmen an einer Seeschlacht am 4. und 5. Juni Theil und eroberten dabei ein schwedisches Kriegsschiff, den Bergard, worüber am kurfürstlichen Hofe ganz außerordentliche Freude herrschte, obgleich das ganze Schiff nur 2000 Thaler werth war. Die anderen Schiffe der Flotille hatten noch einige Prisen gemacht, von denen der Kurfürst 10 Prozent, Raule den Rest bekam. Diese Resultate des Jahres 1676 standen mit den aufgewendeten Mitteln in keinem rechten Verhältniß und mehrfach wurde von einflußreicher Seite in Berlin darauf hingewiesen. Allein vergeblich. Am 13. Januar 1677 wird ein neuer Vertrag mit Raule abgeschlossen, nach welchem die Flotille vermehrt werden soll zur Verwendung gegen die schwedische und lievländische Küste und die schwedischen Plätze in Pommern. Auch aus eignen Mitteln ließ der Kurfürst Schiffe bauen, so daß im Juli 1677 die kleine Marine schon 13 Schiffe zählte, die Fregatten Kurprinz, Spanien, Berlin, Windhund und Prinz Ludwig, die Gallioten Maria, Potsdam und Spandau, eine Galeere, zwei Schutten, eine Jacht und einen Brander, mit 656 Köpfen Bemannung und 119 Geschützen. Das Kommando hatte wieder Cornelius Cläßen van Beveren. Bis zum Frieden von St. Germain war die Flotille bei den Operationen gegen Stralsund und Rügen beschäftigt.

Mit dem Frieden beginnt eine neue Periode in den Bestrebungen des Kurfürsten und Raules.

Am 20. Januar 1680 erging folgende Ordre an Raule: „Demnach Se. Kurfürstliche Durchlaucht zu Brandenburg nach nunmehr durch Gottes Gnade wiederbrachtem Frieden dero Lande Aufnehmen nach aller Möglichkeit zu suchen und insonderheit diejenigen, welche mit bequemen Seehäfen versehen seind, mit Vermehr und Besserung der Commercien und Schifffahrt zu beneficiiren, bedacht sein, als haben Sie dero Schiffs- und Marinedirector Raule hiermit gnädigst committiren wollen, sich nachher Preußen zu erheben und mit denen, so des Landes und der Commercien kündig seind, mit allem Fleiße zu überlegen, wie die Schifffahrt und der Handel daselbst durch diensame Ordnungen dergestalt einzurichten und zu beneficiiren, daß nicht allein die Einkünfte bei dero Zollstätten vermehrt werden, sondern auch das ganze Land und alle desselben Einwohner, insonderheit die Kaufleute und Schiffer ihr Aufnehmen und einen gewissen Nutzen daraus haben können." Darauf berichtet Raule unterm 14.

Februar von Königsberg: „Weil nun die Seefahrt die Seele der Commerzien ist und vor Augen zu sehen, daß die Schifffahrt allerlei Menschen, was Handwerks und Unternehmung sie auch sein, das Brot giebt; daneben die Erfahrung lehrt, wie Holland, England, Frankreich, Hamburg und Lübeck allein durch die Seefahrt floriren, so hat Unterschriebener zu einem Beginne und soviel ihn angehet, allerlei Werkmeister, als Meister Schiffszimmermann, Seegel-, Block- und Kompaßmachers, Ankerschmiede, Bildhauer und andere, die ein ganzes Schiff bauen können, beisammen: von welchen die Bürger und Eingesessenen dieser Stadt und Landes also gelehret werden können, daß man alle diese Leute innerhalb drei bis vier Jahren wieder nach Holland schicken und sich alsdann der hiesigen bedienen kann, zu dem Ende, daß alle Vortheilen, die nun in Holland und anderswo gehen, hier zu Lande bleiben ..... Und weil Unterschriebener durch Experieme unterfunden, daß in diesem Lande der Schiffsbau zu viel geringerem Preise eingeführt werden kann, zumalen das Holz und Hanf soviel weniger kosten, als sich die Licenten, Arbeitslohn und Frachten nach Holland betragen, man auch das Eisen aus Schweden wohlfeiler haben kann; ingleichen die Vivons vor das Bootsvolk hier zu Lande wohl die Hälfte weniger kosten und verfolglich die Kauffahrt mit viel geringeren Kosten gepracticiret werden kann, so giebt Unterschriebener denen Herren Kaufleuten zu bedenken, ob man nicht vor einen Beginn 10 schöne neue Flüten von 150—175 Lasten unter einer Kompagnie machen könnte, um damit Klappholz, Dielen, Masten und all solche Waaren, als die Compagnie gut finden würde, auf Frankreich zu verführen, auch wohl einige Schiffe auf Holland und anderswohin zu befrachten."

Raule wollte selbst mit 25,000 Thalern in die Kompagnie treten und beabsichtigte außerdem auf eigene Rechnung ein Schiffsbau- und Rhedereigeschäft zu beginnen. Aber ehe Raule den Kurfürsten ganz für die maritimen Bestrebungen des Friedens gewonnen hatte, wurden gerade die Gelder, die man zu den projektirten Unternehmungen brauchte aber nicht hatte, Veranlassung, trotz des Friedens wieder die Kriegsflotte in Thätigkeit zu setzen. — Sowohl die Staaten als Spanien waren mit der Zahlung fälliger Subsidiengelder bedeutend im Rückstande und alles Drängen des Kurfürsten blieb fruchtlos. Raule wurde persönlich hart dadurch betroffen, denn er hatte auf die fälligen Gelder der Staaten von Seeland beträchtliche Anweisungen erhalten. Der Kurfürst beschloß, mit Repressalien gegen die Staaten und Spanien vorzugehen und Raule erhielt den Befehl in Kleve Mannschaft zur Armirung einiger Schiffe zu werben. Ueber die Unternehmungen gegen Spanien gutachtete er am 5. Juni: „Das bewußte Konzept auf Spanien kann man durch drei Mittel werkstellig machen, indem man erstlich die partikuliere spanische Westindien-

fahrers, die außer den Flotten fahren oder mit ein bis zwei Konvoyers versehen sein, zu attacgiren trachte; oder zum zweiten nicht weit von Cadix in Spanien und also ab und an in die Enge der Straßen, auch wohl in der Straßen selbst (da man zugleich auf die Türken und ihre genommene Prisen Advantage hätte) aufpassen; auch wohl zum dritten das Ostendische nach London gedestinirtes oder von London nach Ostende wollendes Convoy, welches ordinäre köstlich ist, wegzunehmen sehen könnte ....."

Der Kurfürst erklärt am 30. Juni: „Von denen drei Wegen zur Exekutirung der Spanier lassen wir uns diejenige am besten gefallen, wodurch wir am geschwindesten und ohne andere in dem Werk zu interessiren zu Unserer Intention gelangen können. Und weil die Exekution auf den indischen Küsten gar zu viele Zeit und Kosten erfordern würde, halten wir die am besten, welche in den beiden Kanälen auf den europäischen Küsten und in der mittelländischen See geschieht.... Und weil wir nur Repressalien gebrauchen und keinen Krieg mit Spanien anfangen wollen, so ist das Projekt in Westindien zu debarquiren und einen oder den andern Ort auszuplündern nicht praktikable!" —

Auf das Gerücht von den brandenburgischen Rüstungen hin fügten sich die Staaten, Spanien verweigerte weiter die Zahlung. Raule bedauerte diese Sachlage sehr, denn erstens hätte er gern seinen lieben Landsleuten und bösen Gläubigern eins am Zeuge geflickt, zweitens hielt er Spanien für viel zu sehr heruntergekommen, als daß ein bedeutenderes Unternehmen gegen seine Schiffe sich rentiren könnte.

Am 23. Juli 1680 erließ der Kurfürst folgende „Instruktion für den directeur de marine Herrn Benjamin Raule wie auch den Kommandeur und andere Schiffskapitains zu Beitreibung der von der Krone Spanien schuldigen Subsidien:

Demnach Se. Kurfürstliche Durchlaucht unser gnädigster Herr der Noth erachtet eine Esquadre Schiffe in See zu schicken, um diejenigen Subsidien, welche Ihro bei der Kron Spanien restiren und Sie bisher durch gütliche Ansuchung nicht erhalten mögen, durch andere zulängliche Wege beitreiben zu lassen, so befehlen Sie Dero Rath und Oberschifffahrts-Direkteur Benjamin Raule hiermit in Gnaden, nachgesetzte Schiffe als

Friedrich Wilhelm	mit 40	Stücken,	120	Matrosen,	40	Soldaten
Kurprinz	„ 32	„	100	„	40	„
Dorothea	„ 32	„	100	„	40	„
Rother Löwe	„ 20	„	70	„	20	„
Fuchs	„ 20	„	65	„	20	„
Berlin	„ 16	„	50	„	20	„
Salamander, der Brenner	„ —	„	20	„	—	„
Summa	160	„	515	„	180	„

aufs Schleunigste zu equipiren, selbige mit Segeln, Tauen, Ankers, Ammunition und Vivers auf vier Monate anfangs wohl zu versehen und aufs Beste, als Kriegsschiffe gehört, zu montiren und zur Musterung parat zu halten.

Sobalde die Schiffe gemustert und segelfertig sein werden, soll der Kommandeur Cornelis Cläs van Beveren die Kapitäns beisammenrufen und die behördliche Seyn-Briefe, so wie man auf solchen Reisen gewohnt ist, machen und darauf mit dem ersten guten Winde gerade nach der flamischen Küste segeln, sich allda nicht weit von der Hooft, den Noort-Voorlandt oder bei Duynkerken oder wo sie es sonst am besten zu sein urtheilen werden, einige und zwar zum höchsten bis an die vierzehn Tage und länger nicht aufhalten und um genauere Kundschaft von dem Ostendischen Lowry, welches auskommen und nach Cadix in Spanien gehen wird, zu bekommen, daherum kreuzen. So einige Apparence ist, daß gedachtes Konvoy abgehen wird, soll der Kommandeur alle mögliche Mittel anwenden, selbiges zu attrapiren und sobald er es vernimmt, mit fertigem Kanon und Volke (jedoch mit geschlossenen Unterpforten) dabeilaufen, selbiges, wo sichs thun lässet, attaquiren und ohne vorher Sprache damit zu halten oder Zeit um sich zu präpariren zu geben, übermeistern und wegnehmen, wobei er dann, wie auch bei allen andern Attaquen, diese Methode zu observiren hat, daß wenn kein Widerstand zu besorgen, er auch alsdann von gewaltsamen und hostilen Prozeduren sich enthalte und nur sich der Schiffe zu versichern trachte, auch zu dem Ende den Brenner nicht anders als wenn es die Noth erfordert, anbringe. Wenn sich aber die Spanier zur Wehr stellen, hat er als ein Soldat zu fechten und alsdann lieber den Brenner mit Nutzen sehen anzubringen, als zu erwarten, daß er geschlagen werde.

Wenn der Kommandeur in kurzer Zeit keine Nachricht sollte bekommen können, wie bald das Konvoy auskommen wird, und der Kommandeur mit den andern Kapitäns urtheilen würde, daß das Deßsein ruchbar werden dürfte, so soll er seinen Kours verändern und nach der Bai von Kadix laufen, alda auf besagtes Konvoy kreuzen, solchergestalt daß die Schiffe 1—2 Meilen Wassers von einander, jedoch eines dem andern im Gesicht bleiben, damit sie desto mehr Wassers besetzen und gleichwohl bei Vorfall eines das andre wider die Türken und Spanier assistiren können.

Im Kreuzen soll er alle von Kadix auskommenden Schiffe sprechen und sich so verdeckt als immer möglich informiren, wie es mit dem Aussegeln der Gallionen stehet, doch wie gesagt es mit aller Vorsichtigkeit unter andern Diskoursen zu Passe bringen, als was vor Konvoy sie haben, wie stark selbiges, wann sie meinen unter Segel zu gehen, wie und wo sie liegen? rc. rc.

Wenn dann der Kommandeur nebst den Kapitänen aus den eingenommenen Rapport wird urtheilen können, daß man Gallionen oder spanische Schiffe bei

Nachte in der Bai überfallen und wieder aussegeln oder louviren könnte, soll er das Fregatt Berlin hineinsenden und dadurch Alles in Augenschein nehmen lassen unter Prätext Wasser zu holen und nach Genua zu segeln, um Caß-Limoenen zu holen, oder unter sothanem andern Prätext als er gut finden wird, um dadurch von Allen vollkommen Nachricht einzuholen und dann, wann er es rathsam achten wird, darauf los zu gehen, in maßen dem Kommandeur die Sache also heimgestellt wird, daß er auf Seemannsweise darinnen verfahre.

Sobald der Kommandeur vernehmen möchte, daß das Ostendische Konvoy geeschappiret und erfolglich dieser Anschlag fruchtlos, oder daß die Gallionen zu stark sein oder auch lange nicht auskommen möchten, kann er auf die Rivier von Lissabon laufen und sich allda bei des Jean Beaudancourten Korrespondenten angeben, der soll ihm dann Verfrischung und was sonst nöthig sein möchte eingeben, damit er die Reise nach Havanna, Kartagena, Vera Cruys und Mexiko fortsetze, um zu sehen, ob er allda die im Julio abgesegelte Flotte mit 2 Convoyers oder andere Kaufmannsschiffe finden könne, oder ob einige Barken von der Flotte mit Silber oder anderen Kaufmannsgütern beladen zu attacqiren sein, und sich zugleich mit denen anderen Schiffen allda so lange aufhalten, als die Vivres währen und er Dienst thun kann, doch mit Vorsichtigkeit, daß die Zeit soviel möglich gemenagiret werde, maßen diese Esquadre namentlich ein Ansehnliches kosten wird. —

Würde er en passant einige Schiffe von geringer Importance nehmen, so kann er die Kaufmannsgüter ausladen, das Volk behalten und in die Schiffe vertheilen und damit das Dessein verborgen bleibe, die Fahrzeuge senken. Wenn er aber konsiderable Schiffe nimmt, soll er selbige durch den Kanal oder zum Norden um senden gleich zu nach dem Sunde und weiter nach Königsberg mit einem, oder nachdem die Sache important, mit mehreren Convoyers. Wenn es aber zu späte in der Zeit, soll er sie in Frankreich oder in Norwegen einlaufen und da überwintern lassen.

Falls im Gehen oder Kommen die Noth dringen möchte, daß man in Frankreich einlaufen müßte, kann er Rochelle, allda bei Jean Raule in Allem gute Ordre durch Unsern Direkteur gestellet sein soll, erkiesen.

Das Point von Ceremonie und Streichen soll in See und auf Rheden bei Zeiten und nach Seemannsgebrauch geobserviret werden, auf daß dadurch kein Ungemach entstehe. Aber vor partikulier holländische oder andere Republiken-Schiffen soll nicht zuerst geschossen, besondern solches von ihnen erwartet werden, wohl aber vor die, so eine Admiralsflagge führen.

In England soll man aus keinerlei Ursachen einlaufen als zur Zeit der Noth, daß Schiff und Leben gerettet werden muß. Dann soll kein Mensch bei

Leib und Lebensstrafe von Bord gelassen werden. Vor allen Dingen aber muß man von den Kastellen und Fortereſſen weit genug abbleiben.

Wenn man einige Türken nähme, welches der Kommandeur mit äußerstem Fleiß zu suchen hat, soll man die in Lissabon verkaufen, oder so sich das nicht thun läßt und man alsdann noch keine spanische Schiffe attaquiret haben sollte, damit nach Kadix laufen, oder er soll sie sonst an einem andern bequemen Ort zum Besten Sr. Kurfürstl. Durchlaucht losschlagen, die türkische Schiffe aber, so Sr. Kurfürstl. Durchlaucht dienen können, soll man behalten.

So einige Kapitäns mit Tode abgingen oder geschossen würden, soll der Kommandeur die bequemsten Personen zu der Charge wieder employiren und, die ihr Devoir nicht thun, alsofort nachdem es die Sache erfordert und nach Schiffsgebrauch strafen.

Im Wiederzurückkommen soll sich der Kommandeur sehr genau erkundigen, wie die Kriegs- und Friedenssachen zwischen Frankreich, Engelland, Holland und Sr. Kurfürstlichen Durchlaucht stehen, um sich stets vorzusehen, daß er nicht überfallen werde.

Der Kommandeur soll dieses Dessein, so lange er's gut findet und nöthig, selbst vor den Kapitänen sekret halten, gestalt denen selben Kopien an des Kommandeurs Instruktion in versiegelten Papieren gegeben werden sollen mit Ordre die nicht zu öffnen, ehe es der Kommandeur ordiniret.

Auf was Plätzen einige Schiffe ankern möchten, etwa zu dem Ende, Wasser oder ichts anderes zu holen, sollen alle Kapitäns auf Leib- und Lebensstrafe verbieten, daß kein Mensch als die Schaluppe-Ruderer an Land gehe, unter was Prätext solches auch sein möchte.

Der Kommandeur soll auch allen Kapitänen und Offizieren scharf anbefehlen, daß sie sich hüten Jemand in der Welt zu schädigen, plündern oder Gewalt zu thun, bei Strafe des Todes; und alle Papiere, Bücher, Chartequen, so in denen genommenen spanischen Schiffen gefunden worden, soll man wohl bewahren, auch keine Güter unterschlagen, sondern alles fleißig anotiren und Unserm Directeur und Collegio de marine Alles getreulich überliefern, damit es zur Rechnung gebracht werden könne.

Die Gefangenen soll man, nachdem sie genommen sein, als Freunde traktiren, und ihnen volle civilité widerfahren lassen.

Alle Sachen soll der Kommandeur mit den Kapitänen konzertiren und also überlegen, wie es zu Sr. Kurfürstl. Durchlaucht Diensten wird gut gefunden werden.

Der Kommandeur soll vor allen Dingen Sorge tragen, daß er sobald die Gelegenheit es gibt, über Amsterdam, Hamburg, Lissabon, Rochelle und wo es sich immer nur will thun lassen, schreibe und was passiret, allemal wissen

lasse, auch allezeit Copiam der ersten Briefe in die letzteren einschließe, wenn etwa die ersten nicht möchten zurecht gekommen sein.

Der Kommandeur soll den Wimpel von oben, der Vicekommandeur von vorn, und Capitain Alders von der Besaens-Maste führen und solange sie im Kanal und unweit Ostende sein, Prince-Flagge oder ganz keine gebrauchen. Sie können allemal vorgeben, daß sie nach der Straße gehen, ohne jedoch zu sagen, zu was Ende, und dergleichen Excusen nach Gelegenheit der Zeit gebrauchen, um das Dessein secret zu halten, und sich ferner in Fällen, welche allhier nicht exprimiret sein, also pruvoniren, wie es Seemannsschaft mit sich bringt."

Zum Kommandeur des Geschwaders wurde Cornelius Cläßen van Beveren, zum Vicekommandeur Cornelius Reers vom Kurfürsten ernannt.

Am 14. August ging das Geschwader in See, nicht ohne unwillige Verwunderung namentlich bei den nordischen Mächten zu erregen. Der dänische Großkanzler erklärte dem brandenburgischen Gesandten in Kopenhagen, Herrn von Brandt, gesprächsweise: „es hätten nicht allein die königlich dänischen Minister von Stockholm anhero geschrieben, daß man daselbst an den Fregatten, so Euer Kurfürstl. Durchlaucht durch den Sund gehen lassen, große Ombrage nehme und daß man befürchte, Ew. Kurfürstl. Durchlaucht Armatur in der Ostsee möchte mit der Zeit so zunehmen, daß denen nordischen Mächten ein praejudicium daraus entstehen dürfte, sondern es hätte auch der König in Schweden selbst an Ihre Königl. Majestät geschrieben nnd ihren Rath begehret, was bei dieser Sache zu thun sei, weil bisher Niemand als die nordischen Kronen das dominium maris baltici gehabt und solches ihnen allein zukäme. Der König Wladislaus von Polen hätte in diesem seculo anno 39 auf der Rhede zu Danzig auch einige Fregatten gehabt, die beide nordische Kronen aber hätten ihme solches nicht verstattet, sondern wären gesamte Hand hingegangen und hätten selbige ruiniret..... Was die 6 Fregatten betreffe, die durch den Sund gegangen sein, deswegen würde es wohl soeben nichts zu bedeuten haben. Sollten aber Ew. Kurfürstl. Durchlaucht beginnen, Orlogsschiffe von 50 bis 60 Stücken zu bauen, dürfte es wohl Händel setzen."

Am 18. September nahm das Geschwader ein in der Nähe von Ostende ankerndes spanisches Königsschiff, den Carolus II. weg, welches mit Spitzen beladen, eine gute Prise abgab. Der Kommandeur van Beveren eskortirte das Schiff selbst mit den Fregatten Wilhelm und Dorothea nach Pillau; er verließ so eigenmächtig das Geschwader und scheint sich dadurch um seine Stellung gebracht zu haben. Der Rest des Geschwaders ging unter Kommando des Vicekommandeurs Reers nach Westindien weiter, da ihn ein Befehl des Kur-

fürsten, bei Kadix zu bleiben und auf die spanische Küste zu kreuzen, nicht mehr erreichte.

Am 13. November 1680 erließ der Kurfürst eine neue Instruktion für den Kapitain Johann Lacher, welcher eine Expedition der Fregatten Prinzeß Marie, Wasserhund und Eichhorn kommandiren sollte. Die Schiffe sollten vor Ostende, Neuport und im Kanal kreuzen, dann den „Kours weiter nach Terceira, Madeira und Kanarien setzen und sehen, ob er im Passiren einige spanische Schiffe anthun kann. Wo nicht, soll er seine Reise nach dem spanischen Westindien verfolgen und soll er Alles, was spanisch ist und mit spanischen Seebriefen fährt, wegnehmen."

Beim Zusammentreffen mit dem Vicekommandeur Rees soll Lacher unter dessen Kommando treten. „So auf dieser Reise einige Raritäten von Beesten, Vögeln und andere Thiere gefunden würden, hat er solche wohl in Acht zu nehmen und Sr. Kurfürstl. Durchlaucht mitzubringen."

Die Expedition kam 1680 nicht zu Stande, da der Kurfürst auf die dringenden Vermittelungsanerbieten, die von allen Seiten einliefen, den Abgang Lachers aufschob. Da aber auch im neuen Jahre Spanien hartnäckig die Vermittelung ablehnte, weder Willens noch im Stande dem Kurfürsten eine ausreichende Sicherstellung seiner Ansprüche zu gewähren, beschloß der Kurfürst den Repressalien noch mehr Nachdruck zu geben und beauftragte in einem Abkommen vom 10. März 1681 Raule, außer jenen drei unter Lachers Kommando gestellten Fregatten noch weitere drei Schiffe auszurüsten „welche an der Flämischen Küste und im Kanal der Spanier Commercien und Schifffahrt inkommodiren und ihr Bestes thun sollten, damit sie so viel Prisen und Güter aufbringen als immer möglich." Dazu kamen noch weiter laut Kontrakt vom 28. März der neu armirte Carolus II., zwei Fregatten — wohl Wilhelm und Dorothea — und ein Proviantschiff.

Am 20. April lief Lacher mit 3 Fregatten aus Pillau aus, Raule — (wohl Jakob Raule, der zum Kommandeur des neuen Geschwaders ernannt worden war) – sollte später mit dem Carolus II. und zwei Snauen folgen und ihn in La Rochelle treffen. Vorher kehrten aber — im Mai — die westindischen Schiffe unter Reers zurück. Ihnen waren Gerüchte über sehr reiche Beute vorausgeeilt, die nun in keiner Weise bestätigt wurden; ein einziges Schiff mit Kanari-Sekt und Branntwein hatten sie aufgebracht und nach Pillau dirigirt, wo es noch nicht einmal eingetroffen war. Diese Enttäuschung wirkte auf den Kurfürsten wohl ein, als er nun beschloß, keine Schiffe mehr nach Westindien zu schicken und Raule befahl, mit der Ausrüstung des Karolus II. und der beiden Fregatten einzuhalten, sowie die Matrosen, außer den für den Schiffsbau in Pillau unentbehrlichen, zu entlassen. Raule war darüber sehr

erschrocken, sprach dem Kurfürsten von Abschied nehmen — „maßen für mich wohl noch ein Winkelchen in der Welt zu finden sein wird, da ich Brod haben werde." — Allein so schlimm war es noch nicht. Schon unterm 25. Juni ertheilt der Kurfürst eine Instruktion „wonach sich Unser Kommandeur Thomas Alders bei der ihm aufgetragenen Expedition zu achten." — Alders sollte mit drei Schiffen in die Höhe von Dünkirchen gehen, dort zu Lacher stoßen, von ihm die noch erforderlichen Soldaten und Matrosen erhalten und sodann dem Ostendischen Konvoi auflauern, event. bis vor Kadix gehen, „woselbst er gute Kundschaft einzuziehen hat, was vor Spanier ein- oder auslaufen wollen? Worauf er dann, wie auch auf die Türken, fleißig zu kreuzen hat und wenn er türkische Schiffe oder Prisen, so die Türken genommen, findet, hat er selbe vigoureux zu befechten und diejenige, welche er unter Gottes Segen erobern möchte, nach Lissabon zu bringen, um die Türken als Sklaven daselbst aufs theuerste als möglich zu verkaufen ..." Die Soldaten soll er Schiffsarbeit lehren und mit der Zeit als Matrosen bequem machen, weilen wir geneigt sein, selbige allzeit zur Marine zu gebrauchen."

Ende Juni liefen die drei Fregatten, der Fuchs, Carolus II. und der Rothe Löwe aus Pillau aus, ihnen folgte später noch die Fregatte Friedrich Wilhelm. Alders traf Lacher im Kanal, erhielt von ihm die nöthigen Verstärkungen und ging nun auf die spanische Silberflotte aus. Am 30. September bekam er spanische Schiffe in Sicht und im Glauben, es sei die Silberflotte, griff er sie mit seinen 4 Fregatten an. Das spanische Geschwader bestand aber aus 12 Kriegsschiffen und 2 Brandern, welche neu ausgerüstet der Silberflotte das Einlaufen ermöglichen sollten. Alders mußte unter diesen Umständen froh sein, nach zweistündigem Gefecht loszukommen und in dem portugiesischen Hafen Lagos einlaufen zu können. Er hatte 10 Todte und 30 Verwundete. Ehe er wieder in See gehen konnte, war die Silberflotte geborgen.

So war denn diese Thätigkeit der brandenburgischen Flotte, welche durch ihre Rentabilität die Erhaltung im Frieden ermöglichen sollte, bis jetzt noch recht wenig lohnend gewesen. Dazu kam noch, daß diese Art das Geld von Spanien einzutreiben, doch auch die übrigen Seemächte gewaltig inkommodirte. Besonders beklagten sich die Generalstaaten, da Kapitain Lacher, vor Ostende kreuzend, alle Schiffe anhielt, um sie nach spanischen Gütern zu untersuchen und dadurch schließlich bewirkte, daß die vlämischen Häfen überhaupt gemieden wurden. Der Kurfürst gab auch den Vorstellungen Gehör und befahl, daß keine staatischen Schiffe mehr angehalten werden sollten, allein dadurch wurden die Repressalien gegen Spanien immer unrentabler.

Raule sann auf Neues. Er wollte den holländischen Kompagnien unter

brandenburgischer Flagge Konkurrenz machen. Hauptsächlich faßte er Guinea ins Auge und außerdem sollten die Schiffe auf Chinesen und Mohren kapern; er hoffte dabei, daß die holländisch-ostindische Kompagnie, „wohl sollte leiden mögen, daß man auf die Barbaren kaperte, gestalt die Chinesen und Mohren jährlich den Handel auf Japan mit Anbringung 60, 70 bis 100 Tonnen Goldes an Kaufmannschaften sehr verdürben. Auf so einer Reise von zwei Jahren sollte man mit 50000 Thalern viele Tonnen Goldes nehmen können. Wenn Ew. Kurfürstl. Durchlaucht mit dero Autorite die Liebhabers zu versehen, zu dem Ende Ihre Seebriefe und Kommissions zu verleihen und an dieses Concept die Gagen und Mundkosten vor die gegenwärtige 400 Matrosen und 200 Soldaten zu verwenden genädigst beliebten, wollten wir schon Mittel finden, vier kapitale Kriegsschiffe gegen kommendes Frühjahr an zwei Jahr lang zur Ausführung dessen in See zu bringen. Mit den Gewinnsten und Beuten wollten wir dann eine ostindische Kompagnie aufrichten. Vor meine Person finde ich soviel Fundament darin, daß nicht alleine wohl selbst mitgehen, sondern auch meinen letzten Stuyver daran hasardiren will." — Weiter schreibt er dem Kurfürsten mit einem Projekt für die ostindische Kompagnie: „Alleine weiß ich nicht, ob Ew. Kurfürstl. Durchlaucht da Behagen in haben werden, in Ansehung, daß Ew. Kurfürstl. Durchlaucht mit denen Nationen keine Feindschaft haben als nur blos und alleine, daß es Türken und Heiden sein. Meine Participanten haben da große Lust zu, wollen das Geld fourniren und dann mit der Beute eine ostindische Kompagnie aufrichten." Der Kurfürst möge sich das Projekt ja vorlesen lassen, „denn es ist kein deplairsirliches Passetemps von Millionen Thalern zu hören nebenst so viel Raritäten, als da zu finden sein."

Der Kurfürst ging auf diese Pläne nicht ein, zumal da wieder von verschiedenen Seiten Protest erhoben; wurde nur auf die Fahrt nach Guinea ließ er sich soweit ein, als er „den benöthigten Oktroi" verlieh und Soldaten zur Bemannung der Schiffe hergab. Für ein Schiff, das Wappen von Brandenburg, ertheilte der Kurfürst eine Instruktion unterm 17. Juli 1681, worin die Raritäten wieder eine Rolle spielen, denn „dafern in denen Ländern einige rare Affen, Papageien oder andere Thiere und Vögel zu finden sind, soll er selbige erhandeln und mitbringen, ingleichen ein halbes Dutzend junge Sklaven von 14, 15, 16 Jahren, welche schön und wohlgestaltet sein, um selbige an Unsern Hof zu übersenden."

Die Unternehmungen stießen bei den Seemächten auf allerhand Schwierigkeiten und der geringe Erfolg der ganzen überseeischen Politik Brandenburgs ist genugsam bekannt. Nach des Großen Kurfürsten Tode wurden die Bestrebungen gänzlich fallen gelassen.

Erstaunen muß man aber, zu welch beträchtlicher Anzahl von Schiffen die Brandenburgische Marine nach einer Nachweisung vom 16. Juli 1681 bereits gediehen war. Ich theile sie ausnahmsweise mit:

„1) Schiffe, die nun in See auslaufen:

Carolus II.,	Kapitän	Thomas Albers,	50 Kanons
Rother Löw,	„	Jacob Raule,	20 „
Fuchs,	„	Ferdin. Fach,	20 „
2 schnelle Schnauwen mit je			4 „ .“ —

„2) Für die Guineische Kompagnie sind ohne Kurfürstlicher Durchlaucht Kosten und Gefahr bereits in See und werden dorthin noch ausgerüstet:

Der Morian	führend	12 Stück
Das Wappen von Brandenburg	„	12 „
Der brandenburgische Dragauner	„	20 „
Der Churprinz	„	32 „
2 Fregatten mit je 10 Stück. —“		

3) Schiffe, so Raule und seiner Kompagnie gehören und itzund nach unterschiedlichen Oertern in See gehen:

Die Wolkensäule	mit 12	Stücken	nach Rochelle
Der Windhund	„ 10	„	„ Portugal
Das Einhorn	„ 8	„	„ Larwieck
Die Fortuna	„ 8	„	ebenso.

Diese Schiffe gehen seine Kurfürstliche Durchlaucht nicht an, sind nicht in Dero Kosten.“ —

„4) Schiffe, die noch in der Pillau und Königsberg zu Sr. Kurfürstlichen Durchlaucht Diensten fertig gehalten werden, worüber jedoch noch ein Kontrakt zu machen:

Ein neu Schiff Friedrich Wilhelm zu Pferde	von	60	Stücken
Der vorige Friedrich Wilhelm	„	44	„
Ein neu Fregatt, soll erst aufgesetzt werden	„	40	„
Ein dito	„	40	„
Berlin	„	16	„
Prinzesse Marie	„	12	„
Wasserhund	„	12	„
Prinz Ludwig	„	12	„
Galliot Spandau } Advisjachten	„	8	„
Galliot Maria }	„	8	„
Der grüne Drache, ein Brenner	„	10	„
Die kurfürstliche große neue Jacht	„	8	„
Die Jacht von Raule	„	4	„

Zween Bordings zum Auf- und Abfahren.
Die machen mit denen, die bereits in See, an der Zahl bei 30 Schiffe." —
Georg Bobertag.

Aus der Heeresgeschichte des Osmanischen Reiches.

II.

Der erste ernste Schritt auf der längst vorbereiteten Bahn geschah im Frühjahr des Jahres 1826. Es wurde in einem außerordentlichen Divan beschlossen, unter dem Namen Muallem Ischkendj, „exerzirte Hand", eine neue reguläre Truppe zu bilden. Eine am östlichen Bosporus-Ufer zusammengezogene, aus anatolischen Milizen bestehende Armee sollte die Ausführung dieses Beschlusses unterstützen. Im Einklange mit dem von Selim eingeschlagenen Wege ward zur Bildung der Neuformation von jeder der Ortas die Abgabe einer Anzahl von Janitscharen angeordnet. Wenn diese auch nicht zweifelhaft sein konnten, gegen wen die neue Schöpfung gerichtet sei, so kam ihnen doch der Divanbeschluß so überraschend, daß sie, der Unterstützung ihrer Oberoffiziere entbehrend, die getroffene Maßregel über sich ergehen lassen mußten. Die Aushebung aus den Ortas ging glücklich von statten; arabische Exerziermeister, von Mehmed Ali eingeholt, waren bereits zur Hand, und die neue Truppe, reichlich verpflegt und gut besoldet, trat ins Leben. Am 4. Juni fand ihre feierliche Einweihung vor einer der Hauptkasernen der Janitscharen statt. Diese Feier gab die Veranlassung, daß der lange zurückgehaltene Groll der Janitscharen nun endlich doch sich Luft machte und in den Vorbereitungen zu einem Aufstande zum Ausbruch kam. Namentlich waren es die Quartiermacher und Unteroffiziere, die, in ihrer Prärogativen am meisten geschädigt und auf die so oft bewährte Sympathie der Masse rechnend, zum Aufruhr hetzten.

Am 18. Juni sollte in dem Thale „der süßen Wasser" bei Konstantinopel eine erste Revue der neuen Truppe stattfinden. Diesem abermaligen Auftreten derselben galt es zuvorzukommen. In der Nacht vom 14. auf den 15. Juni traten zuerst die Quartiermacher und Unteroffiziere von fünf Ortas zusammen und gaben das Zeichen zur Erhebung. Die Gemeinen sammelten sich auf dem Etmeidam, der traditionellen Operationsbasis aller Janitscharen-Aufstände und stellten dort ihre Feldzeichen auf. Bald folgten die übrigen Ortas nach und gegen Morgen waren bereits gegen 20,000 Mann versammelt. Noch während der Nacht versuchten die Rebellen umsonst, sich des Großveziers und des

Janitscharen-Agas zu bemächtigen. Beide Großwürdenträger hatten sich, rechtzeitig gewarnt, über das goldene Horn gerettet, dahingegen wurde der zwölfjährige Sohn des Aga in Stücke gehauen, sein Harem geschändet und seine Dienerschaft niedergemacht.

Da die Pöbelmasse in der Hauptstadt theilnamlos blieb, auch die früheren Verbündeten der Janitscharen, die Artilleristen von Top-Hana, so wie die Erbvertheidiger der Bosporus-Schlösser, ihre Theilnahme versagten, so bedurfte es für den Sultan nur einiger Stunden Zeit, um die in der Nähe befindlichen Truppen heranzuziehen und vermittelst derselben den Aufstand niederzuschlagen. Durch List wurde diese Frist gewonnen. Bereits hatte sich eine überlegene Streitmacht um die heilige Fahne des Propheten gesammelt und stand zum Kampf bereit, als eine Deputation der Janitscharen beim Sultan erschien, um ihre Forderungen zu stellen. Zunächst natürlich die Auflösung des Mudllem-Ischkendj und dann die Köpfe des Großveziers, des Janitscharen-Agas, so wie verschiedener anderer Würdenträger. Der wilde Hussein gab ihnen die schnöde Antwort, daß sich der Sultan ihre eigenen Köpfe holen werde, sofern sie sich nicht auf Gnade und Ungnade ergäben. Nachdem diese Aufforderung noch einmal umsonst wiederholt, begann der Angriff und die Truppen rückten gegen den Etmeidam vor. Da die Kartätschladungen der Angreifer die Reihen der Janitscharen lichteten, zogen sich diese nach ihren in der Nähe liegenden Kasernen zurück, um von dort aus den Kampf fortzusetzen. Hussein umstellte alle Ausgänge und ließ die Kasernen in Brand stecken. Der Scheikh-ul-Islam sprach feierlich den Fluch über die Empörer aus und erklärte ihre Niedermetzelung für ein gottgefälliges Werk. So begann denn ein furchtbares Blutbad, denn wer sich dem Feuertode entziehen wollte, wurde niedergemacht. Um 9 Uhr Abends war die Kaserne ein Trümmerhaufen über verbrannten Leichen und der Etmeidam eine vom Blute rauchende Todtenstätte.

Damit begnügte man sich aber noch nicht. Das Gemetzel dauerte fort. Gegen tausend Janitscharen, die sich beim Aufruhr nicht direkt betheiligt hatten, und die, da die Thore besetzt waren, nicht flüchten konnten, wurden ergriffen und nach dem Hippodram vor ein Kriegsgericht geschleppt. Das Verfahren war kurz und summarisch. Nur wenige entgingen der Verurtheilung. Eine große Masse wurde erdrosselt und in das Marmara-Meer geworfen. Die Feldzeichen der Janitscharen wurden zertrümmert, die Filzärmelmütze, ein hochgeehrtes Symbol des Janitscharenthums, ward durch die Straßen geschleift und ein Ferman veröffentlicht, welcher die Vernichtung des Korps für ewige Zeiten aussprach. Es sollte nichts mehr an die einst so stolze Stiftung erinnern. Die Moscheen der Janitscharen, die Tavernen und Kaffehäuser in denen sie verkehrt hatten, wurden niedergerissen, die Leichensteine der zahl-

reichen Begräbnisse, welche durch äußeren Schmuck an ihren janitscharischen Ursprung erinnerten, wurden zerschlagen, ja es erging sogar ein Verbot, auch nur den verhaßten Namen auszusprechen.

Mit den in den übrigen Plätzen des türkischen Reiches befindlichen Janitscharen ging man glimpflicher um, da sie sich widerstandslos dem Willen des Sultan unterwarfen. Nur in Erzerum und Aleppo fanden einige Hinrichtungen statt. Die Köpfe der Verurtheilten begleiteten die Berichte, um vor dem Serai zur Schau ausgestellt zu werden. Dahingegen brachte man auf dem Meere noch eine größere Hekatakombe dar. Großadmiral Chosrew Pascha, der mit seiner Flotte im Aegäischen Meere kreuzte, ließ, als er Nachricht vom Triumphe des Sultans erhielt, sämmtliche auf seinem Schiffe befindlichen Janitscharen, einige hundert Mann, ohne Weiteres in's Meer werfen.

Es war bereits Blut in Strömen geflossen und doch hielt sich Mahmud seines Sieges noch nicht vollkommen gewiß. Wohl wissend, daß die bedrängten unteren Klassen bisher in den Janitscharen ihre Verbündeten gesehen hatten, und daß einzelne Korporationen mit ihnen ausdrücklich affilirt gewesen waren, benutzte er die ersten Erfolge und den allgemein verbreiteten Schrecken, um auch in diesen Kreisen aufzuräumen. Zwei zahlreiche Korporationen der Hauptstadt, die Brandlöscher und die Lastträger, wurden aufgehoben, deren Vorsteher hingerichtet und der Rest auf immer in das Innere von Anatolien verbannt. Gleiches Schicksal traf auch den im Geruch der Heiligkeit stehenden Derwisch-Orden der Begtaschi, welche mit den Janitscharen, die, wie wir oben gesehen, den heiligen Begtasch ebenfalls als ihren Schutzpatron verehrten, ursprungsverwandt waren. Ihre Klöster in Konstantinopel, neunzehn an der Zahl, ließ man schleifen, ihr Scheikh wurde enthauptet und über die Derwische das Verbannungsurtheil nach Kleinasien ausgesprochen. Sobald sie jedoch aus dem Bereiche der Hauptstadt und ihrer Anhänger waren, entledigte sich ihrer der Sultan in summarischer Weise, um die Ueberfahrtskosten zu sparen. So fuhr Mahmud mit eiserner Konsequenz fort, auch die leiseste Opposition gegen seine Bestrebungen, die ja unzweifelhaft auf eine Wiederherstellung der Osmanischen Macht und auf wirkliche Verbesserungen im Staatswesen hinausgingen, mit Schwert und Strang zu verfolgen, und die Henker blieben noch lange in Thätigkeit.

Der griechische Aufstand und die drohende Haltung Rußlands wiesen darauf hin, vor allen Dingen eine neue Armee zu schaffen. Dieselbe sollte zunächst auf 96,000 Mann regulärer Infanterie in 8 Divisionen, von je 8 Regimentern zu 1500 Mann, gebracht, dann die Artillerie bedeutend vermehrt und europäisch geschult werden.

Wenn Mahmud geglaubt, es würde aus der Vernichtung des Alten die

neue Schöpfung, wie eine geharnischte Minerva hervorspringen, so hatte er sich allerdings getäuscht, denn als der Krieg mit Rußland (1828 und 29) in Sicht stand, steckte die neue türkische Armee noch in den Windeln. Nichtsdestoweniger hat sie unter unfähigen Führern in einem der unglücklichsten Kriege das Möglichste geleistet und namentlich bei der Vertheidigung der festen Plätze, wie Schumla, Varna und Silistria, eine unerwartete Zähigkeit an den Tag gelegt. Jedenfalls fand die russische Armee nicht so leichtes Spiel, wie sie vielleicht erwartet hatte. Immerhin waren jedoch die Anfänge einer neuen Schöpfung wieder zertrümmert worden und nach dem Frieden von Adrianopel ließ es sich Mahmud angelegen sein, mit Bildung einer europäisch disziplinirten und exerzirten Armee wiederum zu beginnen. Allerdings mit wenig Erfolg, denn die fortgesetzten Aufstände ließen die Armee nicht zur Ruhe kommen.

Noch im Jahre 1835 bestand die Ausbildung der regulären Soldaten lediglich im Exerzitium, welches nach dem von einem französischen Korporal Gaillard dem alten Seraskier Chosrew Pascha beigebrachten französischen Werkchen, „l'école du soldat" betrieben wurde. Die Beförderung erfolgte nach Gunst und körperlichen Vorzügen. Schreiben und Lesen galt wohl als Empfehlung, aber nicht als Erforderniß um Offizier zu werden.

Das Bestreben, sich ausländische Instruktoren zu verschaffen, scheiterte Jahre lang an der Eifersucht der verschiedenen Mächte. Da wandte sich endlich die Pforte mit einem bezüglichen Antrage an Preußen, von dessen uneigennützigem Wohlwollen man sich versichert hielt. Indessen der preußische Gesandte Graf Königsmark, dessen Vermittelung man angerufen hatte, hielt Zurückhaltung für geboten, und die Angelegenheit würde sich noch lange hingezogen haben, wenn nicht ein günstiger Zufall zwei ausgezeichnete preußische Generalstabs-Offiziere, von Moltke und von Berg, gegen Ende des Jahres 1835 auf einer Reise nach Konstantinopel geführt hätte. Bei dem sich bald anbahnenden Verkehr zwischen den beiden Offizieren und dem Seraskier Chosrew Pascha ging diesem eine ganze Welt von neuen Ideen auf. Er faßte namentlich zu Moltke unbedingtes Vertrauen und wußte es durchzusetzen, daß dessen Urlaub von der preußischen Regierung verlängert wurde. Mittlerweile nahmen die weiteren Verhandlungen mit dieser, unter russischer Fürsprache, insoweit einen glücklichen Verlauf, als König Friedrich Wilhelm III. das weitere Verbleiben Moltkes in Konstantinopel genehmigte und die Ueberweisung noch anderer Instruktions-Offiziere zusagte. Bei einer im Frühjahr 1837 von Mahmud unternommenen Rundreise durch Bulgarien und Rumelien mußte ihn Moltke begleiten. Er wurde hierbei in militärischen Angelegenheiten vielfach zu Rathe gezogen und erwarb sich das volle Vertrauen des Sultans. In dessen Auftrage bereiste er demnächst die wichtigsten Reichsfestungen und die Dardanellen-

schlösser, um über deren Zustand zu berichten und zur Wiederherstellung derselben Vorschläge zu machen. Für den Divan arbeitete er eine Denkschrift aus über die Anwendbarkeit des preußischen Landwehrsystems für türkische Zustände und Verhältnisse. Mit dem Meßtisch durchwanderte er die Hauptstadt, sowie deren nächste Umgebungen und fertigte einen vorzüglichen Plan an. In den verschiedensten Angelegenheiten wurde er zu Rathe gezogen und seine Thätigkeit in Anspruch genommen. Allen diesen Aufgaben unterzog er sich mit der bekannten anspruchslosen Tüchtigkeit und erwarb sich dadurch ebenso die Bewunderung, wie die Dankbarkeit der türkischen Regierung.

Wenn sich bei den Türken eine besondere Vorliebe für preußische Instruktoren kundgab und schließlich die preußische Organisation, natürlich unter Modifikationen, wie die besonderen Verhältnisse des mosleminischen Reiches sie mit sich brachten, auch dem Großherrlichen Heerwesen zu Grunde gelegt wurde, so ist dies namentlich dem persönlichen Einflusse Moltkes zuzuschreiben.

Welch' hohen Werth der Sultan auf die baldige Erfüllung der von der preußischen Regierung gemachten Zusage legte, zeigte er unter anderem dadurch, daß, als sich die Ankunft der Instruktoren in die Länge zog, bei einer in den ersten Tagen des August 1837 dem preußischen Gesandten Grafen Königsmark ertheilten Audienz, er diesen persönlich um Fürsprache bei seinem Souverain ersuchte. Es war dies nicht nöthig, denn am Berliner Hofe waren die Entscheidungen bereits getroffen und wenige Wochen darauf trafen die Hauptleute von Vinke (Olbendorf) und Fischer vom Generalstabe, so wie von Mühlbach vom Ingenieur-Korps in Konstantinopel ein. Sie blieben mit Ausnahme einer im Auftrage des Großherren nach der Donau unternommenen Rekognoszirungsreise, den Herbst und Winter über in der Hauptstadt und wurden im Frühjahr des kommenden Jahres den verschiedenen Armee-Korps zugetheilt.

Moltke kam zur Taurus-Armee unter Hafisch Pascha. Wer sich unterrichten will, in welch' vielseitiger Weise er dort Verwendung fand, der lese dessen interessante Briefe vom Jahre 1842 über Zustände und Begebenheiten in der Türkei. Nicht nur, daß er bei Ausbildung der Truppen unausgesetzt thätig war und bei vorkommenden Aktionen seine Rathschläge ertheilen mußte, unternahm er auch ausgedehnte Terrainrekognoszirungen, um theils die vorhandenen Karten zu berichtigen, theils neue herzustellen. Die preußischen Tirailleursignale hallten in den Bergen von Kurdistan wieder und die Redifs Bataillone wurden im Brigade-Exerziren nach preußischem Reglement eingeübt. Moltke giebt dem Heere Hafisch Paschas das Zeugniß, daß es unzweifelhaft die am weitesten ausgebildete, am besten disziplinirte, ausexerzierteste und doch die moralisch schlechteste Armee war, welche die Pforte jemals aufgestellt. Auch der größte Meister kann den Stoff wohl formen, aber nicht umwandeln. Und wenn auch weicher

Thon, in Feuer gebrannt, die Widerstandskraft des Steins erlangt, so hätte eine lange Schule der Zucht dazu gehört, um aus jenen asiatischen Horden ein zuverlässiges Instrument für den Feldherren zu bilden. Trotz alledem würde jedoch Hafisch Pascha in der Schlacht bei Nisip 1839 der ägyptischen Armee unter Ibrahim Pascha nicht so schmachvoll unterlegen sein, hätte er den Rathschlägen Moltkes Folge geleistet.

Nach dem Tode Mahmuds, und nachdem die vorgenannten preußischen Offiziere, die jedoch wie wir bald sehen werden, anderweitig ergänzt wurden, in ihre Heimath zurückgekehrt waren, verhieß der neue Sultan Abdulmedjet durch den Hattischerif von Gulhane vom 3. November 1839 verschiedene Reformen, wodurch namentlich auch eine Regelung der Rekrutenaushebung und eine auf 4—5 Jahre festzusetzende militärische Dienstzeit vorgesehen war. Wenn auch dieser Hattischerif, gleich seinen Vorgängern und Nachfolgern, namentlich in so weit er sich auf eine Verbesserung des Loses der Christen bezog, in der Hauptsache ein todter Buchstabe blieb, so machten die in Aussicht gestellten Reformen bezüglich des Militärwesens hiervon eine rühmliche Ausnahme. Es war dies das Werk Riza Paschas. Obgleich ein eingefleischter Moslem, hatte er genug Einsicht, um die unbedingte Nothwendigkeit jener Reformen anzuerkennen. So sehr auch Sultan Mahmud, unter den für eine Reorganisation so ungünstigen Zeitverhältnissen, in mehr dilettantischer Weise vorgearbeitet hatte, so erhielten doch erst durch Riza Pascha die von Moltke gemachten Vorschläge in der Art ihre Ausführung, wie sie sich später als den Verhältnissen angemessen bewährt haben und wie sie, abgesehen von Modifikationen im Einzelnen, auch noch heute bestehen. Wir müssen jedoch hierbei noch eines Mannes Erwähnung thun, der Riza Pascha bei seinem Reorganisationswerk berathend zur Seite stand. Es ist dies der frühere preußische Artillerie-Lieutenant von Kuczkowski, der im Jahre 1838 mit vier Feuerwerkern, resp. Unteroffizieren der Garde-Artillerie, als Instrukteur nach Konstantinopel kam. Er hat speziell auf die Entwicklung der türkischen Artillerie einen hervorragenden Einfluß ausgeübt und wenn diese Waffe noch jetzt, obgleich sie ihren Kulminationspunkt längst überschritten hat, in den Kämpfen zwischen Balkan und Donau ein sehr gewichtiges Wort mitspricht, so ist dies ganz wesentlich das Verdienst Kuczkowski's, so wie einer Anzahl preußischer Artillerie-Offiziere, die mit und nach ihm im Dienste der Pforte thätig waren. Von den letzteren nennen wir nur den jetzigen preußischen Artillerie-Inspekteur General-Major a. D. Becker, und die in den türkischen Dienst übergetretenen Paschas Lehmann, Bluhm und Strecker. Kuczkowski erreichte den Rang eines Ferik (Divisionsgenerals) und starb 1863. Von seinen vier Begleitern existirt nur noch einer, der frühere preußische Unteroffizier Wendt, jetzt Nadi Pascha.

Bei aller Anerkennung der Verdienste vorgenannter Offiziere dürfen wir jedoch unseren großen Schlachtendenker zunächst als denjenigen bezeichnen, der die neue Saat ausgestreut hat, aus welcher die jetzige türkische Armee erwachsen ist. An äußerem Zusammenhang, äußerer Kraft hat sie unzweifelhaft gewonnen. Ob ihr jedoch die sittliche Macht innewohnt, welche der Träger echten Soldatengeistes ist und allein dauernde Siege verheißt, das wird die Zukunft zeigen. W. v. H.

Ueber Theilung der Arbeit

im wissenschaftlichen Lehren und Lernen auf der Universität.

Von Dr. C. Hueter,
Professor der Chirurgie an der Universität Greifswald.

(Schluß.)

Ich zweifle nicht daran, daß alle Wissenschaften die gleiche Entwickelung durchlebt haben, obgleich zugestanden werden muß, daß die Zeiträume der Entwickelung für verschiedene Wissenschaften sich verschieden verhalten. Bald tritt mehr die Forderung des Rohstoffs, bald mehr die Verarbeitung desselben in den Vordergrund; aber zu keiner Zeit wird ausschließlich nur in der einen oder nur in der andern Richtung für jede Wissenschaft gearbeitet. Meist sind es neue Methoden der Untersuchung, welche zunächst eine größere Menge von Rohstoff zusammentragen lassen, bis derselbe wieder in den großen Bau der Wissenschaft endlich eingefügt wird. Ich erinnere, um auch hier ein Beispiel zu nennen, an die Entdeckung des Mikroskops; es war zu begreiflich, daß nach dieser Entdeckung mit größter Beharrlichkeit alle Theile des Körpers, alle Thiere, alle Pflanzen auf die feinere Zusammensetzung ihrer Gewebe durchforscht wurden. Bald jedoch fand man, daß der Besonderheiten nicht allzu viele waren, und daß vieles, was man zuerst als etwas ganz seltsames erkannt zu haben glaubte, nur eine geringe Abänderung gewöhnlicher Gewebsbestandtheile darstellte. So kam bald eine gewisse übersichtliche Ordnung in die Ergebnisse mikroskopischer Forschung, und während man früher glaubte, daß man bei der mikroskopischen Untersuchung irgend eines, bis dahin nicht untersuchten Thieres merkwürdige Neuigkeiten finden würde, so weiß man heute, daß es lohnender ist, an einem einzigen Thier, an einem einzigen Organ

den Gesetzen der Gewebeentwickelung nachzuforschen. Hier, wie überall, ist es nicht die nackte Thatsache, welche das Endziel wissenschaftlicher Forschung darstellt; sondern aus der Thatsache soll das Gesetz ihres Geschehens entwickelt werden. Das erst ist wissenschaftliche Forschung.

Da wir nun die wissenschaftliche Forschung mit zu den selbstverständlichen Pflichten des wissenschaftlichen Lehrers rechnen müssen, so darf ich hier auf die Gefahr hinweisen, welche eine übertriebene und mißverstandene Arbeitstheilung der wissenschaftlichen Forschung bringen kann. Gering ist der Werth derjenigen wissenschaftlichen Arbeit, welche nicht an die Nachbargebiete anknüpft und sich mit ihnen einheitlich verbindet. Wie der Gesetzgeber in einem, vielleicht an sich nicht schlechten Einzelgesetz einen Fehler begehen kann; wie dem Gesetzgeber die Pflicht obliegt, alle Aufgaben der Gesetzgebung in möglichst einfacher Form, mit thunlichst weit reichenden und umfassenden Gesetzen zu erfüllen: so muß auch der wissenschaftliche Forscher vor allzu beschränkter Bearbeitung eines allzu kleinen Gebiets sich hüten und so hat auch er die Pflicht, seine Arbeitskräfte nicht kleinlich zu zersplittern, sondern für Erfüllung größerer Aufgaben zusammen zu fassen. Nicht überflüssig erscheint es mir, daß gelegentlich einmal an diese Pflicht erinnert werde; denn ich glaube schon heute in schriftstellerischen Unternehmungen, deren Beurtheilung ich mir zutrauen darf, schädliche Auswüchse einer krankhaft übertriebenen Arbeitstheilung zu erkennen. Daß ich in einem solchen Urtheil den Kreis der medizinischen Literatur nicht überschreiten darf, brauche ich wohl nicht besonders zu begründen. Richtige Folgerungen auch für andere Bezirke der Literatur aus meinen Aeußerungen zu ziehen, darf ich dem zuständigen Urtheil anderer überlassen.

In der medizinischen Literatur nimmt eine besondere Art von Hand- und Lehrbüchern einen immer breiteren Raum ein, welche ich kurz als Genossenschaftslehrbücher bezeichnen will. Unter der Leitung von ein oder zwei Redakteuren tritt eine Zahl von Schriftstellern, etwa zehn oder zwanzig zusammen, um ein Lehr- oder Handbuch für eine wissenschaftliche Disziplin zu verfassen, z. B. ein Handbuch der Chirurgie, ein Lehrbuch der Kinderkrankheiten u. s. w. Die betreffende Disziplin wird in kleine Stückchen zerlegt und jeder Mitarbeiter erhält ein oder zwei Stückchen zugewiesen, um seine Kräfte an ihnen zu erproben. Man begreift, welch' ungeordnetes Mosaik auf diesem Wege geschaffen werden muß, und eine einheitliche Zusammenstellung des Mosaiks Seitens der Redaktion erweist sich einfach als Unmöglichkeit. Die einzige Einheit einer solchen wissenschaftlichen Arbeit wird durch den Verleger geschaffen, welcher alle Theile mit gleichem Titel versieht, durch den Setzer, welcher alle Theile mit gleichen Lettern setzt, und von dem Buchbinder, welcher die Bogen zusammenordnet und heftet. Der Inhalt ist ein Zerrbild dessen, was ein Hand- oder Lehrbuch sein

soll, und doch gelangt es unter diesem Titel in die Hände des Arztes, des Studirenden. Bei einfachem Durchblättern eines oder mehrerer Bände stößt man auf drei, vier verschiedene Meinungen von drei oder vier Schriftstellern über dieselbe Frage. Muß das nicht in dem Kopfe des Lesers geradezu sinnverwirrend wirken? Ich will nicht behaupten, daß solche Genossenschaftsbücher geradezu werthlos sind; einzelne Stücke enthalten gewöhnlich werthvolle Arbeiten, und für die spätere Zeit werden sie noch dadurch beachtenswerth bleiben, daß in ihnen ein Spiegelbild von dem zeitweiligen Stand der wissenschaftlichen Disziplin gegeben ist. Aber sie sind für die Gegenwart geschrieben, und sie erfüllen nicht ihren Zweck, den Zweck der einheitlichen Belehrung in einer wissenschaftlichen Disziplin. Offenbar sind die Genossenschaftslehrbücher durch die irrige Annahme hervorgerufen worden, als ob es schon heute unmöglich sei, daß ein einzelner Schriftsteller auch nur eine einzige Disziplin zu übersehen vermöge. Aber wenn es auch so stände, so müßte immer ein Lehrbuch besser von einem einzelnen Schriftsteller geschrieben werden, weil in ihm die Einheit der leitenden Gesichtspunkte in wissenschaftlicher Forschung nicht verlassen werden darf. Einzelne Mängel sind nicht so schlimm, und was im Genossenschaftslehrbuch durch die Vielheit der Gesichtspunkte auf den Lernenden schädlich einwirkt, das wird durch die eingehende Bearbeitung der Einzelheiten nicht aufgewogen. Ich bin überzeugt, daß die Geschichte der medizinischen Literatur über die in ihrem Wesen verzettelten Genossenschaftslehrbücher zur Tagesordnung einer einheitlichen Schriftstellerei wieder übergehen wird, und daß in dieser Beziehung mein Warnungsruf nicht gerade sehr nothwendig ist: aber es schien mir wichtig, an einem einzelnen Beispiel die Gefahr zu zeigen, welche mit übermäßiger Arbeitstheilung auf schriftstellerischem Gebiete entstehen kann. Man soll hier der Theilung der Fächer, welche sich ja vielleicht in der Zukunft als Nothwendigkeit erweisen mag, nicht unzeitgemäß vorgreifen.

Der schriftstellerischen Lehre, welche wir verbreiten, steht die mündlich Lehre zur Seite. Wohl lehrt jeder von uns nicht mehr und nicht wenigere als sein eigenes Fach; aber es ist eine wichtige Aufgabe unseres kollegialen Zusammenlebens und Zusammenwirkens, daß wir dem Lernenden die mit geschichtlicher Nothwendigkeit entstandenen Grenzlinien zwischen den einzelnen Fächern nicht breiter und nicht tiefer erscheinen lassen, als sie sind. In dem klinischen Unterricht, welchen zu leiten mir obliegt, giebt es keine scharfe Grenze gegenüber irgend einer anderen medizinischen Fachwissenschaft, und ich bemühe mich, überall wo ich kann zu zeigen, daß dieser klinische Unterricht mit dem aller übrigen medizinischen Fächer eng verknüpft ist. Ja, ich glaube noch einen Schritt weiter gehen zu dürfen; ich halte es auch für nützlich, daß man die Brücken, welche — freilich zerbrechlich genug — die medizinischen Wissenschaften

mit anderen Wissenschaften verbinden, nicht niederreiße, sondern ausbaue und befestige. Am engsten ist die Verbindung der medizinischen Wissenschaften mit den Naturwissenschaften; und wir dürfen stolz darauf sein, daß es uns mehr und mehr gelingt, an unsere schwankenden Begriffe das feste Maaß strenger Methodik, wie sie von den Naturwissenschaften ausgebildet wird, anzulegen und hierdurch unseren Lehrsätzen schärfere Formen zu geben. Aber auch anderen Wissenschaften steht die medizinische nicht so fern, als ein beschränktes Urtheil glauben lassen kann. Zwischen den philosophischen Wissenschaften und den Naturwissenschaften, einschließlich der Medizin, ist zwar in einer früheren Zeit einmal jede verbindende Brücke in mißverstandenem Eifer niedergerissen worden; heute baut man von beiden Seiten her wieder an den Verbindungsbrücken auf und gewiß nicht zum Schaden der einen oder anderen Wissenschaft. Ich brauche nur die neuen medizinisch-physiologischen Untersuchungen über das denkende Organ, das Gehirn, anzuführen, um zu zeigen, daß auch die heutige Medizin mit der heutigen Philosophie in der Forschung über die Denkthätigkeit sich verknüpft.

Nicht einmal hier möchte ich stehen bleiben; ich gehe noch einen Schritt weiter und berühre die Beziehung der wissenschaftlichen Lehre zu dem großen und bewegten Volksleben, welches sie umgiebt. Es gab eine Zeit, in welcher man achselzuckend das Maulwurfsleben eines wissenschaftlichen Forschers und Lehrers als das Leben eines Sonderlings, eines außerhalb seines Kreises unbrauchbaren Menschen belächelte. Man stellte sich den Professor vor, begraben hinter einem Haufen von Büchern, lebend nur in der Welt seiner eigenen Gedanken und nur in dieser leistungsfähig, sonst aber abgelöst von dem Leben seiner Umgebung, seines Volkes. Das war der Professor einer vergangenen Vergangenheit. Schon lange aber klopft mächtig der Pulsschlag des öffentlichen Lebens an die ehemals so still abgeschlossenen Universitäten, und der Pulsschlag des geistigen Lebens der Universitäten mischt sich mit jenem Pulsschlag des öffentlichen Lebens zu immer höheren Wellen. Der Professor der Gegenwart und der Zukunft muß in der Erfüllung seiner Lehraufgabe sich mitten in die Welt stellen; er muß wissen, daß seine Schüler, wenigstens der größeren Mehrzahl nach, die Früchte ihres Lernens nicht in dem stillen Raum der Hörsäle, sondern im bewegten Getriebe der Welt und zum Nutzen der Welt verarbeiten sollen. Fern sei es, hiermit aussprechen zu wollen, daß es die wesentliche Aufgabe der Universitäten sei, brauchbare Beamte für den Staatsdienst zu schulen; im Gegentheil — ich weiß sehr wohl, daß in der Theilung der Unterrichtsarbeit den Universitäten der mehr theoretische Theil des höheren Unterrichts zugefallen ist, und ich halte es für unmöglich — für mein eigenes Fach kann ich das wenigstens bestimmt behaupten —, daß der der junge Mann in dem Augenblick, wo er die Universität verläßt, in das

Leben der Welt als fertiger, für seinen Beruf völlig ausgerüsteter Beamter, Arzt, Lehrer u. s. w. eintritt. Vielmehr hat die Universität die Aufgabe, die Erziehung des Geistes zur Urtheilsfähigkeit, wie sie im Gymnasium begonnen wurde, in bestimmter Richtung und mit besonderer Berücksichtigung des von dem Lernenden gewählten Berufs fortzuführen. Zur Erfüllung dieses Zweckes ist aber das, was man etwas spöttelnd Kathederweisheit genannt, nicht das einzige Mittel; und der, welcher auf dem Katheder thront, hat sich daran zu erinnern, daß es außer dem Katheder noch andere geistige Brennpunkte in dem Leben der Welt giebt, welche er die Pflicht hat, bei dem Unterricht zu berücksichtigen. So ist es für uns nothwendig, aber auch heute nicht mehr allzuschwer, daß wir unsere Arbeit, welche uns durch Arbeitstheilung überkommen ist, zwar für uns, aber doch auch in lebendiger Verbindung mit anderen, uns verwandten Arbeiterkreisen verrichten.

Aber — so kann man mir hier einwerfen — wäre es nicht besser, für das verschlungene Getriebe des heutigen und künftigen öffentlichen Lebens die Lehraufgaben möglichst eng zu fassen, damit der einzelne Lernende wenigstens für eine einzelne, beschränkte Aufgabe streng geschult und von vornherein leistungsfähig eintreten kann? Man vergleicht so oft das Leben eines Volks, eines Staats mit dem Getriebe einer kunstvollen Maschine. Weshalb sollte sich der Universitätsunterricht nicht damit begnügen, daß er passende Rädchen forme, welche an richtiger Stelle frisch eingesetzt, ihre Arbeit wie die alten verbrauchten Rädchen weiter verrichten? Eine solche Beschränkung der Aufgabe ist der grundliegende Gedanke für diejenigen, welche die Einheit der Universität in eine Mehrheit von Fachschulen fertigen wollen. Nun, diesen Feinden der Universitäten kann man einfach erwidern: weder Staat noch Wissenschaft sind Maschinen, beide sind lebendige Wesen, beide beruhen auf lebendiger Kraft und beide erzeugen lebendige Kraft. Unnütz ist es, in das Getriebe des Staats- und Volkslebens rein mechanische Gebilde einsetzen zu wollen, und die Wissenschaft ist unfähig, sie zu formen. Der Gedanke, das Urtheil, die geistige Arbeit — das sind die lebendigen Kräfte, deren das Staatsgetriebe bedarf, und das sind die Kräfte, an deren Bildung die Universitäten mitzuwirken berufen sind. So ist es heute, und so hoffen wir, wird es in Zukunft bleiben. Will man bei fortschreitender Theilung der Lehrarbeit die Aufgaben erniedrigen und dann auf vereinzelte Fachschulen vertheilen, so gehören hierzu Bedingungen, welche mit dem gesunden Leben eines Volks unvereinbar sind und welche hoffentlich unserem Volk erspart bleiben, dem Volk, das sich rühmen darf, das Leben der Universitäten so kräftig und segensreich entwickelt zu haben, wie kein anderes.

Nun darf ich mich noch mit einem besonderen Wort an unsere jüngeren, lernenden Commilitonen wenden. Auch sie haben mitzukämpfen gegen eine

übertriebene und schädliche Theilung der Arbeit. Ich weiß, daß es für dieselben kein leichtes sein kann, nachdem sie an einem Tag vier, sechs oder acht Vorlesungen über verschiedene Gegenstände gehört haben, aus diesen verschiedenen Stoffen das Einheitliche herauszufinden. Aber der Studirende darf den Versuch hierzu nicht von der Hand weisen; denn auch ein halb mißlungener Versuch dieser Art ist schon ein kleiner Erfolg. Wie das Zerstören leichter ist, als das Aufbauen, so ist das Trennen leichter, als das Vereinen. Gelingt es der Thätigkeit des Gedankens, die aus einander gelegten und aus einander gezogenen Fäden einer wissenschaftlichen Disziplin oder einer ganzen Wissenschaft wieder zusammenzufügen und gegen den Mittelpunkt zu verfolgen, von welchem die Fäden auslaufen, so hat die Gedankenarbeit ein gutes Werk verrichtet. Der Lernende darf in dieser Beziehung nicht alles und nicht einmal Vieles von seinen Lehrern fordern; denn die Lehraufgaben haben nun einmal das Schicksal gehabt, in vielfache Theile getrennt werden zu müssen, und an den lernenden Commilitonen ist es, die getrennten Stücke wieder einheitlich zusammen zu fügen. Der Versuch hierzu wird auch vor der naheliegenden Gefahr behüten, daß der Student auf eigene Hand in die Bahn der Gegner unserer Universitäten einlenkt, welche dieselben in einzelne Fachschulen zerlegen wollen. Vermeide der Studirende die Gefahr, daß er von vornherein seine lernende Arbeit auf ein kleines Stückchen Fachwissenschaft zuspitze! Eine solche Gefahr ist wirklich vorhanden; habe ich es doch selbst erlebt, daß mir Medizinstudirende im 5. und 6. Semester erklärt haben: sie wollten künftig Fachchirurgen werden und beabsichtigten deshalb in ihren letzten Semestern möglichst ausschließlich Chirurgie zu studiren. Nun kann man es nicht tadeln, daß jeder Lernende schon im Beginn seiner Arbeit für einen bestimmten Theil derselben eine vorwiegende Neigung ausbildet; aber verderblich würde es sein, wenn diese Neigung den ganzen Gang der lernenden Arbeit bestimmte und beherrschte. Wohl schiebt hier die Einrichtung der Prüfungen einen wirksamen Riegel vor die übertriebenen Sonderbestrebungen im Lernen; aber nicht minder wirksam muß die im Lernenden zu erweckende und zu kräftigende Ueberzeugung sein, daß der Weg zu einem besondern Fach immer nur von dem Mittelpunkt einer Wissenschaft aus gesucht werden darf und gefunden werden kann. Erst muß man sich von allen Fächern einer Wissenschaft ein mindestens mittleres Maaß von Kenntnissen erworben haben, bevor man versucht, seine Kräfte an einem bestimmten einzelnen Fach auf ihre wirkliche Leistungsfähigkeit zu erproben. Alle Theilung der Lehrarbeit, wie sie sich nun einmal vollzogen hat, muß von dem Lernenden nicht als eine Aufforderung betrachtet werden, auch das Gelernte in einzelnen Stücken getrennt zu lassen, sondern vielmehr als

Aufforderung, die gelernten Stücke mit einander zu verbinden und wieder zum einheitlichen Ganzen der Wissenschaft zu gestalten.

Keine der hier berührten Fragen habe ich in bestimmter Formel beantwortet. Thesen habe ich nicht aufgestellt und will sie auch jetzt nicht aufstellen; aber in kurzen Sätzen darf ich zusammenfassen, was ich über die wichtigsten Beziehungen der Arbeitstheilung zu wissenschaftlichem Lehren und Lernen denke. Die Arbeitstheilung hat auf diesem, auf unserem Gebiet, wie wohl auch auf den meisten anderen Gebieten, dem Bedürfniß nicht vorauszugehen, sondern vielmehr nachzufolgen. Es ist unnütz, sich gegen diejenige Form der Arbeitstheilung anzustemmen, welche sich in langsam-geschichtlicher Entwickelung vollzieht; aber verderblich kann es sein, die Arbeitstheilung auf dem Gebiet der wissenschaftlichen Lehre und des wissenschaftlichen Lernens zu übereilen. Man darf in dieser Beziehung nur der unabweisbaren Nothwendigkeit folgen; denn manche Nachtheile sind und bleiben auf diesem Gebiet mit der Arbeitstheilung verbunden. Diese Nachtheile möglichst auszugleichen, ist Pflicht des Lehrers und des Lernenden; beide haben sich daran zu erinnern, daß die Arbeitstheilung der Lehraufgaben nicht eine Theilung der einheitlichen Lehre der Wissenschaft in zusammenhangslose Stücke bedeuten darf. Ueber aller Theilung der Arbeit auf wissenschaftlichem Gebiet, über allen Vielheiten des wissenschaftlichen Lehrens und Lernens soll verknüpfend und zusammenhaltend walten die Alleinheit der Wissenschaften, die Universitas literarum.

Ramadan, der muslimische Fastenmonat.

In Folge der Kriegsereignisse, welche die Türken wieder zum alten Glaubenseifer anzufachen scheinen, ist der soeben gefeierte Ramadan von ganz besonderer Bedeutung für alle Bekenner des Islam. In diesem Monat, dem neunten des arabischen Jahres ist der Koran zu Mohammed herabgesandt worden und zwar vom siebenten Himmel, wo der Lotusbaum steht, der Grenzbaum des mohammedanischen Paradieses, der von Engeln und Vögeln bedeckt, sich zur rechten Seite des göttlichen Thrones befindet und nicht überschritten werden darf, auf dessen Blättern je ein Name steht. Verwelkt ein Blatt des Lotusbaumes, fällt es ab, so muß der Mensch, dessen Namen es trägt, erkranken und alsdann das Zeitliche segnen. Aus diesem heiligsten

„Garten der ewigen Wohnung" kam der Koran, und wer daran zweifelt, dem wird geantwortet: Mohammed hat es gesagt, und wer es dann noch immer nicht glaubt, dem sagt man, was einmal ein ägyptischer Scheich gesagt: „Wie kannst du an Mohammed zweifeln, da doch sein Name über der Pforte des Paradieses geschrieben steht."

Freilich muß man nicht vermeinen, daß der Engel Gabriel das Religionsbuch, so wie es jetzt in seiner Vollendung vor uns liegt, vom Himmel herabgebracht. Das glaubt nicht einmal der an keinem Wunder Mohammeds zweifelnde Muslim. Der Koran ward bekanntlich erst nach des großen Propheten Tod zusammengestellt und zwar unter dem Khalifen Abu-bekr, als nach dem Kriege mit dem falschen Propheten Museilama besonders viele Koranleser, die ihn am besten im Gedächtnisse hatten, erschlagen wurden, so daß sich der kluge Omar, des Khalifen erster Feldherr, zu der Aeußerung veranlaßt fühlte: er fürchte, diese Gelehrten möchten am Ende alle aussterben und rathe daher daß man den Koran sammle. Auf Abu-bekrs Befehl suchte Zeid Ibe Thabit, ein Sekretär Mohammeds, alle Koransfragmente zusammen, die sich in verschiedenen Händen, in verschiedenen Köpfen befanden, d. h. theils auf Pergament, Leder, theils sogar auf Palmblätter, auf Knochen und Steine geschrieben waren oder in dem Gedächtniß der Zeitgenossen des Propheten, von denen noch viele am Leben waren, steckten. So läßt sich auch begreifen, wie der Koran durch seine fast unausstehlichen Wiederholungen für den Ungläubigen zu einer höchst unerquicklichen Kost wurde. Zeid, statt das Beste und Ausführlichste zu wählen, nahm Alles auf, was der Eine oder der Andere aufgezeichnet oder auswendig gelernt, vielleicht auch mißverstanden hatte. Daher die vielen Wiederholungen, die fast unglaublichen Widersprüche in dem Religionsbuche der Muslimen.

Was den Ramadan heiligte, war, daß in diesem Monat Mohammed seine erste Vision hatte, in welcher der Engel Gabriel ihm als Ueberbringer der ersten göttlichen Offenbarung nahte, im Namen des Herrn und Schöpfers der Welt. Auf einem seidenen Tuch, das ihm der Engel vorhielt, sollen nach muselmännischer Tradition die ihm zuerst geoffenbarten Verse geschrieben gewesen sein. Sie lauten: Lies, im Namen Deines Herrn, der Alles erschaffen und der den Menschen geschaffen aus geronnenem Blute. Lies, bei deinem Herrn, dem glorreichsten, der da gelehrt den Gebrauch der Feder, und so da lehret den Menschen, was er nicht gewußt. Wahrlich, der Mensch, übernimmt sich frevelhaft, wenn er sich in großem Reichthum sieht.... Weiß er denn nicht, daß Gott Alles sieht? Wahrlich so er nicht abläßet, so wollen wir ihn bei seinen Haaren ergreifen, bei seinen lügen- und sündhaften Haaren. Mag er dann rufen seine Freunde und Gönner; aber auch wir wollen rufen die

furchtbaren Höllenwächter. Nicht anders wird es sein. Gehorche ihm nicht, sondern bete Gott an und ihm nahe Dich."

Auch dem unbefangenen Leser, auch dem, der nicht weiß, daß unter dem Menschen, von dem hier die Rede ist, Abu Jahl, ein geschworner Feind Mohammeds, gemeint war, dem muß sofort die Anzüglichkeit dieser Verse auffallen und diese Ausnützung einer angeblich göttlichen Offenbarung ist nicht gerade lobenswerth. Aber dem sei, wie ihm wolle. Im Ramadan, in der Nacht El Kadr, d. h. der Nacht der göttlichen Bestimmung, soll Mohammed die erste Vision gehabt haben. Nun sind aber die Ausleger des Korans gerade darüber uneinig, wann die Nacht Kadr war. Man weiß von dem Propheten selbst, daß sie besser als tausend Monate ist, daß die Nacht Friede und Heil bringt bis zur Morgenröthe, daß in ihr Allah mit Weisheit über alle Dinge entscheidet: über die Feier der gesegneten Nacht ist man indessen nicht im Reinen. Die Meisten halten die Vornacht des 27. Ramadan heilig; allein es sind diejenigen, welche die Kolet-el-Kadr auf eine der letzten zehn Nächte des Ramadan setzen, noch nicht widerlegt worden. Da in dieser heiligen Nacht die Engel zu den Sterblichen herabsteigen, sie segnend, die Thore des Himmels hinter ihnen offen lassend, so daß die Bitten der Menschen Einlaß finden, sind die Moscheen in den letzten zehn Ramadannächten sehr besucht. Da ist kein Muslime, der in der Nacht El Kadr, in welcher Allah alle menschlichen Schicksale für das kommende Jahr entscheidet, nicht inbrünstig bete, auf daß sein Jahr erträglich sei; da war kein Muslime, der in dieser Nacht durch die offenen Thore des Himmels nicht um Sieg von Allah erfleht hätte, Sieg gegen den „Moskomi."

Die Frommen beteten während zehn Nächten, die minder Frommen thaten Salz in eine Schale voll Wasser und versuchten das salzige Naß hin und wieder, denn es geht im Orient der Aberglauben, daß das Salz sich in der heiligen Nacht El Kadr in Zucker verwandle. Und diese beteten nur in der Nacht, wo ihren Gaumen das Wasser süß zu schmecken schien.

Es ist daher kein Wunder, daß Mohammed diesen mit einer Art Nimbus umgebenen Monat zur Fastenzeit erkor. Zwar war dieses Fasten kein neues Gebot, denn der Mekkanische Prophet gestattete seinen Gläubigen den Jom Kipur zu fasten, der ein jüdischer Fasttag war Damals hoffte er die Juden, deren Religion ja so ziemlich mit der mohammedanischen übereinstimmt, für sich zu gewinnen. Der Zeit, in welcher Mohammed den von so manchem Europäer als Muster der Toleranz gepriesene Vers offenbarte, der da lautet: „Diejenigen, welche glauben, Juden, Christen und Sabäer, wer an Gott glaubt und den jüngsten Tag und gute Werke übt, der hat Nichts zu befürchten und wird nicht betrübt", dieser milden Zeit folgte eine andere, in der es hieß: „Wer einer

anderen Religion als dem Islam anhängt, der findet durch sie keine Aufnahme bei Gott, und der gehört in jener Welt zu den Untergehenden", ein Vers der dem orthodoxesten Dogma von der allein selig machenden Kirche zur Seite gestellt werden kann. Alle Konzessionen, die der Prophet den Juden als Lockspeise gemacht, wurden, als er sah, daß so wenige mosaische Gläubige den Islam annahmen, widerrufen und so auch das Beobachten des jüdischen Fasttages.

Die den Fastenmonat betreffende Stelle im Koran lautet: „Ihr Gläubigen, auch eine Fastenzeit ist euch wie eueren Vorfahren vorgeschrieben, damit ihr gottesfürchtig seid. Eine bestimmte Zahl von Tagen sollt ihr fasten. So aber Einer krank oder auf Reisen ist, der faste eben so viele andere Tage dafür. Doch wer es vermag und dennoch unterläßt, der soll zur Sühne einen Armen speisen. Doch besser ist's, dies freiwillig zu thun; noch besser, wenn ihr die Fasten dabei beobachtet. Könntet ihr das doch einsehen! Der Monat Ramadan, in welchem der Koran offenbart wurde als Leitung für die Menschen und klares Zeichen des Lichts und der Scheidung (des Wahren vom Falschen) ist der Fastenmonat." Es folgt die Aufzählung der Genüsse, deren sich die Muslimen bei Tage im Ramadan zu enthalten haben und dann heißt es: „begehret was Gott euch erlaubt, esset und trinket, bis man beim Morgenstrahle einen weißen Faden von einem schwarzen unterscheiden kann. Dann aber haltet Fasten bis zur Nacht, ziehet euch ins Bethaus zurück."

So der Koran. Es gab eine Zeit, wo Weiber, die das Fasten gebrochen, ertränkt wurden. Ich will nicht behaupten, daß dieses Jahr ein Gleiches geschah, aber ich kann versichern, daß diesmal das Fastengebot, welches ohnehin zu den von Seite der mohammedanischen am meisten beobachteten Koranvorschriften gehört, mit ganz besonderer Strenge eingehalten wurde, ein kein so leicht zu befolgendes Gebot, wo sich Alles nach dem Monde richtet, der Ramadan also in einer Reihe von dreiunddreißig Jahren alle Jahreszeiten durchläuft und im heißen Sommer, wie es eben heuer der Fall war, wegen des Durstes und der langen Tage, während welchen nicht einmal der Speichel verschluckt werden darf, besonders drückend ist.

Kairo, Oktober 1877. W—t.

Deutsche Reichszustände im 16. Jahrhundert.*)

Die Bestrebungen des 15. und 16. Jahrhunderts, dem Fehdewesen ernstlich zu begegnen, kennzeichnen sich in einer unabsehbaren Reihe deutscher Reichs- und Landtage, zu deren Beschlüssen das fort und fort blühende Fehdewesen einen eigenthümlichen Gegensatz bildet. Trotz des „ewigen Landfriedens", hatte das Unwesen der Fehde und Wegelagerei in ganz Deutschland auch im Zeitalter der Reformation noch nicht abgenommen und die Machtlosigkeit deutscher Fürsten spiegelte sich in unzähligen, oft nur von Wenigen unternommenen Raubzügen ab, von denen einige in dem damals mächtigen Kursachsen sogar durch mehrere Menschenalter sich hinzogen.

Wenn man geneigt ist, in der gänzlichen Zerfahrenheit und Machtlosigkeit der einzelnen Territorien den Grund des fortdauernden Unwesens zu suchen, so mag man nicht vergessen, daß die falschen Rechtsanschauungen deutscher Fürsten, die auf den Reichstagen geflügelte Worte gegen die Unhaltbarkeit der Reichszustände richteten, sehr oft zur Stärkung der sittenlosen Zustände das ihre beitrugen. Unter den zahlreichen Beispielen sind folgende Vorgänge im Braunschweiger Lande im Jahre 1511 ein sprechender Beleg für unsere Ansicht.

Am 23. März 1511 zog Herzog Heinrich der Mittlere*) von Lüneburg mit mäßigem Gefolge aus seiner Residenz Zelle nach Dänemark. Auf einsamen Wegen wurde er noch innerhalb der Grenzen seines Landes von einer Anzahl Wegelagerer überfallen, sein Gefolge mißhandelt und ihm vor seiner Entlassung das Versprechen abgenommen, daß er in gewissen, noch näher festzustellenden Fristen 40,000 Fl. für seine einstweilige Entlassung zu zahlen habe. Wie sich später herausstellte, waren dem Herzog die Wegelagerer, die allem Anscheine nach dem Adel des Landes angehörten, genau bekannt. Ihre Namen erfuhr jedoch Niemand, obwohl befreundete Fürsten wiederholte Versuche gemacht hatten, die Schuldigen zu ermitteln. Denn der Herzog glaubte, seinen Schwur halten zu müssen, in welchem ihm auferlegt war, seine Peiniger nie zu verrathen, und bis zu Entrichtung der Lösesumme sich in Zelle als Gefangenen zu betrachten, das Sakrament nicht zu empfangen, sowie des Umgangs mit seiner Gemahlin sich gänzlich zu enthalten. Außerdem hatte der Herzog im Nichtzahlungsfalle

*) Nach unbenutzten Quellen des Gesammt-Archivs in Weimar, Abth. C. Braunschweig. Die Braunschweiger Archive enthalten über diese Frage keine Materialien.

**) Geb. 1468, regierte seit 1486, war wegen der Hildesheimer Stiftsfehde geächtet und † im Kloster Wienhausen 1532.

versprochen, sich den Wegelagerern an einem brieflich ihm kund zu gebenden Orte zu stellen, um des weiteren gewärtig zu sein.

Bevor irgend ein Schritt auf rechtlichem Wege gegen die Thäter versucht wurde, hatte der Herzog im Stillen Alles gethan, um seinen Verpflichtungen nachzukommen. Aber die enorme Geldforderung, die ihn zwang, bei befreundeten Fürstenhäusern Hülfe zu suchen, trug dazu bei, daß die geheim gehaltene Haft im Reiche ruchbar wurde. Er hatte sich, wie natürlich, auch an das kursächsische Haus gewandt, dem seine Gemahlin Margaretha entstammte, die ebenfalls in geheimen Briefen das ihre gethan hatte, um die Geldmittel zur Lösung ihres gefangenen Gemahls flüssig zu machen. Denn bis dahin war es dem Herzog nur gelungen, 5000 Gulden von der stipulirten Summe abzutragen. Gefahr war im Verzug, da dem Herzog auferlegt war, vierzehn Tage nach Ostern weitere 15,000 Gulden zu entrichten. Erst nach deren Abtragung gestatteten ihm seine Feinde den Genuß des Sakramentes und stipulirten zugleich, daß der Rest der Forderung im Betrage von 20,000 Gulden, die heute einem Betrage von 100,000 Thalern Geldwerth gleichkommen würden, vierzehn Tage vor Pfingsten entrichtet werden sollte. Für den Fall, daß der Gefangene diesen Verpflichtungen nicht nachkam, hatte er weitere Informationen aus einem Briefe zu entnehmen, der sich unter einem dem Herzoge schon bekannten Baumstamme im Walde befinden sollte, unter dem die beiderseitigen Kundgebungen überhaupt zu suchen waren.

Die Gesinnung des Lüneburger Herzogs, den unerhörten Forderungen, welche allen Gesetzen des Reiches Hohn sprachen, gerecht werden zu wollen, erregte in ganz Deutschland großes Aufsehen. Aber viele gab es auch, die ihn in seinen Ansichten unterstützten. Das Geld aufzubringen, sich seines Versprechens zu entledigen, hielten sie für unerläßlich. Der Abt Boldewin zu Lüneburg hatte zum Beispiel auf verschiedenen Tagen mit der Landschaft wegen Aufbringung des Geldes verhandelt; man hatte sich in diesen Versammlungen von der Nothwendigkeit überzeugt, die Summe bezahlen zu müssen. Wohin sich auch der Herzog wandte, überall stellte man sich ihm helfend zur Seite. Osnabrück, Nassau, Schaumburg und Lippe hatten bereits sämmtlich ihre Hülfe durch Vorstreckung einiger Tausend zugesagt, und von Dänemark, Brandenburg, Braunschweig, Münster, Mecklenburg, Pommern und Holstein hoffte er noch gleiche unterstützende Zusagen zu erhalten, sobald die eigends dahin abgesandten Vertrauten zurückkehren würden.

Ganz anderer Ansicht war das befreundete sächsische Haus. Es widerrieth dringend, dem abgenöthigten Versprechen nachzukommen, da die Erfüllung desselben auf dem vorgeschriebenen Wege gegen die Reichsgesetze verstoße und nothwendig die übelsten Folgen für alle Reichsfürsten haben müsse. Auf säch-

sischer Seite stand auch der Albertiner Herzog Georg, der Markgraf Joachim von Brandenburg, der Erzbischof von Magdeburg. Sie gaben sich die größte Mühe, den Lüneburger von seinem Entschlüssen abwendig zu machen.

Da ist es nun nicht ohne Interesse, den Ausführungen des Lüneburger Herzogs etwas näher zu treten. Sie bleiben ein merkwürdiger Beleg für die befremdenden Rechtsanschauungen deutscher Fürsten, die unmöglich dazu beitragen konnten, rechtliche Zustände anzubahnen, so lange sie von derartigen Ansichten geleitet wurden, wie wir sie hier verfochten finden. Schon im Beginn seines Briefwechsels schnitt der Herzog jede Aussicht auf Aenderung seiner Gesinnung ab. Er wünschte lieber den Tod zu erleiden, als seinem Versprechen untreu zu werden. Er wies darauf hin, daß seine Seele in Gefahr sei, die ewige Seeligkeit zu verlieren; er verweigerte jede Auskunft, die der Reichsgewalt die Möglichkeit gegeben hätte, die Wegelagerer zur Strafe heranzuziehen. „Meine Ehre, schrieb der Herzog, ist mir lieber, als der Hals, und der Hals lieber, als das Geld." Klar leuchtet aus seinen dunkeln Andeutungen auch die Thatsache hervor, daß er Unendliches unter den trüben Verhältnissen des eigenen Landes zu leisten hatte, in welchem es seiner Versicherung nach stets Brauch gewesen sei, daß der Gefangene sich seines gegebenen Versprechens gemäß gehalten habe. Denn wer unter irgend einem Vorwande diesem nicht gerecht werde, könne nicht für „redlich" gehalten werden. Dieser Meinung gedenke er bis an das Ende seines Lebens treu zu bleiben. „Warum", schrieb er, „sollen wir Fürsten mehr Freiheit in diesen Dingen haben, als der gemeine Mann, vor dem der Fürst doch nur das voraus hat, daß man ihm die „Bosheit" nicht ins Gesicht sagen darf. So ist es billig", fährt er fort, „daß Jeder sich in der Ehre standhaft erweise. Das Gut bleibt hier, der Leib wird eine Speise der Würmer; mit anderen Worten, das Andenken des Gerechten bleibt in Ewigkeit."

Trotz dieser Ansichten des Herzogs versuchte das kursächsische Haus, an dessen Spitze Friedrich der Weise stand, einen persönlichen Druck auszuüben. Bevor der in hohem Ansehen stehende Kurfürst auf Verhandlungen mit den lüneburgischen Ständen einging, suchte er ein kaiserliches Mandat gegen die geheimen Wegelagerer zu erzielen, welches diese in des Reiches Acht that. Nebenbei versuchte man auf die peinliche Befragung derer hinzuarbeiten, die mit dem Herzog gefangen waren und ein gleiches Loos mit ihm theilten. Aber auch dieser Versuch blieb fruchtlos; niemals, erklärte der Herzog, würde sich seine Dienerschaft zu einem Geständnisse bewegen lassen, welche seine persönlichen Feinde der strafenden Hand der Gerechtigkeit überliefere. — Friedrich der Weise und Johann der Beständige suchten den Herzog in Zella selbst auf; aber sie mußten sich früh genug von dem unbeugsamen Sinn überzeugen und

unverrichteter Sache abziehen. Die geistliche Absolution des Herzogs ließ auf sich warten, als man an die politischen Schlußverhandlungen zu Zerbst dachte. Auch hier erfuhren die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg, daß die lüneburgischen Räthe ihren Herzog in seinen Ansichten unterstützten und daß selbst die Landstände sich diesen anschlossen. Selbst der braunschweiger Herzog Heinrich der Aeltere lebte des Glaubens, daß die Lösung des Herzogs nur mit Geld zu erzielen sei; in Folge davon blieb er einfach von dem Zerbster Tage entfernt. So war denn schließlich Friedrich der Weise wankend geworden; entscheide man sich in den Zerbster Verhandlungen mit Stimmenmehrheit für die Haltung des Herzogs, so wollte auch er nicht sich ausschließen, denselben mit materiellen Mitteln zur Befreiung unterstützen.

Als man in Zerbst in glänzender Fürstenversammlung zusammentrat, wurden alle Möglichkeiten erwogen, die der eine oder der andere Beschluß im Gefolge haben könnte. Befriedigte man die Wegelagerer nicht, so hielt man eine Fehde im größten Stile für wahrscheinlich. Man dachte sich die Situation des Herzogs in den Händen seiner Feinde, sah sein Leben auf das Ernstlichste bedroht. Man erinnerte sich der alten Unsitte, daß man den Gefangenen an die exponirtesten Punkte stellte, wo sein Leben in offenem Kampfe oder in der Belagerung leicht preisgegeben war. Schon sah man das Land in wilder Gährung von den Parteien durchwühlt, von einer Fehde in die andere übergehen.

In letzter Stunde entschied man sich noch, dem Unwesen scharf zu begegnen. Leider hatte der Herzog seinen Feinden bereits weitere Konzessionen gemacht. Wie sich hier herausstellte, hatte er weitere 7000 Gulden abgetragen, um damit einen Aufschub für nahe in Aussicht stehende Zahlungsfristen zu erlangen. Am Freitag in der Pfingstwoche sprachen die versammelten Fürsten feierlich aus, daß der Herzog sich seines gegebenen Versprechens völlig überhoben erachten könne. Unter ihnen waren Kurfürst Friedrich, Erzbischof Ernst von Magdeburg, Herzog Johann von Sachsen, die Gesandten Joachims von Brandenburg, Herzog Georg, Philipp von Hessen und Philipp von Braunschweig bemerkenswerth. Ihr Beschluß basirte auf den Entschließungen des Königs von Dänemark, vieler anderer geistlicher und weltlicher Fürsten, der Landschaft des Herzogs, vor allem aber auf dem kaiserlichen Gebote, welches auf Grund des ewigen Landfriedens den Herzog von jeder weiteren Geldlieferung und der Pflicht sich persönlich zu stellen, entband, indem noch besonders hervorgehoben wurde, daß andauernde Willfährigkeit des Herzogs dem Reiche beschwerliche Neuerungen verursachen und böse Händel stärken werde.

Erst jetzt, nachdem der Herzog seine Feinde von den Beschlüssen des Zerbster Tages unterrichtet, und ihnen gleichzeitig die Achtserklärungen des

Kaisers auf üblichem Wege mitgetheilt hatte, erklärten sich die Wegelagerer zufrieden gestellt. Sie motivirten in einem an den Herzog gerichteten plattdeutschen Briefe ihre Haltung, erklärten den Herzog für völlig frei, seines Versprechens überhoben, nachdem der Kaiser und befreundete Fürsten die weiteren Geldzahlungen verboten und sie zugleich die Ueberzeugung gewonnen hatten, daß der Herzog sich während seiner Gefangenschaft allzeit seinem Gelübde gemäß gehalten habe. Sie erklärten ausdrücklich, die abgezahlten 12,000 Gulden als „ganze Schatzung" anerkennen zu wollen und verpflichteten den Herzog und seine Mitgefangenen nur noch zu der ausdrücklichen Erklärung, welche an dem bewußten Zahlungsorte durch Abordnung eines Gesandten abgegeben werden müßte, daß der Herzog die ihm vorgeschriebene Urfehde für alle Zeiten halten wolle.

Damit schließen die Nachrichten über jene Vorkommnisse, die ein lehrreicher Beleg dafür sind, wie schwer es den politischen Gewalten Deutschlands fiel, Willkühr zu besiegen und geordnete Zustände im Reiche deutscher Nation einzuführen und zu befestigen. C. A. H. Burkhardt.

Vom preußischen Landtage.

Berlin, 28. Oktober.

Die erste Woche der Session liegt hinter uns, mit ihr eine jener großen Debatten, welche die Tribünen bis in den letzten Winkel zu füllen pflegen. Man kann indeß nicht behaupten, daß in dem Redeturnier der letzten zwei Tage nur leeres Stroh gedroschen wäre. Die Lage bedurfte der Klärung. Und dieselbe ist erreicht, soweit sie im gegenwärtigen Augenblicke überhaupt möglich war.

Unbestreitbare Thatsache ist, daß die letzten Wochen vor der Eröffnung des Landtages eine lebhafte Beunruhigung der Gemüther hervorgerufen hatten. Man hatte sich während des Sommers in sorglose Behaglichkeit eingewiegt. Die „Kanzlerkrise", welche im Frühjahr das ganze politische Leben beherrscht hatte, war fast vergessen, die Dinge schienen ruhig im alten Geleise zu gehen. Gegen das Ende der todten Jahreszeit kamen die üblichen Gerüchte über die den parlamentarischen Kreisen zugedachten Aufgaben. Mit Genugthuung nahm man in liberalen Kreisen die Nachricht entgegen, daß für den preußischen Landtag im Ministerium des Innern aufs Neue der Entwurf einer Städteordnungs-

reform, unter wesentlicher Berücksichtigung der im vorigen Jahre vom Abgeordnetenhause gefaßten Beschlüsse, ausgearbeitet sei. Da erschien Fürst Bismarck auf einige Tage in Berlin und mit einem Schlage war die Situation wie umgewandelt. Der Städteordnungsentwurf war im Staatsministerium verworfen worden, und sein Urheber, der Minister des Innern Graf Eulenburg, reichte seine Entlassung ein. Es verbreitete sich das Gerücht, daß die Verwaltungsreform sistirt sei. Bald darauf wurde das Entlassungsgesuch des Grafen Eulenburg abgelehnt und ihm ein sechsmonatlicher Urlaub ertheilt. Zugleich wurde von offiziöser Seite betont, daß die Kanzlerkrise fortbestehe und daß das Wie ihres endlichen Abschlusses davon abhänge, ob die umfassenden Reformpläne des Fürsten Bismarck sowohl oben wie unten die erforderliche Unterstützung finden würden. Es blieb also Alles in der Schwebe.

Schwerlich hat sich jemals eine Volksvertretung im Augenblicke ihres Zusammentrittes einer unklareren Lage gegenüber befunden, als diesmal der Landtag. Die Thronrede beseitigte nicht die vorhandenen Zweifel; in dem Punkte, auf welchen es im Rahmen des preußischen Staatswesens vor Allem ankam, in der Stelle über die Verwaltungsreform, bestärkte sie dieselben fast noch. Unmöglich konnte das Abgeordnetenhaus zu dieser Sachlage schweigen. Es lag nahe, das Schreiben des Vicepräsidenten des Staatsministeriums, in welchem dem Hause die Beurlaubung des Grafen Eulenburg und seine Vertretung durch den Minister Friedenthal angezeigt wurde, zum Gegenstand einer Besprechung zu machen. Man durfte voraussetzen, auf diesem Wege eine bündige Erklärung der Regierung zu erlangen, auf Grund welcher das Haus Stellung nehmen könnte. Fortschrittspartei und Centrum aber hielten für gut, diese Erklärung gar nicht erst abzuwarten. Die erstere glaubte auf Grund des erwähnten unklaren Passus der Thronrede eine in der inneren Politik der Staatsregierung eingetretene Wandlung konstatiren zu können, und beantragte, zu erklären, daß durch diese Wandlung im Zusammenhange mit der Beurlaubung des Ministers des Innern die als nothwendig erkannte Fortentwickelung der Gesetzgebung geschädigt und die konstitutionelle Verantwortlichkeit der Minister gegenüber dem Landtage beeinträchtigt werde. Das Centrum seinerseits wollte von der Regierung eine Gesetzesvorlage über eine feste Organisation des Staatsministeriums und die Verantwortlichkeit der Staatsminister zu fordern wissen. Korrekter handelten ohne Zweifel die übrigen Parteien, indem sie ohne vorgefaßte Meinung in die Verhandlung eintraten.

Die Erklärung des Ministers Friedenthal suchte die beiden Erwägungsgründe der Fortschrittspartei von vornherein zu entkräften. Die Behauptung einer Beeinträchtigung der konstitutionellen Verantwortlichkeit der Minister widerlegte er mit einer unzweideutigen Darstellung der Natur der von ihm

übernommenen Stellvertretung. Herr Friedenthal ist danach für die nächsten sechs Monate vollkommen selbstständiger Minister des Innern, mit der vollen Verantwortlichkeit für dieses Ressort. Die angebliche Wandlung in der inneren Politik der Staatsregierung aber stellte er entschieden in Abrede. Im Geiste und auf der Grundlage der Kreisordnung von 1872 soll die Verwaltungsreform zu Ende geführt werden. Der Vicepräsident des Staatsministeriums Camphausen säumte nicht, diese Versicherungen im Namen der Regierung zu bekräftigen.

Die Frage war, ob Angesichts dieser Erklärungen das von der Fortschrittspartei beantragte Mißtrauensvotum als berechtigt gelten könne. Sicherlich lag kein Grund vor, die konkrete Thatsache der Beurlaubung des Grafen Eulenburg zum Ausgangspunkte eines solchen Votums zu machen. In Frage konnte nur kommen, ob eine sechsmonatliche Stellvertretung im Prinzipe als dem Geiste einer konstitutionellen Verfassung entsprechend zu betrachten sei. Die Ernennung und Beurlaubung der Minister gehört zu den Prärogativen der Krone, formell kann also im vorliegenden Falle nichts eingewendet werden. Unter den Umständen aber, unter welchen dieser Fall eingetreten, ist er das Symptom einer Unklarheit in der inneren Lage, welche mit einer ersprießlichen konstitutionellen Staatsentwickelung auf die Dauer nicht verträglich ist. Pflicht der Freunde einer solchen Entwickelung war es, auf diese Unverträglichkeiten hinzuweisen und Beseitigung der Unklarheit zu fordern. Aber was berechtigte dazu, aus dieser Unklarheit einen ausgemachten Wandel in der inneren Politik herauszulesen? War denn Graf Eulenburg wirklich die einzige Garantie für die Durchführung der Verwaltungsreform? Es ist wahr, Graf Eulenburg hat das Gesetzgebungswerk der Kreisordnung, nachdem er es einmal begonnen, mit Zähigkeit durchgeführt. Aber alle Welt weiß, daß er in der ganzen Angelegenheit der Verwaltungsreform stets mehr der Geschobene, als der Schiebende war. Seine Thätigkeit auf diesem Felde hatte weder Initiative noch Planmäßigkeit. Bei der Berathung der Provinzialordnung erlebte man die seltsame Erscheinung, daß Graf Eulenburg während der Dauer der Session seine Anschauung in sehr wesentlichen Punkten vollständig änderte. Zum schwersten Vorwurfe aber gereicht ihm, daß er zwar neue Verwaltungsgesetze schuf, zur Ausführung derselben aber den alten und notorisch vielfach widerstrebenden Apparat möglichst unverändert beibehielt. Und nun soll die Thatsache, daß dieser Mann sich von den Geschäften zurückzieht, die Umkehr der inneren Politik zur Reaktion bedeuten? In der That, eine drollige Zumuthung an den gesunden Menschenverstand! Aber unsere Fortschrittspartei will es so. Was liegt ihr daran, daß Graf Eulenburg ersetzt ist durch einen Mann, der zum Zustandekommen der Kreisordnung reichlich ebensoviel beigetragen hat,

wie der Minister selbst? Was liegt ihr daran, daß dieser Mann, und daß mit ihm das ganze Staatsministerium sich mit seiner Ehre dafür verbürgt: die Verwaltungsreform ist nicht aufgegeben, sie wird im bisherigen Geiste zum Abschluß gebracht werden? Die Fortschrittspartei erklärt den Ministern: die Entscheidung liegt nicht bei Euch, sondern beim Fürsten Bismarck; darum trauen wir Euren Versprechungen nicht. Für den Widerspruch im eigenen Raisonnement, die einzelnen Minister dem Ministerpräsidenten gegenüber als Nullen darzustellen und gleichzeitig das ganze Heil der Verwaltungsreform an die Person des bisherigen Ministers des Innern zu knüpfen, scheint man auf jener Seite gar kein Auge zu haben.

Allerdings konnten die Erklärungen der Regierung nicht vollständig befriedigen. Den Liberalen ist niemals zweifelhaft gewesen, daß die Verwaltungsreform sich nicht allein auf die Kreis- und Provinzialordnung sowie auf die Behördenorganisation, sondern auch auf die Städteordnung und die Landgemeindeordnung zu erstrecken haben würde. Nach den jetzigen Andeutungen des Ministers Friedenthal leugnet die Regierung nicht die Reformbedürftigkeit der Städteordnung und die Nothwendigkeit einer Landgemeindeordnung, aber sie betrachtet diese Aufgaben nicht als integrirende Bestandtheile des die Gesetzgebung zur Zeit beschäftigenden Reformplanes. In diesem Punkte befindet sie sich im Gegensatze auch zur nationalliberalen Partei — eine Differenz, welche von Lasker klar und scharf betont wurde. Aber sollte die nationalliberale Partei um dieses Punktes willen den Männern, welche sie seit Jahren unterstützt, plötzlich ihr ganzes Vertrauen entziehen, und mehr noch: sollte sie um dieses Punktes willen das Chaos heraufbeschwören, welches einem Mißtrauensvotum unfehlbar gefolgt wäre? Sie hat geglaubt, im Interesse des allgemeinen Besten zu handeln, indem sie der Fortschrittspartei den Rücken kehrte, andererseis aber der Regierung die Nothwendigkeit einer Verständigung über jene Differenz nicht verhehlte, wenn anders sie der Unterstützung der Partei auch ferner sicher sein wolle.

Damit war das Schicksal des fortschrittlichen Antrages entschieden. Derjenige des Centrums trat von Anfang an in den Hintergrund, obgleich seine Urheber schließlich noch den Luxus einer namentlichen Abstimmung für denselben in Anspruch nahmen. Der Antrag gehörte nicht zur Sache, diente lediglich als Dekorationsstück und ermöglichte dem Centrum, sich von der Fortschrittspartei, nach dem überaus treffenden Ausdruck des Herrn Virchow, vor aller Welt die Schleppe tragen zu lassen — sonst hatte es keinen Zweck; die ultramontanen Herren hüteten sich wohl, die fortschrittliche Freundlichkeit zu erwidern. So stand schließlich die engere Gefolgschaft der Richter und Virchow vollständig isolirt. Dafür wird an den bösen Nationalliberalen grausame

Rache genommen werden. Und vielleicht ging die ganze Taktik nur darauf hinaus, für solches Vorgehen einen plausibeln Vorwand zu erhalten.

Literatur.

Zwei Jahre im Sattel und am Feinde. Erinnerungen aus dem Unabhängigkeitskriege der Konföderirten von Heros von Borcke, ehemals Stabschef des General J. E. B. Stuart. Aus dem Englischen übersetzt von Kaehler, Oberstlieutnant und Kommandeur des 2. Schlesischen Husaren-Regiments Nr. 6. Zwei Bände. Berlin, 1877. E. S. Mittler und Sohn.

Die Stellung des Verfassers während des Bürgerkrieges der Vereinigten Staaten, erhellt aus dem Titel. Wir erfahren aber aus dem interressanten Buche noch einen guten Theil mehr als dasjenige, was Heros von Borcke als Stabschef des schneidigen südstaatlichen Reitergenerals Stuart im Heere der Konföderirten gesehen und geleistet hat. Denn ehe Borcke es zu dieser Stellung gebracht, hatte er bereits in hundert Gefechten und Schlachten, bei kühnen Erkundungsritten und feindlichen Ueberfällen, für den Süden seine Haut zu Markte getragen. Es war wirklich enthusiastische Begeisterung für die Sache der amerikanischen „Rebellen", keineswegs abenteuerlicher Schlachtendurst, welcher den ehemaligen Preuß. Dragoneroffizier veranlaßte, an Bord des Dampfers Käthe die Blokade von Charlestown zu brechen und wildfremd im fremden Lande — seine Empfehlungsbriefe hatte er unterwegs verbrannt, als ein nordamerikanisches Kriegsschiff den englischen Blokadebrecher Hero, auf dem er von England ausgelaufen war, anhielt und durchsuchte — sich eine Stelle im Heer der Konförderirten zu suchen. Durch Zufall wurde er an General Stuart gewiesen. — Die Regierung zu Richmond verhielt sich sehr zugeknöpft gegen das Angebot seines Degens für ihre Sache — und General Stuart erkannte in dem preußischen Riesen schon nach wenig Stunden seiner Bekanntschaft und Beobachtung einen der tüchtigsten Reiteroffiziere, dem er jemals im Leben begegnet war. Borcke verstand und sprach kaum Englisch, als er den amerikanischen Boden betrat und dennoch verband ihn, schon ehe er sich in der Landessprache deutlich ausdrücken konnte, eine innige Freundschaft mit Stuart, ein Band, das später immer enger geknüpft, und nur durch den Tod des kühnen Generals gelöst wurde.

Borcke's Buch, das zuerst in Blackwoods Magazin englisch erschien, ist kein Geschichtswerk, nicht einmal ein militärwissenschaftliches oder kriegsge-

schichtliches Werk. Es ist ein ausführliches Tagebuch, gut und lebendig ergänzt durch die frische Erinnerung und die fesselnde Darstellungsweise des Verfassers. Zu einem Geschichtswerk fehlt dem Verfasser vor Allem die Objektivität den geschilderten Ereignissen, den handelnden Personen gegenüber. „Große und edle Männer“ sind nur die Staatsmänner und die Generale des Südens. Die „Yankees“ dagegen ernten nicht gerade Ehrennamen. Aber das Buch soll auch kein Geschichtswerk sein. Es soll nichts bieten, als die Erinnerungen des Verfassers an seine Kriegsfahrten im Lager des amerikanischen Sonderbundes. Und diese Erinnerungen sind höchst lesenswerth. Land, Leute und Sitten, Lagerleben, Schlachtgewühl, Stunden der Rast, Alles was dem Verfasser während zwei bewegten Jahren zugestoßen, ist mit gleicher Wärme und Lebendigkeit, und vor allem mit gleicher Treue und Wahrhaftigkeit geschildert. Die prunklose Wahrheit des Erzählten und Geschilderten erhellt am besten, wenn man z. B. die einzelnen rühmlichen Waffenthaten, an denen Borcke Theil nahm, vergleicht mit nordamerikanischer Geschichtsschreibung, zu der auch das treffliche Buch des Grafen von Paris: „Geschichte des nordamerikanischen Bürgerkrieges“, zu rechnen ist, da dieser im nördlichen Heer focht. Mannigfaltigere und bewegtere Bilder, als sie hier vorüberziehen, wird man in der gleichartigen Literatur kaum finden. Am wohlthuendsten dürfte aber die Figur des Generals und Freundes des Verfassers, des Generals Stuart berühren, der seinem „lieben Von“ immer wieder, nicht selten jede Stunde des Tages, die höchste Ehre und Freundschaft erweist, die er zu vergeben hat, und die er sich selbst selten und nur ungern versagt: in den dichtesten Kugelregen zu reiten. Auf seinem Sterbebette nimmt der General zuletzt Abschied von dem deutschen Freund und Kampfgenossen. „Ich hatte auf seinem Bette gesessen, seine Hand in der meinigen haltend, und ihm das Eis gereicht, das er in großer Menge zu sich nahm und ihm zur Kühlung auf seine brennende Wunde gelegt wurde.“ — Borcke war selbst schwer verwundet. — „Mich zu sich ziehend und meine Hand fester fassend, sagte er: „Mein theurer Von, es geht jetzt schnell mit mir zu Ende, aber ehe ich sterbe, wünsche ich, daß Sie wissen, daß ich nie einen Mann so geliebt habe, wie Sie. Ich bete, daß Ihr Leben lang und glücklich sein möge. Sehen Sie nach meiner Familie, wenn ich heimgegangen bin und seien Sie meiner Frau und meinen Kindern ein ebenso treuer Freund wie Sie mir gewesen sind!“ Das waren die letzten zusammenhängenden Worte, die er sprach!“ Damit schließt fast auch das Buch, dramatisch korrekt, mit dem Tode des Helden. Borcke hat später auch den böhmischen Krieg gegen Oesterreich mitgeschlagen.

Die Uebersetzung ist, bis auf eine größere Anzahl recht bedenklicher Relativsätze, gelungen, und gegenüber dem englischen Originale bereichert durch meist werthvolle Anmerkungen, die nur in so weit, als sie bei jeder Gelegenheit die Wichtigkeit und Eigenthümlichkeit der Reiterei betonen, für jeden, der nicht die Keime eines Reiteroffiziers in sich trägt, eine ähnlich ermüdende Wirkung hervorbringen, wie das „Ceterum censeo“ des alten Cato auf dessen Zeitgenossen.

Die Ausstattung des Buches ist gut, dem ersten Band ist ein Bildniß Stuarts und eine Karte des Kriegsschauplatzes beigegeben.

Verantwortlicher Redakteur: **Dr. Hans Blum** in Leipzig.

Verlag von **F. L. Herbig** in Leipzig. — Druck von **Hüthel & Herrmann** in Leipzig.

Zur vergleichenden Religionsgeschichte.

Die Richtung unserer Zeit auf das in der Erfahrung gegebene, das Bedürfniß, alle Spekulation auf den Ertrag der Beobachtung zu begründen und an ihm zu prüfen, zeigt sich auch auf dem Gebiete der allgemeinen Religionswissenschaft. Wir fragen nicht mehr, wie mußte sich die Entwicklung des religiösen Lebens gestalten auf Grund der Beschaffenheit der ursprünglichen, bald so, bald so gedachten menschlichen Natur, sondern vielmehr, welchen Entwicklungsgang hat thatsächlich das religiöse Leben genommen. Wir suchen auf geschichtlichem Wege die Gestaltung und die Gesetze desselben zu erkennen.

Die Aufgabe, die hier gelöst werden muß, ist eine ebenso umfangreiche wie schwierige; theils ist das Material überreich, theils ist es lückenhaft. Wie viele Völkerstämme müssen zum Gegenstand eingehender Forschungen gemacht werden, und doch ist es bei vielen derselben nicht mehr möglich, die Wandlungen der religiösen Vorstellungen und die Einflüsse, unter denen sie stattgefunden haben, aufzuweisen; bei nicht wenigen Anschauungen endlich bleiben wir im Zweifel, ob sie das Eigenthum eines größeren Ganzen, eines kleineren Kreises oder auch nur einer einzelnen Persönlichkeit waren. So sind denn Besonnenheit, Vorsicht, Zurückhaltung Tugenden, ohne welche die Arbeit auf diesem Felde keinen befriedigenden Erfolg erzielen kann.

Es ist die Absicht dieses Aufsatzes, auf eine Schrift aufmerksam und mit ihr bekannt zu machen, die von diesem Geiste erfüllt ist, und die wir daher als einen werthvollen Beitrag zur vergleichenden Religionsgeschichte begrüßen. Sie verdient unsere Anerkennung auch insofern, als sie durch großen Fleiß, durch religiöse Wärme und durch Frische der Darstellung sich auszeichnet.

Das Werk von Edmund Spieß: „Entwickelungsgeschichte der Vorstellungen vom Zustande nach dem Tode"*) hat einen Bestandtheil der religiösen

*) Jena, Hermann Costenoble, 1877. S. 615.

Vorstellungswelt zum Gegenstand der Forschung gewählt, welcher für sie von centraler Bedeutung ist. Nach der Beurtheilung des Todes bemißt sich die Beurtheilung des Lebens; und die Art und Weise, wie das Leben nach dem Tode gedacht wird, ist ein Gradmesser für den Werth der allgemeinen religiösen und sittlichen Gesammtanschauung.

Daß der Verfasser sich auf die außerchristliche Welt beschränkt hat, können wir nur billigen, da die Hineinziehung der christlichen Lehre dem Werke einen zu großen Umfang gegeben haben würde. Uebrigens hat er es nicht unterlassen, wo die Gelegenheit sich bot, auf Analogien zwischen beiden Anschauungskreisen die Aufmerksamkeit zu richten.

Er beginnt den Rundgang mit der Beobachtung der Vorstellungen der Naturvölker und kommt hier zu dem Ergebniß, daß auch auf den niedrigsten Stufen des geistigen Lebens die Wahrheit, daß mit dem Tode das Dasein der Seele nicht erlischt, sich zur Geltung gebracht habe. Es gibt kein Volk, dem der Glaube an die Fortdauer der Seele nach dem Tode fehlt. Wir können noch weiter gehen. Bei den Naturvölkern, wenigstens bei sehr vielen, finden wir den Einfluß sittlicher Ideen in Bezug auf die Gestaltung des Bildes, in dem sie das Leben nach dem Tode sich vergegenwärtigen. Es gibt Negerstämme in Afrika, welche die Verstorbenen je nach Verdienst in die Gesellschaft guter oder böser Geister eintreten lassen. Die Bewohner der Fidji-Inseln glauben, daß die Seelen nach dem Tode vor dem Richterstuhl des Gottes Stdengei erscheinen müssen, der sie entweder in Gnaden annimmt oder sie wegschickt, in welchem Falle sie als Gespenster um ihre frühere Wohnstätte spuken, oder sie den bösen Geistern hinwirft oder sie endlich eine Zeit lang in ein hartes Gefängniß einschließt, um sie dann der Vernichtung preis zu geben. Auch die Eskimos unterscheiden einen Himmel und eine Hölle, ebenso die Peruaner und die Azteken, welche letzteren indessen jenen nur mit den in der Schlacht gefallenen Kriegern bevölkern, während sie den friedlich Gestorbenen einen Ort empfindungsloser Ruhe anweisen. In anderer Weise hat sich der Gedanke einer Vergeltung nach dem Tode bei den Indianern Nordamerikas Bahn gebrochen. Sie lassen die Guten ohne Schwierigkeit über das Wasser gelangen, welches den Weg zur anderen Welt bildet, die Bösen aber entweder darin untergehen oder bis zum Kinn in seine Tiefe sinken und vergeblich sich bemühen, das nahe, lockende Land zu erreichen, oder endlich nach langem Ringen an dasselbe kommen.

Sehr verbreitet ist die Scheu vor einer Beziehung zu den abgeschiedenen Geistern. Die Sioux-Indianer bitten sie dringend zu bleiben, wo ihr eigentlicher Aufenthalt sei, und durch ihre Rückkehr die Hinterbliebenen nicht zu beunruhigen. Die afrikanischen Neger, welche von der Einwirkung der Geister-

welt auf ihr Thun und Treiben durchdrungen sind, die Träume und Einfälle auf sie zurückführen, sehen in allem Schmerzlichen, was sie trifft, das Walten böser Geister, darunter auch der Verstorbenen, und suchen sie durch Fackeln, Waffen und Geheul zu verscheuchen.

Der Zustand nach dem Tode erscheint für alle Naturvölker als eine Steigerung des Glücks, natürlich nur für die Guten; und so können wir uns nicht wundern, daß sie bald ohne Furcht dem Tode entgegen gehen, bald dieselbe zu besiegen suchen, bald sogar mit Sehnsucht auf ihn warten. Ohne Zagen sieht ihn der Indianer kommen, getröstet ruft ein mexikanischer Dichter: „Erlauchte Fürsten, getreue Unterthanen, laßt uns nach dem Himmel trachten, wo Alles ewig ist und Verderben nicht kommen kann. Die Schrecken des Grabes sind nur die Wiege des Sonnenlebens, und die Schatten des Todes werden strahlende Lichter unter den Sternen." Das höchste Maß der Todesfreudigkeit zeigt sich bei den Eskimos, bei denen es als Pflicht der Kinder gilt, die alt gewordenen Eltern zu tödten, um sie aus dem Lande, wo die Sonne keine Gluth und die Erde keine Kraft der Hervorbringung hat, in eine bessere Welt zu führen.

Daß das Leben nach dem Tode nur als eine Art Fortsetzung dieses sinnlichen Daseins erscheint, entspricht der Entwicklungsstufe des Geistes, auf der die Naturvölker stehen. Es erklärt sich daraus, daß sie in das Grab legen, was dem Verstorbenen lieb und werth gewesen, was ihm Mittel der Existenz war, Waffen, Kleider, Nahrungsmittel. Aber auch die Sitte, beim Begräbniß vornehmer Personen Frauen und Sklaven zu schlachten, begreift sich aus dieser Voraussetzung, es soll dafür gesorgt werden, daß auch in jener Welt es dem Abgeschiedenen nicht an dienenden Geistern fehle.

Die Wanderung durch die eschatologischen*) Vorstellungen der Kulturvölker beginnt mit den Aegyptern. Wir hätten hier eine größere Ausführlichkeit gewünscht, der Verfasser läßt hier Lücken, die wir gern ausgefüllt gesehen hätten und die bei einer etwas gedrängteren Darstellung ohne Ueberschreitung des verwandten Raumes sich leicht hätten vermeiden lassen. Das bekannte Werk Döllingers**) ist hier viel reichhaltiger. Wir benutzen dasselbe daher zur Ergänzung.

Wir beschränken uns auf die Hervorhebung der charakteristischen Züge. Die Mumifizirung der Leichname und die Idee der Seelenwanderung erscheinen als die bedeutungsvollsten Elemente, um die eigenthümliche Auffassung des ägyptischen Glaubens über das Leben nach dem Tode zu bestimmen. Freilich

---

*) Eschatologie = Lehre von den letzten Dingen.

**) Heidenthum und Judenthum. Regensburg, 1857.

findet sich die Mumifizirung auch bei den Urbewohnern der kanarischen Inseln, bei den alten Mexikanern und Peruanern und ruht sicher auf derselben Voraussetzung, daß eine gewisse Identität zwischen dem Leichnam und der Seele bestehe, daß nur in der Conservirung des ersteren die Realität der letzteren verbürgt sei, aber in Aegypten wurde die Mumifizirung, auch als diese Vorstellung gefallen war, beobachtet und wohl nicht nur als alte, jetzt nicht mehr religiös werthvolle Sitte. Die Seele des Gestorbenen wurde als in Rapport zu dem verlassenen Körper stehend gedacht, man glaubte, daß sie häufig denselben besuche. Noch begreiflicher würde uns die Mumifizirung erscheinen, wenn die Angabe Theophrasts*) begründet wäre, daß die Aegypter geglaubt haben, daß nach Ablauf einer Sothisperiode**) von dreitausend Jahren die Seele in den früheren Körper zurückkehre. Mag diese Angabe nicht völlig zutreffend sein, so fehlt es doch nicht an Anhaltepunkten für die Voraussetzung, daß aus den Bestandtheilen des abgelegten Leibes der zukünftige gebildet werde. Dahin rechnen wir, wenn es vom Gott Anubis, dem Genius des mumifizirten Körpers, heißt, er mache die Glieder des Verstorbenen, und wenn er in Inschriften zu dem Todten sagt: Ich komme, ich bringe Dir Deine Glieder.

Was die Lehre von der Seelenwanderung betrifft, so müssen wir die Wandelungen, welche die Gottlosen erwarten, von denen unterscheiden, welche den Frommen beschieden sind. Von jenen gilt, daß sie in niedere Organismen eingehen, um später von neuem ein menschliches Dasein zu beginnen, während diese die mannigfaltigen Räume der Unterwelt, des Amenthe, und des Gestirn-Himmels zu durchwandern haben, bis sie zur vollen Anschauung des göttlichen Sonnenlichts gelangen.

Die Seelen der Frommen empfangen den Zunamen des Gottes Osiris, ein unzweifelhafter Beweis für den pantheistischen Zug in der ägyptischen Religion, den auch andere Thatsachen beweisen. Wenn es heißt: Dein Herz ist nun das Herz des Ra, deine Glieder sind die Glieder des großen Horus***), wenn die Seele des Frommen die Sonne auf ihrem Weltlauf begleitet, in der Barke des Sonnengottes, zugleich mit den Göttern, so sind dies unverkennbare Zeugnisse einer pantheistischen Anschauung. Und es erleidet keinen Zweifel, daß die Erkenntniß des dem theologischen System zu Grunde liegenden Pantheismus zu den Geheimlehren des Priesterthums gehörte. Selbstverständlich waren in der Volksvorstellung Momente genug, die mit dem Pantheismus in Widerspruch standen.

*) Zeitgenosse Alexanders des Großen.
**) Sothis, der Hundstern.
***) Sohn des Osiris.

Ueber das Schicksal der Seele entschied Osiris, drei andere Götter nahmen am Gericht wirksam Theil, und außerdem waren zweiundvierzig Götter als Beisitzer thätig, vor denen der Gestorbene sich in Bezug auf die zweiundvierzig Hauptsünden rechtfertigen mußte. Welcher Art diese waren, darüber gibt uns ein Bekenntniß Aufschluß, in dem es heißt: „Ich habe nicht gestohlen, nicht getödtet, nicht gelogen oder verleumdet, die Ehe nicht gebrochen, habe die Opfer der Götter nicht geraubt, das dem Tempel Geweihte nicht aufgezehrt, habe einen Hohenpriester oder göttlichen Herrn nicht verunehrt, den Thieren das Kraut nicht verweigert, die einem Gotte bestimmten Gänse nicht verunehrt, das einem Gotte bestimmte Rind nicht geschlachtet, ich habe Niemanden hungern, dürsten oder weinen lassen; weder den König noch meinen Vater habe ich geschmäht."

Dies himmlische Todtengericht wurde durch ein irdisches abgebildet. Die Aufnahme in die Nekropole hing von dem Ergebniß eines Gerichtsverfahrens ab, bei welchem es jedem frei stand, Anklagen gegen den Verstorbenen zu erheben; auch hier fungirten zwei und vierzig Richter.

Welcher Gegensatz zwischen der ägyptischen und chinesischen Weltanschauung, auf welche — um des Kontrastes willen? — der Verfasser jetzt den Blick lenkt. Dort ein Volk mehr dem Jenseits als dem Diesseits zugewandt, hier ein Volk, das so feste Wurzeln im Diesseits geschlagen hat, daß der Gedanke an das Jenseits nur leicht das geistige Leben streift. Drei Ideenkreise desselben müssen wir unterscheiden; die älteste Religion stand auf dem Boden der Naturvölker und identifizirte die Seelen der Verstorbenen mit den Naturgeistern. Allmählich wurde diese Verehrung geistiger, aber freilich auch weniger religiös, sie verwandelte sich in pietätvolle Erinnerung an die Verstorbenen. An Stelle des religiösen Faktors trat der moralische. Diese Richtung wurde von Kong-fu-tse legitimirt. Das Leben nach dem Tode schloß er von seinen Belehrungen aus, dahin gerichtete Fragen ließ er unbeantwortet. Charakteristisch dafür ist eine Unterredung desselben mit seinem Schüler Ki-Lu. „Ki-Lu that eine Frage in Betreff der Dienstleistungen gegen die Todten. Der Meister antwortete: Während Du nicht einmal Menschen dienen kannst, wie willst Du ihren Geistern dienen? Ki-Lu fuhr fort: Ich wage eine Frage über den Tod. Er erhielt die Antwort: Während Du vom Leben Nichts weißt, wie kannst Du etwas vom Tode wissen." Ebenso bedeutungsvoll ist sein Gespräch mit Tze-Kung. „Der Meister sagte: Ich würde Nichtsprechen vorziehen. Tze-Kung entgegnete: Wenn Du, o Meister, Nichts sprichst, was sollen wir, Deine Schüler, zu berichten haben? Der Meister antwortete und sprach: Redet der Himmel? Die vier Jahreszeiten folgen ihrem Lauf, und Alles entsteht in seiner Zeit; spricht aber der Himmel je Etwas?"

Auf einer ganz anderen Linie liegt die religiöse Gesammtanschauung des Zeitgenossen Kong-fu-tse's, des Philosophen Lao-tse,*) der eine mystisch-kontemplative Richtung einschlägt. Eins werden mit dem Absoluten (Tao) durch Abwendung von dem Sinnlichen und Einkehr in sich selbst, das ist die sittliche Aufgabe, und das ist auch der vollgültige Lohn. Wer in Gemeinschaft mit Tao steht, verliert nichts bei seines Leibes Zerstörung, denn er hat sich mit Ewigkeit bekleidet. Sein Leben hat keine tödtliche Stelle. Denn „Tao ist aller Wesen Zuflucht, des Guten höchster Schatz, des Unguten Retter. Durch tägliches Suchen wird es gefunden. Es vergiebt denen, die Schuld haben. Darum ist es das Köstlichste der Welt." Verloren geht nur, wer sich selbst an die Außenwelt verloren hat. Es ist leicht begreiflich, daß auf die Höhe dieser Auffassung sich nur wenige erheben konnten, schwer begreiflich, daß ihre Anhänger zu einer Gemeinschaft von Zauberern und Gauklern herabsinken konnten.

Von China werden wir nach Indien geführt. Auch hier sehen wir eine Mannichfaltigkeit von religiösen Gesammtanschauungen. Die Quelle für die Erkenntniß der ältesten indischen Religion ist der Rigveda. Hier finden wir die persönliche Unsterblichkeit ausgesprochen und zwar als eine sittlich bedingte. „Wer Almosen giebt, heißt es, geht zum höchsten Ort im Himmel; er geht zu den Göttern." Hier genießen die Frommen in Gesellschaft der Götter ein Leben nie endender Seligkeit. Sie werden sogar Gegenstand des Kultus. Man ruft sie an und bringt ihnen Spenden dar. Die Gottlosen dagegen werden in einen tiefen Pfuhl geworfen.*)

Ein ganz anderes Bild zeigt die spätere Eschatologie der Inder. Hier hat die Lehre von der Seelenwanderung sich Geltung verschafft, und mit geringen Modifikationen erkennen wir die ägyptische Anschauung wieder. Vielleicht, daß Berührungen zwischen beiden Ländern diese Gemeinsamkeit des Glaubens erklären. Ein Unterschied zwischen der indischen und ägyptischen Lehre von der Metempsychose scheint uns darin zu liegen, daß diese die Wanderung auf die Bösen beschränkt, jene ihr auch die Guten unterwirft; ist ihnen doch nur ein zeitweiser Aufenthalt im Himmel gewährt, den sie wieder mit einem zeitweiligen Dasein auf Erden, wenn auch als Könige oder Weise, vertauschen müssen.

Eine solche Unsterblichkeitsidee, welche nicht ein Fortschreiten, sondern einen zwecklosen Kreislauf des Lebens in sich schließt, konnte unmöglich das Gemüth befriedigen, mußte vielmehr jenen Ueberdruß an der Existenz überhaupt

---

*) Mitte des 6. Jahrhunderts vor Chr. Geb.

*) Max Müller, Essayas. Bd. I. S. 45—47.

hervorrufen, wie wir ihn in der pantheistischen Mystik des Brahmaismus finden. „Befreiung von allem Sein, das ist die Erfüllung der Glückseligkeit." — „Alle die zerstreuten Individualitäten, die wir Menschen nennen, sind Tropfen, die wieder in den Vaterstrom zurückkehren sollen", so lauten ihre Wünsche und Hoffnungen.

Von dieser Eschatologie des Brahmaismus weicht die buddhistische kaum ab. Es mag die Stimmung beeinflussen, wenn der eine in den Strom des Absoluten stürzt, um von ihm absorbirt zu werden, während der andere in das Nichts(Nirvana) eingeht, thatsächlich erlischt hier wie dort das persönliche Sein. Der Tropfen, der im Strom verschwindet, die sinkende Welle ist hier, das erlöschende Feuer, die untergehende Sonne ist dort das eschatologische Stimmungsbild.

Auch hier fällt die Verwandtschaft ägyptischen und indischen Geistes in die Augen. Aegypten ist die Wiege des Mönchthums. Aus der altägyptischen Religionslehre heraus hatte sich eine Askese gebildet, an welche sich das christliche Mönchthum schloß. Die Askese ist aber immer Verneinung der Welt ein sich Zurückziehen aus dem Endlichen, um in dem mehr oder weniger pantheistisch gedachten Unendlichen aufzugehen!

Ein ganz anderer Geist als in den bis dahin in's Auge gefaßten Religionen weht in der persischen. Waltete dort eine lyrische Stimmung, eine mehr passive, weibliche Weltanschauung, so hören wir hier die Stimme einer aktiven männlichen Gesammtauffassung der Dinge, sehen wir den Gang einer dramatischen Entwickelung. Wir finden hier die Idee einer abschließenden Weltkatastrophe. Am Ende der irdischen Geschicke erscheint der Sosiosch, der Prophet und Helfer, der Vertreter der Ormuzd, von ihm werden die Todten erweckt, die Gerechten von den Ungerechten geschieden, endlich aber wird ein Feuer entstehen, reinigend für die Frommen, vernichtend für die Gottlosen, selbst für Ahriman, so daß eine neue Erde, auf der allein Ormuzd herrscht, den Ausgang der Geschichte bildet. So steht die Alleinherrschaft des Ormuzd freilich nicht am Anfang, aber doch am Ende der kosmischen Entwickelung, als ihr Resultat.

Es ist wohl jetzt keinem Zweifel mehr unterworfen, daß diese Auferstehungstheorie der alten persischen Religion eigenthümlich und nicht von Außen in sie hineingekommen ist, sie entspricht dem innern Zusammenhange des Systems. Da jeder Tod eines Ormuzddieners ein Sieg Ahrimans ist, so muß mit dem definitiven Siege des Ormuzd eine Auferweckung seiner Diener zusammenfallen.*)

*) Vgl. besonders Windischmann. Zorastrische Studien Berlin 1863. S. 113—117.

Welches Geschick trifft aber die einzelne Seele unmittelbar nach dem Tode? Bewußtlos fällt sie in die Hände der Dämonen, aber nach drei Tagen erwacht sie und wird, nachdem sie auf der Brücke Tschinevad Rechenschaft über ihr Leben abgelegt hat, in die Wohnung des Ormuzd geleitet, während der Ungerechte in die Hölle geworfen wird.

Die Perser sind das letzte heidnische Volk Asiens, mit deren eschatologischen Vorstellungen uns der Verfasser vertraut macht; mit Recht übergeht er Assyrer und Babylonier, da gerade dieser Theil ihrer Religion noch nicht hinlänglich aufgehellt ist, und wendet sich zu den europäischen Völkern, zuerst zu dem Träger der reichsten Kultur der alten Welt, zu den Griechen. Die alten Pelasger, die ersten griechischen Ansiedler von Hellas, finden wir au dem Standpunkt, auf dem die meisten Naturvölker stehen; sie glauben an ein schattenhaftes Fortleben der Seelen. Uebrigens sind grade diese Seiten ihres religiösen Denkens uns ziemlich dunkel geblieben.

In den Dichtungen Homers erkennen wir verschiedene Ideenkreise, die auch der Zeit nach wohl zu sondern sind. Theils wirkt die alte Vorstellung nach, die Seelen sind Schatten, ihr Dasein ist ein bewußtloses, trübes, und daher nur Gegenstand der Furcht. Diese Stimmung spricht sich in dem bekannten Worte Achill's zu Odysseus aus:

> Lieber ja wollt ich das Feld als Tagelöhner bestellen
> Einem dürftigen Mann ohn' Erb und eigenen Wohlstand,
> Als die sämmtliche Schaar der geschwundenen Todten beherrschen.**)

Dieser Unwirklichkeit der Seelen entspricht es, daß sie keinem Gericht ausgesetzt sind. Dasselbe ist auf das irdische Leben beschränkt. Dann sehen wir eine andere Anschauung sich zur Geltung bringen. Das schattenhafte Dasein ist nur denen beschieden, die auf Erden weder durch gute noch durch böse Werke sich ausgezeichnet haben, sie weilen auf der einförmigen Asphodeloswiese, aber die Bösen erleiden nach dem Spruch des Minos schwere Strafen, während die Gerechten zu den elysischen Gefilden gelangen, wo die Menschen mühelos leben, wohin nimmer Schnee, Sturm und Regen kommt, wo nur die Gesäusel des leis' anhauchenden Westes wehn. So ist der sittliche Faktor auch in die Eschatologie eingedrungen.

Das Todesgeschick ist allgemein; wenn Menelaus ihm entgeht, so ist das die Folge seiner Verwandtschaft mit den Göttern, weil er Helena hat und Zeus ihn ehret als Eidam. Einen andern Weg hat die Dichtung gewählt,

---

(das entscheidende 31. Kapitel des Bundehesch) und S. 231—257. vgl. auch Spiegel. Eran. Berlin 1863. S. 168—9.

**) Odyssee 11,488.

um dem Halbgott Herakles ein seinem Wesen entsprechendes Loos zu gewähren, er selbst weilt im Kreis der unsterblichen Götter, während sein Schattenbild (Eidolon) in den Hades gebannt ist.

In der nachhomerischen Zeit sehen wir je länger je mehr die Einheit eines zusammenhaltenden Volksglaubens sich auflösen und je nach der Eigenthümlichkeit der Individualitäten einer Fülle entgegengesetzter Anschauungen Platz machen. Hier finden wir ein treues Festhalten an dem Glauben der Väter, dort eine ihn fast völlig verneinende Skepsis.

Eine etwas fremdartige Gestaltung hat die Eschatologie in den Gedichten Pindars empfangen, orientalische Vorstellungen haben sich mit ursprünglich griechischen verschmolzen. Pindar hat die Lehre von der Seelenwanderung herübergenommen, jedoch nicht, wie die Aegypter es thun, ihr nur die Ungerechten unterworfen, auch nicht, wie wir es bei den Indern gefunden haben, dieselbe ziellos ausgedehnt, vielmehr sie im ethischen Interesse umgestaltet, sie in den Dienst der vergeltenden, ausgleichenden und prüfenden Gerechtigkeit gestellt. Die Ungerechten kehren zu qualvollem Geschick auf die Erde zurück, zu den Inseln der Seligen aber gelangen die, welche es vermocht haben, bei einem dreimaligen Leben auf der Ober- und Unterwelt die Seele völlig rein von allem Unrecht zu erhalten. Jedoch auch den Ungerechten ist nicht ewiges Verderben beschieden, die Seelen derer, welche Persephone nach neunjähriger Buße — so lange dauert die Zeit der Sühnung für große Verbrechen — von der Schuld erlöst, kommen wieder auf die Oberwelt zurück und leben nun dort als ausgezeichnete Menschen, die später als Heroen verehrt werden.*)

Auch das ist charakteristisch für die durchgreifend ethische Anschauungsweise Pindars, daß der Begriff des Hades den unbestimmten Charakter verloren hat, ethisch differenzirt ist, in den unseligen Tartarus und das selige Elysium sich scheidet.

Wir verzichten darauf, die Stellung der griechischen Philosophie zur Idee der Unsterblichkeit in das Auge zu fassen, theils weil in derselben das einheitliche religiöse Volksbewußtsein nicht sowohl zum Ausdrucke gelangt, als vielmehr zersetzt ist, theils weil sie nicht als Resultat unmittelbarer Anschauung, sondern zum größesten Theile als Ergebniß des wissenschaftlich gerichteten Denkens zu begreifen ist. Wir beschränken uns nur darauf, daran zu erinnern, daß sie in

*) Wir können hier der Auslegung von Spieß, daß Pindar an Menschen denkt, denen es auf Erden traurig ergangen, und denen nun eine Entschädigung zu Theil werden soll, nicht folgen. Der Begriff der alten Sündenschuld, von der Persephone befreit, scheint dagegen zu sprechen. vgl. Lippard Pindars Leben, Weltanschauung und Kunst. Jena 1848. S. 86: „Die Strafe ist nur der nothwendige Durchgangspunkt zum besseren Sein, nicht blos Vergeltung, sondern zugleich auch Läuterung und Warnung.“

der Mehrzahl ihrer Vertreter den Glauben an eine persönliche Fortdauer nach dem Tode abgelehnt hat. Plato, der, wie Pindar, aus Pythagoräischen Quellen schöpft, auch wie dieser die Seelenwanderung lehrt, steht in der energischen Vertheidigung der Unsterblichkeit ziemlich isolirt.

Einen gewissen Ersatz für den durch die Philosophie entwurzelten Volksglauben an Hades, Elysium und Tartarus gewährten die Mysterien, welche in symbolisch-dramatischer Gestalt durch die Mittel der Kunst die Gewißheit eines den Tod überdauernden ewigen Lebens der bangen Seele zu geben suchten.

Theils auf dem Boden griechischer, theils auf den Grundlagen etruskischer Gesammtanschauung entwickelte sich der Geist der römischen Religion. Der Todeskultus Etruriens mit seinen düsteren schauervollen Schreckensgestalten, der jedoch neben furchtbaren Strafen auch freudenreichen Lohn nach dem Gericht der Vergeltung verkündete, wenn er auch keinen Weg aus der Unterwelt zum himmlischen Dasein zeigte, gewann freilich unter den Römern keinen Raum. Aber den etrurischen Ernst der Lebensauffassung eigneten sie sich an. Ihre Eschatologie ist, sehen wir ab von der aus Etrurien herübergenommenen Verehrung der Laren, apotheosirter Menschen, wesentlich mit der griechischen identisch und im Laufe der Kulturentwicklung ebenso wie diese den zersetzenden Einflüssen der Philosophie erlegen.

Da Spieß offenbar die Reihenfolge der Völker, mit deren Vorstellungskreisen er uns bekannt macht, nach dem zeitlichen Auftreten derselben innerhalb der Weltgeschichte bestimmt, so führt er uns jetzt von Griechenland und Rom zu den Kelten, Germanen und Slaven. —

Es ist sehr schwer festzustellen, welche Bestandtheile der als druidisch überlieferten Lehren in der That diese Bezeichnung verdienen, und in welchen wir vielmehr spätere Zusätze aus der christlichen Zeit zu sehen haben, nur dies ist feststehend, daß sie, ein treubewahrtes Erbe aus der asiatischen Urheimath, den Glauben an die Seelenwanderung hegten und in ihr die Idee der Vergeltung sich vergegenwärtigten.

Ein andrer Geist weht in der nordisch-germanischen Anschauung, die Kampfeslust bestimmt die Eschatologie. In Odins Todtenhalle gelangt nur, wer auf dem Schlachtfeld gefallen ist, wer aber den Strohtod auf dem Krankenlager gestorben, ist dem dunklen Reich der Hel verfallen. So liegt die Entscheidung nicht in der Hand der Freiheit, sondern die Schicksalsgöttinnen, die Nornen — die Parzen der Germanen — Urdhr, Werdandi und Skuld, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft — werfen das Loos. Urdhr ist die böse Fee, welche den Neugeborenen Schmerzliches weissagt, wie dem Dornröschen

den Stich durch die Spindel, während ihre Schwestern freundliche Gaben spenden.

Das so fehlende ethische Element trat erst in einer späteren Periode ein, in der Hel als allgemeine Behausung der Todten angesehen und in ihr eine Stätte der Belohnung und der Bestrafung unterschieden wurde. In die Unterwelt führt eine Brücke, an der eine Jungfrau, eine Riesin, Wacht hält und jedem Wandrer vorhält, was er Böses gethan hat. Mit ihr muß er kämpfen, um in Hel aufgenommen zu werden. Einen anderen Beweis für die zunehmende sittliche Vertiefung legt der Glaube an die Götterdämmerung, den Weltbrand und die Neuschöpfung der Welt ab. Die religiösen und sittlichen Bande der Welt lösen sich.

„Brüder befehden sich und fällen einander, Geschwisterte sieht man die Sippe brechen. Unerhörtes ereignet sich, großer Ehbruch. Beilalter, Schwertalter, wo Schilde krachen, Windzeit, Wolfszeit, eh' die Welt zerstürzt. Der Eine schont des Andern nicht mehr."

Der moralischen Verwüstung folgt die kosmische Zerstörung. Aber ein neuer Himmel und eine neue Erde entsteht, über welche Baldur herrscht, und in welcher die redlichen Seelen aller Zeiten weilen.

Wir berühren noch einzelne Vorstellungen aus der germanischen Eschatologie. Die Unterweltsgöttin gilt als die Quelle des Todes, aber auch des Lebens. Aus ihrem Schoße bricht das Leben hervor, zu ihm kehrt es zurück. Bei ihr weilen die Seelen vor der Geburt, wie nach dem Tode. Als Vermittler erscheint der Storch. Im Süden liegt das Land, wo die Todten wohnen, dorther bringt er, dorthin trägt er die Seelen. Seine Wanderzüge von Nord nach Süd, von Süd nach Nord machen ihn zum Repräsentanten des Wechsels zwischen Leben und Tod, Zeit und Ewigkeit. Die Seelen, als in der Unterwelt weilende Wesen, werden auch Heimchen (vielleicht gleich „Keimchen") genannt, doch bleibt ihr Wesen in geheimnißvolles Dunkel gehüllt. Neben dem Storch ist es der Schwan, der aus dem geheimnißvollen Lande die Seelen bringt und zu ihm zurückführt, und so hat auch die Sage vom Lohengrin eine eschatologische Beziehung. Nicht minder der Mythus vom wilden Heer. Denn dasselbe ist kein anderes als das Heer der auf dem Schlachtfeld Gefallenen, das Odin von der Erde nach Walhalla führt.

Wir verzichten darauf, über die Vorstellungen der slavischen Völkerstämme zu berichten, da die sie berücksichtigenden Nachrichten, die uns überliefert sind, zu widerspruchsvoll lauten, als daß es möglich wäre, ein einigermaßen gesichertes Ergebniß zu gewinnen.

Damit hat Spieß die Uebersicht über die heidnischen Eschatologieen beendet, und es sind nur noch das Judenthum und der Muhammedanismus, die



beiden außerchristlichen Religionen des Monotheismus, auf welche er, nach dem Plan seines Werkes, unsere Aufmerksamkeit richtet.

Es gehört zu den Problemen der Religionsgeschichte, daß das Volk der Offenbarung, der Träger des Monotheismus, hinter andern Nationen in der Entwicklung der Unsterblichkeitsidee zurückgeblieben ist, und daß ein bestimmteres Erfassen derselben erst eintritt, nachdem theils persische, theils griechische Einflüsse sich geltend gemacht haben. An der Armuth der israelitischen Eschatologie kann nicht gezweifelt werden. Das Leben nach dem Tode erscheint durchgängig als ein bewußtloses Schattendasein, so nichtig und leer, daß es kaum noch ein Sein, keinesfalls ein Leben genannt werden kann. Mitunter empfangen wir sogar den Eindruck, als werde das Sein selbst verneint, und die Unterwelt sei nicht anderes als das Grab — Psalm 88, 6. 7 —. Es ist auf jeden Fall ein trostloser Zustand, der des Gestorbenen harrt, weder Gott gedenkt seiner, noch er Gottes — Psalm 6, 6. 115, 17 —, die einzige Empfindung, deren der Mensch im Scheol fähig ist, das ist der Schmerz — Hiob 14, 21 —. Begreiflich, daß ein solcher Ort nicht als Stätte der Vergeltung gedacht werden kann. Die individuelle Persönlichkeit erlischt hier bis auf einen dürftigen formalen Rest. Ebenso begreiflich, daß der Tod nur Gegenstand der Furcht und des Schreckens ist, kein Gegenstand der Sehnsucht, es sei denn, daß er vor dem Erleben schweren irdischen Unglücks bewahrt — Jesaias 57, 1—2.

Dies religionsgeschichtliche Problem steigert sich, wenn wir uns vergegenwärtigen, daß die Israeliten aus Aegypten kamen, daß Moses ägyptische Bildung genossen hatte, welche die Unsterblichkeitsidee als einen wesentlichen Bestandtheil in sich trug. Aber grade diese Erwägung giebt uns auch den Schlüssel zur Lösung des Problems. Die Unsterblichkeitsidee existirte bei den Aegyptern theils in der Form der Seelenwanderung theils als pantheistische Resorption in die Gottheit, stand also das eine Mal im Widerspruch mit der Idee der menschlichen, das andere Mal mit der Idee der göttlichen Persönlichkeit, war daher in keiner Hinsicht geeignet, mit dem Glauben Israels zu verschmelzen. Wo sonst aber auf heidnischem Gebiet die Idee der Unsterblichkeit sich fand, stand sie in Verbindung mit mythologischen und polytheistischen Anschauungen und nährte sie. Die Geister der Verstorbenen empfingen göttliche Verehrung. Sollte daher der polytheistische Hang des israelischen Volks unterdrückt werden, so mußte ein dichter Schleier das Jenseits des Grabes verhüllen.

Noch etwas andres kommt in Betracht. Die alttestamentliche Institution sollte die sittlichen Ideen auf dem Boden einer sichtbaren zeitlichen Theokratie verwirklichen. Dem entsprach es, daß der Gesichtskreis des Volks wesentlich die Schranken des Diesseits nicht überschritt. Auf der einen Seite Gott, ewig,

überweltlich und die Welt völlig bedingend, auf der anderen Seite der Mensch, das Kind der Zeit, schwach und gebrechlich, das waren die Grundfaktoren des religiösen und sittlichen Bewußtseins des israelitischen Volks. Nur wie eine in Nebel gehüllte Fernsicht erschien der Scheol am Horizont. Und doch sollte das irdische Leben des Individuums nicht als werthlos empfunden, nicht pantheistisch als eine schnell verrauschende Welle in der Fluth des Seins gefühlt werden, vielmehr als Verwirklichung des göttlichen Gesetzes mit dem reichsten Inhalt sich erfüllen. Der Schwerpunkt des sittlichen Lebens wurde in das Diesseits gelegt, hier und nur hier war die Stätte der Vergeltung. Durch diese unmittelbare Nähe der richtenden Geschicke sollte das sittliche Bewußtsein geschärft werden. Es ist daher die feste Ueberzeugung der Frommen des Alten Bundes, daß noch hier auf Erden der Gottlose gestraft, der Fromme belohnt werde. Es ist für sie die schwerste Glaubensprüfung, wenn diese Hoffnung getäuscht zu werden scheint. Aber es ist auch für sie der größte Glaubenssieg, trotz aller widersprechenden Erfahrungen, die Zuversicht nicht aufzugeben, daß sie endlich doch noch hier auf Erden die Wege der göttlichen Gerechtigkeit erleben werden.

Durch die tiefgreifendsten Geschicke, durch die schmerzlichsten Führungen sollte Israel auf eine höhere Stufe der Erkenntniß erhoben werden. Die sichtbare Theokratie zerbrach, das Volk der Wahl wurde in die Gefangenschaft geführt, der Heiden Hand lag schwer auf ihm. Wohl sieht der hoffende Glaube auch ein irdisches Ende dieser Zeit des Elends. Die Stimme der Weissagung verkündet die Rückkehr in das Land der Verheißung. Das einem Leichnam gleiche Volk wird auferstehen. Aber die Einzelnen? Wieviele werden den Tag der Freude nicht sehen! Jesaias — 26, 14 — klagt noch, die Verstorbenen stehen nicht auf —, nur am Volk als Ganzem wird die vergeltende Hand sichtbar, aber Daniel, der auf eine andere Zeit des Schreckens blickt, auf die Glaubenskämpfe unter Antiochus Epiphanes, er ist der Prophet eines Sieges über den Tod auch für den Einzelnen, er weissagt eine Auferstehung des Individuums, und zwar knüpft er an sie die Vergeltung. Die Einen wachen auf zum ewigen Leben, die andern zur ewigen Schmach und Schande. — Daniel 12, 2. 3. 13. — Aber auch sein Blick ist noch beschränkt, es sind nur die Glieder seines Volks, die an der Auferstehung Theil nehmen.

Auf demselben Boden steht auch das zweite Buch der Makkabäer, eine allgemeine, auch die Heiden umfassende Auferstehung wird von ihm nicht gelehrt. Das Buch Judith schließt sie sogar von derselben aus, ihr Leib wird geplagt mit Feuer und Würmern, sie brennen und heulen in Ewigkeit — 16, 21. —

Aber dieser Glaube an eine Auferstehung war kein allgemeiner, die verschiedensten Anschauungen machten sich geltend, die Einheit des religiösen Be-

wußtseins hatte aufgehört, der Zersetzungsprozeß begonnen. Im Prediger waltet der Geist des Zweifels, dem es ungewiß bleibt, ob nach dem Tode ein anderes Loos des Menschen wartet als des Viehs, ob der Geist des Menschen aufwärts fährt und der Odem des Viehs unterwärts unter die Erde — 3, 19—21. — Dagegen hält das Buch Sirach an der älteren Vorstellung fest. Das Buch der Weisheit endlich blickt nicht sowohl hoffnungsvoll nach einer Erlösung aus dem Todeszustande durch die Auferstehung, sondern getröstet sich eines ewigen unsterblichen Lebens in der Gemeinschaft mit Gott, hier beginnend, unmittelbar nach dem Tode sich vollendend. Wir sehen, die Fortbildung der israelitischen Eschatologie hat unter dem Einfluß fremder Anschauungen stattgefunden, die Idee der Auferstehung ist auf persische, die Idee der Unsterblichkeit im Sinne des Buchs der Weisheit auf hellenische Einwirkungen zurückzuführen. Die Aufnahme dieser Vorstellungen war aber keine mechanische, sondern eine organische, eine innere Assimilation mit Ausscheidung der heterogenen Bestandtheile. Jetzt war diese Erweiterung des Blicks in das Jenseits ohne Gefahr, der polytheistische Hang des Volkes hatte längst aufgehört. Ja noch mehr, sie war unendlich werthvoll. Die Synagoge Israels sollte ja die Aufgabe lösen, der suchenden Heidenwelt einen vorläufigen Halt zu geben, sie zu sammeln, damit durch ihre Vermittelung dem Evangelium der Weg gebahnt werde; eine Aufgabe, die sie nicht lösen konnte, ohne durch Aufnahme der Wahrheitselemente des Heidenthumes die eigne Lehre zu ergänzen.

Wir haben im Wesentlichen drei eschatologische Richtungen kennen gelernt, die wir in den drei religiösen Parteien zur Zeit Christi wieder finden. Die altisraelische Vorstellung wird durch die Sadduzäer, der Auferstehungsglaube durch die Pharisäer, die Unsterblichkeitsidee durch die Essäer vertreten, jedoch so, daß hier schon eine gewisse Mischung der ursprünglich geschiedenen Anschauungen vor sich gegangen ist!

Die Eschatologie des Muhammedanismus, auf welche zuletzt unser Blick gelenkt wird, ist, wie er selbst, aus christlichen, jüdischen und persischen Vorstellungen kombinirt. Ein vorläufiges Gericht unmittelbar nach dem Tode, ein Zwischenzustand, eine Auferstehung des Fleisches, an welche sich das entscheidende Gericht schließt, ein Himmel und eine Hölle, aus welcher letzteren nur einst die Moslim entrinnen werden, beide Orte durch eine unausfüllbare Kluft von einander getrennt, das sind ihre wesentlichen Bestandtheile. Aber eine eigenthümliche Stimmung empfängt sie durch die Fülle farbiger Bilder, mit welcher eine maßlose Phantasie das Jenseits ausgestattet hat, und durch die Anschaulichkeit, in welcher dasselbe dadurch dem Glauben erscheint. Das Jenseits ist nichts anderes als das gesteigerte Diesseits. Alle Sinnenlust, die das irdische Dasein gewährt, ist im Paradies gesammelt; und alle Qualen,

die dem irdischen Leibe drohen könnten, bereitet die Hölle ihren Bewohnern. So empfängt das Unsichtbare für das muhamedanische Bewußtsein einen höchsten realen Werth, aber freilich das Unsichtbare schließt auch keine ideale Welt in sich, und es wird dem Subjekt nicht zugemuthet, eine solche im eignen Innern zu gestalten. Desto mehr entspricht sie einer sinnlich gearteten Geistesrichtung, für welche sie einen unendlichen Zauber in sich birgt. Kommt noch hinzu, daß dem Kämpfer für den Islam der Eingang in diese himmlische Erdenherrlichkeit verheißen wird, so können wir es begreifen, daß der Muhammedanismus so lange Zeit Siege über Siege zu erringen und über so weite Gebiete die Hand des Eroberers zu strecken vermochte. —

Wir haben an der Hand unsres Werkes bald berichtend, bald ergänzend die religionsgeschichtliche Uebersicht beendet, und es bleibt nur übrig, wenige Worte über die einleitenden und abschließenden Darlegungen des Verfassers hinzu zu fügen. Die ersteren würden wir lieber in diesem Werke vermißt haben, sie sind theils der Geschichte der philosophischen und theologischen Dogmen entnommen, theils philosophisch-theologischer Natur, und so anregend und anziehend sie auch sind, so gehören sie doch nicht in eine Darstellung hinein, die uns mit dem Entwickelungsgang des religiösen Volksbewußtseins bekannt machen will. Wir hätten statt dessen lieber ein allgemeines Bild der Bedingungen und Gesetze, an welche die Gestaltung des Unsterblichkeitsglaubens geknüpft ist, gezeichnet gesehen. Auch der Abschnitt über die Gräbersymbolik hätte wegfallen und sein Inhalt mit der Darstellung des Glaubens der einzelnen Völker verknüpft werden sollen, während jetzt heterogene Bestandtheile hier mit einander verbunden sind.

Der letzte zusammenfassende Abschnitt hat in etwas die Lücke ausgefüllt, die in der Einleitung gelassen war, aber freilich mit Beziehungen auf dogmatische und philosophische Fragen gemischt, die auch hier hätten unterbleiben können. — Aber freilich ist es schwer, bei einem Gegenstande, der so das Herz eines jeden ernsten Menschen bewegt, das Herz schweigen zu lassen, und wir bezeichnen es auch gern als einen Vorzug des Werks überhaupt, daß es mit warmer lebendiger Empfindung sein Thema erfaßt und behandelt. Mit großer wissenschaftlicher Objektivität und umfassender Gelehrsamkeit, für welche die reichhaltige Literatur am Schlusse jedes Abschnittes den Beleg giebt, durchdringt der Verfasser die Darstellung mit einer innern Theilnahme, die unwillkürlich dem Leser sich mittheilt und die das Werk auch für einen weiteren Leserkreis anziehend macht.

Eine Thatsache ist das unantastbare Resultat, das aus den Untersuchungen des Verfassers mit sieghafter Klarheit sich ergibt. Wie mannichfach auch die Vorstellungen sind, mit welchen die Völker das Leben nach dem Tode ver-

knüpft haben, daß es ein solches gebe, daß das Grab nicht das Sein überhaupt vernichte, das haben sie alle, bald bestimmter, bald unbestimmter, gelehrt. Aber freilich, das zeigt uns ebenfalls die Geschichte, dieser Glaube ist bei steigender Kulturentwickelung bestritten worden, und nicht immer hat er über den Zweifel triumphirt! Und er konnte es nicht, weil er mit Vorstellungen verknüpft war, welche die Probe nicht zu bestehen vermochten, und auf einem Grunde ruhte, der selbst der Festigkeit entbehrte.

Es ist nur der christliche Glaube an das ewige Leben, der den Kampf mit der Skepsis muthig aufzunehmen vermag, denn er wurzelt in der Gewißheit des unbedingten Werthes der einzelnen Menschenseele, in dem Bewußtsein der Versöhnung mit Gott und der Gemeinschaft mit ihm, er ist frei von sinnlichen Beimischungen, ideal und ethisch gestaltet, er sieht endlich sich selbst verbürgt in der Selbstbezeugung des Auferstandnen.

Königsberg i. Pr. H. Jacoby.

Die Epidemie der „Gymnasialhumoresken"

von Dr. Max Oberbreyer.

Vor mir liegt ein Prospekt der „Expedition des Allgemeinen literarischen Wochenberichts" in Leipzig, der also lautet: „Wir haben das Vergnügen, Sie von dem bevorstehenden Erscheinen einer ganz außergewöhnliche Erfolge versprechenden Novität des gefeierten Autors Ernst Eckstein in Kenntniß zu setzen. Demnächst wird erscheinen: „Neue Gymnasialhumoresken" von E. Eckstein." Der Direktor Samuel Heinzerling, der Held des weltberühmten „Besuches im Carcer" spielt darin eine Hauptrolle. Schon dieser Umstand genügt, um dem Werke einen Leserkreis zu sichern, der nach Hunderttausenden zählt. Oder sollte sich irgend eine Figur unseres humoristischen Schriftthums, den Onkel Bräsig in Fritz Reuter kaum ausgenommen, mit der „ongewöhnlichen" Popularität unseres Samuel messen können?" —

Die Mehrzahl der Leser dieser Zeilen kennt vielleicht die „weltberühmte" Humoreske, „der Besuch im Carcer". Herr Ernst Eckstein, der Büchermacher par excellence, der die Reklame so aus dem ff. versteht, hat ja für das Bekanntwerden seines „bahnbrechenden" Opusculum's zur Genüge gesorgt.*) Dennoch will ich hier in aller Kürze den Inhalt angeben.

*) Mit Recht sagt Dr. Spitzer: Eckstein sei der populärste Schriftsteller der Gegenwart. Denn man treffe seine Schriften nicht nur bei jedem Bahnhofscolporteur, sondern auch überall längs der Schienen, wohin sie durch einen entschlossenen Wurf aus dem Wagenfenster zu gelangen pflegen. D. R.

Gymnasialdirektor Dr. Samuel Heinzerling, der „Verfasser einer lateinischen Grammatik für den Schulgebrauch, mit besonderer Rücksicht auf die oberen Klassen" schreitet eines Tages seiner Prima zu. Plötzlich hört er ein lautes Gelächter, bleibt stehen, horcht und merkt bald, daß man Schule spielt und ein Primaner, Wilhelm Rumpf, der offizielle Clown der Klasse, ihn, den Direktor, in ausgeprägtester Weise kopirt. Erzürnt tritt er ein, diktirt dem jungen Schauspieler eine dreitägige Carcerstrafe und fordert den Pedell zur sofortigen Abführung auf. Auf die Entgegnung des Schülers, ob es wirklich des Herrn Direktors Ernst sei, ihn für seine künstlerische Leistung einzusperren, spricht Samuel Heinzerling „mit männlich pädagogischer Würde": „Sä sänd ein drolliger Kauz, trotz aller Aehrer Ongezogenheit. Aber helfen kann äch Aehnen nächt. So lange Sä mär nächt darthun, was Aehre angäbliche könstlerische Leistung notzt und frommt — ganz abgesehen von Aehrer onzähmlichen Tendenz — so lange wärden Sä säch ins Onabänderliche fögen müssen. Machen Sä jetzt, daß Sä hinauf kommen." Zum Pedellen aber sagt der würdige Herr Direktor: „Här, nähmen Sä einmal den Rompf ond föhren Sä ähn auf den Carcer. Rompf, sä wärden säch anständig betragen und nöcht alle Augenbläcke nach dem Pedellen rofen, wä das vor acht Tagen geschehen ist. Quaddler, Sä lassen säch durch nächts beständen, den Rompf auf die Vorflur zu lassen! Wenn ähm wäder schlächt wärd, so mag er das Fänster öffnen. Am Besten ist's, Sä sätzen ähm alles Nöthige hinein in die Zälle und lassen die Thöre ein för alle Mal verschlossen. — Freitag Abend kömmt er wäder heronter." Der Leser hat nunmehr eine Probe von der Sprache des neuen „Onkel Bräsig", will sagen des Gymnasialdirektor Dr. Samuel Heinzerling. Folgt eine Episode, in der die kokette Anny, Tochter des Pedellen Quaddler eingeführt wird — wozu? weiß man nicht. „Lächelnd, heißt es S. 27, blickte Samuel ihr nach." „Ein reizendes Känd!" murmelte er vor sich hin. — „Ich gäbe väl daran, wenn meine Winfriede nur halb so väl savoir vävre besäße — von Ismenen ganz zo geschweigen. Däser Quaddler äst ein paganus, ein homo incultus und dessenohngeachtet verstäht er es, eine Charitin groß zu zähen, während äch, der feingebäldete Kenner des klassischen Alterthoms, äch der homo cui näl homani alienom äst, nächt äm Stande bin, eine meines Bäldongsgrades wördige Nachkommenschaft zo erzielen."

Nach diesem Monolog entschließt sich der Direktor dem Rumpf einen Besuch im Carcer abzustatten. Weshalb? Er will ihn bitten, die „dommen" Streiche doch fortan zu unterlassen, die seien nämlich nicht gut für die Anstalt. Monsieur Rumpf, der Carcerheld, benutzt nun diese Gelegenheit, springt an seinem hohen Besuch vorbei, schließt ab und macht so seinen Direktor zum Gefangenen. Der Lärm Heinzerling's ruft den Pedell herbei. Dieser glaubt,

Rumpf ahme noch immer das Haupt der Anstalt nach und verläßt unwillig über die Ungezogenheiten der Jugend den Bodenraum, ohne seinen Vorgesetzten befreit zu haben. Nachdem sich Samuel Heinzerling inzwischen halb todt gebrüllt hat, erscheint der Bösewicht Rumpf und erklärt seinem Lehrer, daß er ihn unter einer Reihe von Bedingungen frei geben wolle. Der Gymnasialdirektor geht darauf ein und der Primaner öffnet die Falle. Lehrer und Schüler schließen nun fidel einen Waffenstillstand und der erstere führt den letzteren wieder in die Klasse zurück. Sie wandeln über den Korridor dem Schulsaale zu. Der Direktor klopft. „Entschuldigen Sä, Herr Kollege, flüsterte er eintretend, im weichsten Moll, dessen sein würdevolles Organ fähig war, äch bringe da den Rompf wäder! Knebel .... Sä erlauben doch, läber Herr Klosenbrecher ...? Knebel! Schreiben Sä üns Tagebuch: man sah säch bewogen, dem Rompf in Anbetracht seines aufrächtäg reuigen Benähmens die in der vorigen Stonde däktärte Carcerstrafe zu erlassen!"

Das ist im Allgemeinen der Inhalt des „weltberühmten" Buches. Ich sagte vorhin, daß Herr Eckstein Alles gethan hat, um diesen werthvollen Inhalt, in welcher Form es auch sei — à tout prix dem Publikum bekannt zu machen. Man urtheile selbst. Anfangs 1873 erschien die Schulhumoreske illustrirt in den „Fliegenden Blättern", darauf in einer humoristischen Sammlung „Novellenpastete" im Verlage von Braun und Schneider, sodann als besonderes Buch à 1 Mark bei Johann Friedrich Hartknoch in Leipzig. Als solches erlebte sie bis heute an 40 — schreibe vierzig — Auflagen; ein Erfolg, dessen sich die epochemachendsten wissenschaftlichen Werke bei uns bekanntlich noch nie zu erfreuen hatten. Freilich meint die Fama, daß die Eckstein'schen Bücher öfters schon mit der 10. Auflage begannen und mit jedem neuen Hundert eine neue Auflage zählen; aber wie Tacitus sagt, hoc ego ut incompertum, in medium relinquam. Nach der 15. Auflage bereits übersetzte Fräulein Sophie Veitch diese Humoreske unter dem Titel: „The visit to the Cells" (bei Provost und Co. in London) ins Englische, wahrscheinlich um den Briten einen klaren Begriff vom Wesen eines germanischen Gymnasiums beizubringen. Inzwischen hatte sich auch die Presse über das „bahnbrechende" Opus geäußert. Die „Europa" nannte die vorgeführte Handlung „überaus komisch und ergötzlich", sie rühmte den sprudelnden Witz und die Grazie der Schilderung als „sicherstes Präservativ gegen die so nahe liegende Gefahr des Platten und Burlesken"; kurz, empfahl die Humoreske allen ihren Lesern als „Quelle zwerchfellerschütternden Vergnügens." Herr Sacher-Masoch, der überall dabei sein muß, und nach dem Prinzip kritisirt: „ich lobe dich, du lobst mich, er lobt uns, wir loben ihn" u. s. w. nennt es in seiner östlichen Ueberschwänglichkeit „eine Perle der komischen Literatur Deutschlands." — Endlich kam nun unser Autor,

ermuthigt durch diese Erfolge und vielleicht erst veranlaßt durch eine Bemerkung der „Wiener Presse": „Die Geschichte erziele die Wirkung eines netten Lustspiels" — auf die Idee, die Herren Heinzerling und Rumpf zu einem dramatischen Scherz zu verarbeiten, der in der That — auf den königlichen Hofbühnen (!) in Berlin und Hannover und in einigen Provinzialtheatern zur Aufführung kam. Schließlich ist derselbe noch als besonderes Stück „den Bühnen gegenüber Manuskript" im Theaterverlage von Eduard Bloch in Berlin erschienen. Mehr kann man doch aus einem — und was für einem! — Stoff nicht machen! Wenn das nicht das non plus ultra literarischer Wiederkäuerei ist, dann verstehen wir nichts von diesem Kapitel der Naturgeschichte.

Der „Besuch im Carcer" hatte die Bahn gebrochen auf dem Gebiete der „Gymnasialhumoresken"; er hatte seinem Verfasser einen Namen und klingende Anerkennung in Fülle eingetragen. Wie verlockend nun für Autor und Verleger der Gedanke, den einmal rege gemachten Appetit der Leser durch eine Fülle solcher Bücher zu befriedigen! Und sie thaten also. Eine wahre Sündfluth von neuen Büchern, alle von demselben Vater stammend, alle von gleicher Tendenz, alle ausgeschmückt mit Anekdoten, in welchen der Triumph des frechen Schülers über seinen Lehrer gefeiert wird, überschwemmte den Markt. Die „Stimmungsbilder aus dem Gymnasium." „Aus Secunda und Prima." „Die Mädchen des Pensionats." „Katheder und Schulbank." „Schulmysterien." „Samuel Heinzerlings Tagebuch" und Anderes — alles dieselben Skandalgeschichten à 1 Mark; dieselben Niederlagen der Lehrer, welche das Gespötte und Hohnlachen der Jugend herausfordern — nur immer mit anderen Etiquetten, um die Kauflust zu reizen. Es ist nicht möglich und wäre mir leid um Zeit und Papier, diese Erzeugnisse buchhändlerischer Spekulation auf die schmalen Geldbörsen der Schüler im Einzelnen kritisch zu durchmustern; um dem Leser aber doch von dem Inhalte eine Probe zu geben, wähle ich mit möglichster Abkürzung noch eine Anekdote, genannt Humoreske aus den „Stimmungsbildern".

Ein Lehrer des Gymnasiums — die ganzen Geschichten sollen beiläufig in Gießen spielen, wo Eckstein 1860 als Secundaner beinahe relegirt wurde*) — Dr. Perner, steht im Kreuzfeuer einer Sekundanerrotte. Der Lehrer, welcher an Kongestionen leidet, wünscht, daß ein Fenster geöffnet werde; ein Flegel, Namens Hutzler, behauptet, er habe einen schweren Husten und dürfe sich nicht der frischen Luft aussetzen. Er muß hierauf einen andern Platz einnehmen,

*) Vergl. die mit unrühmlicher Offenheit erzählte Knallerbsengeschichte: Aus Secunda und Prima S. 85—90.

trotzdem aber bereitet er sich zur Fortsetzung seiner planvoll erwogenen Störung vor. Plötzlich beginnt er zu husten, als ob sich ihm die Luftröhre zuschnüre. Nunmehr entsteht ein Zwiegespräch zwischen dem Lehrer und Schüler, das von dem Letzteren siegreich zu dem Schlusse geführt wird: „entweder wird das Fenster geschlossen, oder ich erhalte die Erlaubniß nach Hause zu gehen und mich wärmer anzuziehen." Perner sendet den Hutzler fort und nimmt dann seinen Unterricht wieder auf. Nach zehn Minuten kehrt nun der Kranke wieder zurück. Auf Brust und Rücken hatte er sich mit rothen Schnüren Bettkissen festgebunden, seine Füße und Beine steckten in den Reisepelzstiefeln seines Vaters, seine Hände in den Muffen seiner Schwestern und um den Hals trug er in ungeheuren Windungen einen Hanfstrick. Und wie verhielt sich nun die Klasse bei dem Anblick dieses absurden Flegels? „Zuerst erscholl, so erzählt Herr Eckstein, ein dreisalviges Gelächter. Dann ein dumpfes Geheul, wie es die Rothhäute beim Angriff auf die Weißen auszustoßen pflegen; dann ein Klatschen, Pfeifen, Scharren, Trampeln und Rütteln, daß mir selbst, der ich doch an das Schlimmste gewöhnt bin, Hören und Sehen verging. Hanau und ich hoben in der Verwirrung unsern Tisch ungefähr drei Zoll über den Boden und ließen ihn dann mit aller Wucht aufdonnern, so daß der Staub wie Ofenrauch nach der Decke stieg." Nur noch eine Episode aus dem ruchlosen Skandal, dann soll es genug sein. Der Lehrer besiehlt dem Burschen, sich des Strickes zu entledigen, den er um den Hals trägt. „Ach so, sagte Hutzler, es ist wahr, da wollte ich Sie noch ganz ergebenst um Entschuldigung bitten. Meine beiden wollenen Halstücher sind in der Wäsche und Mutter wollte mir das ihrige nicht hergeben. Da meinte der Vater, so ein Strick sei auch nicht zu verachten und es käme ja nicht darauf an, wie es aussehe, wenn es nur warm hielte. — Mit diesen Worten begann er das halbzöllige Seil von seinem Halse loszuwickeln. In immer größeren Kreisen fegte der hanfgeflochtene Radius um Hutzlers Kopf, und jetzt fehlt nicht viel und die Spitze hätte den Professor ernstlich in seiner Integrität verletzt. Ich brauche hier Integrität als Euphemismus, da es mir nicht wohl ansteht, diejenigen Theile des Doktor Perner namhaft zu machen, die von dem wuchtigen Strick Hutzlers zunächst bedroht wurden." Fügen wir noch hinzu, daß zuletzt die Federkissen platzten, daß es im Schulzimmer rings wie von Schneeflocken wirbelte, die Secundaner die Flaumen unter lautem Geheul emporbliesen, Dr. Perner den Hutzler mit der Androhung einer zweitägigen Carcerstrafe nach Hause schickte, die dieser zu umgehen wußte, so haben wir die Umrisse einer jener „geistvollen" Gymnasialhumoresken wie sie auf Velinpapier unserer Jugend verabreicht, einen so bedeutenden Absatz finden, daß ihre Auflagen nach zehn bis zwanzigen zählen.

Doch weiter! Hätten wir mit Herrn Eckstein allein zu thun, so ginge die Sache

noch: er müßte doch endlich einmal, schon aus Mangel an Stoff, mit seinen Schulreminiscenzen zu Ende kommen. Aber seine „Lorbeeren" lassen anderen Autoren, die „Verdienste" seines Verlegers andere Verleger nicht schlafen. So haben uns die letzten Monate allein wieder drei neue Schriften verschiedener Verfasser gebracht, die sich alle so ähnlich sehen, wie ein Ei dem andern.

Lassen wir sie schnell Revue passiren.

Erstens: Tolle Streiche. Gymnasialhumoresken von Paul Tugendreich, (Lucus a non lucendo), 2. Auflage (Natürlich!), Leipzig, Hermann Wölfert. Inhalt: Ein Besuch bei Professor Greikelmeier. Der erste Religionsunterricht nach den Ferien. Die erste französische Stunde bei Gasbeleuchtung. Heitere Erinnerungen aus den Mathematikstunden. Aus den Lehrstunden Doktor Quasselheims. — Nehmen wir die dritte Geschichte aus diesem Buche, S. 54: Die Gasflammen brennen sehr dunkel, der Direktor — ein Jammergestell nach dieser Schilderung, befiehlt sie aufzuschrauben und die Schüler drehen sie nun natürlich ganz aus. Der Direktor: „Aber hären Se, nun bin ich's denn doch ieberdrissiig. Se iebertreiben mer die Sache zu arg! Rieger, gehn Sie mer mal sofort zum Pedellen! Aber schnell!" … „Hastig will der Aufgeforderte aus der Bank. Sein Nachbar hält ihn am Beine und so entspinnt sich in der Dunkelheit ein heftiges Gefecht. Ein Theil leistet dem sittsamen Primaner Beistand; andere suchen ihn zu hindern. Dumpfes Getöse und lautes Gedonner wechselt, je nachdem der Eine an den Ofenschirm oder der Andere an die Bank anschlägt. Die ganze Klasse gleicht eher einem Schlachtfelde im Dämmerschein, als der friedlichen Pflanzstätte der Wissenschaft. Ein Theil steht auf den Tafeln und hämmert und klopft an den Gasröhren; die Anderen, welche noch in den Bänken sitzen, rücken nach der Mitte gegeneinander vor; das grausame Spiel der „Preßwurst" beginnt: die mittleren Schüler der einzelnen Bänke werden von rechts und links nach Kräften zusammengequetscht und nur mühsam vermögen sie nach Luft zu schnappen. Ein fürchterliches Bombardement von Papierstöpseln macht das ganze Terrain unsicher, und selbst die gefürchtete Persönlichkeit des gestrengen Herrn Direktors wird von den Geschossen nicht verschont. Die Düsterheit schützt die Verwegenen vor Entdeckung, — kurz, die Situation scheint unserem friedlichen Greikelmeier ernstliche Dimensionen anzunehmen, und mit einem energischen: „Ich bitt' mer Ruhe aus!" wurde für einige Sekunden Waffenstillstand geschlossen. So geht es nun die ganzen 128 Seiten durch: ein fideles Gymnasium!

Zweitens: Schulerinnerungen. Humoresken von Georg Bötticher. Zweite Auflage — denn das Werk ist bei Wölfert in Leipzig erschienen. Auf dem Titel prangt das Bild eines Rhinozeros unter dem Namen des Verfassers. Der Autor ist durchaus ehrlich; er verräth uns folgendes: Ernst Eckstein hat

aus ähnlicher Epoche seines Lebens in liebenswürdigster Weise berichtet. Ich gestehe ganz offen, daß seine köstlichen erheiternden Schilderungen mich angeregt haben, auch meinestheils zu den „Schulerinnerungen" einen Beitrag zu geben. Nur daß sich dieser nicht mit dem Gymnasium befaßt. Was Jüngern der Wissenschaft die Prima des Gymnasiums, das ist den Kunstschülern die Vorklasse der Akademie. Davon sollen die folgenden Blätter berichten." Also Ecksteins Gymnasialscherze ins Akademische übersetzt — natürlich Abklatsch, flach, platt, ohne alle Eleganz. Beispiel: In Abwesenheit des Lehrers machen sich die Herren Künstler das geistreiche Vergnügen, ein von diesem mit vieler Sorgfalt aus Thon zum Zwecke des Nachzeichnens gefertigtes Thiermodell zu zerstören. „Wie eine Indianerhorde stürzte sich, so erzählt der Herr Verfasser, der Schwarm aufgeregter Schüler auf den Gegenstand jahrelangen Hasses. Bücher, Reißzeuge, was ein Jeder zur Hand hatte, flog nach dem gypsernen Ungethüme. Durch ein eisernes Winkelmaß, das es streifte, ward ihm zunächst ein Stück Hintertheil abgerissen. Der lange Hoffmann aber hatte das Glück, durch einen furchtbaren Schlag mit seinem Ziegenhainer das Thier in zwei Theile zu zerlegen, worauf Herzer den Kopf durchs offene Fenster warf. Ein toller Freudentanz feierte das glückliche Ereigniß. In der kriegerischen Stimmung, die nun einmal herrschte, ward ein Gefecht begonnen und bald durchtobte ein Tumult die stillen Schulräume, wie er lange nicht von uns selbst Erfahreneren erlebt worden war. Hoffmann besonders, der glückliche Modelltödter, that es Allen im Kampf zuvor. Er trotzte ohne Schild allen auf ihn geschleuderten Kugeln und wußte unermüdlich Geschosse von solch' gefährlicher Größe zu verschießen, daß gewiß alle Schilder in die Höhe fuhren, sobald Hoffmann sich von Neuem aus dem Kasten versorgt hatte. Thüren, Wände und Bretter waren mit Thonklumpen bereits förmlich gefleckt, als Hoffmann einen kindskopfgroßen Ballen Thon mit solcher Vehemenz nach der Thür schleuderte, daß Alle in der Nähe Stehenden jäh bei Seite flüchteten. Im selben Augenblick trat Hühnel (der Lehrer) herein und erhielt den Thonklumpen so exakt übers Gesicht, daß dieses vollständig zugedeckt ward und der kleine Hühnel von der Gewalt des Wurfes beinahe umgefallen wäre. Dank diesem glücklichen Umstand gelang es fast Allen, auf ihre Plätze zu kommen, während Hoffmann und Wiegand auf Hühnel zusprangen und heuchlerisch besorgt ihm die erste Hülfe leisteten. Die ganze Klasse saß in scheinbar nie gestörter Ruhe als das abwechselnd hochrothe und kreidebleiche Antlitz Hühnels von der weichen klebrigen Masse endlich befreit war. Schauerlich betupft, einen letzten Rest wie einen Stern im Haar, schritt Hühnel bleich in höchster Erregung, mit dem heiser hervorgestoßenen Worten: „Es ist gut!" an den beiden Helfern vorüber auf die Thür seiner Stube zu, die er aufschloß, um sie hinter sich gleich

wieder zu verriegeln. Im nächsten Augenblick verklärte ungeheuere Freude die Gesichter aller Schüler, die ausgesprochenen Sinn für Komik hatten. Natürlich unterblieb aber jede laute Kundgebung des Entzückens unsererseits, das ohne die Nähe Hühnels sich gewiß in wildestem Geheul und grotesken Sprüngen oder dergleichen geäußert hätte."

Doch genug des grausamen Spiels! Deshalb wollen wir uns erlassen das letzte Buch der Trias: „Lust und Leid auf dem Gymnasium, humoristische Skizzen, geschrieben von Herrn Lener und verlegt von Herrn Köstler in Halle. Die 100 Seiten desselben enthalten nur fades und blödsinniges Zeug, so daß man, um eine Probe zu geben das ganze Buch abschreiben müßte: hervorragend ist es vor seinen Konkurrenten nur durch das klägliche Papier und die jämmerliche Ausstattung.

Was nun in aller Welt, fragen wir schließlich, soll denn eigentlich diese Unmasse Schriften? Haben sie nicht vielleicht doch einen bestimmten ethischen Zweck? Wollen sie etwa die vorgesetzten Behörden auf die Mangelhaftigkeit des höheren Unterrichtswesens, auf die ungenügende pädagogische Ausbildung der Gymnasiallehrer, auf die geringe Vorsicht der Provinzialschulkollegien bei der Besetzung der Direktorenstellen aufmerksam machen? Oder wenden sie sich vielleicht an das Urtheil der Erwachsenen, welche selbst einst diese Schulen durchliefen? Oder wollen sie gar den Lehrern selbst in ihrem ernsten, schweren Berufe einige erheiternde Stunden bereiten?

Nein. Nichts von alledem. Wie schon vorhin gesagt, sind sie lediglich buchhändlerische Spekulationen auf die schmalen Geldbörsen der Schüler oder richtiger der Eltern. Der Schreiber dieser Zeilen ist wahrlich kein engherziger Pedant, er gehört nicht zu jenen „verknöcherten Professoren der alten Schule", denen die Kapitelüberschriften des Valejus Paterculus zehnmal werthvoller sind, als Heine's sämmtliche Werke, und die Herr Eckstein in seinen „Satirischen Zeitbildern" als den schrecklichsten der Schrecken zu schildern weiß. Ich lasse mir eine Schrift auf diesem Gebiete, die nur einigermaßen mit attischem Salze gewürzt ist, gefallen; aber quosque tandem? Wozu diese Sündfluth von Schulanekdoten, die noch dazu so nichtssagenden Inhalts, so blasser Erfindung, so plumper Darstellung sind?

Was soll denn ein Ausländer dazu sagen, wenn wir uns selbst so beschimpfen, daß wir so rohe, gemeine elende Burschen wie einen Boxer, Hutzler, Rumpf als „Krone und Spiegel aller deutschen Gymnasialschüler" *) aufstellen! Was kann Ersprießliches daraus entstehen, wenn seit nunmehr vier Jahren die Schüler unserer höheren Lehranstalten mit solchem Zeug unablässig gefüttert

*) Eckstein, Katheder und Schulbank S. 39.

werden? Sie müssen sich doch sagen: „Seht, wie ruhmvoll unsere Streiche sind! Unsere Heldenthaten werden auf Velinpapier verherrlicht! Das ist ein Feld, auf dem wir mitarbeiten können: Darum nieder mit Disziplin und Autorität! „Einst finden auch wir unsern Historiographen!“ Die Folge ist einfach die Demoralisation der Jugend. Deshalb muß pädagogischerseits versucht werden, dieser Epidemie der „Gymnasialhumoresken“ Einhalt zu thun. Wir müssen gegen die fernere Ausbreitung dieses Giftes einschreiten im Namen der Jugenderziehung. Freilich, so lange, mit leichter Variante des Sprüchwortes zu reden, die Käufer nicht alle werden, so lange werden sich auch solche „Autoren“ finden, die einen kräftigen Denkzettel noch mehr für ihre jetzigen Aufzeichnungen, als für die einstige Ausübung ihrer nicht blöden Jugendbosheiten verdienen. Wahrscheinlich werden die genannten Herren Fortsetzungen schreiben und noch Mancher, der einst zum schweren Aerger seiner Lehrer die Schulbänke gedrückt hat, wird seine Großthaten jetzt mit der Feder vollenden. Verspricht doch der zuletzt charakterisirte Herr Leuer ganz unverfroren: „Haben Dir, lieber Leser, meine Schulerinnerungen gefallen, so lasse ich eine zweite Serie folgen, denn in meinem Kopfe und in meinen Schulheften ist noch ein beinahe unerschöpfliches Material vorhanden. Also auf Wiedersehen!“ Ein barmherziger Himmel wolle uns schützen und bewahren vor diesen pädagogischen Ericriliteraten!

Neue Proben der Gesinnung in Frankreich.

Der Preußenhaß unsrer Nachbarn jenseits der Vogesen hat wieder einige duftige Blüthen getrieben.

Carmelie, histoire des brigands, par Marc Monnier, heißt die erste „Räubergeschichte“ dieser Art. Sie ist ganz in dem Genre gehalten, in dem vor dreißig bis vierzig Jahren der „Beobachter an der Spree“ die Phantasie sensationsdurstiger Nähmamsells und Droschkenkutscher aufregte. Das Wunderbare ist nur, daß ein Journal, wie die Revue des deux mondes in ihrem letzten Septemberheft sich zur Veröffentlichung solcher Historien hergibt. Es wäre unerklärlich, wenn nicht sechzehn Zeilen in der Geschichte vorkämen, und diese gegen Preußen, resp. Deutschland einen bübischen Ausfall enthielten. Der Held der Geschichte, ein Franzose, ein Hüne von 6 Fuß 3 Zoll Länge; Brustkorbumfang 98 Centimeter, würde in den Listen der Departements Rekruten-

aushebungskommission stehen, — liebt „die Besiegten und die Herzoginnen" wie ihn „Monnier" beschreibt. Vermuthlich aus diesem Grunde begibt sich derselbe unter eine Spitzbubenbande, welche als Parteigängerin des Königs Franz von Neapel figurirte. Es sind der Männer zwölf, er ist der dreizehnte, die vierzehnte Person ist die Zuhälterin des Räuberhauptmanns. Selbstredend verliebt sich dieselbe in den Franzosen; sie ist erträglich hübsch; natürlich nur so weit, als es eine Frau sein kann, die nicht Französin ist. Der Held aber weist ihre verschiedenen, sehr unzweideutigen Anerbietungen zurück; diese werden ganz in der Art und Weise gemacht, wie sie der sechzehnjährige Schiller in seiner sehr unklassischen Jugendarbeit: „Der Verbrecher aus verlorner Ehre" sich ausgemalt hat. Der Franzose aber bleibt tugendhaft, er fürchtet sich nämlich vor dem Chef der Bande, und schreit sogar laut um Hülfe vor Furcht und Schmerz, als dieser ihn in einem Anfall von Eifersucht am Handgelenk packt und schüttelt, obwohl der Franzmann eine geladene Doppelbüchse und dito Lefaucheux Revolver bei sich führt, die er aber nach seinem eigenen Geständniß nie abgeschossen hat, und wieder geladen mit nach Hause bringt. Er war nämlich zu großmüthig, sagt Monnier; der unbefangene Leser aber sieht, daß der Held nur ein Poltron ist. Diesen Eindruck macht er, sehr gegen den Willen des Autors, unzweifelhaft. — Wie kommt nun Preußen, resp. Deutschland in diese schmutzige Gesellschaft? Das fängt der Verfasser äußerst verschmitzt an. Man höre: der Franzose hat den Räuberhauptmann bewogen, eine Expedition zu unternehmen, und zwar soll er einen Kollegen, einen andern Spitzbubenchef, überfallen und schädigen; es ist also ein Hallunkenstreich, vom Standpunkt der Spitzbubenmoral sogar, den der Franzose ausgeheckt hat, und zwar weshalb? Weil Carmela, die Zuhälterin, es sonst vor Liebe zu ihm, dem Franzosen, dem Unwiderstehlichen, nicht aushalten kann, wie er selbst dem eifersüchtigen Liebhaber auseinandersetzt! — Auf dieser Expedition werden die Räuber, elf an der Zahl, von zwei Bersaglieri überfallen, und reißen aus. Nur der unüberwindliche Franzose und ein Italiener reißen nicht aus, weil sie nicht an Ort und Stelle sind. Nachdem der Franzose seinem Kampfesmuth, die beiden Bersaglieri mit seiner Doppelbüchse und seinem Revolver zu umzingeln und niederzumachen, einen Riegel vorgeschoben hat, durch die Erwägung, daß dies nicht großmüthig wäre, setzt er sich mit denselben und seinem Kameraden zum Frühstück nieder. Der Italiener hat nämlich den beiden Soldaten erklärt, daß sie beide, er und der Franzose, Gefangene der Räuber wären. Daß diese beiden vorgeblichen Gefangenen bis an die Zähne bewaffnet sind, darf natürlich die beiden Soldaten nicht mißtrauisch machen, denn sonst wäre der Knalleffekt, der nun kommt, nicht gut möglich.

Der italienische Spitzbube macht nämlich dem französischen den Vorschlag:

die beiden Bersaglieri erst betrunken zu machen und dann zu ermorden, was unser Held nach kurzer Erwägung verwirft, als ebenfalls nicht großmüthig. Diese Erwägung aber lautet: „Wenn ein großes Reich seinen Nachbar einschläfert durch allerhand freundliches Entgegenkommen, dann sich unversehens auf ihn stürzt, ihn mit Schlägen mißhandelt, seine Uhr und sein Geld ihm stiehlt, und ihm ein Glied seines Leibes abschneidet, so ruft man: Ruhm und Sieg! Wenn Tartaglia (so heißt der Bandit) es ebenso macht, so schreit man über Mord und Verrath. Das scheint mir ungerecht!" Falls Mounier hier nicht das Verfahren Frankreichs kennzeichnen will, wie es unter Ludwig XIV. sich eines Theils von Piemont mit der Festung Casale, und Straßburgs bemächtigte, ohne Kriegserklärung, mitten im Frieden, so muß man annehmen, daß er das deutsche Reich damit meint.

Im ferneren Verlauf der Geschichte schildert er die Sittsamkeit der Frauen romanischen Geblütes, in der Person der Diebszuhälterin Carmela, indem er einem Mitglied seiner katholischen Kirche, das Seelsorger, Diebshehler und Polizeispion ist, folgende Betrachtung in den Mund legt, als dieser Brave mit dem Helden der Geschichte, der oben erwähnten Carmela und einem jungen Italiener, in den sie sich als Nr. 3 verliebt hat, auf gestohlenen Maulthieren durchbrennt. Bemerken Sie wohl, daß Carmela nur Ihrem und meinem Maulthier mitunter auf die Croupe springt, niemals dem von Angelo?" (so heißt ihr dritter Liebling). „Wie sittsam! Da hätten Sie neulich einmal den Gegensatz studiren können, da führte ich (in meiner damaligen augenblicklichen Dienststellung als Regierungsspion) ein junges Ehepaar in den Ruinen von Pompeji herum! Das waren Deutsche! Wir fuhren bis an Ort und Stelle in der Eisenbahn, 2. Klasse, sie umarmten sich fortwährend, alle Mitreisenden waren über dies Benehmen entrüstet. Selbst in der Basilika faßten sie sich wieder beim Halse, ja im Zeustempel küßten sie sich, schließlich sogar in der Straße der antiken Gräber. Es war eine Schändung der heiligen Alterthümer! Carmela hat gewiß niemals sich vor Ihren Augen mit Dominiko (dem Spitzbubenchef) geschnäbelt?" „Nein, niemals", sagt unser Held. „Da sehen Sie" fährt der Priester, Hehler und Polizeispion salbungsvoll fort: „Daß nur im Süden die Frauen Takt besitzen!"

Genug. Armes Frankreich, du hast mancherlei gesündigt, aber solche Beschützer hast du eigentlich doch nicht verdient!

Die zweite Burleske des französischen Nationalhasses wirkt um so erheiternder, als sie ernst gemeint ist. M. Reville übersetzt zu Nutz und Frommen seiner Landsleute Cäsars „de bello gallico" nebst Kommentaren, die er seinerseits mit Kommentaren versieht, um zu beweisen, daß die heutigen Franzosen direkt und ohne jede nennenswerthe Vermischung mit anderem Blut von den

alten Galliern abstammen. Namentlich sei es eine schmähliche Verläumdung, daß die edle Keltenrace durch das niedrige Germanenblut der Franken und Normannen verunreinigt sei. Bis jetzt war man in Europa ziemlich allgemein der Ansicht, daß die heutigen Franzosen, ebenso wie alle übrigen Völker Europas, die skandinavische Familie ausgenommen, ein Mischvolk seien. Dunklen Nachrichten zufolge nahmen wir mangelhaft unterrichteten Deutschen bisher an, daß im südlichen Frankreich, der Meeresküste entlang, so eine Kleinigkeit von etwa 800 Jahren hindurch phönizische und griechische, vielleicht auch etrurische Kolonien, mit mehr oder minder starkem Einfluß und recht starker Kopfzahl existirt haben; daß hierauf gegen 400 Jahre römische Herrschaft mit sehr intensiver Racenkreuzung gefolgt sei. Auch glaubten wir Ignoranten bisher steif und fest, daß die gewaltigen Wellen jenes Völkerstammes, der vom vierten Jahrhundert nach Chr. an, sich von der Wolga her über Europa ergoß, die Alanen, Sueven, Vandalen und Westgothen quer durch das mittlere und südliche Frankreich geführt haben, und zwar durchaus nicht mit jener affenartigen Geschwindigkeit, welche später das greuliche Mischvolk der berüchtigten Preußen bewiesen hat. Finden wir doch schon im Jahre 419 die Westgothen als Herren Aquitaniens im Süden, Burgunder und Franken im Norden, und sehen wir später, 451, Aetius in der Schlacht auf den katalaunischen Gefilden verbündet mit dem Alanenkönig Sangipan, dessen Volk an den Ufern der Loire vorläufig seßhaft geworden war. Selbst die am frühesten weiterziehenden Eindringlinge, die von den Westgothen gedrängten Sueven, waren doch immer ein Menschenalter hindurch an Ort und Stelle geblieben. So war denn eigentlich nur Armorica, die heutige Bretagne und Vendee, bis nach der Gegend von le Mans ein reines Gallierland geblieben, das sogar von Honorius als selbständige Republik anerkannt wurde. Später kamen dann noch die Normannen hinzu. Alles dies wird unterstützt durch die Ergebnisse der vergleichenden Sprachwissenschaft. Alles das aber ist für den Uebersetzer Cäsars einfach nicht vorhanden. Herr Reville gibt sich gar nicht die Mühe, erst gegen diese falschen Thatsachen einer parteiischen Weltgeschichte anzukämpfen. Er versichert einfach einige zwanzig Mal im Verlaufe seiner Arbeit das Gegentheil, nämlich, daß die heutigen Franzosen direkt von den alten Galliern fast ganz unvermischt abstammen; wer es nicht glaubt, der ist einfach — ein Verräther, ein Prussien, wozu er schließlich natürlich auch den Marschall Bazaine wegen seiner Kapitulation von Metz stempelt. Ganz besonders erbittert zeigt sich dabei der französische Forscher gegen Mommsen. Wir Deutschen wußten bisher von Mommsen nur, daß wir ihm ein Werk über römische Geschichte verdanken, welches bis jetzt im Großen und Ganzen unübertroffen dasteht. Dem Scharfsinn des französischen Autors dagegen ist eine neue Auffassung der Werke des Historikers

gelungen, die uns Deutschen bisher ganz entgangen war. Unser Franzose ernennt nämlich den Herrn Professor ganz gemüthlich zum Mitarbeiter in der historischen Abtheilung des großen Generalstabes in Berlin, der als Avantgarde des Feldmarschall Graf Moltke zu allererst jenen ungerechten und hinterlistigen Krieg gegen das harmlose, stillvergnügte Frankreich begonnen hat. — In seinem Aufsatz: Vercingetorix et la Gaule au temps de la conquête romaine, im 23. Heft der Revue des deux mondes sagt Herr Reville wörtlich: „Professor Mommsen zeigt in seiner Geschichte des römischen Reiches wenig Sympathie für die gallische Nation. Er urtheilt über dieselbe mit der äußersten Strenge; seiner Ansicht nach hat dies Volk in manchen Beziehungen eine unnatürlich frühreife Entwickelung gezeigt, welche naturgemäß ein frühzeitiges Sinken der Volkskraft verursachte, in Folge seiner Mängel und Laster. Wenn man Mommsen liest, so ist die Eroberung durch die Römer das „Finis Galliae“ gewesen, in des Wortes vollster Bedeutung. Wir sind nun gerade entgegengesetzter Meinung, wir behaupten nun erst recht: das heutige Frankreich ist ganz und gar in seinen Grundzügen das alte Gallien, nur äußerlich umgeformt durch die neue Zeit. Wenn wir hieran bisher gezweifelt hätten, so würden die Ausführungen des ebenso gelehrten als parteiisch gesinnten Geschichtsforschers diese Zweifel durchaus beseitigt haben, denn so viel steht fest: indem er die von seinem Lieblingshelden Cäsar besiegten Gallier so schroff beurtheilt, hat er die heutigen Franzosen vor Augen. Er verschafft sich die wissenschaftliche Genugthuung (la satisfaction scientifique) uns unter die Wucht seiner Verachtung zu beugen, indem er doppelt so stark auf unsere armen Vorfahren losschlägt. — Und doch lag damals der Krieg von 1870 noch unter dem Schleier der Zukunft! Eine gewisse Anzahl von (deutschen) Professoren aber hatte ihn bereits an Frankreich erklärt. Daß wir von uns selbst eine so hohe Meinung hatten, erschien ihnen unerträglich, und die deutsche Bescheidenheit fühlte sich berufen, uns zu unserem eignen Besten den Standpunkt klar zu machen!“

Natürlich, die Sache ist ganz klar! Jeder Franzose muß das einsehen: erst der selige Professor Daniel in Halle, in seinem „kleinen Daniel“ auf dem Gebiet der Geographie! Der vergiftet die Gemüther der deutschen Septaner und Quintaner durch gewaltsame Ausdehnung der deutschen Tiefebene bis Jütland und Holland. Sind so die jungen Gemüther zwischen Brummkreiselspielen und Vespersemmel mit wüthendem Eroberungsdurst erfüllt worden, so schlägt andererseits Professor Mommsen auf die hochseligen Gallier mit verdoppelten Schlägen los (frappant à coups redoublés) und tränkt so die Seelen wissensdurstiger Jünglinge und Männer mit der Verachtung eines harmlosen Nachbarvolkes. Es ist die reine Professorenverschwörung gegen das arme

Frankreich. Daß Herr Reville einen so bösen und kriegerischen Professor überhaupt nicht lieben kann, wird jeder Einsichtige nur billigen können. So fällt er denn auch bei anderer Gelegenheit Mommsen an. Es ist davon die Rede, daß Vercingetorix in Alisia eingeschlossen, die erste „levée en masse" in Frankreich ins Werk setzen will, während er auf dem bedrohten Punkte ausharrt. „Dieses ritterliche Zutrauen in seine Landsleute macht aus ihm den rechten Nationalhelden nach unserm Herzen. Professor Mommsen wirft gerade dieses ritterliche Wesen unseren Ahnen vor, sie sind ihm nicht politisch und realistisch genug! Nun wir lassen uns diesen Vorwurf ruhig gefallen, seinen Vorfahren hat man ihn niemals gemacht!" Das ist ein tiefer Kenner deutscher Geschichte. Ob der wohl je von den Sachsen- oder Hohenstaufenkaisern gehört hat?

Eine Widerlegung dieser wunderlichen Blasen, welche aus der trüben Gährung der eitlen Selbstverblendung des Franzosenthums aufsteigen, ist dem Leserkreise dieser Blätter gegenüber unnöthig. — Bei allem unfreiwilligen Humor hat die Sache aber doch eine recht ernste Seite. Wenn Schriftsteller in einem der gelesensten Journale Frankreichs, welches ausschließlich sein Publikum unter den höchsten Bildungskreisen des Landes findet, solchen Unsinn schreiben dürfen, ohne widerlegt zu werden, nur weil damit ein siegreicher Gegner geschmäht wird, so ist wahrlich wenig Aussicht vorhanden, daß jemals andere Gefühle als blinder Fanatismus und tückische Feindschaft, die nur durch Furcht zu bändigen sind, gegen uns zur Geltung kommen werden.

H. v. Clausewitz.

Das Leben in der australischen Wildniß.

Nach der Schilderung eines Emigranten von Albin Kohn.

Hundert englische Meilen vom nächsten Hause und dreihundert Meilen von dem nächsten Städtchen, in der Gesellschaft noch drei anderer Personen, von der übrigen Menschheit abgeschnitten — so schreibt ein polnischer Emigrant, welcher in Australien lebt — wende ich mich in meinen Gedanken in freien Augenblicken der Heimath zu. Dieses bescheidene Vergnügen wird dem aus Europa stammenden Australier jedoch sehr erschwert, weil Australien auf der andern Seite des Aequators liegt und in Folge dessen die Jahreszeiten verschoben sind. Wenn nämlich bei Euch Winter ist, und feuchter Schnee vom

Winde über die Ebene getrieben wird, zeigt hier Fahrenheit im Schatten 120 Grad, und der Wind, der bei uns hier weht, kühlt nicht, sondern brennt und benimmt mit heißer Glut den Athem. Betrachten wir das Stück Wüste, in welcher ich mich ansiedeln mußte. Es ist eine Hochebene. Gegen Süden lockt ein See mit seinen kühlen Fluthen, welche in der Nähe der Ufer glatt wie ein Spiegel, ruhig wie der Tod sind; man bemerkt auch nicht die kleinste Welle auf seiner Oberfläche und nur in der Mitte bewirkt der über die weite Fläche dahinziehende Lufthauch eine leichte Bewegung, welche sich in kleinen silberglänzenden Wellen kund giebt. Ueber der Oberfläche des Sees ist die Luft eigenthümlich verdichtet, vibrirt so seltsam, daß Flämmchen aus ihr zu sprühen scheinen und das Auge ermattet und wird schmerzlich affizirt, wenn es diesem ungewohnten Spiele der Luft und des Wassers zuschaut. Ein dunkler Wald von Gummibäumen schließt den Horizont in dieser Richtung. Gegen Norden, am Abhange des Höhenzuges, ist jener Wasserspiegel so hell, daß er die Augen blendet, und so groß, daß man seine Grenzen nicht sieht. Es ist dies — der Salzsee. Eine Schicht Salz von ein, zwei und drei Zoll Dicke bildet den ungeheuren Spiegel, welcher sich in der Ferne von glänzend weißer Farbe in der Nähe in schmutzigem Weiß darstellt. Im Westen ist die Wüste öde, von der Sonne verdorrt; zwischen ihr und dem Himmel existirt nichts, bis auf die Myriaden von Feldgrillen, Ameisen und Schlangen. Die Ausdehnung der Wüste reicht viel weiter als das Auge zu sehen vermag. Im Osten verwandelt sich diese Wüste in eine fruchtbare Steppe, welcher Baumgruppen und Schafherden ein eigenthümliches Gepräge geben. Dieses Stückchen Erde bildet ein sonderbares Quodlibet, eine wahre Silva rerum, und die Tausende von Schafen, welche in dieser Steppe fröhlich weiden und die nach der Schur, ehe sie ihren Wollwuchs ergänzen, weiß wie Schnee sind, verleihen diesem schönen Landschaftsbilde ein idyllisches Aussehn.

Auf dem die Gegend beherrschenden Höhenzuge stehen unsere beiden Häuschen, d. h. unsere Wohnung und unsere Küche, welche mit ihren zinnernen Dächern kühn himmelan streben und dem Wanderer schon von weiter Ferne zurufen, daß hier Menschen wohnen. Der Gesammtanblick dieses Bildes ist großartig. Dem Australier braucht man es nicht zu beschreiben; ihm ist es klar in dem einzigen Worte „Station“ ausgedrückt. In einer solchen Station habe ich meine Penaten untergebracht. Man hört hier von der übrigen Welt nichts, und die letzten Nachrichten, welche (am 8. Februar 1877) hierher gelangt sind, bezogen sich auf die „Bulguarian atrocities.“ Von da ab ist der politische Faden abgerissen, — aber dies macht uns wenig Kummer, denn wenn sich der Squatter erst mit der Wüste vertraut gemacht hat, ersetzt ihm die Station die ganze Welt. Die „Station“ hat auf diesem Kontinente eine

ungeheure Bedeutung; ehe ich sie jedoch näher beschreibe, muß ich einige Einzelheiten mittheilen.

Australien kann in das entdeckte und unentdeckte getheilt werden; zum letzteren gehört das ganze Innere des Landes, das noch kein Fuß eines Weißen betreten hat. Der entdeckte Theil besteht aus dem bewohnten und unbewohnten. Zum letzteren gehört die ganze Nordküste, der erstere ist in sieben Kolonien getheilt. Die östliche und westliche Kolonie, Queensland und Perth, sind noch sehr spärlich bevölkert; die drei südlichen, New South Wales, Victoria und South Australia, mit den Hauptstädten Sidney, Melbourne, Adelaide, bilden den Kern dieser jüngsten Welt; im Süden des Kontinentes liegen die Inseln Tasmania, ehemals Van Dimensland und Neu-Seeland, von denen jede eine Kolonie für sich bildet. Jede dieser sieben Kolonien hat ihren Gouverneur, ihr Ministerium und ihr Parlament. Die Gouverneure oder Statthalter ernennt die Regierung in London, die beiden anderen Regierungsorgane werden ausschließlich von den Kolonien erwählt. Das ganze Land besitzt nicht mehr als zwei Millionen weißer Einwohner, und ist dadurch charakteristisch, daß es weder eine regelmäßige Armee, noch Miliztruppen besitzt, gegen deren Einrichtung die Parlamente aller Kolonien protestirt haben. Ein Land, das so groß wie Europa ist, hat keinen einzigen Soldaten zu ernähren. Hieraus folgt jedoch noch nicht, daß es wehrlos ist; es ist im Gegentheil sehr wohl bewacht vom Meercerberus, wie hier die englische Flotte genannt wird. Die australischen Gewässer stehen unter der indischen Admiralität und einige Kriegsschiffe stationiren in den australischen Häfen. Jede Kolonie bietet ihre eigenthümlichen Beschäftigungen und erfordert Menschen von verschiedener Fachbildung. Eine andere Menschenklasse lebt in den Städten als in den Ackerbaudistrikten, und das Leben pulsirt hier ganz anders wie in den Bergwerkdistrikten, während wiederum die Wüste und die in ihr betriebene Viehzucht ganz andere Menschen erfordert.

Die Städte und Ackerbaudistrikte unterscheiden sich von den Städten und Ackerbaugegenden Europas nicht. Die Städte sind ungemein reich und der Handel ist in ihnen in hohem Grade entwickelt. Die Ackerbaudistrikte sind von Eisenbahnen und Chausseen durchschnitten und reichen gegen 200 englische Meilen ins Innere des Landes. Der Pflug dringt immer weiter vor und verwandelt die Wüste in fruchtbare Felder. Zwischen den Ackerbaudistrikten liegen die Bergwerkdistrikte, in denen Nichts mehr, was an Europa erinnern könnte, zu bemerken ist; hier verschwindet die Gesellschaft. Das Hauptmerkmal, welches das hier lebende Geschlecht von der übrigen menschlichen Gesellschaft unterscheidet, ist der Mangel der Familie. Wozu braucht der „Goldseeker" Frau und Kinder? Sie sind zu schwach, um aus den Eingeweiden der Erde

Gold herauszuschaffen. Auri sacra fames vertritt dem Goldsucher Frau, Kind und Welt; unter jedem Erdenkloße hofft er ein Stück Gold zu finden; freilich wird er häufig in seinen Hoffnungen getäuscht. Während einer Reihe von Jahren wurden hier zwar ungeheuere Goldmassen ausgegraben, und viele Leute wurden ohne große Mühe reich; aber eine weit größere Anzahl ergraute in schwerer Arbeit, und fand entweder gar nichts, oder verzehrte das Gefundene, ehe sich der Schatz vergrößerte. Die Schätze werden nun immer rarer und die Zeiten, welche Korzelinski (ein alter Emigrant) vor jenen zwanzig Jahren geschildert hat, sind unwiederbringlich dahin. Der Ballarat, Ararat, Bendigo, Dunolly, welche noch ganz vor Kurzem Goldströme spendeten, sind heute ganz erschöpft, oder bieten das Gold nur tropfenweise. Der Dunollykessel, wo vor etwa fünfzehn Jahren achtzigtausend Menschen wie eine Ameisenkolonie arbeiteten, ist jetzt öde und nur noch die zahlreichen Trümmer rufen die Vergangenheit ins Gedächtniß. An anderen Orten sieht man nur noch Chinesen, denn diese Söhne des Konfuzius besitzen hinreichende Geduld zur Goldgräberarbeit in den erschöpften Gruben; die Europäer kamen schon theilweise zu der der Ueberzeugung, daß sie durch Weizenbau mehr als durch Goldgräberei verdienen.

Im Frühling beginnt der Hauptverdienst des Australiers, der die Schafschur bringt; da jedoch das Land sehr groß ist, tritt der Frühling nicht überall gleichzeitig ein. Im Norden beginnt er im September, im Süden im Oktober, auf den Inseln im November. Dem entsprechend beginnt auch die Schafschur, und da dies eine sehr einträgliche Arbeit ist — es wird für die Schur von hundert Schafen 1 Pf. (20 Schilling) oder 22 Mark bezahlt — ist auch die Konkurrenz eine sehr große, und die ganze Kunst der „Shearer“ besteht darin, so früh wie möglich auf dem Platze zu sein und das Scheren zu beginnen. Wenn die Schur an einem Orte beendet ist, geht der Shearer von Norden weiter nach Süden, und begibt sich endlich auf die Inseln. Da die Schursaison bis vier Monate dauert, und mit Leichtigkeit hundert Schafe täglich geschoren werden können, bringt die Saison gegen 2640 Mark. Doch nur die Elite der Bewohner genießt diesen fetten Bissen; die übrigen müssen sich mit Handlangerarbeiten begnügen, zu denen das Herbeitreiben der Schafe, Einpacken der Wolle u. s. w. gehört, und wofür wöchentlich 1 Pf. oder 22 Mk. gezahlt wird. Während dieser Zeit wogt das Leben in der Wüste und überall herrscht Bewegung und Thätigkeit. Da nun jeder Mann in der weiten Ebene ein Pferd besitzt, sind während dieser Zeit auch viele Reiter hier zu sehen. Häufig sieht man dreißig bis vierzig ja noch mehr Reiter mit sonnverbrannten Gesichtern und breitkrämpigen Hüten durch die Wüste jagen, was die Originalität des Landschaftsbildes nur noch vergrößert. Während dieser Zeit geht der Puls in den Stations

sehr hoch und das Leben sprudelt über. Die Gläser machen ununterbrochen die Runde, die Tische beugen sich unter der Last der aufgetragenen Speisen, und eben so große Mengen bleiben übrig — für ungebetene, unerwartete Gäste. Wenn die Schafe geschoren sind und die Wolle mittels Dampfschiffen stromabwärts den Häfen zugesandt wird, von wo sie nach England geht, beginnt die Ernte. Es ist indeß Dezember geworden, und Alles eilt in die Ackerbaudistrikte, um Heu und Weizen zu ernten. Nach einem Monate beginnt die Zeit des Genusses, da jedoch das Hauptgenußmittel, der Branntwein, sehr theuer ist — das Gläschen kostet 6 Pence oder 65 Pfennige — werden die Taschen auch bald leer, und manchem kommt dann erst die Sorge um die Zukunft. Die Glücklicheren finden noch einen geringen Verdienst; viele gehen Gold suchen, aber der große Ueberrest weiß thatsächlich nicht, was zu beginnen ist. Diese Maraudeure gehen — auf die „Station".

Die „Station" ist die Residenz der Hirten; ein Mensch, der sich diesem Geschäfte widmet, wird technisch „Squatter" genannt. In der Station ist der Ackerbau unbekannt; das nöthige Mehl wird gekauft und das Fleisch liefern die zahllosen Herden. In einer Station werden Pferde, in der andern Rindvieh, in einer dritten Schafe oder Ziegen gezüchtet, oder vielmehr gehalten. Je nach der Menge Grases hat eine Station 20—100 tausend Schafe. In den Pferde- und Rindviehstations finden sich 5—10 tausend Stück dieser Thiere. Die Einrichtung einer Station, zu der gewöhnlich 20 englische Quadratmeilen Land gehören, ist ziemlich einfach. Das ganze Gebiet ist in Abtheilungen getheilt, welche der Engländer technisch „Paddok" nennt. Jeder Paddok ist mit einer Fence" (Zaun) umgeben, und muß unbedingt mit Wasser versehen sein, denn die Herden bleiben Sommer und Winter im Freien, da man in Australien Stallungen nicht kennt. Die Herden leben in voller autonomischer Freiheit, ohne durch die Hirten in derselben beschränkt zu werden; die Thiere essen, trinken und ruhen ganz nach Belieben. Die Zäune richten sich nach der Thierspezies, welche auf den Baddoks weidet. Wo Pferde gehalten werden, sind höhere, wo Rinder und Schafe, niedrigere. In Gegenden, in denen Holz genug ist, werden die Zäune aus Stangen gemacht; wo nur Gebüsch ist, werden sie aus Strauch geflochten; und wo weder Holz noch Strauch ohne große Arbeit zu haben ist, hat man Drathzäune; und zwar werden die letzteren am häufigsten angetroffen.

Wasser muß durchaus im Paddok sein. Wo von Natur keins vorhanden, die Weide aber sonst gut ist, wird im Thale ein „Tanck" (Teich) gegraben, zu dem das Regenwasser von den umgebenden Höhen mittelst Gräben geleitet wird. Man sieht, daß die Einrichtung einer Station, bei dem hohen Preise der Handarbeit, durchaus nicht billig zu stehen kommt. Wenn sie jedoch ein-

gerichtet ist, macht ihre Verwaltung keine großen Kosten, denn die Herden sorgen für sich selbst und es bedarf nur einiger Menschen zur Aufsicht. Deßhalb lebt auch der Eigenthümer nur in seltenen Fällen in der Station; die meisten lassen sich durch Verwalter vertreten. Das Leben auf der Station ist ein sonderbares. Der Mensch ist hier eingeschlossen wie im Gefängnisse, ohne Gesellschaft, ohne Zeitvertreib; es gibt nichts, womit einer sich die Zeit vertreiben könnte. Deshalb fühlt sich auch dort nur der kaltblütige Engländer und Schotte in seinem Elemente. Ein Deutscher ist hier ein weißer Rabe. Das hagere Gesicht, dessen Haut an die Knochen festgewachsen ist, die rothen Haare, die stelzenartigen, langen Beine, die ganze wie nach einer Figur aus einem Romane Walter Scotts modellirte Gestalt beweist, daß der Schotte hier der Herrscher ist. Fleisch ist natürlich hier nicht rar, was kommt es darauf an, wenn während der Woche aus solchen Heerden ein Paar Schafe mehr oder weniger geschlachtet werden.

Wenn der Arbeiter im Winter keine Beschäftigung hat, so wandert er von einer Station zu der anderen, und überall erhält er Thee und Fleisch so viel er zu genießen vermag. So wandert er während des ganzen Winters. Nach dem Frühstücke erkundigt er sich nach der nächsten Station, und wenn ihm der Weg dahin genau beschrieben ist, nimmt er sein Bündel auf den Rücken und geht seines Weges. Er kommt an dem ersten, dem zweiten und dritten Zaune vorüber, hier laufen die Schafe scheu in die Paddoks; dann trifft er immer näher aneinanderstehende Zäune, die nicht mehr Schafe, sondern Pferde oder Kühe umschließen, um dann an einen weiten Hof mit Federvieh und endlich, gegen Abend, in die Station zu gelangen. Seine ersten Schritte lenkt er der Küche zu, welche sich gewöhnlich in einem besondern, dem Traveller sehr wohl bekannten Häuschen befindet. Ein Glas Thee, das immer bereit steht, und ein Stück Brod, reichen im ersten Momente hin, um den Hunger zu stillen und ihn die nächste Mahlzeit abwarten zu lassen, bei der er nach Fleisch, Thee, Brod — häufig giebts auch Pudding — ganz nach Belieben zugreifen kann. Hier gilt der Schlachtruf: „Help yourself.“ Kurz vor Sonnenuntergang bittet der Gast den Verwalter der Etikette wegen um Nachquartier, das ihm ohne Weiteres gewährt wird. Er wird in einen Shed, d. h. in ein Gebäude geführt, in welchem sich Tausende von Schlafstellen aufgestapelt befinden; die Schlafstätte ist ganz bequem; da hier während des Winters kein eigentlicher Frost, sondern höchstens leichte Nachtfröste herrschen, spürt er in seiner Nachtherberge auch keine Kälte. Am folgenden Tage wiederholt sich das Spiel des vorigen Tages und so vergeht der Winter ohne Noth für den Traveller. Häufig sitzen zehn und mehr solcher Gäste an einem Tische der Station, und alle erhalten satt zu essen. Es bleibt hier also gleich, ob man arbeitet, oder nicht, man lebt herr-

schaftlich, und es giebt wohl kein Land, wo man so leben könnte, wie in Australien. Die Schriftsteller Europas machen den Engländern häufig den Vorwurf der Gefühllosigkeit, des Mangels an Mitleid; hier lernt man einsehen, wie mildherzig der Engländer ist! Das einzige Wölkchen am Lebenshorizonte des Travellers ist die große Entfernung einer Station von der andern und der Mangel guter Wege. Eine Folge hiervon ist, daß Hunderte in der Steppe sich verirren und umkommen. Es ist fürchterlich, in dieser Wildniß allein zu sein, durchs Gebüsch beim Lichte des Mondes zu dringen, bei dessen schwachem Scheine es nur wenigen gelingt sich zurecht zu finden. Ich selber, erzählt unser Emigrant, war einige Male in Gefahr, in der endlosen Steppe umzukommen, namentlich war dies der Fall, als ich ihm vorigen Winter genöthigt war, mich in eine andere Gegend des Landes zu begeben und längs der Ufer des Murray wandern mußte.

Tausend englische Meilen legte ich an den Ufern dieses Riesenflusses zurück, an dem, wie in meiner Seele, eine unaussprechliche Trauer herrscht, die man die echt australische nennen kann. Das gelbliche Wasser strömt geräuschlos dem Meere zu; seit tausend Jahren angefaulte Gummibäume schauen trostlos in dieses Wasser, das zu trübe ist, um sie wiederzuspiegeln. Seltsame Landschaftsbilder stellten sich dem Wanderer dar. An der Stelle, an welcher der Murray seine westliche Richtung verläßt, um plötzlich nach Süden zu strömen, und seine Ufer fünf Mal höher, als die höchsten Gummibäume und so felsig und steil sind, daß man sie kaum betreten kann, wollte unser Wanderer seinen Durst löschen. Er war vom Wege abgekommen und irrte wie ein Mondsüchtiger umher. Er mußte sich mit dem Stocke den Zutritt zum Wasser erkämpfen, den ihm eine Schlange, welche ein nächtliches Bad nahm, streitig machte, — da erschien plötzlich ein Mann, dessen Physiognomie durchaus nicht anziehend war, der aber trotzdem mit Thee den Durst des Ermatteten stillte, ihn mit Brod sättigte und auf den rechten Weg führte. Es war dies, wie unser Held beim Abschiede erfuhr, der gefürchtetste aller Räuber jenseits des Aequators, der berüchtigte Sullivan. Als der Reisende ein anderes Mal sich verirrte und entkräftet niedergesunken war, wie im Traume den Mond betrachtete, in der Ueberzeugung, daß er ihn das letzte Mal sehe, fand ihn eine wandernde Negertruppe, sättigte ihn und brachte ihn auf den richtigen Weg. Noch sind es nicht dreißig Jahre, seitdem die Weißen sich am Murray anzusiedeln begannen, und kaum zehn Jahre, seitdem Dampfer seine Fluthen durchfurchen, und schon ist der eingeborene Schwarze eine Seltenheit geworden; noch ein Menschenalter, — und er wird verschwunden sein. Niemand rottet die Neger Australiens aus; Niemand verfolgt sie. Ohne daß Gewalt auf sie einwirkte, gehen sie, die seit Jahrhunderten oder Jahrtausenden an ursprüngliches Naturleben gewöhnt

sind, unter dem Einflusse der Civilisation unter. Ihr Hauptfeind ist der Branntwein, dieser allgemeine Feind der Menschheit, besonders aber der Arbeiterklassen.

Für die australischen Neger ist er ein wahres Gift. Seit Jahrhunderten schlecht genährt, da die Hauptnahrung das Opossum, eine Rattenspezies, ist, ohne Haus, ja selbst ohne Zelt, da dieser Volksstamm nicht einmal eine Idee von der Konstruktion eines Obdaches hat, ist der Körper des australischen Negers schwach, so daß der englische Branntwein seinen Körper thatsächlich verbrennt. Das Gesetz verbietet nun zwar, den Negern Branntwein zu verkaufen; bis jetzt soll jedoch noch der Schänker geboren werden, der das Gesetz höher als seinen Nutzen achtet. Um Geld zu Branntwein zu erhalten, ist der australische Neger bereit, Kind und Weib zu verkaufen, wenn sich nur ein Käufer findet. In Folge des Branntweingenusses macht sich unter den australischen Negern die Unfruchtbarkeit in erschreckendem Grade geltend, und so ist der Untergang des Stammes nahe. Die Neger Australiens sind übrigens ein sehr gutmüthiger, zutraulicher Volksstamm; ihre Körper sind zwar durch Tätowirung entstellt, doch ist ihre Physiognomie fast durchgängig eine angenehme; die wegen ihres Körperbaus so gerühmten Maoris Neu-Seelands haben in ihren Gesichtszügen weit mehr Thierisches, als die Neger des Festlandes Australiens.

Eine Art Sport bieten die wilden Rinder und Pferde. Wenngleich, wie oben gesagt, die Weiden umzäumt sind, entspringen doch viele Thiere und fliehen in die Wüste, wo sie verwildern. Die Jagd auf diese verwilderten Thiere ist der beliebteste, aber auch einzige Zeitvertreib des Squatters. Zur Abwechselung umzäumt er einen Teich, und wenn die abgehetzten Thiere durch den offen gelassenen Eingang in die Umzäumung gelangt sind, um ihren Durst zu löschen, schließt er das Thor mittelst einer Leine, und nun werden die Thiere erschossen. Das Fleisch, das man ja im Ueberflusse hat, wird liegen gelassen, das Fell wird verkauft.

Die Thierwelt Australiens ist sehr ärmlich. Das Känguruh ist fast der einzige Vierfüßler; wenigstens ist es der größte. Der nach Australien importirte europäische Hase hat sich dort dermaßen vermehrt, daß er fast schon eine Landplage geworden ist. Er wird nicht geschossen, weil sich die Bewohner vor seinem Fleische ekeln. Ameisen gibt es hier in solchen Mengen, daß man keine Stelle finden kann, wo sie sich nicht befinden. Die europäische Krähe befindet sich schon lange Zeit in Australien; Papageien werden von hier nach Europa exportirt; das langbeinige Ennie erinnert an den europäischen Storch. Unter den Amphibien ist die Schlange Königin. Der Biß dieses giftigen Thieres ist so gefährlich, daß der Gebissene in zwei Stunden den Geist auf-

giebt. Da sich die Schlangen hauptsächlich in der Nähe der menschlichen Wohnungen aufzuhalten lieben, sind sie nur um so gefährlicher. Doch auch diese Thiere werden einst vor der europäischen Civilisation verschwinden.

Vom preußischen Landtage.

Berlin, 4. November.

Viel hat die verflossene parlamentarische Woche nicht zu Tage gefördert, obschon sie den herkömmlichen Glanzpunkt der Sessionen, die allgemeine Budgetdebatte des Abgeordnetenhauses, umfaßte. Die Situation ist durch die neuliche „Urlaubsdebatte“ nur theilweise geklärt; für die großen Verhältnisse der inneren Politik im Reich wie in Preußen besteht die Unbestimmtheit fort, und sie spiegelte sich naturgemäß auch in der Berathung des Etats wider. Zum ersten Male seit langer Zeit steigen am Horizonte der preußischen Finanzlage ernstlich drohende Wolken auf. Schon in dem Etat des laufenden Verwaltungsjahres war die Bilanz nur durch eine äußerst knappe Bemessung des Extraordinariums zu erlangen gewesen. Für das nächste Jahr hat man sich mit einem nicht unbedenklichen Kunstgriff zu helfen gesucht, nämlich mit Heranziehung von 16 Millionen Mark aus der eigentlich für Eisenbahnbauten bestimmten französischen Kriegskontribution. Auch diese Maßregel aber genügt nur für den Nothbehelf; für eine lange Reihe mehr oder weniger nothwendiger Bauten, die naturgemäß aus den Extraordinarien des laufenden Etats zu bestreiten sein würden, denkt man im Wege des außerordentlichen Krebits zu sorgen. Zu diesem Zwecke soll eine Anleihe von nahezu 127 Millionen aufgenommen werden.

Eine solche Lage mußte die Kritik mehr als je herausforden. Centrum und Fortschrittspartei säumten auch nicht, der Herausforderung Folge zu leisten. An einer Finanzkapazität gebricht es der Partei des Herrn Windthorst durchaus. Die herzlich schlechten Witze des Freiherrn v. Schorlemer werden Herrn Camphausen die Ruhe des Gemüths wenig gestört haben. Ungleich sachlicher, und darum unschwerer zu pariren, waren die Angriffe des Etatskünstlers der Fortschrittspartei. Dem in der Woche zuvor eingenommenen radikal oppositionellen Standpunkte entsprechend, war die Offensive des Herrn Richter-Hagen schärfer und rücksichtsloser, als je zuvor, zugleich aber auch einseitiger und kleinlicher. Er gefiel sich in maßlosen Uebertreibungen, was nicht allein den Ministern

die Vertheidigung erleichterte, sondern auch die national-liberalen Redner bewog, der Wahrheit die Ehre gebend, für die Verwaltung einzutreten. Im Allgemeinen stellte die Debatte hinreichend klar, daß die heutige ungünstigere Lage nicht einem administrativen Verhältnisse, sondern den bestehenden Verhältnissen entsprungen ist.

Schwerer mußte die andere Frage ins Gewicht fallen, wie den im Gefolge dieser ungünstigeren Lage für die Zukunft drohenden Gefahren vorzubeugen sei. Und doch lag es in der Natur der Sache, daß gerade auf diese Frage die gegenwärtige Verhandlung noch keine klare Antwort geben konnte. Die große Angelegenheit der Steuerreform kann nur vom Reiche aus in Angriff genommen werden; darum ist den betreffenden Diskussionen im preußischen Landtage zur Zeit wenigstens, von vornherein ein akademischer Charakter aufgeprägt. Bemerkenswerth ist indeß, daß grade die entschieden oppositionellen Parteien an positiven Reformvorschlägen gar nichts einbrachten. Herrn Richter wenigstens würde es geziemt haben, nach der rein negativen Kritik nun auch seinerseits den Weg des Bessermachens anzugeben. Darauf läßt er indeß seine Zuhörer seit vielen Jahren vergebens warten. Seine starke Seite ist, aus den versteckteſten Winkeln des Etats die kleinen Unebenheiten zusammenzukehren und sie in geschickter Gruppirung zu einem System zusammenzustellen, gegen welches er seine Angriffe richten kann. Darum wird man ihn am richtigsten, wie wir oben gethan, als „Etatskünstler", bezeichnen, damit aber auch zugleich Alles gesagt haben, was sich über seine Operationsmethode sowie über seine finanzmännische Bedeutung bemerken ließe.

Rückhaltlos und fröhlichen Muthes trugen die Konservativen ihre Steuerreformpläne in die Debatte hinein. Vermehrung der indirekten Steuern, Beseitigung der Matrikularbeiträge, Uebertragung eines Theils der direkten Steuern an die Kommune — das ungefähr ist die Quintessenz dieser Projekte. Daß sie in der Richtung des praktisch allein Möglichen liegen, wird kaum bestritten werden können. An eine Vermehrung bezw. Erhöhung der direkten Steuern wagt Niemand zu denken, also kann die Angesichts der wachsenden Bedürfnisse, Angesichts des in den Einzelstaaten immer drohender heranrückenden Defizits unerläßliche Hülfe nur auf dem Gebiete der indirekten Steuern gesucht werden. Ueber die Modalitäten aber wird noch gar heiß gestritten werden, und wer die Schwierigkeiten in ihrer ganzen Ausdehnung ermißt, wird schwerlich mit dem heiteren Selbstbewußtsein der konservativen Reformer an die Aufgabe herantreten. In eine vollständige Beseitigung der Matrikularbeiträge, welche bekanntlich den einzigen Punkt im Reichsbudget bilden, an welchem der Reichstag ein wirkliches Einnahmebewilligungsrecht übt, werden die liberalen Parteien

aus konstitutionellen Gründen niemals einwilligen, es sei denn, daß dafür vollgültiger Ersatz gewährt würde.

Alles in Allem hat also die Etatsdebatte nach dieser Seite hin nur das Ungemach der gegenwärtigen unklaren Situation aufs Neue recht lebhaft zum Bewußtsein bringen können. Selbstverständlich stand auch die Beurtheilung des erwähnten Anleiheentwurfs unter diesem Eindrucke. Im Großen und Ganzen — vereinzelte Ausscheidungen vorbehalten, — wurde von der überwiegenden Mehrheit des Hauses weder gegen die projektirten Bauten noch gegen die Deckung der Kosten derselben im Wege der Anleihe Erhebliches eingewendet, alle Parteien verlangten aber gewisse Cautelen. Aufgabe der Budgetkommission wird es sein, dieselben ausfindig zu machen.

Außer der Etatsdebatte hatte ein prinzipielles Interesse die erste Berathung des Wegeordnungsentwurfs. Seit einem Menschenalter wird eine Wegeordnung für die östlichen Provinzen vergebens angestrebt, neuerdings ist eine betreffende Vorlage an den Landtag dreimal gescheitert. Leider ist auch der diesmalige Entwurf nicht unter einem günstigen Sterne geboren. Die neulich vom Minister Friedenthal verkündigte Ausschließung der Landgemeindeordnung aus dem Programm der Verwaltungsreform hat nothwendigerweise dazu führen müssen, daß in der diesmaligen Berathung sehr entschieden die Nothwendigkeit einer Landgemeindeordnung als Grundlage für eine Wegeordnung betont wurde. Damit ist nicht gesagt, daß das dringend nothwendige Gesetz an diesem Punkte unbedingt scheitern müsse, aber es wird nicht anders zu Stande kommen, als wenn Vorkehrungen getroffen werden, daß die schaffenden Wegeverbände die Organisirung einer lebenskräftigen Gemeinde nicht möglich machen. Ob die betreffende Kommission diese höchst schwierige Aufgabe zu einer ersprießlichen Lösung wird führen können, läßt sich einstweilen nicht absehen.

x. e.

Literatur.

Deutsche Märchen in Wort und Bild, nach L. Bechstein in Versen neu erzählt von **L. Lissner**, mit je sechs Farbendruckbildern nach Originalzeichnungen von **Eugen Klimsch**, Frankfurt a. M., Verlag von **Eduard Gustav Mayer**.

Die uns vorliegende Sammlung enthält Rothkäppchen, Schneewittchen, Dornröschen, Aschenbrödel, Goldener und das tapfere Schneiderlein (illustrirt von Grot-Johann). Jedes Märchen liegt für sich in elegantem cartonnirten Umschlag vor. Offen-

bar hat die Verlagshandlung diesem Unternehmen ihre besondere Neigung zugewendet. Die Zeichnungen von Klimsch gehören zu dem Besten, was wir in dieser Art gesehen. Große Sorgfalt ist auf die Darstellung des Kostüms und der Architektur in den vorgeführten Scenen verwendet. Die Art der Farbengebung dagegen befremdet den deutschen Beschauer anfangs. Nur wer die englischen Originale kennt, die hier in der Farbenwirkung nachgeahmt sind, wird einräumen müssen, daß der deutsche Künstler die schreiende Farbenpracht der Originale immerhin wesentlich gemildert und dem Auge wohlthuend gedämpft hat. Aber nach unsrer Empfindung kann auf diesem Wege noch mancher Schritt weiter gegangen werden, ohne daß dem anerkennenswerthen Streben, durch diese Märchenbücher schon in der Jugend den in unseren Tagen so stiefmütterlich behandelten Farbensinn, die Freude an bunter Harmonie, die ehedem so lebendig in unserem Volke sich regte, wieder zu wecken. Weniger zustimmend können wir uns dagegen über den gereimten Text dieser Märchen äußern. Der Text soll doch unbedingt für ein kindliches Alter bestimmt sein, nicht etwa für Erwachsene, welche im Stande sind zu prüfen, ob der Dichter seine Aufgabe geschmackvoll gelöst hat. Da ist nun aber schwer zu glauben, daß irgendwer sich einbilden könne, es sei möglich die deutschen Volksmärchen naiver und poetischer zu erzählen, als die ehrwürdigen Gebrüder Grimm dies gethan haben. Und wir wüßten absolut keinen Grund — außer etwa die Rücksicht auf das Autorrecht der Grimm'schen Erben oder Verleger — anzugeben, warum man nicht diesen Text und diesen allein — der selbst dem vermeintlichen „Original" L. Bechsteins bei weitem vorzuziehen ist — einer so schönen Ausgabe deutscher Märchen, wie der vorliegenden, zu Grunde legen sollte.

Ueber Geschlechtsfreiheit, ein philosophischer Versuch zur Erhöhung des menschlichen Glückes, von Dr. Roderich Hellmann. Verlag von Elwin Staude, Berlin.

Das unanständigste Buch, welches uns je eingesendet worden ist. Als Wilhelm Roscher die „schimpfliche Sachkenntniß" verurtheilte, mit welcher F. Z. Vorberg die geschlechtlichen Ausschweifungen der sinkenden römischen Kaiserzeit behaglich aufzählte, hatte er keine Ahnung von dem Gipfelpunkt von Frivolität und Roheit, welcher sich in diesem und ähnlichen Werken des genannten Verlags offenbart. Natürlich muß die Beschönigung aller Laster vom Standpunkt der „Philosophie zur Erhöhung des menschlichen Glückes" aus gerechtfertigt werden, um sich wenigstens äußerlich von den widerlichsten Erzeugnissen der Dirnenliteratur zu unterscheiden. Aber wir lassen uns durch dieses plumpe Manöver nicht beirren, diese Schrift und ihre Vorgänger desselben Verlags der recht aufmerksamen Lektüre der deutschen — Staatsanwälte angelegentlich zu empfehlen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hans Blum in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Hüthel & Herrmann in Leipzig.

Zauberei und Hexerei.

Das vorliegende Thema ist neuerlich zwar mehrfach behandelt, sowohl durch Beibringen historischen Materials, als auch kritisch-wissenschaftlich. Dennoch, oder grade deshalb, dürfte es sich verlohnen für Gebildete, welche nicht zur Fachwissenschaft gehören, die Fundamente jener höchst merkwürdigen Erscheinungen klar zu legen; denn wir finden über dieselben noch vielfach irrige Vorstellungen verbreitet. Als Beispiel sei hier nur angeführt, daß man glaubt die Zauberer oder Hexen seien nur die unschuldigen Opfer verblendeter oder blutdürstiger Richter gewesen, während ein Blick in Hexenprozeß-Akten und andere geschichtliche Dokumente uns belehrt, daß die ganze damalige Zeit derartig von diesem Aberglauben durchdrungen war, daß die Individuen selbst glaubten durch Verbindung mit bösen Geistern übernatürliche Wirkungen ausüben zu können; das Hexen wurde gelehrt und gelernt, in sofern waren die Hexen subjektiv schuldig. Nur die vollständige Durchdringung der Menschheit von diesem Wahne macht es begreiflich, wie die gelehrtesten Fakultäten, die besten und edelsten Männer mit reinem Gewissen und ohne Erbarmen die ausgesuchtesten Martern über ihre Mitmenschen verhängen konnten. Sie dachten damit im Geiste dessen zu handeln, der am Kreuze für seine Mörder betete, sie glaubten sich ein Verdienst zu erwerben, indem sie die Beleidigung göttlicher Majestät durch Folter und Feuer rächten. Solche Richter leben nun zwar nicht mehr, aber gezaubert wird auch heute noch, so hartnäckig erweist sich der Aberglaube, und dieser Umstand ist wohl geeignet, unser Interesse an dem Gegenstande rege zu erhalten. Wir werden weiterhin sehen, daß der Hexenglaube nicht aus zufälligen Umständen, persönlichen Ueberspanntheiten oder wissenschaftlicher Beschränktheit entsprang, sondern aus einer allgemein verbreiteten Neigung satanische Thätigkeit im Leben zu erblicken. Er entsprach und entsprang den herrschenden religiösen Anschauungen und nahm daher nicht eher ab, als bis jene Anschauungen geschwächt und zerstört wurden. —

Die Grundlage nun des Hexenglaubens finden wir zunächst in der dunkeln Ueberzeugung, daß diese Erde, neben dem sichtbar Lebendigen, von einer Menge unsichtbarer geistiger Wesen bevölkert sei, welche mit größerer Intelligenz und Macht begabt, die Fähigkeit haben, in das Leben und Treiben der Erdenwelt einzugreifen und sich mit derselben zu verbinden. Wir finden diesen Glauben bei allen Nationen und Religionen, jedoch so modifizirt, daß ein Volk auf niederer Kulturstufe jenen Geistern ein größeres Wirkungsfeld einräumt, zahlreiche Erscheinungen und Begebenheiten ihrem Wirken zuschreibt, welche ein gebildeteres Volk durch natürliche Ursachen begründet, erkennt. Der Indianer, der Neger sehen bekanntlich in jedem Orkan, Erdbeben, jeder Sonnenfinsterniß oder Krankheit das Wirken böser Geister, deren Zorn sie auf verschiedene Weise zu versöhnen suchen. Sie glauben daß diese Geister irdische Körper annehmen oder bewohnen, und verehren daher Fetische, Bäume, oder Thiere, als die Träger der mächtigen Unsichtbaren. Fast alle heidnischen Religionen stehen auf dieser Basis, welche selbst größten Theils ein Kind der Furcht und des Schreckens genannt werden kann, denn diese Furcht vor dem Ungewöhnlichen über das der Mensch keine Macht hat, bringt ihn zuerst auf den Gedanken an übernatürliche Mächte, welche dann, nach seinem eignen Bilde, personifizirt werden. Wo dieser Glaube bewußtes Leben geworden, bildet sich auch leicht die Ueberzeugung, daß es besonders begabten Persönlichkeiten möglich sei, mit diesen übernatürlichen Mächten in Verbindung zu treten. In den heidnischen Religionen sind es zunächst die Priester, denen diese Macht zuerkannt wird und die sie förmlich als ihr Amt verwalten. Neben denselben finden wir in Aegypten, Griechenland, Rom die Magier und Wahrsager, welche sich ebenfalls rühmten mit Göttern und Geistern in Verbindung zu stehen, und durch ihre Hülfe die Zukunft zu erkennen. Es kommen hier schon Beispiele vor, daß diesen Magiern auch die Macht vindizirt wurde, andern Menschen in der Ferne Böses zuzufügen, und schon Augustinus versichert, daß die Richtigkeit dieser Annahme von allen Philosophenschulen, mit Ausnahme der Epikuräer, anerkannt werde. Die Decemvirn erließen ein Gesetz, welches aus diesen Gründen die Magier zum Tode verurtheilte, und zur Zeit des Demosthenes wurde die griechische Zauberin Lomia wirklich hingerichtet. Unter den römischen Kaisern wurden die Gesetze gegen die Magier erneuert, doch hier namentlich deswegen, weil man fand, daß unter dem Vorwande, die Zukunft zu ergründen, Verschwörungen gegen die Kaiser hervorgerufen und genährt wurden. Von irgend welchen religiösen Gründen zur Verfolgung der Magier finden wir hier keine Spur, im Gegentheil zogen die Kaiser Magier und Wahrsager gern an ihren Hof, weil sie aber wünschten allein von ihnen Nutzen zu ziehen, verfolgten sie die Wahrsager in allen übrigen Theilen des Reichs.

In der altjüdischen Welt finden wir den Glauben an Geister und Dämonen ebenfalls entschieden vertreten. Wir erinnern nur an die Geschichte von der Hexe von Endor und von dem Ausspruch der Pharisäer, daß Jesus die Teufel durch Beelzebub austreibe, so wie auch an diese Austreibungen selbst. Der Geisterglaube bildete bei den Juden den günstigen Boden zur Uebertragung der Teufelslehre aus dem Parsenthum. Auf diesem Wege gelangte diese Vorstellung in das Christenthum. Daß auch die Apostel sie hegten ergibt die Bibel an vielen Orten, von denen wir nur erwähnen: den Ausspruch des Paulus: Eph. 6, 12. „denn wir haben nicht mit Fleisch und Blut zu kämpfen, sondern mit Fürsten und Gewaltigen, nämlich mit den Herren der Welt, die in der Finsterniß dieser Welt herrschen, mit den bösen Geistern unter dem Himmel." Der große Unterschied war nur, daß das, was bei den Heiden einen Theil des Gottesdienstes ausmachte, und ihnen ganz unbedenklich erschien, von den Christen dem Reiche des Teufels zugeschrieben und deshalb verworfen wurde, statt, wie bei den Heiden, aus bürgerlichen oder staatlichen Rücksichten verworfen zu werden. Die ersten Christen fanden um sich her eine große und alte Religion, in deren prachtvollen Bräuchen, Ueberlieferungen u. dgl. sie um so mehr ein besonderes Kunstwerk des Teufels zu erkennen glaubten, als dies Heidenthum ihrem mehr vergeistigten und verinnerlichten Glauben keine Anknüpfung bot. Sie meinten, daß die Dämonen, welche die Welt bevölkern, im gelobten Lande nur etwa den Besessenen plagen und verfolgen könnten, während sie bei den Heiden die höchste Macht besäßen und als Götter verehrt würden. Diese Anschauungen wurden noch durch jene Theorien aus dem Griechenthum gefärbt und gekräftigt, nach welchen die von den Heiden verehrten Götter, Geister von beschränkter Macht und unvollkommener Sittlichkeit — Engel, oder wie man sie nannte: Dämonen, waren, Vermittler, die mit Erlaubniß der höchsten und unzugänglichen Gottheit die religiöse Leitung der Menschheit ordneten. Diese Theorien, welche auf die Anschauungen der christlichen Kirchenväter und Lehrer so großen Einfluß hatten, setzten den Monotheismus mit dem Polytheismus in Verbindung. Die Christen nahmen die Idee von dienenden Geistern an, hielten diese aber nicht für Vermittler, sondern für Widersacher der Gottheit.

Diese Auffassung finden wir im 2. Jahrhundert in sorgfältigster Weise ausgearbeitet. Tertullian legt dar, daß die Welt voll von bösen Geistern, deren einige zu jener Empörer-Rotte gehörten, welche mit Satan in den Abgrund geschleudert wurde, während andere die Engel wären, welche in der vorsündfluthlichen Welt sich in die Menschentöchter verliebt hätten, und welche mit Recht zur ewigen Verdammniß verurtheilt wären, da sie jenen das Färben der Wolle (Putz) und das noch furchtbarere Verbrechen gelehrt hätten, ihre

Gesichter zu schminken. Diese Geister suchten nun in jeder Weise die Ziele des Allmächtigen zu durchkreuzen, und fänden eine besondere Freude daran, die ihm allein gebührende Ehre auf sich zu leiten. Die sämmtlichen Heidengötter waren, nach ihm, solche Teufel, ebenso die unter dem Namen verstorbener Heroen verehrten Geister, wie auch die dichterischen Phantasieschöpfungen der Nymphen, Dryaden, Sylphen und Faune, welche letzteren unter dieser Gestalt häufig unter Menschen erschienen wären und den Umgang mit Frauen gesucht hätten. Diese Thatsache würde so vielfach bezeugt, daß sie unläugbar dastände. Auch Augustinus folgte dieser Lehre. Man nannte die Teufel, besonders wenn sie in männlicher Gestalt erschienen: incubi, und glaubte, sie hätten eine besondere Vorliebe für Frauen mit schönen Haaren. Luther glaubte fest an solchen Umgang der Teufel mit Frauen, und viele wurden grade wegen dieses Vergehens verbrannt. Die Besessenen wurden gewöhnlich durch Christen befreit, in den Katakomben entdeckte man Gräber der Geisterbanner. Wich ein Christ vom rechten Pfade, so erschreckte ihn der Teufel zuweilen durch sichtbare Kundgebung. So ging z. B. eine Christin ins Theater und wurde dort vom Teufel besessen. Der Exorcist stritt mit diesem, und der Teufel erwiderte, er habe die Frau ja in seinem Hause gefunden, sprach also ganz im Sinne der damaligen christlichen Denkweise. Einen ganz ähnlichen Fall erzählt Gregor der Große von einer Nonne, welche im Garten spazieren ging und dabei etwas Lattich aß, ohne das Zeichen des Kreuzes zu machen; sie verschluckte dabei einen Teufel, der ihr viel zu schaffen machte, bis sie ihn wieder los wurde. (Dialogi lib. I, c. 4.) Mann kann sich denken, daß diese Vorstellungen Schrecken und stete Furcht unter den Christen erzeugten, die sich stets und überall von den Legionen Satans umgeben fühlten.

Als unter den christlichen Kaisern das Christenthum Staatsreligion geworden war, wurden die Magier und ihre Künste natürlich mehr oder minder hart verfolgt, doch würde es der Kirche vielleicht schwer geworden sein, das Volk von diesen geheimnißvollen Gebieten loszulösen, welche so ganz mit ihrem Leben und Denken verwachsen waren, hätte sie nicht ein verwandtes Element in sich aufgenommen, das dem heidnischen Zauber mit seinen eigenen Waffen entgegentrat. Wir meinen die talismanischen Wirkungen, welche von dem Weihwasser, von Reliquien, Amuletten ꝛc. ausgehen sollten, und deren sich die Geistlichkeit in ausgedehntem Maaße bediente. Es ist nicht zu leugnen, daß die Kirche damit etwas von dem Fetischismus des Heidenthums in sich aufnahm, während jedoch andrerseits konstatirt werden muß, daß kein Beispiel vorliegt, wo sie sich auf Weissagungen und Orakelsprüche eingelassen hätte, was wohl ein Beweis sein kann, daß sie sich von bewußtem Betruge noch frei erhalten hatte, wenn sie auch dem Geist ihrer Zeit nicht allen Einfluß versagen

konnte. Dieser Einfluß ging freilich so weit, daß im Lauf der ersten Jahrhunderte große Theile des Heidenthums mit dem Christenthum verschmolzen, obgleich jenes dem Namen nach aufgehört hatte, zu existiren. Damit vollzog sich eine Korruption des Christenthums, die wohl im 6. Jahrhundert ihren Gipfel erreicht haben mochte. Doch ist längst nachgewiesen, daß die Spuren dieser Vermischung fast in allen Theilen des katholischen Glaubens vorhanden sind.

So tief die christliche Kirche übrigens in der Zeit bis zum 13. Jahrhundert von dem Glauben an stets gegenwärtige Dämonen und Teufel durchdrungen war, so kamen in diesem Zeitraum doch verhältnißmäßig wenig Hexenverfolgungen vor. Die Ursache dieser immerhin auffallenden Erscheinung ist vielleicht darin zu suchen, daß die Menschen sich ebenso fest wie in den Teufelsglauben, in die Ueberzeugung eingelebt hatten, daß der Teufel keinem Christen etwas anhaben könne, der fest an der Lehre der Kirche hinge und daß die kirchlichen Bannungsmittel: Weihwasser, Kreuzschlagen ꝛc. den Teufel unfehlbar aus dem Felde schlügen. Dem entsprechend finden wir in den Teufelsgeschichten der damaligen Zeit den Teufel immer als den Besiegten, Geprellten dargestellt, die Furcht vor ihm trat nur untergeordnet auf, da der Zweifel an der Lehre der Kirche nur vereinzelt und im Verborgenen, überhaupt sehr selten vorkam. Eine Ausnahme bildeten durch das Mittelalter (bis ins 17. Jahrhundert) die Kabbalisten, welche als Magier verfolgt wurden. Von ihren mystischen Lehren wissen wir nicht mehr, als daß sie eine Menge altjüdischer Traditionen, gemischt mit der platonischen Dämonenlehre und einem guten Theil reinem Naturalismus, enthielten, denen sich ein seltsam kühner Skepticismus gesellte. Bedeutende Geister wie Cardan, Paracelsus u. a. gehörten ihnen an. Die Kabbalisten glaubten an die Existenz von Naturgeistern, Verkörperungen der vier Elemente in Sylphen, Salamander, Gnomen, Undinen; Wesen von weit mehr als menschlicher Herrlichkeit, aber sterblich und nicht frei von menschlichen Schwächen. Zum Verkehr mit diesen Elementargeistern zu gelangen, war das höchste Ziel der Kabbalisten. Wer es erreichen wollte, mußte sich von der gewöhnlichen Lebensweise losmachen, sich durch Fasten, Ehelosigkeit, Naturstudium, der Geister würdig machen. Er mußte sich namentlich aus dem Streit der verschiedenen Bekenntnisse befreien, und in jedem derselben das Wahre zu erkennen trachten. Diese, im Grunde gut angelegte Lehre, wurde aber doch wieder von dem Zeitaberglauben verdunkelt, denn die Kabbalisten glaubten z. B., daß es ihnen möglich sei, eine buchstäbliche Ehe mit jenen Geistern einzugehen, und mit ihnen nicht blos hienieden ein großes Glück zu genießen, sondern ihnen auch die Unsterblichkeit mitzutheilen. Auf diesen Punkt waren besonders die Verfolgungen der Rechtgläubigen gerichtet, da sie

die Geister für „incubi“ erklärten, und alle die mit ihnen verkehrten, ohne Gnade verbrannten.

Wenngleich nun in jener Zeit, außer gegen die genannte Sekte wenig Hexenverfolgungen vorkamen, so ist doch leicht zu erkennen, daß der Boden für die späteren Hexenprozesse vollauf vorbereitet war. Ein Schriftsteller des 11. Jahrhunderts: Michael Psellus versuchte zuerst die Lehre von den Dämonen in ein förmliches philosophisches System zu bringen. Er behauptete entschieden, daß die Dämonen Körper haben, nicht gleich den menschlichen, von bestimmter Form, sondern von einem feinen wolkenähnlichen Stoff, fähig jede Gestaltung anzunehmen und durch jede Oeffnung zu dringen, also gespensterhaft. Zum Feuer verdammt, suchen sie den Qualen dadurch etwas zu entgehen, daß sie sich an Orte begeben, wo sie eine feuchte Wärme vorfinden, wie in Thier- und Menschenleibern. Fälle von Besessenheit scheinen in jenen Zeiten häufig gewesen zu sein, und der Wahnsinn wurde für deren Folge gehalten. Den vollen Hexenbegriff, d. h. den Glauben, daß eine Frauensperson, die ein bewußtes Bündniß mit dem Teufel geschlossen, von ihm mit übernatürlichen Kräften ausgestattet werde, auch durch die Luft zum Hexensabbath fliegen könne, um dem Teufel zu huldigen, diesen Begriff finden wir zuerst im 12. Jahrhundert. Der Gedanke, daß es solche gemeinschädliche Weiber geben möchte, rief eine unglaubliche Bestürzung hervor, und der Glaube daran verbreitete sich erst langsam, bald aber mit rasender Schnelligkeit durch fast alle europäischen Länder. Die Richter wurden berufen, diese Thatsachen zu prüfen und zu verfolgen, und Tausende von Hinrichtungen waren die Folge. Der Gedanke, daß das Christenthum durch Satans Macht in Gefahr sei, fand mehr und mehr Boden, es war wie der Ausbruch einer physischen Krankheit, deren Keime lange im Körper liegen können, bis ein äußerer Anlaß dieselben zur Erscheinung ruft. Es folgen nun die Ursachen zu diesem Ausbruch im 12. Jahrhundert und zu dem furchtbaren Umfang, den diese schreckliche Zeitkrankheit im 15. und 16. Jahrhundert gewann.

Wir sehen im 12. Jahrhundert einen Wendepunkt in der Entwickelungsgeschichte des Europäischen Geistes. Eine Wiedererweckung der alten lateinischen Literatur hatte das geistige Leben durchdrungen, und dadurch nach und nach den Volksglauben umgestaltet. Leise Zweifel fangen an, sich zu regen über Dinge, die bis dahin in blindem Glauben als unzweifelhaft angenommen worden waren; ein Etwas von Toleranz trat an Stelle des Hasses, der bisher alles außerchristliche Leben verfolgte, auch machte sich Interesse an rein weltlichem Wissen geltend, und die Orthodoxie ward durch mannigfache Ketzereien in Angst und Unruhe versetzt, welche sie vergebens zu unterdrücken suchte. In den folgenden Jahrhunderten nahm diese Bewegung zu. Umsonst

wurde jeder Zweifel an der herrschenden Lehre als vom Satan ausgehend hingestellt, umsonst die Ketzerei der Albigenser und Waldenser durch ein Blutbad zu ersticken gesucht. Wenn auch viele die Zweifel als Eingebungen des Satans in sich zu unterdrücken trachteten, wenn auch Mönche durch Aderlässe, Geißelungen und dergl. dem Uebel zu steuern trachteten, der Fortschritt der Wissenschaften und Philosophie und deren Verbreitung war nicht zu hemmen, und rüttelte unablässig an dem mit immer größerer Starrheit aufrecht erhaltenen Gebäude der Kirche. Papst Innocenz III. richtete zu Anfang des 13. Jahrhunderts die Inquisiton ein, und das Priesterthum predigte aller Orten über die furchtbare Gewalt des Teufels, und erfüllte das Volk durch seine Warnungen, Geißelungen und Verdammungen mit großer Angst vor dessen Gegenwart und Macht. So haben wir hier zunächst eine Wirkung der Reaktion gegen die erwachende Selbstthätigkeit der Vernunft. Die Hinrichtungen der Inquisition verstärkten noch den Eindruck, und nach und nach richtete sich die Phantasie des Volks mit großer Energie auf diese Seite, und exaltirte und gemüthskranke Personen kamen dadurch leicht zu der Einbildung, sie hätten eine Gemeinschaft mit dem Teufel. Das Elend, welches die vielen bürgerlichen und anderen Kriege, sowie manche staatliche Einrichtungen über viele Menschen brachte, und manchen bis zur Verzweiflung trieb, steigerte die Empfänglichkeit für solche Lehren und steigerte das Verlangen, sich Hülfe zu schaffen, sei es auch durch den Beistand des Teufels. Die Inquisitoren haben konstatirt, daß die besessenen Frauen meistens ein Leben hinter sich hatten, welches durch irgend einen gewaltigen Kummer getrübt war. Zu all dem Unglück kam nun im 14. Jahrhundert noch die furchtbare Pest, der schwarze Tod, ein Ereigniß, welches die damalige Welt bis auf den Grund erschütterte. Man schätzt, daß sie in ihrer sechsjährigen Dauer fast den vierten Theil der Bevölkerung Europas dahin gerafft habe. Manche Städte verloren die Hälfte ihrer Bewohner, ganze Familien starben aus. Wir haben gesehen, daß schon früher alle furchtbaren Erscheinungen dem Teufel zugeschrieben wurden, jetzt entsetzte man sich, daß die Beschwörungen der Kirche, daß ihr Zauberapparat von Weihwasser und Reliquien über diese Ereignisse gar nichts vermochten. Dies furchtbare Sterben wurde nun erst recht als ein Werk des Satans oder als die Strafe Gottes für die Hingabe an ihn betrachtet, die vorzüglich in der Ketzerei, Hexerei und anderen Gottlosigkeiten gesehen wurde. Zu den letzteren wurden dann freilich die lächerlichsten Dinge gerechnet, z. B. die Erfindung der Schnabelschuhe, welche den Allmächtigen über die Maaßen geärgert haben sollte. Bußprediger und Geißelbrüder (Flagellanten) durchzogen alle Lande. Die Hexenprozesse nahmen unermeßlich zu, besonders als auch noch die Krankheit des St. Veitstanzes auftrat, welche wahrscheinlich eine Folge der allgemeinen nervösen Auf-

regung war. In dieser Krankheit wurden die Betroffenen von einer wilden Tanzwuth ergriffen, der sie selbst nicht widerstehen konnten, und unter lautem Schreckensgeschrei verkündeten sie dabei die Macht des Teufels und seinen Sieg. Es wird bemerkt, daß die Krankheit sich besonders stark dort zeigte, wo am meisten Fälle von Hexerei konstatirt waren, wie in den Sprengeln von Köln und Trier. Die Heilung wurde besonders durch Exorzismus bewirkt, und es läßt sich denken, daß die Krankheit, nach der Form ihrer Erscheinung, vorzugsweise dem Teufel und seinen Dienern zugeschrieben wurde. Man sieht, in welchem Grade damals die Phantasie erregt, die Seelen durch Schrecken und Angst exaltirt waren und es wird erklärlich, daß die Idee der Hexerei von vielen Elenden ergriffen wurde, um als Rettungsmittel aus der Pein, auch als Mittel zur Rache und Vergeltung verwandt zu werden, während auf der andern Seite wiederum kein Mittel für zu furchtbar galt, um der Hexerei zu steuern, welche den Feinden derselben als die Hauptursache, nicht als die Folge der großen Leiden erschien. Aus diesen und anderen Verhältnissen gewann im 15. Jahrhundert außerdem eine geistige und sittliche Anarchie eine Uebergewalt, von der man sich kaum eine Vorstellung machen kann.

Der Geistlichkeit waren, namentlich während der Pest, ungeheure Reichthümer zugefallen, denn unzählige Menschen retteten in der Zeit der Todesangst ihre Seligkeit durch Vermächtnisse an Kirchen, Klöster oder milde Stiftungen. Dadurch versank der Stand, der berufen war Frömmigkeit und Sittlichkeit zu erhalten, in Ueppigkeit und Völlerei, und vergiftete und verwirrte die Gewissen der unwissenden Masse, die auf die Geistlichkeit angewiesen war, durch ihr Beispiel. Fürsten und Adel wetteiferten in Unwissenheit, Rohheit und Habsucht mit einander. Dazu kamen Spaltungen in die Kirche. Intelligenz und Wissenschaft hatten längst daran gearbeitet, die Säulen der Rechtgläubigkeit zu untergraben, sie riefen streitende Richtungen hervor, die sich gegenseitig verdammten und von denen jede ihre Lehre als die zur Seligkeit unbedingt nothwendige hinstellte, wie das aus dem allgemeinen Standpunkt folgte, welcher eine Autorität irgend welcher Art durchaus erheischte. Den Streitenden gemeinsam war außerdem nur die Vorstellung der Sündhaftigkeit und des Teufels mit seinen Einwirkungen, so wie die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit eines korrekten dogmatischen Systems, dessen Annahme vor der Hölle bewahre. Zweifel und Irrthum wurden fast allgemein als verbrecherisch hingestellt, aber jede Sekte hielt ihr Dogma für ebenso nothwendig zur Seligkeit wie die herrschende Kirche das ihrige. So trat die Reformation ins Leben, konzentrirte um ihre großen Männer die streitenden Massen, und bildete Kirchen, in denen ein gemäßigter Skepticismus sich freier entfalten, und mit dem Geist sittlicher Ordnung verbinden konnte. Aber dieser Schritt von der

Autorität zu wahrer sittlicher und individueller Freiheit war zu groß, als daß er mit einem Male hätte wirklich ins Leben treten können. Die neuen Kirchen etablirten wieder die eigene Unfehlbarkeit, verlangten unbedingten Glauben. Daß nicht nur die Sünde, sondern auch der Zweifel vom Satan herrühre, stand bei allen fest, und damit waren die Gedanken wieder auf das Wirken des Teufels gerichtet. Geist und Gemüth blieben dabei stehen auch des Teufels Wirksamkeit in der Hexerei für möglich und wirklich zu halten. So konnte die Reformation, die so Vieles reinigte und besserte, den Hexenprozessen keinen Halt gebieten. Eher das Gegentheil.

Luther selbst sah in der Hexerei nicht die geringste Unwahrscheinlichkeit, und schärfte die Pflicht ein, die Hexen zu verbrennen, wie ihm ja überhaupt der Glaube an den leibhaftigen Teufel so geläufig war, daß er selbst erzählt, wie er im Wittenberger Kloster den Teufel häufig habe in den Zellen poltern hören, wie er Nachts davon erwacht sei, aber wieder eingeschlafen, als er entdeckt, daß es nur der Teufel wäre. Die Geschichte oder Sage vom Tintenfaß auf der Wartburg ist bekannt, so wie daß er viele Geschichten von Teufelserscheinungen für wahr annahm, die uns im Lichte des Lächerlichen erscheinen z. B. die, daß ein alter Geistlicher in seiner Andacht gestört wurde, weil der Teufel hinter ihm wie ein Ferkel grunzte. Auch in dieser Zeit wurden noch Narren, Krüppel, Taubstumme und dergl. Gebrechliche als vom Teufel und seinen Handlangern den Hexen, beschädigt vorgestellt. Auch Hagel und andere schädliche Naturerscheinungen wurden ihm zugeschrieben, besonders dann, wenn sie einen eng begrenzten Strich, vielleicht das Besitzthum eines Einzelnen trafen. Daß der Teufel die Menschen durch die Luft führen könne, galt noch als ausgemacht, eben so, daß er der Vater verschiedener Menschenkinder sei und da ist es höchst bezeichnend, daß Luther, trotz seiner liebenswürdigen Milde, ein solches Kind erkannt haben wollte, und den Eltern rieth, es in den Fluß zu werfen, um ihr Haus vom Teufel zu befreien.

Nicht anders dachten in der Sache die anderen Reformatoren, und Katholiken und Protestanten wetteiferten in Hexenverfolgungen. Es ist wahrhaft entsetzlich zu beobachten, in welchem Grade die Phantasie von dem Gegenstand ergriffen war, wie der Wahnsinn, der überhaupt in Zeiten politischer und religiöser Umwälzungen erfahrungsmäßig verstärkt auftritt, sich des Gegenstandes bemächtigte, wie alle erdenklichen Leidenschaften diese Zeitrichtung auszubeuten suchten; sei es durch Betrug und Täuschung, um sich gefürchtet zu machen, sei es durch falsche Anklagen um sich gefährlicher Personen zu entledigen. Wir finden da Beispiele von intriguanten Frauen, die, um sich interessant zu machen, sich mit dem Schein umgaben, mehr als natürliche Kräfte zu besitzen, von Betrügern, die durch Gaukeleien Geld zu erpressen, politische oder andere

geheime Ziele zu erreichen suchten; von treulosen Ehemännern, die, namentlich in katholischen Bezirken, sich durch Anklage auf Zauberei, von ihren Frauen zu befreien wußten; von schlauen Verbrechern, die sich durch dasselbe Mittel ihrer Ankläger entledigten. Und diese Mittel waren gefahrlos und gelangen meistens, denn die Geistlichkeit brannte vor Verlangen Zauberei aufzuspüren, und wer in ihre Hände fiel, hatte nur geringe Aussicht seine Unschuld zu beweisen, da nur Wenige die Kraft besaßen den Qualen der Tortur zu widerstehen. Denn diese wurde bei den Hexen um so schonungsloser angewandt, da man glaubte, daß sie Mittel besäßen, sich gegen Schmerzen unempfindlich zu machen. Die bei Weitem größere Mehrzahl verfiel unter den Qualen in mehr oder minderem Grade dem Wahnsinn anheim, in dessen Hallucinationen sie das zu erleben, oder erlebt zu haben glaubten, dessen man sie anklagte. Die Menge der Opfer jener Zeit übersteigt jeden Glauben. Rühmte doch ein Schriftsteller, daß in der einen Provinz Como die Zahl der Gerichteten auf tausend gestiegen sei, und in den folgenden Jahren immer einige hundert betragen habe. In Toulouse wurden 400 auf ein Mal hingerichtet, in Trier sollen 7000 Hexen verbrannt worden sein. In Nancy verkündete ein Richter Remy mit Selbstgefälligkeit, er habe in 16 Jahren 800 Hexen dem Tode überliefert. In Deutschland, der Schweiz, Schottland und besonders Spanien ging es ähnlich her, und überall war es der Klerus, welcher die Verfolgungen sanktionirte und zu Anzeigen ermunterte. Bei den Predigten wurden Zauberer und Hexen exkommunicirt, eine Geisterbannungsformel wurde dem Ritual beigefügt, der Glaube an Hexerei galt durchaus für einen Theil der Kirchenlehre. Alle Bücher zu Gunsten der Hexenverfolgung sind von Geistlichen geschrieben oder ihnen gewidmet, und die Zahl solcher Bücher wuchs zu staunenswerther Höhe; und wenn mal ein Arzt erklärte, daß Stummheit, Blindheit &c. aus natürlichen Ursachen stamme, so ward er für einen Dummkopf und Atheisten erklärt, der die Macht des Satans nur nicht kenne.

Es ist nicht uninteressant, einen Blick in die damalige Literatur zu werfen. Wir finden darin die verschiedenen Arten der Hexerei förmlich klassifizirt und ordentlich in eine Philosophie des Satanischen eingeordnet, die in zahlreichen Traktaten verbreitet wurde, um davor zu warnen. Das hatte natürlich den entgegengesetzten Erfolg, indem es die Lüsternheit erweckte, in diese geheimnißreichen Regionen einzudringen, allenfalls auch durch Versuche der Sache näher zu kommen, und so gab es neue Opfer für die Inquisition. Bedeutende Geister machten sich diesen Zweig des Studiums zu ihrer Aufgabe. Thomas von Aquino, vielleicht der bedeutendste Schriftsteller des dreizehnten Jahrhunderts, behauptete mit der größten Entschiedenheit, daß der Teufel die Ursache von Krankheit und Unwettern wäre, daß er Menschen durch die Luft führen und

in jede beliebige Gestalt verwandeln könne, eine Idee, welche später in dem Glauben an Wehrwölfe gipfelte. Der etwas spätere Gerson, Kanzler der Universität Paris, ein reich ausgestatteter Kopf, äußert sich in ähnlicher Weise und vertheidigt den Glauben an Hexerei aus allen Kräften. Bodin, ein ausgezeichneter Philosoph des 16. Jahrhunderts, richtete seine ganze Kraft und Gelehrsamkeit auf die Vertheidigung des Hexenglaubens und Bekämpfung des Zweifels gegen denselben. Er ruft den Volksglauben aller Länder, die Werke vieler Kirchenväter und heidnischen Schriftsteller als Zeugen für seine Meinung an. Auch citirt er die Gesetze und die vielen Fälle, welche vor den ersten Gerichtshöfen der Zeit verhandelt wären. Auch beschreibt er die Luftfahrten und den Hexensabbath, die Verwandlung der Hexen in Thiere, die Zeichen woran man sie erkennen könne 2c. — beruft sich auf ihr Benehmen bei Tortur und Scheiterhaufen, und findet es entsetzlich sie in Schutz zu nehmen. Den frühen Tod Karls IX. von Frankreich schreibt er besonders dem Umstand zu, daß er dem berühmten Zauberer Trois-Echelles das Leben geschenkt hatte, unter der Bedingung, daß er seine Kollegen angäbe.

Auch in England, wo verhältnißmäßig wenig Hexenverbrennungen vorkamen, finden wir hervorragende Männer, welche für den Glauben an Hexerei kräftig eintraten. So z. B. wandte sich der Bischof Jewel, bald nach der Thronbesteigung der Königin Elisabeth in einer Predigt mit folgenden Worten an diese: „Mögen Ew. Gnaden geruhen, sich von der wunderbaren Vermehrung zu überzeugen, welche Zauberer und Hexen in den letzten Jahren in Ihrem Königreiche genommen haben. Ew. Gnaden Unterthanen schwinden dahin bis zum Tode, ihre Farbe verbleicht, ihr Fleisch modert, ihre Stimme wird dumpf, ihr Sinn betrübt. Ich bitte Gott, daß die Zauberer ihre Kraft niemals weiter anwenden mögen, als an den Unterthanen“ (Sermons Packer Society p. 1028). Wahrscheinlich in Folge dieser Predigt wurden die Gesetze gegen Hexerei verschärft und mit Strenge vollzogen. Uebrigens hatten sich die Fälle der Hexerei zu Anfang der Regierung der Elisabeth wirklich ungemein vermehrt, was wahrscheinlich dem öfteren Religionswechsel der Regierung und dem Terrorismus zuzuschreiben ist, der unter der blutigen Maria herrschte.

Er wird uns in jetziger Zeit schwer, uns in die Denkweise so vieler übrigens ausgezeichneter Männer zu versetzen, doch ist dabei zu bedenken, daß die Idee des freien Denkens noch nicht aufgegangen war, sondern daß Alles in dem Boden der Autorität wurzelte, daß daher fast jeder von vornherein geneigt war, das zu vertheidigen und anzunehmen, was die Kirche sagte. Man wandte seinen Scharfsinn nicht dazu an, die Sache selbst objektiv zu prüfen, sondern begnügte sich damit, Analogien und Schriftstellen älterer Weiser zu finden, welche für, nicht wider die herrschende Meinung sprachen. So brachten

sie sich um ihr klares Urtheil so wie um ihr Mitgefühl mit den unglücklichsten aller Menschen, die ihr Leben unter Qualen enden mußten, wie sie raffinirter nirgends ersonnen worden sind, denn es ist zu erwägen, daß ihnen nicht allein das Mitleid ihrer Mitmenschen entging, sondern auch jede Hoffnung auf ein besseres Jenseits, wo die ewige Verdammniß ihnen von der Kirche in sichere Aussicht gestellt wurde. Uns schaudert vor diesen Marterbildern und möchten wir von solcher Verblendung sagen, daß wenn es einen Teufel gäbe, er nie einen größeren Triumph gefeiert hätte, als durch die geistige Verirrung eines Zeitalters, welches das Schauderhafteste und Empörendste für Gottesdienst halten konnte, und den Teufel durch Mittel bekämpfte, die, mehr noch als Zauberei, zu seinem Dienst gehörte.

Zur Charakteristik führen wir aus dem reichhaltigen Material nur Einiges an: Jakob I. hatte sich in die Vorstellung von der Gewalt des Satans so eingelebt, daß dieselbe ihn dauernd beschäftigte und er sich besonders befähigt hielt dem Wirken Satans zu steuern. Er erließ die strengsten Gesetze und vermehrte die Verfolgungen. Als er eine Reise nach Schottland machte und zu Schiff zurückkehrte, überfiel ihn ein heftiger Sturm, der des Königs Leben in die äußerste Gefahr brachte. Natürlich stand es für ihn und seine Umgebung fest, daß nur der Teufel aus Furcht und Haß gegen ihn diesen Sturm bewerkstelligt habe. Es galt nun seine Werkzeuge ausfindig zu machen. Der Verdacht fiel auf einen Dr. Fian, welcher auf der Folter ein Geständniß ablegte, bald aber widerrief. Nun wurden höhere Grade der Tortur angewandt, um seine Verstocktheit zu besiegen, und der König führte dabei selbst den Vorsitz. Die Knochen der Beine wurden in den spanischen Stiefeln in kleine Stücke zerbrochen, und als auch das nichts half, verfiel der König auf eine neue List, den so halsstarrigen Teufel in dem Leibe dieses Menschen zu überwinden. Er ließ ihm die Nägel an allen Fingern spalten, und nachdem man unter die Nägel lange Nadeln bis an den Kopf hineingetrieben hatte, die Nägel mit einer Kneipzange abreißen. Aber „der Teufel war so tief in das Herz dieses Menschen eingedrungen", daß er trotzdem fortfuhr zu läugnen, und er ohne Geständniß verbrannt werden mußte (Pitcairns Criminal Trials of Scotland). So hatte der König sich als echten Feind des Satans und Vertheidiger des wahren Christenthums erwiesen.

Die Inquisitoren nahmen nicht einmal den Alibi-Beweis als genügend zur Freisprechung an. Wenn z. B. Ehemänner bezeugten, daß ihre Frauen in der Nacht, da sie den Hexensabbath besucht haben sollten, ruhig neben ihnen geschlafen hätten, so wurde angenommen, daß der Teufel diesen Frauen sehr wohl einen Duplikatleib verschafft haben könne für die Zeit des Hexensabbaths. Zur Begründung dieser Annahme wurden zwei katholische Legenden angeführt,

wie nämlich der heilige Clemens, in einer Messe zu Rom thätig, plötzlich abgerufen wurde zur Weihung einer Kirche in Pisa, während sein Körper, oder ein Engel in seiner Gestalt, in Rom verblieb. Er ließ in Pisa einige Blutstropfen zum Beweise dieses Wunders auf dem Marmor zurück. Die andere Legende wird ganz ähnlich vom heiligen Ambrosius erzählt.

Nachträglich mag hier noch angefügt werden, daß noch in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts durch Urtheil des Tribunals zu St. Claude 600 Personen wegen Lykanthropie (Verwandlung in Wehrwölfe) verbrannt worden sein sollen. Es gibt eine Art von Monomanie, wo sich Menschen für Thiere halten, und hat dieselbe wahrscheinlich den ersten Grund zu dieser Idee gelegt.

Aber wodurch konnte sich diese schreckliche Zeitrichtung denn endlich wenden? müssen wir fragen. Zunächst scheint es ein Gesetz der Geschichte zu sein, welches sich auch hier bethätigt, daß eine Verirrung, welche sich bis in ihre höchsten Konsequenzen auslebt, einen Umschlag hervorruft, dadurch daß die Sache in ihrem Extrem begriffen wird. Leise, fast unmerklich bahnt sich ein solcher Umschlag an, und so treffen wir auch hier schon in den Schriften der Inquisitoren Stellen, welche schließen lassen, daß ein gewisser Grad von Zweifel an der Gerechtigkeit der Massenhinrichtungen sich in der Zeit der ärgsten Verfolgungen bereits fühlbar machte. Eine Versammlung der Doktoren der Universität Cöln 1487 beklagt und verdammt die Auflehnung einiger Geistlichen, welche der Hexenfurcht dadurch entgegen zu treten gesucht hatten daß sie die Wirklichkeit des Verbrechens in Frage gestellt hatten. Etwa dreißig Jahre später klagt ein fanatischer Schriftsteller Spina, daß die zahlreichen Hinrichtungen an vielen Orten einen Geist des Widerstandes erweckt hätten, der im Norden Italiens zu offener Auflehnung geführt habe. Dann geschehen wieder Klagen über Lauheit und Nachlässigkeit der weltlichen Richter. Alle diese Stimmen traten aber nur sporadisch mit großer Scheu auf. Den ersten entschiedenen Schritt that ein gelehrter Arzt, Weier in Cleve, welcher 1581 in seinem Buche: Die démonomanie des sorcières den Begriff der Hexerei in den der Besessenheit auflöste. Er behauptete, daß die Hexen nicht wirklich einen Pakt mit dem Teufel schlössen, durch die Luft ritten, Stürme erregten ꝛc., sondern daß der Teufel sie nur im Wahnsinn überredete zu glauben, daß sie dies Alles thäten. Dies Buch erlebte in kurzer Zeit drei Auflagen, wurde aber von orthodoxer Seite aufs Heftigste bestritten und verdammt, aber den Geist, der es zum Licht drängte, vermochten jene nicht mehr zu bannen.

Nur sieben Jahre später erschien von Montaigne das erste wirklich sceptische Werk, welches besonders die Hexerei vor das Forum des scharfen Menschenverstandes zog, ein noch nicht dagewesenes Verfahren, welches ungewöhnliches Aufsehen machte. Es kann dies Buch als der Anfang der rationalisti-

schen Schule angesehen werden, welcher das Hexenwesen besonders dadurch erlag, daß demselben der Stempel des Lächerlichen und Widersinnigen in überzeugender Weise aufgedrückt wurde. Freilich konnte diese Einwirkung nur langsam vor sich gehen, wie folgende Beispiele darthun mögen. Als Colbert 1672 die Magistrate anwies, keine Klagen auf Zauberei mehr anzunehmen, und bei mehreren gefällten Urtheilen die Todesstrafe in Verbannung umwandelte, da erließ das Parlament von Rouen eine Adresse an den König, in welcher es, im Tone hohen religiösen Eifers, gegen diese Nachsicht als geradezu gegen das Wort Gottes, und wider alle Ueberlieferungen der christlichen Religion, Verwahrung einlegte.

Zu Anfang des 18. Jahrhunderts gab der Abbé Fiarel ein Werk heraus, welches nachwies, daß die Philosophen und Revolutionäre die Repräsentanten des Teufels wären, und unter seiner unmittelbaren Einwirkung schrieben und handelten, welcher letztere ja seine Eingebungen auch mit den erschreckendsten Wundern wie: die Prophezeiungen des Cagliostro und das Zunehmen der Bauchrednerei begleite. Es dauerte also lange, noch etwa ein halbes Jahrhundert, bis die Aufklärung so weit durchdrang, daß die Obrigkeiten anfingen den Hexenprozessen entgegen zu treten, und erst zu Ende des 17. Jahrhunderts hörten dieselben allmählig auf, wenn auch hier und dort noch ein späteres Beispiel von Hexenhinrichtung vorkam. Doch auch die Hexerei selbst hörte auf, da man sie mehr und mehr mit spöttischem Lächeln behandelte, die Phantasie von ihr, als einem unwürdigen Gegenstande, abwandte. Denn geistige Krankheiten gedeihen weniger, wenn ihnen die Aufmerksamkeit entzogen wird, wenn sie das Gepräge des Interessanten oder Wichtigen verlieren. Ganz ist freilich der Glaube, wenigstens an einzelne Hexenkünste, noch nicht geschwunden, z. B. in Tirol und Mecklenburg, aber die Mehrzahl der jetzigen Bewohner Europas wird doch Montaigne beistimmen, der sagt: wenn es auch nicht möglich ist, alle derartigen Geschichten zu erklären, es wenigstens ganz unnöthig ist, sie zu glauben, und daß es jedenfalls heißt einen zu hohen Werth auf unsere Meinungen legen, wenn wir auf Grund derselben Menschen lebendig braten. Möchte nun auch überhaupt die Ueberzeugung sich mehr verbreiten als bis jetzt geschehen, daß geistige Kämpfe nur mit geistigen Waffen ausgeführt werden können, und daß so auch das Christenthum nur aus dem geistigen Prinzip seines Stifters sich erbauen und entwickeln kann, während andernfalls für dasselbe das Wort gilt: Gott schütze es vor seinen Freunden, vor seinen Feinden wird es sich schon selber schützen.

C. v. Brauchitsch.

Ein Kapitel über die russische Presse.

Die russische Presse dürfte dem Westeuropäer kaum anders als durch einige gelegentliche Citate aus dem „Golos" (die Stimme), dem „Russkij Mir" (die russische Welt), den „Moskowskije Wjedomosti" (Moskauer Nachrichten) und einigen wenigen andern Blättern bekannt sein, obwohl in Petersburg allein neun große politische Zeitungen in russischer, zwei in deutscher und eine in französischer Sprache erscheinen. Außerdem erscheinen aber auch noch in Moskau, Riga, Kronstadt, Odessa und andern Städten des ungeheuren Reiches politische Zeitungen; von den sogenannten „Gouvernements-Zeitungen", die nur Makulaturwerth haben, wollen wir hierbei ganz absehen. Diese Unbekanntschaft mit der russischen Presse ist natürlich. Die politische Presse Rußlands ist aus doppelten Gründen machtlos: weil ihre Leiter einflußlos und von polizeilichen Winken abhängig sind, und weil die ungeheure Masse des russischen Volkes eine rudis indigestaque moles ist, welche keine Meinung hat und nach den Ansichten der herrschenden und regierenden Klasse auch keine eigene Meinung haben darf. Besitzt doch außerdem nur ein geringer Prozentsatz des russischen Volkes — ganz abgesehen von den halbwilden und den in den sibirischen Urwäldern und Steppen lebenden oder dahinziehenden Volksstämmen — die bei uns allgemeine Kunst des Lesens. Ein noch viel geringerer Bruchtheil sehnt sich nach dem Lesen eines profanen Zeitungsblattes. Es gibt in den Hauptstädten des riesigen Landes Tausende, welche zwar lesen können, aber das ganze Jahr außer den Evangelien oder der Apokalypse Johannis kein bedrucktes Blatt Papier in die Hand nehmen. Wieder andere lesen zwar Zeitungen; es ist ihnen jedoch sehr gleichgültig, ob sie von heute, oder vom vorigem Jahre sind. Ein solcher Freund alter Zeitungsnachrichten — von dem durchaus nicht vorauszusetzen war, daß er sich dem historischen Quellenstudium widme — antwortete auf die Frage, weshalb er denn zu so alten Blättern greife, da er doch frische Zeitungen lesen könnte, mit einer gewissen Resignation: „Ist es denn nicht ganz gleich, ob ich alte Lügen lese oder neue? Was in diesen alten Blättern steht, haben eben so gut Tschynowniki (die Beamten) geschrieben, wie das, was in den neuesten steht. Der „Natschalnik" (vorgesetzte Beamte) befiehlt, und was er befohlen hat, wird geschrieben und gedruckt." So falsch namentlich der letzte Theil dieser Antwort ist, so kann man ihr im Ganzen eine gewisse Begründung doch nicht absprechen. Das Volk kennt die Censur nicht, aber es weiß oder ahnt instinktmäßig, daß in seinem Vaterlande nur das veröffentlicht werden darf, was die Behörde erlaubt, und welche Be-

deutung die Censur unter russischer Regierung hat, dafür sind Jedermann eklatante Beispiele längst bekannt.

Man könnte, um das Gegentheil der Bedeutungslosigkeit der russischen Presse zu beweisen, die Kottkow'schen „Moskowskije Wjedomosti" (Moskauer Nachrichten) von 1863 und 1864 vorhalten, und zeigen, welchen Einfluß dieses Blatt auf die Unterdrückung des polnischen Aufstandes geübt hat. Dieser Einfluß ist indeß nur für denjenigen von Bedeutung, der die russischen Verhältnisse nicht kennt. Auch in Rußland genießt die Presse eine unbegrenzte Freiheit; sie darf die Regierung und ihre Organe loben und preisen, sie darf sogar die Regierung zu etwas drängen — jedoch nur zu dem, wozu sie gerne gedrängt sein möchte, um die Verantwortung von sich auf die sogenannte öffentliche Meinung zu wälzen. So verfuhr sie im Jahre 1863 gegenüber dem polnischen Aufstande, so verfuhr sie im Laufe des vorigen und dieses Jahres gegenüber der Türkei und Europa. Die Regierung ließ sich damals wie jetzt drängen, das zu thun, was sie thun wollte, aber gewissermaßen des Dekorums wegen, nicht ohne eigne Anregung.

Bei so bewandten Umständen ist von vornherein eine Klassifizirung der russischen politischen Presse in konservative, mehr oder weniger liberale und radikale Zeitungen unmöglich. Kein russisches Blatt ist konservativ, keins ist liberal, und keins, — mit Ausnahme der im Auslande erscheinenden, — ist radikal, sondern alle sind, wie sie die Regierung eben braucht; sie unterscheiden sich von einander im Wesentlichen nur durch die hellere oder dunklere Farbe und durch die Größe des zu ihnen verwendeten Papiers. In dieser Beziehung rivalisiren, oder konkurriren sie mit einander. Daher finden wir in ihnen spaltenlange amtliche Verfügungen, die so recht eigentlich Gegenstand der Besprechung sein sollten, ohne den geringsten Kommentar, an den hervorragenden Stellen aller Blätter paradiren; deshalb wird dem Theater, den Hofbällen und den kirchlichen und militärischen Paraden ein so großer Raum gewidmet, wie wir ihn nur den wichtigsten Angelegenheiten des Volkes, etwa den Parlaments- und Landtagsverhandlungen, zu widmen gewohnt sind, und deßhalb wird eine Unmasse Raum den wahrhaft Byzantinischen Titulaturen des Kaisers, der kaiserlichen Familie und Großwürdenträger gewidmet, denen man zu nahe treten, die man beleidigen würde, wenn man eine Silbe zu viel oder zu wenig von ihren Titeln schreiben und drucken würde. Eigentliche Zugkraft übt bei allen Blättern nur das Feuilleton, dem auch alle einen unverhältnißmäßig großen Raum widmen. Das große Loos hat immer das Blatt gewonnen, das die Arbeit eines berühmteren Schriftstellers im Feuilleton bringt, denn nun ist es sicher, daß es den Konkurrenten so und soviel Leser nehmen, und für sich gewinnen wird. Doch muß auch hier der Schreiber vorsichtig zu

Werke gehen und bei Leibe keinen Gegenstand auf's Tapet bringen, welcher nicht die Billigung der Regierung für sich hat, den sie für inopportun hält, denn — in Rußland, wie in China darf der Unterthan unter keinen Umständen klüger sein, als die Regierung.

Aus obigem darf nicht gefolgert werden, daß etwa die Redakteure und Mitarbeiter einer russischen Zeitung namentlich aber die Chefredakteure untergeordnete, unfähige Personen seien. Alle Achtung vor dem Wissen eines Krajewski („Golos"), eines Professors Gradowski („St. Petersburskije Wjedomosti"), eines Kattkow („Moskowskije Wjedomosti"); was bedeuten aber alle Fähigkeiten eines Redakteurs in einem Lande, in welchem eigentlicher Redakteur der Censor, oder strikte genommen der Chef der 3. Abtheilung „der eigenen Kanzlei seiner Majestät des Kaisers", d. h. der Chef der Gensdarmerie und Geheimpolizei ist? Es wäre doch wohl zu viel verlangt, wenn man den oben genannten Herrn zumuthen wollte, gegen diesen Stachel auszuschlagen und hierfür ins Exil nach Sibirien zu wandern, oder in die freiwillige Verbannung nach London, Genf u. s. w. zu gehen, von wo aus sie für ihr Vaterland und Volk, wie uns die Geschichte „Iskanders" (Herzens) bewiesen hat, gar nichts mehr thun können.

Vielleicht begegnen diese Ausführungen dem Einwand, daß die Censur in Rußland zur Zeit Alexanders II. nicht mehr das ist, was sie zur Zeit Nikolaus I. gewesen, weil ja auch Blätter gegen Kaution erscheinen, und nach französischem Zuschnitte der Suspendirung eines Blattes eine zweimalige Verwarnung vorhergeht. Es ist dies eitel Schein! Man hat es in Rußland verstanden, aus den neueren Preßgesetzen des westlichen Europas die Paragraphen in einen Kodex zusammenzufassen, welche die Presse am meisten beengen und knebeln, dagegen diejenigen ganz zu ignoriren, welche ihr in irgend einer Weise günstig sind, ihr irgend welchen Spielraum gewähren; sie hat nur Spielraum für Gegenstände, welche das Volk, die große Masse am allerwenigsten interressiren. Statt einzelner Beispiele mögen als Beleg für unsere Darstellung der russischen Censurverhältnisse hier einige diesbezügliche Regierungsverfügungen folgen. Am 24. Februar 1858 hat der Kaiser von Rußland folgende Bestimmungen zu erlassen geruht: „1. die laufenden politischen Nachrichten, sowohl in den alltäglich als wöchentlich einmal in Moskau erscheinenden Zeitschriften, dürfen ausschließlich nur aus den in Petersburg erscheinenden Zeitungen entnommen werden, deren politische Artikel von der Censur des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten zu drucken erlaubt worden ist. — 2. Wenngleich die politischen Rundschauen und Artikel der Moskauer Zeitungen nur nach Nachrichten, welche in russischen in Petersburg gedruckten Zeitungen und Journalen veröffentlicht, vorher aber von der Censur des Ministers

des Aeußeren genehmigt worden sind, angefertigt werden, sollen dieselben, da in solchen Artikeln und Rundschauen der Verfasser doch seine eigenen Ansichten ausgesprochen haben kann, welche manchmal den Ansichten unserer Regierung zuwiderlaufen können, zur Beseitigung aller unzeitigen Anspielungen und Urtheile nochmals im versammelten moskauer Censurkomite durchgesehen und erst mit dessen Erlaubniß gedruckt werden. Im Falle eines Zweifels oder einer Unverständlichkeit (wörtlich) seitens des Komites soll dieser Artikel dem Herrn Kultusminister behufs etwa erforderlicher Einreichung desselben an den Herrn Minister des Aeußern, übersandt werden." Dieser Ukas ist noch nicht aufgehoben.

Bemerkenswerth aus jener früheren Zeit ist zunächst eine Verfügung vom 3. November 1857 betreffs der Auslassungen über die Neuerungen, welche die Reformen Alexanders in der Lage der Großgrundbesitzer herbeiführten. Da wird einfach verordnet: daß nur gelehrte, von der Regierung gegründete Gesellschaften das Recht haben, Personen zum Sammeln ihnen nothwendiger Daten (auf das platte Land) auszusenden; daß aber auch gelehrte Gesellschaften, wenn sie Reisende aussenden, diese mit gehörigen Bescheinigungen ausstatten, und von jedem den Minister des Innern benachrichten, auf daß den Gouverneuren rechtzeitig mitgetheilt werden könne, daß solche Datensammler in ihre Gegend kommen werden; ebenso sind aber auch diese Sammler verpflichtet, sich bei der Ortspolizei zu melden; daß Herausgeber von Journalen und Zeitungen nicht das Recht haben, solche Reisende abzusenden und daß mit Personen, welche ohne gesetzliche Legitimation reisen, nach dem Gesetze verfahren werden soll.

In einem Erlasse des Ministeriums der Volksaufklärung — lucus a non lucendo — vom Oktober 1859 wird bestimmt: daß die Druckerlaubniß irgend eines Artikels, welcher die Ehre irgend einer Person beleidigt, die Entfernung des schuldigen Censors aus seinem Amte nach sich zieht. Ferner haben alle Redaktionen periodischer Schriften, welche einen Artikel, der die Darstellung irgend eines Mißbrauchs enthält, der Censur zur Druckerlaubniß einreichen, eine faktische Bestätigung des bezüglichen Inhaltes beizufügen, und wenn die Druckerlaubniß ertheilt wird, der Censur außerdem den Namen und Wohnort des Verfassers, und die Zeit und den Ort des besprochenen Vorganges mit den thatsächlichen Einzelnheiten anzugeben.

Der Kaiser Alexander, ermüdet von den ununterbrochenen kleinlichen Vorstellungen der Censur, beschloß im November 1859 eine einzige Censur zu gründen, welche von den Einmischungen anderer Behörden unabhängig sein sollte. Zur Ausführung dieses Gedankens erwählte der Monarch den Baron Korff. In einigen Tagen war das Projekt angefertigt, auf Grund dessen eine

neue, selbständige Behörde geschaffen wurde, die vom Minister für Volksaufklärung unabhängig sein sollte. Diese neue Behörde sollte ihren eigenen Chef haben, für den sogleich eins der schönsten Häuser gekauft und zum „Hôtel de la Censure" eingerichtet wurde. Es ist nicht bekannt, wer über diesen Gegenstand dem Kaiser Vortrag gehalten, und inwiefern dieser seine Zustimmung gegeben hat, nur soviel ist sicher, daß Korff sofort das nach seinem Geschmacke eingerichtete elegante Haus des M. W. Schischmarew an der Anitschkowbrücke sich ausersah und diesem mittheilte, daß es der Kaiser für 200,000 Rubel anzukaufen befohlen habe. In der nächstfolgenden Sitzung des Staatsrathes trat Fürst Gortschakoff an den Baron heran und sagte ihm: „Vous faites à ce qu'on dit payer chèrement l'interdiction de la parole, deux cent mille roubles?" Der Kauf kam übrigens wegen des Widerstandes des damaligen Finanzministers nicht zu Stande; doch wurden Schischmarew die zur Reparatur des Hauses gemachten Ausgaben vom Minister für Volksaufklärung Kowalewski aus dem Fonds — „zur Unterstützung armer Beamten" ausgezahlt.

In Rußland, wo ja der Kaiser auch höchster Bischof ist, denn er ist von Amtswegen „Vorsitzender der allerheiligsten regierenden Synode", existirt selbstverständlich auch eine geistliche Censur, welche „im Namen Gottes und des heiligen Glaubens" den Ausdruck jeder anderen Meinung in Glaubenssachen ohne Gnade und Barmherzigkeit streicht. Wenngleich vor das Forum dieser Censur streng genommen nur Zeitschriften und Bücher gehören, welche Glaubenssachen und kirchliche Angelegenheiten behandeln, so hat sie doch ein wachsames Auge auch für alle andern Erscheinungen in der Presse, was folgender Vorfall beweist. Im Jahre 1864 oder 65 erschien ein Lehrbuch der Chemie für höhere Lehranstalten, in welchem bei Besprechung des Salzes über die im Evangelium enthaltene Parabel ungefähr Folgendes gesagt war: „Wie mißlungen ist doch der Vergleich der Apostel und Jünger Jesu mit dem Salze! Kann denn überhaupt das Salz verderben?" Die geistliche Censur denunzirte sofort diese Stelle der weltlichen Censur und der Oeffentlichkeit in ihrem Organe „Strannik" (der Pilger) und bewirkte eine Streichung dieses glaubensgefährlichen Satzes. Ebenso wußte sie eine Schrift, in welcher das Gleichniß vom „Senfkorn" und die Worte Christi über „das Stellen eines Lichtes unter einen Scheffel" wissenschaftlich beleuchtet wurden, unschädlich zu machen, indem sie behauptete, daß das Evangelium sich auch in wissenschaftlichen Dingen nicht irren könne, sondern die strenge, wissenschaftliche Wahrheit gesagt habe, die wir mit unserm schwachen Verstande nur nicht begreifen könnten. Zur Beleuchtung der Thätigkeit der geistlichen Censur, welche in Rußland nicht weniger streng und leidenschaftlich ist, wie im Vatikan, stehen leider nicht die Quellen zu Gebote, wie sie für die Beleuchtung der Thätigkeit der weltlichen

Censur zugänglich sind; jene ist, trotz ihres himmlischen Ursprunges, mehr unterirdisch; sie schleicht im Lammfelle einher und versteckt ihre Thätigkeit dermaßen vor dem Sonnenlichte, daß es dem Laien schwer, oder nahezu unmöglich wird, hinter ihre Schliche zu kommen.

Die oben angeführten Dokumente über die Thätigkeit der weltlichen Censur, dürfen trotzdem sie nicht neusten Datums sind, auch heute noch allgemeines Interesse für sich in Anspruch nehmen, weil sich in Rußland, wie in Central-Asien die Verhältnisse während sehr langer Perioden nicht ändern. Die Personen wechseln, die Rollen werden von andern Tageshelden gespielt, das System aber bleibt stabil, unveränderlich wie die Wüste Gobi, in welcher es geboren. Wenn im Westen Europas etwas Neues geschaffen wird, so wird in Rußland sofort echt Altrussisches mit dem Namen der Neuschöpfung belegt, mit europäischem gleichviel ob deutschem, französischem oder englischem Firniß angestrichen, und nun der Welt eingeredet — Rußland schreitet vorwärts! Eine solche Uebertünchung mit französischem Firniß erfuhr vor einigen Jahren auch die Censur. Man ließ sie bestehen, stellte jedoch den verschiedenen Zeitungen anheim, gegen Kaution ohne Censur zu erscheinen; eine dreimalige Verwarnung zieht in diesem Falle ein Suspension des Blattes für zwei bis drei Monate nach sich, wie das der „Ruski Mir" im September vorigen Jahres und dem „Golos" im April dieses Jahres passirte; im Wiederholungsfalle büßt der Verleger natürlich die Kaution ein. Da die russischen Censoren nicht grade die Buchdruckerkunst erfunden haben, so suchen gewitzte Redakteure und Schriftsteller häufig der Censur ein Schnippchen zu schlagen, indem sie ihnen Erzählungen aus aller Herrn Länder auftischen, während sie doch echt russische Mißstände schildern. So sagte bespielsweise der„ Golos" vom 13/25. April d. J. (Nr. 101) nicht, daß die russische Militärverwaltung den Staatsschatz bestohlen habe, sondern daß dies der französische Kriegsminister Leboeuf und seine Beamten zur Zeit Napoleons III. gethan, ja daß sie ihr Handwerk schon mehr als drei Jahre vor Beginn des Krieges ausgeübt haben. Für den denkenden Leser liegt ja dann die Folgerung, daß es auch in Rußland so gegangen sein könne, sehr nahe. In diesem Falle fand auch der Censor das Analoge leicht heraus und die Folge war eine Suspension von zwei Monaten; aber in den meisten Fällen sind selbst die Oberinquisitoren zu stumpf und zu gedankenlos, um die Vergleichung rechtzeitig zu wittern. Wenn sie später bemerken, daß sie überlistet worden sind, geben sie dem Redakteur unter vier Augen einen Verweis und dabei hats dann sein Bewenden — bis zum nächsten Male.

Bei so bewandten Umständen kann, wie wir bereits im Anfange unserer Skizze erklärten, von einer politischen Farbe, von einer Parteistellung der Zeitschriften, — wie überhaupt der Preßerzeugnisse, — in Rußland durchaus nicht

die Rede sein; wir können sie höchstens in zwei Gruppen scheiden, von denen die eine die kosmopolitisch-russische, die andere die panslawistisch-russische Livree trägt, welche beide russische Nüancen am Hofe in Petersburg vertreten sind. Hauptrepräsentanten der ersten Nüance sind der „Golos", der „Nasz Wjek" (unsere Zeit), die „St. Petersburskjie Wjedomosti" (St. Petersburger Nachrichten) und die „Birschewije Wjedomosti" (Börsennachrichten), deren ehemaliger Eigenthümer Trapeznikow ausländische Korrespondenten warb, sie gut zu honoriren versprach, und wenn sie für ihn gearbeitet hatten, ihnen keine Kopeke bezahlte, und mehrere andere. Die Repräsentanten der zweiten Schattirung sind der „Russkij Mir" und das „Nowoje Wremje" (die Neue Zeit). Auf Befehl oder „Weisung" schreiben aber alle, wie es der Regierung gut dünkt. Kattkows Blatt in Moskau, die „Moskowskije Wjedomosti" (Moskauer Nachrichten) wird für ein der sogenannten „altrussischen Partei" dienendes Blatt gehalten; es veröffentlicht jedoch ebensogut Artikel in der jungrussischen Richtung, wenn sie ihm von Oben zum Drucke gegeben werden. Alle russischen Blätter, mit Ausnahme des für die Mittelklassen berechneten „Syn Atjetschestwa" (Sohn des Vaterlandes), sind ungemein theuer und deshalb nur den begüterten Klassen zugänglich. Der „Golos" kostet beispielsweise in Rußland 16 Rubel 17 Kopeken, im Auslande 26 Rubel 20 Kopeken jährlich und ebensoviel (oder nahezu soviel) kosten andere große russische Zeitungen.

Nur das sei hier noch bemerkt, daß in Folge der Unfälle der russischen Armee auf dem asiatischen und europäischen Kriegsschauplatze die russischen Zeitungen vor Kurzem ein Wenig aufzubegehren anfingen. Es soll ein konstitutioneller Hauch durch Petersburg wehen, und deshalb merken die Preßinquisitoren nicht, daß die Zeitungen gelegentlich die Heeresleitung tadeln. Diese Herren scheinen bei jeder Niederlage den Kopf vollständig verloren zu haben.

Die Lage in Holland.

Von den öffentlichen Verhältnissen der Niederlande ist selten in weiteren Kreisen die Rede. Gegenwärtig aber, wo nach vielen Schwierigkeiten ein neues Ministerium ernannt, die liberale Parthei unter Umständen wieder an's Ruder gelangt ist, welche die Möglichkeit eines gewissen zeitgemäßen Umschwungs nahe legen, erscheint es an der Zeit, einen kurzen Blick auf die Lage und Aussichten Hollands zu werfen.

Zwei Punkte haben seit einer Reihe von Jahren die Gemüther dort vorzugsweise beschäftigt: seit 1866 die Frage der Landesvertheidigung und seit 1872 kirchenpolitische Fragen.

Eine seltsame Besorgniß vor einer deutschen Invasion hatte sich seit 1870 des Landes bemächtigt, welches schon 1866, und damals besonders wegen seiner Ueberfluthung mit österreichischen Papieren, nicht auf Preußens Seite gestanden hatte. Diese Besorgniß wäre nicht so auffallend groß geworden und hätte nicht so lange angedauert, wenn sie nicht durch klerikal-konservative Kreise aufgebauscht und genährt wäre; denn im Grunde entsprang die Besorgniß nur aus dem Gefühle großer Ohnmacht des Landes gegenüber einem Nachbarstaate, welcher so außerordentliche Erfolge erzielt hatte. Man erkannte jetzt besser, wie unendlich weit man noch in Holland von den Anfangsgründen praktischer militärischer Verhältnisse entfernt war. Die ganze Aufmerksamkeit wandte sich, in derselben Weise wie in Dänemark, auf die Verbesserung der Anstalten zur Küstenvertheidigung und auf die Umbildung sowie Vermehrung des Landheeres. Jene Anstalten sollten sich aber schon bald auf die Befestigung von Amsterdam beschränken, gleichwie auch in Dänemark die Befestigung der Hauptstadt die erste Rolle spielte. Nach mehrjährigem Zwiespalte zwischen Regierung und Landesvertretung kam das Befestigungsgesetz erst im März 1874 zu Stande, und selbst als es sich um die Ausführung handelte, entstanden neue Streitigkeiten; dem Zustandekommen des Militärgesetzes aber haben sich bis jetzt die größten Schwierigkeiten entgegengestellt. Kein Kriegsminister vermochte sich infolge dessen lange im Amte zu halten. Als solche folgten sich seit 6 Jahren rasch auf einander: Engelwaart, Delprat, Graf Limburg-Stirum, Brocx, Weitzel, Enderlein, Taalman Kip, Beyen und jetzt Roo van Alderwerett. Keiner von ihnen konnte es der Landesvertretung recht machen, weil diese sich zur Bewilligung der Mehrkosten nicht zu entschließen vermochte. Und doch hatten sich die Genannten die größte Mühe gegeben, die schwierige Aufgabe zu lösen, mit geringen Mitteln eine hohe Vertheidigungsfähigkeit zu erzielen. Die Ablehnung eines Planes bezüglich der Einkommensteuer hatte schon 1872 sogar den Rücktritt des ganzen Ministeriums herbeigeführt, und noch im vorigen Jahre, am 16. Juni, lehnte die zweite Kammer eine Novelle zum Milizgesetze ab; sie konnte sich nicht einmal zu der vorgeschlagenen Erhöhung der jährlichen Aushebung von 11,500 auf 14,000 Mann verstehen! Infolge dessen nahm das konservative Ministerium Hemskerk seine Entlassung, die Liberalen waren aber wegen Uneinigkeit nicht im Stande, die ihnen angebotene Bildung eines Ministeriums fertig zu bringen. Die Folge war die Fortdauer eines Systems, durch welches die zeitgemäßen Fortschritte des Landes schon zu lange gehemmt waren und das Ansehn der Staatsgewalt schon bedenklich geschädigt ist.

Durch den nach dem Ende des deutsch-französischen Kriegs von der Staatsgewalt in Deutschland aufgenommenen kirchenpolitischen Streit fühlten bekanntlich nach und nach alle Staaten der alten und neuen Welt, welche mehr oder weniger unter dem ultramontanen Drucke litten, sich zu ähnlichem Vorgehen ermuthigt. Ueberall sahen wir Versuche, Rom's Joch abzuschütteln, nur in diesem, Deutschland benachbarten Staate nicht, in welchem doch der Ultramontanismus zu großer Macht gelangt war.

Diese auffallende Erscheinung hat ihren Grund darin, daß die starke konservative Partei in Holland es mit den Ultramontanen hält, sodaß eine Bekämpfung der Kurie nur den in sich gespaltenen Liberalen überlassen war. Der kirchenpolitische Streit in Deutschland regte schon 1872 die Ultramontanen in Holland gewaltig auf. Sie schienen zu fühlen, daß nun auch hier der Staat sich aufraffen und ihren Uebergriffen ein Ende machen werde. Als Vorspiel hierzu sahen sie die im Februar 1872 erfolgte Aufhebung der Gesandschaft beim Papste an und sie ließen sich durch ihre tiefe Verstimmung dazu hinreißen, die am 1. April stattfindende glänzende National-Jubelfeier der Einnahme Brielle's durch die Wassergeusen zu stören. Der König war darüber so entrüstet, daß er sich sehr derb gegen diese klerikale Kundgebung aussprach.

Nun ereignete es sich aber, daß gerade in dem Augenblicke, wo die Staatsgewalt die Zurückweisung der ultramontanen Uebergriffe hätte unternehmen können, derjenige Staatsmann starb, welcher wegen des Ansehns, in dem er bei fast allen Parteien stand, noch am ehesten hierzu berufen gewesen wäre, Herr Thorbeke. Das ihm folgende Ministerium de Vries galt als entschieden liberal, dasselbe war aber wegen mangelnder Unterstützung der Kammern von vornherein sehr gehemmt. Als die zweite Kammer am 24. August 1873 bei Berathung des Militärgesetzes sogar die Abschaffung des Einstehersystems ablehnte, trat dieses Ministerium zurück und es kam nun zu Versuchen, ein konservativ-klerikales Ministerium zu bilden; dieselben scheiterten jedoch, das bisherige Ministerium trat wieder in Thätigkeit.

Seitdem waren die Klerikalen weiterhin unablässig bemüht, an die Regierung zu gelangen; sie wurden wesentlich unterstützt durch die orthodoxen Protestanten und verlangten nach einem neuen Wahlgesetze, wonach die Hälfte der Abgeordneten aus Katholiken, die andere Hälfte aus Protestanten bestehen sollte. Mit Hülfe der Orthodoxen würden sie dann ständig die Mehrheit gehabt haben. Die fünf Bischöfe des Landes ergingen sich nicht minder wie die Belgiens in starken Kundgebungen für die durch die Maigesetze betroffenen deutschen Bischöfe. Jetzt erst fing die zweite Kammer an, auf die klerikale Gefahr aufmerksam zu werden und aus Besorgniß, daß der klerikale Einfluß

auf dem Lande zu sehr steigen würde, lehnte sie einen Theil des Gesetzes über Herabsetzung des Wahlcensus ab. Das Ministerium de Vries trat ab und das konservativ-klerikale Ministerium Hemskerk trat am 16. Juni 1874 ins Amt.

Von nun an rückte die kirchenpolitische Frage in den Vordergrund. Die Furcht vor Deutschland begann sehr abzunehmen und demgemäß traten auch die militärischen Fragen zurück. Der Streit drehte sich besonders um die Frage, ob konfessionslose oder konfessionelle Schule. Für oder gegen Rom war der Schlachtruf bei den Ergänzungswahlen vom Juni 1875. Die Liberalen erhielten dabei die Mehrheit, diese aber brachte das Ministerium gleichwohl nicht bei einer kirchlichen, sondern bei einer Eisenbahnfrage vorübergehend zu Fall. Erst im April 1876 handelte es sich um eine kirchliche Frage; allein die liberale Mehrheit war so unbesonnen, bei Berathung des Gesetzes über die Reorganisation des höheren Unterrichts eine Bestimmung zu genehmigen, wonach die Privat-Universitäten oder katholischen Seminare der Staatsaufsicht nicht unterworfen sein sollten. Das Ministerium Hemskerk trat zwar, nach Ablehnung des Militärgesetzes im Juni v. J. zurück; allein Herr Cappeyne van de Kapello vermochte ein liberales Ministerium nicht zu Stande zu bringen. Hemskerk trat wieder ein und schickte sich an, ein Volksunterrichtsgesetz vorzulegen, durch welches die Schulen ganz in klerikale Hände kommen würden; auch legte er ein Wahlgesetz vor, welches durchaus nicht im Sinne der Liberalen war.

Da trat eine wesentliche Aenderung ein. Die Ergänzungswahlen zur zweiten Kammer fielen am 13. Juni 1877 zu Gunsten der Liberalen aus, da die Besorgniß vor den Klerikalen weitere Kreise ergriffen hatte. Diese Wahlsiege wurden im Aug. d. J. noch erweitert durch den Ausfall der Nachwahlen zur Erneuerung der Gemeindevertretungen. Die zweite Kammer hat denn auch gleich nach ihrer Eröffnung am 17. Sept. nichts Eiligeres zu thun gehabt, als in der Adresse auf die Thronrede gegen die Grundsätze des Ministeriums in der Schulfrage zu protestiren. Die Ministerkrisis dauerte lange, von dem endlich zu Stande gebrachten liberalen Ministerium Cappeyne hängt es nun ab, die ersten entscheidenden Schritte gegen den Klerus zu thun und zu zeigen, daß dem Lande nicht von Außen, sondern von Innen Gefahr droht.

Aus der Firnenwelt.

Einer der berühmtesten Bergsteiger der Schweiz, der Innerrhoder J. J. Weilenmann hat bei A. G. Liebeskind in Leipzig vor kurzem den dritten Band seiner gesammelten Schriften herausgegeben unter dem Titel „Aus der Firnenwelt." Da Weilenmann auf seinen Touren das Auge stets offen hat für eine Reihe der wichtigsten Beobachtungen, so ist die Schilderung seiner Bergfahrten einem großen Leserkreise willkommen und interessant. Die verdienstvollen Arbeiten, welche die Düfour'sche Karte der Schweiz ermöglichten, welche die Blätter der österreichischen Generalstabskarte vom Tiroler Hochgebirge vorbereiteten, erfahren durch ihn in vielen Punkten eine entscheidende Berichtigung oder Ergänzung. Kein Kritiker, der nicht noch mehr gewagt und gesehen, als die Vermesser und Zeichner, die jene Karten schufen, könnte diese bedeutenden Werke so klar in ihren Vorzügen und Mängeln beurtheilen. Weilenmann hat das volle Recht dazu, dieser Kritiker zu sein: kaum Einer hat es in gleichem Maße, wie er. Von den eisumstarrten Höhen des Oetzthales an, vorüber an den Schneezinnen, die um die Wiege des Hinterrheines sich austhürmen, bis zu den Firnen der Berner Alpen und den grausigen Felsobelisken des Matterhornes, der Schneepyramide des Weißhorns, hat er fast alle namhaften Gipfel bestiegen, viele von ihnen ganz allein, ohne Führer, namentlich in jüngeren Tagen.

Aber die genaue Erforschung der Formation des Hochgebirges bis in seine einzelsten Theile, die allezeit mit polizeilicher Gewissenhaftigkeit fortgesetzte Beobachtung jedes Felsenhangs, jeder Schnee- oder Eiskante, jedes Gletscherstromes in seiner Länge, Breite und Tiefe, erschöpft keineswegs das Verdienst seiner Wahrnehmungen. Weilenmann berichtet uns mit derselben Genauigkeit über jedes Moos, jede Flechte, jede Spinne, Mücke oder Raupe, mit besonderer Begeisterung über jede Maus, jedes Wiesel, jeden Schmetterling und Specht, den er in höheren Regionen antrifft, als die Buchführung der Naturforscher bisher das Vorkommen dieser Pflanzen oder Thiere eintrug. Diese Beobachtungen sind niemals im Tone der Pedanterie vorgetragen. Sie bieten die Staffage für das landschaftliche Bild und unterbrechen wohlthätig das Einerlei des Gemäldes, das uns immer wieder dieses einzige menschliche Wesen zeigt auf himmelhohem Firn, viele tausend Fuß über jeder menschlichen Wohnstätte, ringsumstarrt von ewigem Schnee und Eis, den Blick sendend über unermeßliche Fernen. Nicht selten hat die Ausbeute, die Weilenmann aus diesen weltfernen Höhen zu Thal brachte, das Staunen der Naturforscher erregt. Wie

sollten Mücken spielen und autochthone Spinnen krabbeln um die einsame Spitze des Rheinwaldhorns (3398 M.), wie sollte ein Hermelin sich finden auf dem gleichhohen benachbarten Guferhorn, von was sollte die Maus sich nähren, die 13,500 Fuß hoch auf dem Scheitel des Matterhorns zu Weilenmanns Füßen kroch? Und doch ist seine Wahrheitsliebe über allem Zweifel erhaben.

Der vorliegende dritte Band der Aufzeichnungen des nun leider alternden Bergsteigers umfaßt Touren, die von 1859 an bis in die letzten Jahre ausgeführt wurden. Der Stoff ist nicht durchweg chronologisch geordnet, eher nach Berggruppen; doch ist im Ganzen auch die Zeitfolge gewahrt. Kein aufmerksamer Leser wird sich dem betrübenden Eindruck verschließen können, daß die Jahre, die hier in einen Band zusammengewebt, von einem Umschlag und Titel umspannt sind, keineswegs spurlos vorübergingen an dem ungewöhnlich kühnen und kräftigen Menschengeist und -Körper, dessen Fahrten und Abenteuer so bescheiden und anregend hier erzählt sind. Allein und führerlos sehen wir ihn in der ersten Hälfte des Bandes nacheinander die gewaltigen Hörner der hinteren Rheinthalgruppe, das Gepaatschjoch und die Oetschthaler Spitzen besteigen, viele von ihnen werden zum ersten Male von Weilenmann erklommen; in der zweiten Hälfte des Buches dagegen zieht nicht selten bedenkliches Wetter und Heimweh nach der Menschen Gemeinschaft den kühnen Wanderer überwältigend thalwärts, ehe das Ziel der Reise vollkommen erreicht oder genossen ist. Leistungen von bedeutendem Interesse: die Besteigung des Bietschhorns und Aletschhorns, des Matterhorns und Weißhorns hat gleichwohl auch der alternde Weilenmann noch in Fülle aufzuweisen; ja die schwierigsten Besteigungen, die überhaupt denkbar sind, fallen in seine vorgerückten Jahre. Und wir hoffen, dieser dritte Band wird noch nicht die Feierabendstunde seiner Bergfahrten ansagen.

Am meisten mögen immerhin aus diesen schmucklosen, gewissenhaften Aufzeichnungen jene Kreise gewinnen, die sich von den nördlichen Grenzen der britischen Inseln bis zu den Fluren Nord-Italiens zu Vereinen zusammenthun, um den edelsten Sport zu pflegen, der die Jugend begeistern kann: die Bezwingung der Gletscher und Firnenwelt. Diesen Kreisen wird Weilenmann noch für Jahre hinaus höher stehen, als irgend ein Reisebuch — kein Bädecker und kein Tschudi, geschweige denn ein Murray oder irgend ein liederlicher Franzose, kann dem Bergfahrer diese Fülle von Detail und Orientirung bieten, die Weilenmann so zu sagen an sich hat. Wenige werden es ihm, obwohl er es vorgemacht und genau erzählt, wie er es ausgeführt, nachthun. Viele sind berufen, Wenige auserwählt. Da scheint uns denn auch für die guten Menschen aber schlechten Musikanten, die mit dem großen Haufen zu Berge ziehn und sich

vielleicht für ihr Unterfangen durch ihren Jahresbeitrag im Alpenklub zu Dingsda hinreichend vorbereitet glauben, um den ewigen Schneeriesen den Fuß auf den Nacken zu setzen, ein besonderer Vorzug dieses Buches in der rückhaltlosen und durchaus realen Schilderung der Schwierigkeiten zu liegen, welche eine Bergfahrt in die höchsten Höhen erfordert. Grausamer und mit mehr Recht kann Niemand verspottet werden, als der junge Lyoner, der in Weilenmann's Gesellschaft im August 1872 das Matterhorn besteigen will. „Je höher wir dringen, um so größere Noth hat mein kaum über die Zwanzig alter Gefährte, nachzukommen. Er ist furchtsam, zaghaft — sein Schritt unsicher, schwankend. Beständig sind seine Leute um ihn beschäftigt, sie dürfen ihn kaum aus den Händen lassen. Unaufhörlich klingt sein: „Où faut-il que je mette le pied? . . . ici? . . . la?“ in den Ohren. Ich muß mich zusammennehmen, um nicht herauszuplatzen und es ihm unter die Nase zu reiben, daß er, mit so wenig Befähigung dazu, solche Partien unternehme. Weiter oben, als wir der nordöstlichen Kante nahten und Knubel seine Bedenken äußerte, wegen des Windes, der auf ihr herrschen möchte, faßte er gierig die Idee auf, lag beständig damit den Leuten in den Ohren und ließ deutlich durchblicken, wie erwünscht es ihm wäre, wenn die Befürchtung einträfe, wir zur Umkehr genöthigt würden. Das schlug dem Fasse den Boden aus! Er solle einmal einhalten mit seinem die Führer beeinflussen sollenden Gejammer! — fuhr ich empört ihn an — was ihn aber wenig anficht. Er war in jenem Zustande der Ermattung, wo man, zum Dickhäuter werdend, Alles über sich ergehen läßt.“

Und dann: „Mit einiger Vorsicht ist übrigens der Gang gefahrloser, denn der an der Wand, wo man ja nie vor herabkollernden Steinen sicher ist. Intensivsten Hochgenuß bieten seine erhabenen Schrecken dem, der sich die Fähigkeit zu würdigen, zu genießen bewahrt hat. Wen der Schlotter packt, der kehrte besser um. Gegenstand des Mitleids für die, die ihm zuzusehen, zuzuhören haben, ist er so nur mit sich selbst beschäftigt, daß er gleichgültig gegen Alles, was ihn umgiebt. Doch er muß hinauf . . . . der Arme! . . . . damit er oben gewesen. Wie unsäglich mühsam und schwierig er den Führern ihre Aufgabe macht, welch' schwere Verantwortlichkeit er ihnen auferlegt, kommt nicht in Betracht.“ Der bedächtige Führer Weilenmann's P. Knubel erklärt, daß die Umkehr nöthig sei, ehe der Gipfel erreicht ist, da oben Alle noch mehr der Gewalt des Windes preisgegeben, Gefahr liefen, heruntergerissen zu werden. „Wo möglich noch unbeholfener, kläglicher benimmt sich jetzt mein Gefährte. Wir, nun hinten, haben oft lange zu warten, bis er sich, unter Zagen und nie ohne Beistand der Führer, hinabgefunden. Längst vor Mittag sind wir wieder in der Hütte unten, matt und hungrig, da wir fast allen Proviant unten gelassen.

Des Franzosen Lebensgeister thauen wieder beim Wein, seine Zunge löst sich, gelinde blaguirt er schon wieder. Von seinem Gebahren ist ihm kaum die Ahnung geblieben, von seiner Zuneigung habe ich nichts eingebüßt. Ja! — kaum traue ich meinen Ohren: schon wieder bringt er für nächstes Jahr die gemeinsame Besteigung des Weißhorn auf's Tapet. Derselbe Mangel an Selbsterkenntniß, dieselbe Unfähigkeit in Euch zu gehen, die im großen Ganzen Euch kennzeichnet! dachte ich, mitleidig den Kopf schüttelnd. „Mais pourquoi pas?" erwiderte er — worauf ich, so herausfordernd die Frage, voll Ueberdrusses die Antwort schuldig blieb." Endlich: „Unten an den harmlosen Weidhängen findet der Gallier seine ganze Kühnheit und Behendigkeit wieder. Er hat's darauf abgesehen, hat seine kindliche Freude dran, seinen Gefährten, der sich Zeit läßt auf dem Rückweg und bummelt, weit hinter sich zu lassen. Sie sei ihm gegönnt! — scheint es doch die einzige Befriedigung zu sein, die ihm die Fahrt gelassen. Wer ihn so alert in Zermatt einrücken sieht, den Andern im Nachtrab, der macht sich seine Gedanken. „Steck's auf, Alter .... überlass' es den Jungen!" sagen sprechend die ihnen folgenden Blicke. Am folgenden Morgen sehen wir den Franzosen in lebhaftem tête-à-tête mit einem Engländer beim Frühstück. Dieser, ein stehender Charakter des Ortes, der Einem auf Schritt und Tritt begegnet, zeichnet sich aus vor seinen wortkargen Landsleuten durch sein abordables Wesen, durch seine geräuschvolle Beredsamkeit. In lautem Diskurs beherrschen die Beiden den noch leeren Saal. Jeder will es dem Andern zuvorthun. Mit imponirender Ruhe, mit unnachahmlichem Schick, der jeden Zweifel ausschließt, läßt der Franzose — eben bis zur Grenze, wo sie zu greifbar würde — der Blague die Zügel schießen, so daß ich ihm meine stille, von etwas Neid angehauchte Bewunderung nicht versagen kann. Ja, grollen möchte ich Mutter Natur, daß sie mir die werthvolle Gabe vorenthalten. „Ein wahrer Schwerenöther! .... der es verschmäht, sich ganz zu geben, zu zeigen, was in ihm steckt!" — den Eindruck macht auf arglose Ohren sein Auftreten. Ueberglücklich sind die Beiden in der sich gefundenen Congenialität, eine hohe Meinung haben sie sich gegenseitig beigebracht von ihrer Kühnheit! „Bagatelle dies! .... nicht der Rede werth Jenes! ... für Leute wie wir!" — Gott weiß, was für halsbrechende Passagen es sein müßten, bis sie Gefahr sähen, zauderten. Furcht ist ihnen ein unbekannter Begriff.

Gewissenhafte Führer werden mit solchen Menschen freilich kaum eine so lebensgefährliche Partie unternehmen. So hatte Knubel im Jahre 1871, als Weilenmann ihn brieflich anfragte, ob er mit dem berühmten Bergsteiger das Matterhorn erklimmen wolle, nur ausweichend geantwortet. Ohne je mit W. gegangen zu sein, ohne ihn zu kennen oder ihn nur gesehen zu haben, durfte er als gewissenhafter Führer keine derartige Zusage geben. Das furcht-

bare Schicksal der ersten Besteiger des Matterhorns, von denen vier in die grausige Tiefe stürzten und deren Tod der eitle, völlig berguntüchtige mit verunglückte Hadow, auf dem Gewissen hat — wie man selbst aus dem schönfärbenden Bericht des überlebenden Mr. Whymper erkennt — gemahnt jeden Bergführer noch heute an höchste Vorsicht. „Der Ungeschickte, der wie ein Betrüger in eine Gesellschaft gewiegter Gänger sich einschmuggelt, gefährdet aufs Leichtfertigste, Gewissenloseste die ganze" — mit dem Seil zu Gedeih und Verderb zusammengebundene — „Gesellschaft." So schließt Weilenmann sein Urtheil ab.

Wenn Weilenmann einerseits in der oben zitirten kräftigen Weise die Unfähigen abmahnt, sich an die höchsten Proben der Kraft, Ausdauer und Sicherheit zu wagen, die der geübte Bergsteiger sich stellen kann, so vermag er dagegen andererseits wie kaum ein Anderer die Seele des Muthigen und Tüchtigen mit dem wagenden Entschluß des Vollbringens zu erfüllen. Es ist eine berechtigte Eigenthümlichkeit des Schweizer Charakters, überall nur das Wirkliche zu sehen. Keine Uebertreibung kommt dem Schweizer von Schrot und Korn über die Lippen. Die Schrecknisse, mit welchen oft frühere Besteiger hoher Alpenspitzen, nicht selten auch bedenkliche Führer, den Berg und ihre Fahrt phantastisch umwoben, löst Weilenmann wo er nur kann, mit besonderem Behagen in ihr Nichts auf. Immer weist er mit Nachdruck darauf hin, wie viele früher für unüberwindlich gehaltene Gipfel nun in Mode gekommen sind und selbst von Damen erreicht werden. Aber darum ist seine Darstellung doch nichts weniger als blasirt. Bei jeder neuen Besteigung die volle Begeisterung des ewig jugendfrischen Gemüthes, mit den steigenden Jahren sogar eine immer innigere Versenkung in den Hochgenuß, den die erreichte Spitze bietet, ein immer wehmüthigeres Zaudern in dem schmerzlichen Augenblick, wo der alternde Mann sich losreißen muß von der hehren Zinne über der Welt, vielleicht zum letzten Mal in seinem Leben ausschauend von dort oben, um wieder hinabzusteigen in die gemeine Tiefe.

Die Kraft der Schilderung, die Vielseitigkeit der Beobachtung der ganzen Szenerie, welche ein solcher königlicher Fernblick bietet, wird man bei wenig anderen Schriftstellern in gleichem Maße finden. Unebenheiten der Sprache, die aus Gewohnheiten des heimathlichen Dialektes stammen, eine seltsame Häufung der Partizipalformen, zu Allem was gesagt werden soll zur Hand, wie auch bei dem Züricher Gottfried Keller, dann Worte, an deren spezifischen Sinn oder Mißbrauch man sich erst heranlesen muß — so das Wort „einsmals" für plötzlich, das sehr häufig wiederkehrt — thun der ergreifenden Wahrheit und Größe der Schilderung wenig Eintrag. Es ist schwer, besonders mächtige Stellen herauszuholen aus so vielen gleich anziehenden. Zitiren wir

beispielsweise die Schilderung von der Aussicht, die Weilenmann auf dem Bietschhorn (3953 M.) genoß.

„Gelungener hätte geradezu die Fahrt nicht ausfallen können. Die Luft war still, die Temperatur mild, der Himmel von vollendeter Klarheit. Die Isolirtheit, die günstige Lage des Bietschhorns — in Mitte zwischen Berner- und Walliseralpen — seine rasche Abtiefung, nicht bloß nach öden, unwirthlichen Hochthälern, sondern nach dem farbenwarmen, reichbewohnten Tiefland, das nicht erdrückt wird vom Gebirge und ausgeschlossen von der Rundschau, sondern harmonisch sich verflicht mit dem endlos ragenden Zackenheer, mit den blinkenden Firnbreiten — Alles das bedingt einen Ausblick von seltener Erhabenheit und wohlthuendstem Gesammteffekt, wie er vielleicht ohne Gleichen in den Alpen. Klar liegt vor uns die ganze Bernerkette — ihr östliches weites Hauptkomplex nur zu gedrängt, nicht im Stande zur Geltung zu kommen. Ganz entfaltet tritt nur das Aletschhorn uns entgegen, seinen Rivalen, das Finsteraarhorn, wie neidisch verdeckend bis auf seinen schmalen, nördlichen Saum. Um so vollendeter in ihrer Entfaltung — ein Anblick von wunderbarer Pracht — sieht man von den Höhen des Gotthard bis zum Mont Blanc die Walliserkette prangen, jede ihrer Gruppen von der andern getrennt, gedrungen, in imponirender Selbständigkeit auftretend — nicht das unschöne Gewirre, das sie bietet, von manchen ihrer eigenen Höhen aus gesehen. An Schönheit unübertroffen steht das Weißhorn da, während das Matterhorn hinter ihm Versteckens spielt. Bis Martigny liegt das Rhonethal weit erschlossen zu Füßen, alle seine Einzelheiten scharf hervortretend in der grellen Mittagsbeleuchtung. Nur hinter der Bernerkette, über dem nördlichen Tiefland sieht man Wolken schweben."

Der Blick vom Matterhorn, als Weilenmann zum dritten Mal, das erste Mal erfolgreich, am 6. August 1873, in Gesellschaft eines Verwandten des kläglichen Lyoners vom Vorjahr„ dem hohen Gebirgsaltar zupilgerte", wird also beschrieben: „Unsagbar schön prangt in den Gluthen der Abendsonne die Monterosa-Gruppe. Wie neidisch auf das Prangen, wirft breit das Matterhorn seinen blauvioletten Schatten über die purpurgetränkten Firnhänge. Zerklüftete, glatte, sanftwellige Partien wechseln mannigfach an ihnen, schimmern in zauberischen Schatten- und Lichtreflexen. Von Gold in Rosa, dann in Violet, und wie frostig das Zwielicht zu grauen beginnt, in kaltes Azur hat sich der Himmel abgestuft. Ein wunderbares phosphoreszirendes Leuchten liegt auf den Schneegeländen des Monterosa und Breithorns . . . . dann steigt die Mondnacht herauf, zu neuem Glanze das Bild erweckend, es umwebend mit ihrem ergeistigenden Zauber. Bewunderung, Entzücken hielten stumm uns gebannt, während die Szene dieser Wandelungen unterging. Da plötzlich leidet es meinen Ge-

fährten nicht länger zu schweigen, sein Herz thut sich auf und mit wohlklingendem Tenor-Bariton, mit Innigkeit und Verve singt er — was glaubt wohl der Leser? . . . er kennt das Lied, würde aber, da er es von einem Franzosen nicht erwartete, nimmer darauf kommen — das einst vielgehörte: „Wenn die Schwalben heimwärts ziehn" — zwar nicht mit deutschen Worten, sondern frei übertragen. Staunen, sympathisches Drängen übernehmen mich. Mitzusingen ist der erste Impuls. Aber ein mehrstündiger Aufenthalt in Unter-Null-Temperatur ist nicht das Mittel, ein verrostetes Stimmorgan geschmeidiger zu machen, Unvermögen gebietet mir Schweigen. Mitten in der Nacht werden wir jählings durch haarsträubendes Krachen und Donnern aufgeschreckt. Eine Steinlavine ist's, unfern der Hütte hinabrasend. Als ob in seinen Grundvesten erschüttert, erbebte unter der stürzenden Masse der Berg. Nur annähernd Aehnliches habe ich während der beiden ersten Ersteigungen nicht erlebt."

Endlich mag hier als Gegenbild dieser glücklichen Erfolge die Schilderung einer mißglückten Besteigung der Dent blanche, der Nachbarin des Matterhorns Platz finden: In Schnee und jähem Klippenhang ragt vor uns der erste Gipfel der nördlich sich wendenden Partie der Waldfluh oder der Südkante der Dent blanche. Langsam, mühevoll klimmen wir daran empor . . . da bricht in seiner ganzen Wuth das Gewitter über uns aus. Mitten drinn, in einer Höhe von 11,000 Fuß, sind wir schutzlos demselben preisgegeben! Blitz und Donner, Schlag auf Schlag! — Der Blitz seltsam schwirrend, schmetternd, prasselnd, der Donner jäh und trocken, mäßig stark: ein Schlag — ohne Rollen, ohne Wiederhall und daher um so unheimlicher. Die schwer mit Eisen beschlagenen Pickelstöcke Herrn Javelle's und der Führer geben den bekannten ominösen Laut von sich. Mein nur mit Spitze und Zwinge versehener Stock sagt nichts. Von Grauen ergriffen sucht Jeder die Fassung zu gewinnen auf eine jeden Moment zu gewärtigende Katastrophe. — Mir schwebt vor Augen das Schicksal des Ingenieurs Buchwalder und seines Bedienten auf dem Säntis. — Glücklich schätzen wir uns, endlich den Bivouakplatz erreicht zu haben. Er ist etwas geebnet, aber vollkommen schutzlos. Derselbe ist's nicht, wo Gillioz bei einer gelungenen und Pollinger bei einer mißlungenen Dent Blanche-Fahrt einmal die Nacht verbracht haben. Der liegt etwas mehr nördlich. Die Pickel entfernt! heißt's zuerst. Herr Javelle, die Gefahr eher erkennend, hat den seinen schon weiter unten liegen lassen. Der Berichterstatter darf nicht verschweigen, daß, während die Führer, dem Unwetter trotzend, rasch an's Aufschlagen des Zeltes gingen, die beiden Touristen — nur darauf bedacht ihre Haut in Sicherheit zu bringen — schleunigst jeder etwas höher im Geklippe in ein Loch sich verkrochen. „Venez ici, Mr. W., il y a de la place pour deux! — Venez donc!" klang von oben herab wohlthuend meines Ge-

fährten Stimme durch den Sturm. Ich muckste mich aber nicht in meinem Schlupfwinkel — bot er mir doch Schutz vor dem ersten Anprall des Windes und dem Schneegestöber, das um uns wirbelte. Mit großer Befriedigung, voll unendlichen Behagens fanden wir uns hierauf im Zelt zusammen, das gut verschlossen, vom Winde nichts spüren ließ und milde Temperatur bot. Warmer Grog oder Thee, nach denen wir uns längst gesehnt, hätten uns vollends in den siebenten Himmel gehoben. Draußen aber tobten Sturm und Schneegestöber, daß an Feueranmachen nicht zu denken. Einen Spiritusapparat, um im Zelt zu kochen, hatten wir leider nicht. Herr Javelle hat wohlweislich den seinen in Zermatt gelassen. Kalte Küche von Wein befeuchtet und von einer duftenden Extramuros gekrönt war unser Mahl. Nachdem wir uns mit Allem affüblirt, was wir bei uns hatten, und die Schuhe ausgezogen, kauerten wir uns zusammen — die Touristen in der Mitte — und gewärtigten in apathischer Regungslosigkeit, schweigend, dumpfbrütend, was die Nacht uns bringen würde. Gnadenvoll ist das Gewitter an uns vorübergegangen, der Sturm aber nimmt zu an Heftigkeit mit einbrechendem Dunkel. Schlaf kam nicht über uns. Den Oberleib hatte man warm, die Füße waren eiskalt. Mit dem Kopf die Zeltwand berührend, spürte man, wie draußen schon der Schnee sich angehäuft — er schmolz von dessen Wärme. Der Boden war nur oberflächlich geebnet. Wie ich mich drehen und winden mochte, mir drangen einige Protuberanzen durch den Zeltboden so schneidend in Hüften und Rücken, daß das allein genügt hätte, mich wach zu halten. Mitten in der Nacht schreckte uns ein einziger jäher Donnerschlag auf. In Intervallen heftige Windstöße. Wenn fernes wachsendes Tosen ihr Nahen verkündete, wenn heulend durch die Klippen die Windsbraut strich und plötzlich das Zelt ergriff — daran rüttelnd, als müßte es zu Fetzen gerissen oder mit seinem Inhalt in die Lüfte gehoben werden — dann, beständig auf dem qui vive, schossen die Viere auf, als ob von elektrischem Schlag gerührt, um das Zelt zu packen und aufrecht zu erhalten. In einem solchen Moment ging eine der vier Zeltstangen — zum Glück jene der nordöstlichen Ecke, welche nicht den ersten Anprall auszuhalten hatte — in der Mitte auseinander, d. h. zum Theil aus dem eisernen Schafte, der die beiden Hälften, aus der sie besteht, zusammen hält. Sie hatte jetzt nur noch den schwachen Halt, den die sie umgebende Stoffhülle ihr gab. Nie sicher, was der nächste Moment bringen würde, waren wir stets aufs Schlimmste gefaßt. Doch sei es, daß allmälig der Sturm an Kraft abnahm, daß Stumpfsinn, den nichts mehr anficht, unserer sich bemächtigt, oder daß wir Zutrauen in des Zeltes Tüchtigkeit gewonnen — das wir anfangs als Joujou anzusehen geneigt waren, während es jetzt sich glänzend bewährt: Wir lassen's draußen toben wie's mag und mucksen uns nicht. Die

Stimmung ist derart, daß keiner ein Wort über die Lippen bringt. So liegen wir noch, nachdem längst das ersehnte Morgengrau und heller Tag angebrochen — bis endlich etwas wie Sonnenschimmer matt das Zelt erhellt und unsere erstarrten Lebensgeister wieder aufleben macht. Rüttelte man am Zelt, so hörte man draußen thauendes Eis davon herabgleiten. Gillioz, dem Ausgang zunächst, wagt zuerst die Nase hinauszustecken und vollends hinauszukriechen. Auf seinen Ruf: es schneie nicht mehr, die Sonne mache Miene durchzubrechen — verlassen steif und starr auch die Andern ihr Lager. Um uns her ein mißfarbenes Chaos wirrewogender Nebel, verschwommener Schneeflächen, finster unter Schneefestons hervorblickender Klippen — ein Bild desolaten Winters! Wenigstens fußtief liegt der über Nacht gefallene Schnee, wo ihn der Wind nicht weggefegt hat. Das Zelt ist über und über mit einer halbzolldicken Eis- und Reifkruste bedeckt, die an der östlichen Endseite der schwache Sonnenschimmer abzulösen beginnt."

Ein ganz besonderer Reiz des vorliegenden Buches sind endlich die volkspsychologischen, kulturhistorischen und sozialen Beobachtungen, die der Verfasser über die Bewohner der von ihm bereisten Alpenländer und ganze Klassen ihrer Bewohner, immer in reinlichen individuellen Charakterbildern mittheilt. Der erste, der uns menschlich näher tritt, ist ein Hirt aus dem Thale des Hinterrheins beim Dörfchen Kanal. Weilenmann hat eben das Fanellahorn bestiegen.

„In's Schauen des magisch beleuchteten, ganz träumerisch unter mir liegenden Fanella-Thales vertieft, schien mir plötzlich, als hätte ich einen diesen Höhen fremden Laut vernommen. Ich horche und höre deutlich ein gedämpftes „Juhuhu!" aus der Tiefe dringen. Den Jauchzer erwidernd und mit dem Blick in der Richtung suchend, sehe ich mit Staunen einen kleinen schwarzen Punkt über die soeben von mir überschrittene Firnterrasse hinan sich bewegen und erkenne durch's Fernrohr den Hirten der Kanalalp, rüstig meinem Gipfel zuschreitend, voran sein weißes Hündchen, bellend und springend. Man denke sich meine Freude! . . . Denn so lachend der Himmel, so offen der Charakter der Gegend, es hat doch immer was Drückendes, in solcher Höhe sich allein zu finden, namentlich wenn man einen Gletschermarsch vor sich hat, über dessen Ausgang man so sehr im Ungewissen ist. Was ihn nur da hinauf führen mag? . . . Ich habe doch nichts vergessen? . . . Bei dem ehrlichen Manne wäre es gut genug aufgehoben gewesen. Jetzt verschwindet er eine Weile am Fuße des Gipfels . . . ., jetzt erscheint er wieder und ist mir endlich Auge zu Auge, treuherzig mich grüßend und die Hand mir schüttelnd. Den Sonntag Morgen näher dem Himmel zu feiern, der Wunder der Schöpfung sich zu freuen, an ihnen sich zu erbauen . . . ., dann auch das Verlangen, mich noch einmal zu sehen, ist's, was ihn heraufgebracht. Der Mann wird größer in

meinen Augen, wie ich ihn so reden höre. Wie manchen Städter er beschämt — dachte ich —, der sich nur an den Wundern erbauen will, die aus altersgrauer Zeit stammend ihm zu dieser Stunde innert vier öden Mauern durch den todten Buchstaben und das Wort des Priesters vermittelt werden, der aber blind, der taub ist für die Wunder, die bei jedem Tritt in's Freie, im Geringsten, was aus des Schöpfers Hand hervorgegangen, unvermittelt dem offenen Ohre vernehmbar werden!"

Ganz anders wirken dagegen einige Führergestalten, die Weilenmann bei seinen Fahrten über das Gepaatschjoch und im Oetzthal kennen lernte. Zuerst die Gebrüder Johannes und Jakob Auer auf dem Riesenhof bei Gepaatsch, nebenbei behäbige Bauern. Der eine schildert, seit er Weib und Kind hat, jede Gletscherwanderung als einen Todesgang, der andere ein kühner Gemswilderer, nimmt die Büchse mit, wo ein Haltseil viel nützlicher wäre. Dann aus den Rofenhöfen im Oetzthal die prachtvolle Schilderung einer Bauernaristokratie an der Grenze des ewigen Schnees, mit Gotthelfs und Immermanns Charakter-Bildern gleichwerthig. Stolz und vornehm sind sie die Mitglieder der hochangesehenen Familie Klotz von den Rofenhöfen. Das hindert aber nicht, daß Nikodemus Klotz der tüchtigste Führer der Gegend, sich ohne Zustimmung seines biedern Weibes nie einen Schritt zum Hause herauswagt. Und sie hat bei jeder Versuchung der Art immer den unheilvoll geschwungenen Rührlöffel mit den Worten zur Hand: „Daß Di nu vo koam net verfiahra lassescht." Der „Platterbua", ein dickbäuchiger, renommistischer, trunksüchtiger Führer, den Weilenmann wiederholt benutzen muß, ist ein böser Ersatz für den doch bergsichern starkknochigen Pantoffelhelden Nikodemus. Viel später begegnen wir auch in der Schweiz einem Pendant Platers, einem aufgedunsenen Burschen, der als Träger neben dem Führer Pollinger auf das Weißhorn mitgeht, ruhmredig und vermeintlich wegesicher wie Plater, aber besonders komisch durch seine stark ultramontanen Allüren. Wie rein und schön heben sich solchen Figuren gegenüber die herben, einsilbigen und doch in jedem Worte wirklich führenden Männer wie P. Knubel und P. Siegen (Aletschhorn) ab, von denen der letztere eine Ader besitzt, die dem Schweizer sonst fast ganz abgeht, die des Histrionen. Oben auf dem Lötschenpaß trägt er, der schlichte Führer, den erstaunten Zöglingen eines Lausanner Pensionats, das er auf die Höhe geführt, ganze Stücke aus Schillers Tell vor! Wenn wir schließlich noch darauf hinweisen, daß das Wirken der Mädchen und Frauen des Hochgebirges in gleicher Mannigfaltigkeit und Naturtreue geschildert ist, so glauben wir einige der Hauptvorzüge eines Buches berührt zu haben, welches jedem Leser lebhafte Befriedigung gewähren wird.

Vom preußischen Landtage.

Berlin, 11. November.

Es ist keine angenehme Aufgabe, immer wieder dasselbe schreiben zu müssen, am wenigsten, wenn es Unerfreuliches ist. Abermals galt die hauptsächlichste Debatte des Abgeordnetenhauses in der abgelaufenen Woche der Frage der Verwaltungsreform. Herbeigeführt war die Verhandlung durch einen Antrag der Centrumspartei, nach welchem die Regierung zur Vorlegung einer Landgemeindeordnung, sowie einer Kreis- und Provinzialordnung für Rheinland und Westphalen aufgefordert werden sollte. Das Ergebniß war vorher zu sehen: der Antrag wurde mit großer Majorität angenommen. Ausschlaggebend war dabei die Haltung der Nationalliberalen. Im Lager der gouvernementalen Heißsporne fehlt es für dieselbe nicht an den Vorwürfen der Inkonsequenz. Man sagt: wenn die Nationalliberalen neulich den Ultramontanen die Unterstützung für den Antrag eines Ministerverantwortlichkeitsgesetzes versagten, wenn sie zugleich das Zusammengehen der Fortschrittspartei mit dem Centrum scharf kritisirten, wie konnten sie jetzt die vom Centrum ausgegebene Parole zu der ihrigen machen? Dabei wird nur übersehen, daß es sich bei jenem Antrage betreffend die Ministerverantwortlichkeit lediglich um ein willkürlich ersonnenes, aus der augenblicklichen Situation in keiner Weise zu rechtfertigendes Oppositionsmanöver handelte, während die Forderung der Ausdehnung der Verwaltungsreform aus der unsere innere Lage vorwiegend beherrschenden Frage unmittelbar hervorgeht und von der nationalliberalen Partei in den letzten Sessionen stets mit Nachdruck erhoben worden ist. Der bloße Umstand, daß jetzt das Centrum sich sofort nach der Eröffnung der Session der Angelegenheit bemächtigt hatte, konnte die Nationalliberalen unmöglich abhalten, ihren Standpunkt aufs Neue unumwunden zu bekennen. Die Antwort der Regierung war im Grunde dieselbe wie immer: Die Nothwendigkeit der Ausdehnung der Verwaltungsreform auf die ganze Monarchie — natürlich unter Berücksichtigung der eigenthümlichen Verhältnisse der einzelnen Provinzen — ist selbstverständlich; den Zeitpunkt der Ausführung aber zu bestimmen, behält sich die Regierung vor. Immerhin ließ sich aus den Worten Friedenthals ziemlich gewiß der Fortschritt konstatiren, daß die Ausarbeitung eines betreffenden Gesetzentwurfs nunmehr beschlossene Sache ist. Welcher Art indeß die Kautelen sein werden, die der rheinisch-westphälischen Kreis- und Provinzialordnung gegen die Möglichkeit eines Mißbrauchs im Interesse der ultramontanen Agitation eingefügt werden sollen, ist noch ganz unbestimmt.

Von Interesse war, daß die Konservativen zum ersten Male mit dem

unverhüllten Verlangen nach einer Revision der neuen Kreis- und Provinzialordnung in den östlichen Provinzen hervortraten. Daß in einem so umfassenden Reformwerke Fehler gemacht werden, liegt in der Natur der Sache, und mehr noch in dem Antagonismus zwischen Ageordnetenhaus und Herrenhaus. Man weiß ja, daß der Behördenpleonasmus, über welchen jetzt so allgemeine Klage geführt wird, wesentlich dem Herrenhause zu verdanken ist. Ohne Zweifel ist es durchaus in der Ordnung, Mängel, welche sich in der Praxis herausgestellt haben, in den für die übrigen Provinzen auszuarbeitenden Gesetzentwürfen zu vermeiden; doch würde nichts im Wege stehen, solche Mängel, vorausgesetzt, daß sie unbestritten sind, genau formulirt werden können und im Interesse des allgemeinen Besten eine unverweilte Beseitigung erheischen, durch eine Novelle aus der Selbstverwaltungsgesetzgebung der östlichen Provinzen hinauszuschaffen. Aber diese ganze Gesetzgebung, nachdem sie kaum ins Leben getreten, einer schrankenlosen „Revision" preiszugeben, würde denn doch gar wenig einer planmäßig operirenden Staatskunst entsprechen und sollte jedenfalls nicht von denjenigen verlangt werden, welche gegen unsere Zeit den Vorwurf ununterbrochener Gesetzmacherei erheben. Vergesse man doch nicht, welch' großen Antheil an den Klagen über die neue Gesetzgebung allein das Ungemach hat, welches jedes Sicheinleben in ungewohnte Verhältnisse mit sich bringt. Solange dieser unvermeidliche Uebergangszustand andauert, kann ein unbefangenes Urtheil über den Werth des Geschaffenen gar nicht erwartet werden.

Uebrigens nahmen alle Parteien aus dem Ausdehnungsantrage des Centrums Veranlassung, ihre Stellung zu der Fortführung der Verwaltungsreform nochmals zu präzisiren. Neues ist aus den betreffenden Erklärungen nicht beizubringen. Immerhin war wenigstens diejenige von Seiten der nationalliberalen Partei unerläßlich. Die halbamtliche „Provinzialkorrespondenz" hatte sich den Ausgang der „Urlaubsdebatte" so zurechtgelegt, daß es scheinen mußte, als hätte sich die nationalliberale Fraktion ganz auf die Seite der Regierung gestellt. Thatsächlich war dies keineswegs der Fall. Die Partei hatte es einerseits abgelehnt, sich an einem Mißtrauensvotum zu betheiligen, andererseits aber der Regierung über ihren von den Friedenthalschen Aeußerungen über den Umfang des noch auszuführenden Reformwerks abweichenden Standpunkt keinen Zweifel gelassen und von einer befriedigenden Verständigung über diese Differenz ihre fernere Unterstützung abhängig gemacht. Bis zum Erscheinen des von dem Minister verheißenen und für die gegenwärtige Session noch bestimmt erwarteten Planes über Fortführung und Abschluß der Verwaltungsreform bleibt also die Entscheidung über das künftige Verhältniß zwischen der nationalliberalen Partei und der Regierung in der Schwebe. In dieser Weise hat Lasker die Situation nochmals ausdrücklich gekennzeichnet.

Die am Beginn der Woche eröffnete Specialberathung des Budgets konzentrirte sich hauptsächlich auf den Etat des Ministeriums des Innern. Abgesehen von den Nachklängen der über den gegenwärtigen Zustand dieses Ministeriums bereits geführten Debatten glichen die Verhandlungen aufs Haar denjenigen der Vorjahre; meistens waren es unfruchtbare Nergeleien von fortschrittlicher und entrüstungsvolle Beschwerden von ultramontaner Seite. Eine ihres sachlichen Inhaltes und ihrer eminenten Zeitgemäßheit wegen recht erquickliche Episode war eine von Miquel angeregte Diskussion über die Frage, wie dem erschreckenden Ueberhandnehmen der Branntweinschänken entgegenzuwirken sei. Die Meinungen gingen wohl überwiegend dahin, daß wirksam nur durch eine die Koncessionspflichtigkeit auch für Gastwirthschaften wieder einführende Novelle zur Reichsgewerbeordnung geholfen werden könne.

Die beiden bedeutendsten der bis jetzt vorgelegten Gesetzentwürfe, die Anleihe zu Bauzwecken und die Wegeordnung, sind einstweilen Gegenstand der Kommissionsberathung. Die einzelnen Positionen des Anleiheentwurfs werden in das Extraordinarium des Etats herübergenommen und dort — selbstverständlich nur mit der für das Verwaltungsjahr 1878/79 berechneten Rate — zur Entscheidung gestellt. Damit ist dem bekannten konstitutionellen Bedenken begegnet, keineswegs aber bedeutet dies ein thatsächliches Scheitern der ganzen Anleihe. In der Wegeordnungskommission ist man aufrichtig bemüht, das für die östlichen Provinzen so dringend nöthige Gesetz zu Stande zu bringen, ohne der künftigen Landgemeindeordnung zu präjudiciren. Die Hoffnung auf ein glückliches Gelingen erscheint nicht unberechtigt. *x. e.*

Literatur.

Die deutsche Sozialdemokratie. Ihre Geschichte und Lehre. Eine historisch-kritische Darstellung von Franz Mehring. Bremen. Verlag von A. Schünemann, 1877.

Bereits früher (Grenzboten, II. Quartal 1877) ist dieser Schrift bei ihrem ersten Erscheinen gedacht, sind längere Auszüge daraus dem Leser mitgetheilt worden. Sie war in geringerem Umfange, als sie jetzt vorliegt, zu Anfang d. h. wenige Tage vor den Reichstagswahlen, unter dem Titel „zur Geschichte der deutschen Sozialdemokratie" herausgekommen. Die Resultate, welche die deutsche Sozialdemokratie bei den Reichstagswahlen zu verzeichnen hatte, ließen eine Schrift ganz besonders willkommen erscheinen, welche in denkbar objektivster Weise das Treiben und Wachsthum der deutschen Sozialisten und Kommunisten

im letzten Jahrzehnt darlegte. Mitte Februar war die Broschüre bereits vergriffen. Der Verfasser glaubte den Dank für diesen Erfolg am besten dadurch abzustatten, daß er das von ihm behandelte Thema von neuem aufnahm und, soweit dies überhaupt möglich ist, einer erschöpfenden Behandlung unterzog. So wurde aus der Broschüre ein Buch. Sein Erscheinen bietet uns den willkommenen Anlaß, darauf zurückzukommen.

Hier wie dort finden wir als Hauptbestreben Klarheit und Kürze. Beides ist hier vielleicht schwieriger zu erreichen, als bei irgend einem andern historischen Stoffe. Klarheit, weil sehr wenige der sozialistischen Führer diese schätzenswerthe Eigenschaft selbst besitzen und die übrigen viele Jahre lang absichtlich ihre letzten Hintergedanken verschleierten und dadurch dem Erforscher ihrer Plane und Wege seine Aufgabe keineswegs erleichterten. Kürze aber der Darstellung ist bei dem Berg von Makulatur, den die deutsche Sozialdemokratie auf ihren Wühlgängen aufgeworfen, vielleicht noch schwieriger zu ermöglichen, als Klarheit. Klarheit und Kürze hat Mehring gleichwohl erreicht. Er hat den Berg von Makulatur unverdrossen durchsucht und bei Seite geschaufelt und darunter deutlich und frisch die Spuren der Sozialdemokratie selbst nachgewiesen. Die Charaktere und Gedanken, welche die sozialistische Bewegung bisher trugen, sind bis jetzt in Deutschland noch nicht mit solcher Gründlichkeit und Klarheit gezeichnet worden, als in dieser Schrift. Unseres Erachtens eher noch mit einer kleinen Zuneigung des Verfassers zur Schönfärberei zu Gunsten der sozialistischen Häuptlinge, der ethischen Berechtigung einer Anzahl von sozialistischen Forderungen, als nach dem Gegentheil. Es läßt sich daher kaum ein deutlicheres Zeugniß finden für die grenzenlose Intoleranz und Anmaßung der sozialistischen Preßleitung, als die Thatsache, daß selten ein Schriftsteller mit solch einer Fluth von Schmähungen und Verläumdungen aus dem sozialistischen Lager übergossen worden ist, als Franz Mehring. Ihm, wie jedem andern, der dem giftigen Gewürm gelegentlich einmal zu begegnen berufen ist, sicherlich der deutlichste Fingerzeig, daß er sich auf dem richtigen Wege befindet.

Auf der einen Seite ist dem Verfasser die volle Erkenntniß der Thatsache, daß der Sozialismus, wie er heute in Deutschland geartet ist, d. h. der crasseste und vaterlandsloseste Kommunismus, der denkbar ist, und der Gedanke des modernen Staates, sich scheiden wie Feuer und Wasser, schwieriger geworden als manchem Andern. Denn der Verfasser hat einst mit schwärmerischem Auge zu der imponirenden Gestalt Lasalle's emporgeblickt, die Schicksale der Sozialdemokratie mit lebhaftem Interesse verfolgt. Damals schob er die größere Hälfte der Schuld an der Verwilderung der Geister auf die stupide und ungerechte Taktik vieler Gegner der Sozialdemokratie. In dieser Richtung hat

sich auch das erste publicistische Auftreten des Verfassers bewegt. Er ist mehrfach für die sozialistische Partei eingetreten, gegen die polizeilichen Verfolgungen, die sie trafen, gegen die flachen und schroffen Urtheile, welche ihr auch den letzten fruchtbaren Keim bestritten. Auf diesen Ausgang der politisch-sozialen Entwickelung des Verfassers ist es zurückzuführen, daß derselbe gewisse Gestalten der sozialistischen Geschichte, gewisse Prinzipien derselben, noch heute mit einer Milde und sanften Zuneigung behandelt, welche wir unversöhnlichen Hasser der Sozialdemokratie seit ihrem Anbeginn nicht zu theilen vermögen.

Aber andrerseits ist die wachsende Klarheit über den eigenen Irrthum, die Erkenntniß der unumstößlichen Thatsache, daß mit dem Siege der kommunistisch-internationalen Partei Marx-Bebel-Liebknecht über die aus nationalem Boden herausgewachsene Partei Lasalle-Schweizer der deutsche Sozialismus sich dem modernen Staats- und Kulturleben schlechthin feindlich gegenüberstellte, dem Verfasser zugleich die beste Führerin gewesen durch das Dunkel von Schleichwegen, das seine Feder nun so deutlich ans Licht gebracht hat. Kein Schriftsteller noch hat so klar wie er gezeigt, wie wenig Lasalle in seiner glänzenden, aber kurzen Laufbahn als sozialistischer Agitator an positiven Erfolgen erreicht, wie fest und kraftvoll dagegen der viel verlachte Schweizer die Erbschaft Lasalles angetreten, wie er lange mit größtem Erfolg den Versuchen Bebel-Liebknechts, die Arbeitermassen an sich zu reißen, widerstanden, wie dann, als er seiner Führerschaft überdrüssig, die kleinen Geister, die er an seiner Stelle hinterlassen, sammt ihrem Anhang rasch eine Beute der rothen Internationalen wurden, wie Liebknecht, und insonderheit Bebel unter Liebknechts Einfluß, allmählig immer entschiedener dem kommunistischen Ideal entgegenstreben, wie die Führer alle, die in diesen vierzehn Jahren genannt werden, für sich und in ihrem Zusammen- oder Entgegenwirken sich gehaben.

Das etwa ist der Inhalt des historischen Theils des kleinen verdienstvollen Buchs. Im kritisch-dogmatischen Theile werden mit derselben Klarheit die sozialistischen Theorien, welche zuerst durch Lasalle wieder agitatorische Gestalt gewannen, bis auf die jüngsten Tage verfolgt und kritisirt. Lasalles Geschichtsphilosophie, seine absurde Theorie vom ehernen Lohngesetz, seine seltsame Therapie der sozialen Krankheitserscheinungen, das Verlangen nach Produktivassoziationen mit Staatskredit, treten leibhaftig vor uns auf. Seinen Ideen gegenüber, die sobald der immerhin genialen Vertretung ihres Schöpfers entrathen mußten, werden dann die Statuten der Internationalen und nach diesen die verschiedenen Programme vorgeführt und beleuchtet, welche die Partei Bebel-Liebknecht bisher zu Tage gefördert hat — nur der Kongreß von Gent fehlt in diesem duftigen Kranze — das Chemnitzer, das Eisenacher, das Gothaer Programm. Sein Urtheil über die sozialistischen Theorien schließt der Verfasser

ab in zwei Abhandlungen über die sozialistische Produktionsweise und den sozialistischen Zukunftsstaat. Alles in Allem ein höchst interessantes, höchst lesenswerthes Buch, das auch in der Form gut und fesselnd geschrieben ist.

Stätten der Erinnerung an die Königin Luise im Rahmen mündlicher Ueberlieferungen aufgezeichnet von Kaspar Scheuren und Elise Polko. Düsseldorf L. Baumann und Co., 1878.

Ein sogenanntes Prachtwerk, das diesen Namen in gutem Sinne verdient. Die Arbeitstheilung zwischen der Schriftstellerin und dem bildenden Künstler ist natürlich in der Weise getroffen, daß Elise Polko die mündlichen Ueberlieferungen — nicht allzu viel Neues — aus dem Leben der großen Königin in ansprechender und oft tief ergreifender Weise wiedergibt, der berühmte Maler dagegen die Stätten der Erinnerung in naturtreuen und doch mit der ganzen Zartheit seiner Farbengebung idealisirten Bildern, die in ausgezeichneten Farbendrucken vorliegen, darstellt. So einigt sich Feder und Stift, um uns in Wort und Bild anregend zu schildern: das Prinzenhaus zu Hannover, wo Luise geboren wurde; Schloß Broich, wo sie ihre Kindheit verlebte; Schloß Petershagen, wo sie bis zu ihrer Vermählung lebte; Paretz, wo sie Mutter wurde; Pyrmont, wo die trüben Tage des Niederganges des Staates Friedrichs des Großen verlebt wurden; Königsberg, da die trübsten Stunden ihres Lebens verrannen; Hohenzieritz endlich, wo sie heimging. Unser Kaiser hat die Widmung des patriotischen Werkes angenommen. Besser kann nicht ausgedrückt werden, daß es über das Gewöhnliche bedeutend hervorragt.

Meyers Handlexikon. Leipzig, Bibliographisches Institut, 1877.

In 24 Lieferungen zu 50 Pf. erscheint jetzt in zweiter Auflage das bekannte zweibändige Handbuch des Meyer'schen Verlags, welches bei seinem ersten Erscheinen vor sechs Jahren mit Recht Sensation machte, durch seine praktische Anlage und Gediegenheit. Die neue Ausgabe soll von 111 auf 130 Bogen anwachsen, 6426 neue Artikel einfügen, im Ganzen 41,122 selbständige Artikel bieten, die Karten und Bildertafeln von 42 auf 65 Blätter vermehren, vor Allem aber ein Inhaltsverzeichniß beifügen, welches außer den Stichworten der selbständigen Artikel noch etwa 20,000 Nachweise bietet, also circa 60,000 Stichworte enthält. Mehr kann man für zwölf Mark eigentlich nicht gut verlangen. Die deutsche Industrie arbeitet im vorliegenden Falle aber auch nicht „billig und schlecht", sondern billig und gut, wie jeder anerkennen wird, der die bisher erschienenen Lieferungen einer aufmerksamen Prüfung unterzieht.

Verantwortlicher Redakteur: **Dr. Hans Blum** in Leipzig.
Verlag von **F. L. Herbig** in Leipzig. — Druck von **Hüthel & Herrmann** in Leipzig.

Kurfürst Friedrich I. von Brandenburg und die kirchliche Bewegung seiner Zeit.

I.

Der spätere Kurfürst von Brandenburg Friedrich I. ist im Jahre 1372 geboren als zweiter Sohn des Burggrafen von Nürnberg Friedrich V. aus dem Hause der Hohenzollern. Friedrich V., der Vater des spätern Kurfürsten Friedrich I., besaß als Burggraf von Nürnberg eine Anzahl Herrschaften in der Umgebung Nürnbergs, welche etwa den Umfang der spätern Herzogthümer Anspach und Baireuth hatten. Er hinterließ zwei Söhne, einen ältern, Johann, der mit einer Tochter der Kaisers Karl IV. verheirathet war, und einen jüngern, Friedrich, eben den spätern Kurfürsten von Brandenburg. Beide Söhne theilten im Jahre 1392 nach dem Tode ihres Vaters dessen Besitzungen. Der jüngere Sohn Friedrich, als Burggraf Friedrich VI., heirathete eine Bairische Prinzessin, Elisabeth, genannt die schöne Else, von der er sechs Kinder, darunter drei Söhne hatte. Da in der Ehe Johann's, des ältern Bruders von Friedrich, blos Töchter geboren wurden, erbte Friedrich später nach dem Tode Johann's im Jahre 1420 auch dessen Besitzungen. Was die Persönlichkeit und den Charakter des Burggrafen Friedrich betrifft, so wird er als ein Mann von hervorragender Schönheit des Körpers geschildert. Er hatte mehr Kenntnisse als damals wohl die meisten deutschen Fürsten hatten. Die Dichtungen Petrarcas, die er außerordentlich liebte, und historische Bücher pflegte er selbst auf Reisen und Feldzügen stets mit sich zu führen. Seine fürstliche Würde betrachtete er als ein ihm von Gott verliehenes Amt, das er zum Besten seiner Unterthanen zu verwalten habe; er pflegte zu sagen, der Fürst müsse Gottes Amtmann sein. Während der ersten 18 Jahre seiner Regierung als Burggraf hatte er keine Gelegenheit, in die großen politischen und kirchlichen Bewegungen seiner Zeit einzugreifen. Im Jahre 1410 trat er jedoch mit dem König Sigis-

mund von Ungarn, dem Bruder des damals bereits abgesetzten Kaisers Wenzel, in Verbindung. Er war es vorzugsweise, der als Bevollmächtigter Sigismunds in den Jahren 1410 und 1411 bei den deutschen Kurfürsten dessen Wahl zum Kaiser durchsetzte. Er befand sich im Jahre 1411 gerade bei Sigismund in der Stadt Ofen, als eine Gesandtschaft aus der Mark Brandenburg von den dortigen Städten eintraf, die sich über die Plünderungen und Verwüstuugen der Familie von Quitzow beschwerte. Das gab Veranlassung, daß Sigismund den Burggrafen Friedrich als seinen Statthalter nach der Mark sandte, um den Plünderungen der Quitzows Einhalt zu thun, und dort überhaupt wieder einen gesetzlichen Zustand herzustellen. Bekanntlich gab dieser Auftrag Sigismunds die erste Veranlassung zur Erwerbnug der Mark durch den Burggrafen Friedrich. Ueber den ganzen Verlauf dieses für die Folge so wichtigen Ereignisses wollen wir nur Folgendes bemerken: Sigismund hatte von seinem Vater, dem Kaiser Karl, die Mark und die Kurwürde geerbt. Er hatte sich jedoch von Anfang an wenig um die Mark kümmern können, weil er zum König von Ungarn gewählt wurde und dort theils durch den Kampf mit innern Feinden, theils durch Kriege gegen die Türken vollauf beschäftigt war. Daher hatte er die Mark seinem Vetter, Jobst von Mähren, übertragen. Dieser ließ die Mark durch Statthalter (Landeshauptleute) regieren, denen er sie zum Theil für ihm geleistete Vorschüsse verpfändete. Ein solcher Landeshauptmann war eine Zeit lang Kaspar Hans von Putlitz gewesen, Schwiegervater des Dietrich von Quitzow, der zu den Lehnsleuten der Putlitze gehörte. Die Quitzows, namentlich Dietrich von Quitzow widersetzten sich nun den Landeshauptleuten, die Jobst von Mähren nach Absetzung des Kaspar Hans von Pultitz ernannte; einen dieser Landes-Hauptleute, den Fürsten Günther von Schwarzburg, nahm Dietrich von Quitzow gefangen und sperrte ihn in seiner Burg zu Plauen ein; die Quitzows befehdeten auch die benachbarten Fürsten, namentlich den Erzbischof von Magdeburg und die Herzoge von Sachsen; sie brandschatzten endlich die Städte der Mark. Ihre Absicht scheint hierbei dahin gegangen zu sein, den Jobst von Mähren, später den König Sigismund, an den nach dem Tode des Jobst im Jahre 1411 die Mark zurückfiel, zu zwingen, daß er entweder dem Caspar Hans von Pultitz die Stelle als Landeshauptmann wieder gebe oder daß er den Dietrich von Quitzow zum Landeshauptmann mache. Sigismund wollte sich nun aber die Statthalterschaft der Mark nicht abtrotzen lassen, und konnte dies auch nicht wohl, ohne sein eigenes Ansehen einzubüßen und sich den begründeten Vorwürfen der übrigen Fürsten auszusetzen, denn auch die Autorität der andern Fürsten gegenüber ihren lehnpflichtigen Rittern würde gelitten haben, wenn ein einfacher Edelmann, wie Dietrich von Quitzow, ein so wichtiges Amt durch trotzige Auflehnung errungen hätte.

Der Burggraf Friedrich fand nun in der Mark zwar Widerstand von Seiten der Quitzows und ihrer Verbündeten, nämlich eines Theils der märkischen Edelleute und eines Herzogs von Pommern, er ward jedoch anerkannt und unterstützt von den Städten der Mark, von einem Theile des Adels und, auf Geheiß Sigismunds von fast sämmtlichen benachbarten Fürsten, namentlich vom Erzbischof von Magdeburg und dem Landgrafen von Thüringen. Die Burg der Quitzows zu Plauen ward durch die lange Büchse des Landgrafen von Thüringen, wahrscheinlich die erste nach der Mark gebrachte Kanone, im Jahre 1414 in Trümmer geschossen.*)

Unmittelbar nach Besiegung der Quitzows im Jahre 1414 begab sich der Burggraf Friedrich nach Konstanz, wo zu jener Zeit Sigismund bereits das berühmte Konzil versammelt hatte, welches den Zweck hatte, dem Zwist zwischen den drei Päpsten, die damals die Herrschaft des Abendlandes theilten, ein Ende zu machen.

In Konstanz erwartete nun den Burggrafen Friedrich eine sehr wichtige Thätigkeit. Bald nach dem Zusammentritt des Konzils war auf diesem die Ansicht zur Geltung gekommen, daß eine Einigung nicht anders möglich sei, als wenn die drei Päpste, welche damals sich die Herrschaft theilten, ihr Amt niederlegten oder abgesetzt würden und wenn dann an ihrer Stelle ein neuer Papst gewählt würde. Der Papst Johann XXIII., der das Konzil eröffnet hatte und unter den damals vorhandenen drei Päpsten das größte Ansehen genoß, wollte sich der Entscheidung des Konzils nicht fügen; gegen ein Versprechen, das er gegeben hatte, floh er am 20. März 1415 aus Konstanz und erklärte hierauf das Konzil für aufgelöst. Er verfuhr hierbei im Einverständniß mit dem Erzherzoge Friedrich von Oesterreich. Es handelte sich nun darum, ob das Konzil sich diesem Ausspruche des Papstes unterwerfen sollte. Die versammelten Väter des Konzils, ermuthigt durch den Kaiser, beschlossen, dies

*) Die Quitzows haben das Schicksal gehabt, daß das Urtheil über ihren Charakter bis auf die neueste Zeit bei den Geschichtsschreibern geschwankt hat. Auf der einen Seite hat man sie wie gewöhnliche Raubritter betrachtet, auf der andern Seite hat man sie als Patrioten gefeiert, die im Verein und an der Spitze des märkischen Adels sich der Ausbeutung des Landes durch Ausländer, wie Günther von Schwarzburg, widersetzt hätten und die auch dem Burggrafen von Nürnberg blos Widerstand geleistet hätten, weil sie ihn für einen solchen nur auf Plünderung des Landes ausgehenden Ausländer angesehen hätten. Die Wahrheit liegt wohl in der Mitte. Die Quitzows waren ehrgeizige Emporkömmlinge, die entweder dem Kaspar Hans von Pultitz oder dem Dietrich von Quitzow den Rang eines Landeshauptmanns verschaffen wollten, und zu dem Ende Aufruhr und Krieg nicht scheuten. Man könnte sie wohl mit dem berühmten Franz von Sickingen vergleichen, aber der letztere verband mit seinem persönlichen Ehrgeiz auch ein ideales Streben für Umgestaltung der kirchlichen und politischen Verfassung Deutschlands, während bei den Quitzows Nichts hervortritt, als das Streben für sich und ihre Familie.

nicht zu thun; sie erklärten, daß ein allgemeines Konzil über dem Papste stehe und blieben versammelt. Der Kaiser sprach über den Erzherzog von Oesterreich die Acht aus und beauftragte den Burggrafen Friedrich als seinen Feldhauptmann oder capitaneus mit Führung des Krieges gegen den Erzherzog.

Weder der Kaiser, noch der Erzherzog hatten ein Heer versammelt, allein es gelang dem Kaiser, durch einen Aufruf, den er an die Fürsten, Edlen und Städte von Schwaben sowie an die Schweizer Eidgenossen erließ, ein Heer zusammenzubringen. An der Spitze dieses Heeres griff der Burggraf von Nürnberg den Erzherzog an und zwang ihn durch einen Feldzug von wenigen Wochen, sich dem Kaiser zu unterwerfen, der Papst Johann XXIII. dagegen ward zu Breisach vom Burggrafen gefangen genommen und demnächst nach Radolfzell ins Gefängniß gebracht. Das Konzil konnte nun in aller Ruhe die Absetzung des Papstes aussprechen und der Papst unterwarf sich diesem Ausspruche des Konzils. Es war ein hoher Triumph für den Kaiser, daß unter seiner Leitung und durch seine Waffen das Konzil über den Papst einen so glänzenden Sieg davon getragen hatte. Unmittelbar nach der Gefangennahme des Papstes übertrug der Kaiser Sigismund durch schriftliche Urkunde die Markgrafschaft von Brandenburg sammt der Kurwürde auf den bisherigen Burggrafen Friedrich, der nunmehr als Kurfürst den Namen Friedrich I. annahm.

Drei Gründe waren es, welche den Kaiser zu dieser wichtigen und folgenreichen Handlung veranlaßten; erstens, daß Sigismund annahm, der Glanz der kaiserlichen Würde erfordere, daß dem Kaiser sieben Kurfürsten zur Seite stehen; dies war aber so lange nicht der Fall, als der Kaiser selbst zugleich Kurfürst war; es beruhte dieser Grund im Wesentlichen auf der heiligen Bedeutung, die man im Mittelalter der Siebenzahl beimaß. Auf diese Heiligkeit der sieben war in der goldenen Bulle, die der Vater Sigismunds, Kaiser Karl IV., mit soviel Feierlichkeit als Grundgesetz des deutschen Reichs verkündigt hatte, bei den Bestimmungen über Einrichtung des Kurfürsten-Kollegii Bezug genommen. Die Auffassung des Mittelalters in dieser Beziehung war im Wesentlichen dieselbe, die Schiller in den Worten ausspricht:

> Und alle die Wähler, die sieben,
> Wie der Sterne Kreis um die Sonne sich stellt,
> Umstanden geschäftig den Herrscher der Welt,
> Die Würde des Amtes zu üben.

Der zweite Grund des Kaisers bestand in den großen Geldsummen, die er von Friedrich geliehen erhalten hatte, und der dritte in den großen und erfolgreichen Diensten, welche ihm der nunmehrige Kurfürst geleistet hatte. Unter

diesen Diensten war aber der wichtigste die Besiegung des Erzherzogs Friedrich von Oesterreich und die Gefangennahme des Papstes Johann XXIII.

Auch nach der Ernennung zum Kurfürsten wohnte Friedrich der I. noch einem Theile der Verhandlungen des Konzils zu Konstanz bei. Unter andern war er zugegen bei einem der Verhöre des Reformators Huß. Es wird mitgetheilt, daß bei diesem Verhöre der Kaiser sich bei Gelegenheit einer ihm mißfälligen Antwort des Huß zu dem neben ihm stehenden Kurfürsten Friedrich wandte und in Bezug auf Huß ihm sagte: „Ich habe nie einen schlimmeren und verderblicheren Ketzer gesehn." Man weiß nicht, wie Friedrich I. über die Verbrennung des Huß urtheilte; hat er sie gebilligt, so hat er jedenfalls später Veranlassung genug gehabt, diese Billigung zu bereuen. Bald nachdem Huß den Tod erlitten hatte, begab sich Friedrich I. nach der Mark, wo er am 21. Oktober 1415 die eigentliche Huldigung der Stände entgegennahm. Mit diesem Tage begann die wirkliche Herrschaft der Hohenzollern über die Mark Brandenburg. Aus der Mark begab sich Friedrich I. noch einmal nach Konstanz zurück. Dort erfolgte auf offenem Marktplatz durch den Kaiser am 18. April 1417 seine feierliche Belehnung mit der Kurwürde, eine Bestätigung der bereits im Jahre 1415 durch schriftliche Urkunde erfolgten Belehnung. Vor dem Schlusse des Konzils hielt der neu gewählte Papst Martin V. einen feierlichen Umzug durch Konstanz. Der Kaiser Sigismund führte hierbei das Pferd des Papstes am Zügel, indem er rechts neben dem Pferde ging und Kurfürst Friedrich I. hielt auf der linken Seite den Zügel des Pferdes. Hierin lag ein Anerkenntniß, daß nächst dem Kaiser der Kurfürst Friedrich der angesehenste unter den damals in Konstanz versammelten weltlichen Fürsten war.

Die Versammlung zu Konstanz hatte den einen Hauptzweck, zu dem sie berufen war, Beseitigung der Herrschaft mehrerer Päpste, glücklich erreicht, eine anderer Zweck, den die meisten der Theilnehmer dieses Konzils gehabt hatten, nämlich Reformation der Verfassung der Kirche, war nicht erreicht. Der Plan der Reformation der Kirche, den viele Theilnehmer des Konzils verfolgt hatten, war dahin gegangen, die Verfassung der Kirche nach dem Muster der Verfassung des deutschen Reichs umzugestalten. Sowie dem deutschen Kaiser die Kurfürsten zur Seite standen, sollte dem Papste das Kollegium der Kardinäle zur Seite stehn; das Konzil der Bischöfe sollte eine ähnliche Stellung in der Kirche haben, wie im deutschen Reiche der Reichstag. Auf diese Art würde die Verfassung der Kirche aus einer rein monarchischen, zu der sie im Laufe des Mittelalters geworden war, zu einer aristokratischen geworden sein. Sie würde alsdann in Einklang gestanden haben mit der damaligen Verfassung fast aller Staaten Europas, die durchweg auf dem Prinzipe der Aristokratie beruhte. Die Einschränkung der päpstlichen Macht, die in Konstanz erreicht

war, bestand nun aber in der Hauptsache nur darin, daß der Papst verpflichtet war, alle sieben Jahre ein neues Konzil zu berufen.

Der Kaiser Sigismund hatte, als er Konstanz verließ, sich nach seinem Königreiche Ungarn begeben und Friedrich I. zum Reichs-Verweser eingesetzt. Als solcher erließ dieser im Jahre 1419 eine Münz-Ordnung für das deutsche Reich und war mehrfach behufs Beilegung von Fehden zwischen einzelnen Fürsten thätig. Was die Mark Brandenburg betrifft, so hat Friedrich I. auch nach Beendigung des Konzils zu Konstanz ihr nur einen Theil seiner Thätigkeit widmen können. Seit dem Jahre 1425 überließ er die ganze Regierung der Mark seinem Sohne Johann, nahm seinen Wohnsitz dauernd in Franken und widmete sich, abgesehen von der Regierung seiner fränkischen Besitzungen blos den allgemeinen Reichs-Interessen.

Gehen wir zu den Ereignissen des Jahres 1419 zurück! In diesem Jahre starb am 19. August der bereits im Jahre 1400 abgesetzte Kaiser Wenzel, König von Böhmen, und es handelte sich nun für Sigismund darum, sich die Herrschaft über Böhmen und dessen Nebenländer, Schlesien und Mähren, zu sichern. Böhmen war damals bereits durch die Hussitischen Unruhen aufs Tiefste aufgeregt. Friedrich I. schickte sofort als Reichs-Verweser auf eigne Hand einen Abgesandten, Arnold von Seckendorf nach Böhmen und machte den Führern der Hussiten, namentlich dem Ziska, welcher an der Spitze der Taboriten, des gewaltthätigsten Theils der Hussiten, stand, den Vorschlag: sie sollten Sigismung als König von Böhmen anerkennen und dafür volle Religionsfreiheit bis zum Zusammentritt eines neuen Koncils genießen. Es war dies Alles, was der Kaiser nach damaligen Rechtsansichten überhaupt bieten konnte, denn dauernde Religionsfreiheit zu gewähren war nach der Ansicht jener Zeit weder der Kaiser noch irgend ein weltlicher Fürst befugt; es galt als Pflicht jeder weltlichen Obrigkeit, die Ketzer, d. h. alle vom Glauben der Kirche abweichenden Personen mit Gewalt zu bekehren oder sie nach der vollen Strenge der Gesetze zu strafen. Dieser Pflicht konnte sich auch der Kaiser nach damaliger Rechtsansicht nicht entziehn. Das Anerbieten, das Friedrich I. im Namen des Kaisers machte, nämlich Duldung der Hussiten bis zum Zusammentritt des nächsten Koncils, d. h. also auf eine unbestimmte, jedenfalls längere Zeit hinaus, war nicht nur das Aeußerste, was der Kaiser überhaupt bewilligen durfte, sondern es war nach damaligen Begriffen sogar schon beleidigend für den Papst, der die Hussiten bereits als Ketzer verdammt hatte, und dessen Autorität durch diesen Vorschlag der des künftigen Koncils nachgesetzt wurde. Die Hussiten aber wiesen das Anerbieten des Kurfürsten zurück, indem sie erklärten, mit einem eidbrüchigen Fürsten, wie Sigismund, nicht verhandeln zu wollen. Sigismund erntete hier den Lohn dafür, daß er unter Bruch des gegebenen Geleits den

Huß hatte verbrennen lassen. Sigismund beschloß nun, die Hussiten mit Gewalt zu unterwerfen. Er sammelte im Jahre 1420 in Breslau ein Heer von Deutschen und Ungarn und rückte mit diesem Heere in Böhmen ein. Um nun die späteren Ereignisse richtig beurtheilen zu können, müssen wir einen kurzen Blick auf die Entstehung der Hussitischen Bewegung werfen. Bei dieser Bewegung spielte neben dem religiösen Momente, das unstreitig das Hauptmotiv der ganzen Bewegung war, auch ein anderes Moment mit; in Böhmen war nämlich allmählig der größere Theil des Grundbesitzes und des ganzen Reichthums des Landes in die Hände der Geistlichkeit übergangen; diese hatte sich durch Luxus und Uebermuth, namentlich auch durch Bedrückung ihrer zahlreichen Leibeignen, ferner auch dadurch, daß sie sich der weltlichen Gerichtsbarkeit und der Abgabenpflicht entzog, in hohem Grade verhaßt gemacht. Dies hatte schon zu dem großen Erfolge beigetragen, den die reformatorischen Tendenzen des Huß gehabt hatten.

Bald nach dem Tode des Huß bildeten sich nun in Böhmen drei Parteien. Die erste Partei, zu der die hohe Geistlichkeit, der hohe Adel und ein großer Theil der Städte gehörte, hielt am alten Glauben fest und wies jede Neuerung zurück. Die zweite Partei, welche den Namen der Utraquisten annahm, bestand aus den Bürgern der Stadt Prag und dem größten Theile des niederen Adels, auch einem Theile des niederen Klerus; diese Partei wich von der Katholischen Kirche nur darin ab, daß sie beim Abendmahle neben dem Brode auch den Kelch den Laien gab; übrigens waren die Utraquisten gegen die Katholiken duldsam; in einem Theile der Kirchen Prags blieb während des ganzen Hussitenkriegs der Katholische Kultus unter dem Schutze der Behörden in Uebung. Die dritte Partei war die der Taboriten. Diese Partei bestand überwiegend aus Leibeigenen, namentlich Leibeigenen von den Gütern der Geistlichkeit, und den Proletariern der Städte; Führer dieser Partei waren namentlich Mönche, welche die Klöster verlassen hatten, und einige wenige Männer von ritterlicher Herkunft.

Die Taboriten verfuhren von Anfang an mit mehr Gewaltsamkeit, als die Utraquisten. Es war ihre Gewohnheit, sobald sie sich irgendwo in genügender Anzahl versammelt hatten, vor das nächste Kloster zu ziehn und Ertheilung des Abendmahls unter beiderlei Gestalt zu verlangen. Wenn die Mönche dann diesem Verlangen nicht stattgaben, so plünderten und verbrannten sie das Kloster. Soweit die Taboriten Leibeigene auf den Besitzungen der Klöster oder Geistlichen waren, betrachteten sie sich nach Annahme der neuen Lehre ohne Weiteres als freie Männer und Besitzer der von ihnen bisher bearbeiteten Aecker.

Es war natürlich, daß die an der alten Lehre festhaltende Partei von Anfang an die Taboriten verfolgte. Schon vor dem Tode des Kaisers Wenzel

war es daher in Böhmen zu Kämpfen zwischen den Taboriten und der altgläubigen Partei gekommen; in diesen Kämpfen würden die Taboriten wahrscheinlich in Folge ihres Mangels an Kriegskunde unterlegen sein, wenn sich nicht zu ihnen ein erfahrener Krieger gesellt hätte; es war der Jan Chwal von Trocnow, genannt Ziska, d. i. der Einäugige. Ziska war schon ein älterer Mann, als er eine ehrenvolle Stelle im Hofhalte des Königs Wenzel aufgab, um sich den Taboriten anzuschließen; er hatte mehr wissenschaftliche Bildung, als damals beim Ritterstande gewöhnlich war, denn er hinterließ ein in Böhmischer Sprache abgefaßtes Werk über die Kriegskunst; auch wird von den Zeitgenossen neben seiner Tapferkeit seine Beredsamkeit erwähnt. Er übte die Taboriten in den Waffen und führte eine strenge Disziplin unter ihnen ein. Als Zufluchtsort bauten sie sich im südlichen Böhmen die Stadt Tabor, von der die ganze Partei ihren Namen bekam.

Der Kampf zwischen ihnen und ihren Feinden nahm einen äußerst erbitterten, zuweilen grausamen Charakter an. Die Katholiken behandelten von Anfang an die Taboriten mit aller der Barbarei, mit der man im Mittelalter aufgestandene Leibeigene und Ketzer zu behandeln pflegte; die Taboriten vergalten Gleiches mit Gleichem. Dazu kam aber, was namentlich für die spätere Zeit des Hussiten-Krieges von viel größerer Bedeutung war, als der religiöse oder soziale Partei-Haß, daß die Führer der Taboriten keinerlei Geldmittel hatten, um ihre Heere zu ernähren, daß sie also gezwungen waren, durch Plünderung und Brandschatzung den Unterhalt für ihre Heere herbeizuschaffen. Ziska und die späteren Feldherrn der Taboriten waren in dieser Beziehung in einer ähnlichen aber weit schlimmeren Lage, als Wallenstein während des dreißigjährigen Krieges; denn Wallenstein hatte doch einige Mittel außer Plünderung und Brandschatzung, um seine Truppen zu ernähren, die Führer der Taboriten aber hätten ohne Plünderungen ihre Truppen wohl kaum ein paar Monate zusammen halten können. Die Nothwendigkeit der Ernährung des Heeres durch Plünderung mußte aber im Hussiten-Kriege, wie später im dreißigjährigen Kriege zu den traurigsten Folgen führen.

Wenden wir uns nun wieder zu den Ereignissen des Jahres 1420. Der Kaiser Sigismund rückte von Breslau aus mit einem Heere, dessen Zahl auf 100,000 Mann angegeben wird, in Böhmen ein. Schon in Breslau hatte er einen hussitischen Priester, Johann Krache, der sich weigerte, die hussitische Lehre zu verleugnen, lebendig verbrennen lassen; in ähnlicher Weise wüthete er in allen Städten Böhmens, die er besetzte. Nur zwei böhmische Städte rüsteten sich zum Widerstande, Prag und Tabor. Die Stadt Prag rief die utraquistischen Edelleute zur Hülfe herbei; nur zwei von diesen wagten zu kommen; davon war der eine Hinko von Waldstein, ein Vorfahre des be-

rühmten Wallenstein, der im dreißigjährigen Kriege eine so große Rolle spielte.

Sigismund schickte einen Theil seines Heeres gegen Tabor, mit seiner Hauptmacht wandte er sich nach Prag. Ziska ging von Tabor aus mit seinen Anhängern, deren Zahl wenige Tausende betrug, den gegen Tabor gesandten Truppen des Kaisers entgegen, schlug sie und kam dann mit seiner Heerschaar der Stadt Prag zu Hülfe. Er schlug sein Lager vor dieser Stadt auf einem Hügel auf, der noch jetzt den Namen des Ziska-Bergs führt. Der Kaiser ließ ihn dort durch die besten seiner Truppen angreifen, aber Ziska ging den Angreifern bis zum Fuße des Hügels entgegen und jagte sie mit großem Verluste in die Flucht. Als Ursache dieses Sieges der Taboriten sowie ihrer zahlreichen spätern Siege, die sie oft über weit zahlreichere Feinde erfochten, wird angegeben einmal die Begeisterung, von der sie beseelt waren, da sie glaubten, für den wahren Glauben und zugleich für ihre eigne Freiheit zu kämpfen, und sodann der Umstand, daß Ziska unter ihnen eine eigenthümliche strenge Taktik eingeführt hatte, namentlich gleichmäßiges Vorgehn der Krieger in genauester Ordnung, eine Taktik, die mehr mit der Kriegsordnung der alten Römer oder unserer neuern Armeen als mit der militärischen Gewohnheit des Mittelalters übereinstimmt.

Nach jenem vergeblichen Angriffe auf Ziska's Stellung ließ sich der Kaiser auf Unterhandlungen mit den Hussiten ein. Sie versprachen Unterwerfung, wenn ihnen vier Forderungen bewilligt würden; diese Forderungen, welche auch bei den späteren Friedens-Verhandlungen mit den Hussiten immer wieder auftauchen, waren folgende: 1) das Wort Gottes sollte von den Predigern der Hussiten in böhmischer Sprache frei und ungehindert in Böhmen und Mähren gepredigt werden dürfen. 2) Die Prediger sollten das Abendmahl unter beiderlei Gestalt austheilen dürfen. 3) Die Geistlichkeit sollte keine Grundstücke besitzen und keine obrigkeitliche Gewalt ausüben; 4) alle Verbrechen und Laster auch der Geistlichen sollten von der weltlichen Obrigkeit bestraft werden.

Sigismund verweigerte die Bewilligung dieser Forderungen. Er mußte die Belagerung von Prag aufgeben und sich aus Böhmen zurückziehen. Wiederholte abermalige Angriffe, die hiernächst in den folgenden Jahren von deutschen und ungarischen Heeren auf die Hussiten gemacht wurden, wurden von Ziska siegreich zurückgeschlagen. Während dessen ruhten aber auch die inneren Kämpfe der Hussiten nicht. Ziska griff eine Anzahl Burgen und Städte der Katholiken an, von denen aus die Taboriten belästigt wurden, und eroberte sie. Auch besiegte und unterdrückte er die Sekte der Adamiten, welche sich von den Taboriten trennen wollte und durch ihre Ausschweifungen an die zu Luthers Zeit auftauchenden Wiedertäufer von Münster erinnert.

Beim Angriffe auf eine Burg verlor er durch einen Pfeilschuß das eine Auge, das er noch hatte; allein seine Blindheit hinderte ihn nicht, das Kommando über seine Leute zu behalten. Im Jahre 1423 brach auch ein Zwiespalt zwischen ihm und den Utraquisten aus. Die letztern hatten einen polnischen Prinzen Coribert zum Könige von Böhmen machen wollen. Ziska wollte diesen König nicht anerkennen und antwortete den Utraquisten auf die Frage, was er gegen die Wahl des Coribert zum Könige habe: Ein freies Volk braucht überhaupt keinen König. Die Utraquisten, längst erbittert über die Eigenmächtigkeit Ziskas, griffen gegen ihn zu den Waffen und belagerten ihn in Tabor, als er die Hauptmacht seiner Anhänger unter Prokop, einem Mönche, den er zum Feldherrn ausgebildet hatte, und der den Beinamen Prokop des Großen führte, nach Mähren geschickt hatte. Ziska gerieth in große Bedrängniß, doch zur rechten Zeit kam Prokop aus Mähren herbei und entsetzte ihn.

Bald darauf kam es bei Prag zu einer Schlacht, in der Ziska die Utraquisten besiegte. Sofort nach Beendigung dieses Kampfes befahl er, die Truppen zu sammeln, sie nach Prag zu führen und diese Stadt zu stürmen. Sein Unterfeldherr, der schon genannte Prokop, stellte ihm vor, daß Prag, im Falle es mit Sturm genommen würde, wahrscheinlich zu Grunde gehen würde, denn die Taboriten waren gewohnt, in Burgen oder Städten, die sie erstürmten, alle waffenfähige Mannschaft niederzuhauen, und was sie fanden, als Beute zu betrachten; sie würden es in Prag gewiß nicht anders gemacht haben. Ziska wiederholte seinen Befehl. Prokop theilte ihn darauf den Unterbefehlshabern mit, eröffnete ihnen zugleich aber auch, welche Bedenken er gegen die Ausführung dieses Befehls habe. Die sämmtlichen Unterbefehlshaber theilten die Ansicht Prokops und verweigerten daher dem Ziska den Gehorsam. Dieser hielt darauf an diese Führer der Taboriten folgende Rede:

„Liebe Brüder" — (denn die Taboriten nannten sich untereinander Brüder, ganz wie jetzt noch die Herrnhuter thun), ihr wollt mir nicht länger gehorchen, ich lege daher mein Kommando nieder; wählt euch einen andern Feldherrn statt meiner! So lange ich euch geführt habe, sind wir immer Sieger gewesen; wohin wir zogen, sind wir mit Ruhm und Beute zurückgekehrt. Mein Kommando hat nun aufgehört, ich will euch aber noch die Gründe sagen, weshalb ich Prag habe stürmen lassen wollen. Ihr glaubt, daß ich jene Männer in Prag hasse; das ist aber nicht der Fall, weshalb sollte ich sie auch hassen? Ihr glaubt doch nicht, daß jene Männer die Waffen ergriffen haben, um mich umzubringen, mich, einen alten blinden Mann, der doch nur noch wenige Monate zu leben hat! Nein, so thöricht sind jene Männer nicht; nicht um meinetwillen haben sie die Waffen ergriffen, sondern um euretwegen.

Euer Blut ist es, nach dem sie getrachtet haben und nach dem sie noch jetzt trachten, denn eure Freiheit ist ihnen in den Tod verhaßt. — Ihr sagt mir: das sind Böhmen, Tschechen, wie wir; sie haben uns zur Steite gestanden, als der Kaiser mit den Deutschen uns angriff. Sie werden uns vielleicht wieder beistehn, wenn wir wieder angegriffen werden. Liebe Brüder, ich dachte, aus unsern bisherigen Kämpfen hättet ihr das wenigstens gelernt, daß in Zeiten der Gefahr beim Angriffe eines übermächtigen Feindes eine kleine Schaar, die unter sich ganz einig ist, mehr ausrichten kann, als eine größere Schaar, unter der keiner dem andern traut. Ich fürchte nicht den Kaiser, auch nicht die Deutschen oder die Ungarn. Was ich fürchte, ist eure Zwietracht. Diese wird ausbrechen, wenn ich todt bin; jene Männer in Prag werden eure Zwietracht nähren; wenn ihr dann in Folge eurer inneren Streitigkeiten dem Kaiser nicht mehr Widerstand leisten könnt und die Hülfe der Utraquisten anruft, dann werdet ihr von ihnen verrathen werden; ihr werdet dann erkennen, wer die Männer sind, für deren Leben ihr heute so besorgt seid; ihr werdet dann, freilich zu spät, einsehn, wie sehr ich heute Recht gehabt habe. Das habe ich euch sagen wollen. Wählt euch jetzt einen andern Feldherrn statt meiner! Ich bin nicht mehr euer Feldherr, doch will ich als euer Freund und Rathgeber bei euch bleiben, wenn ihr mich bei euch behalten wollt."

Diese Rede Ziskas bewog die sämmtlichen Führer der Taboriten, daß sie den Ziska baten, er möge das Kommando behalten, und daß sie ihm unbedingten Gehorsam versprachen. Er übernahm das Kommando wieder und gab den Truppen Befehl auf Prag zu marschieren, aber während des Marsches überzeugte er sich, welche traurigen Folgen die Einnahme Prags mit stürmender Hand haben mußte; er ließ vor der Stadt angekommen, diese noch einmal zur Uebergabe auffordern. Prag unterwarf sich ohne Weiteres. Ziska nahm die Unterwerfung an und schonte das Leben seiner Feinde. Er war nun faktisch Herr des größeren Theils von Böhmen. Wenige Monate nach dieser Unterwerfung der Utraquisten wurde Ziska auf einem Feldzuge, den er nach Mähren machte, von einer Krankheit ergriffen, der er erlag. Vor seinem Tode bat und beschwor er die Führer der Taboriten, sie möchten nach seinem Tode einig bleiben und Prokop den Großen, den er selbst zum Heerführer gebildet hatte, zum Feldherrn wählen. Ziska hatte einen Bruder Jaroslaw, der auch auf Seiten der Taboriten focht. Daß er nicht diesen, sondern Prokop zum Feldherrn bestimmte, kann wohl nur den Grund gehabt haben, weil er das Interesse seiner Partei höher stellte, als die Rücksicht auf seine Familie. In das Zelt des sterbenden Ziska kamen noch Gesandte des Kaisers Sigismund mit Friedensvorschlägen. Ziska hörte sie noch an, war aber schon zu schwach, ihnen Antwort zu geben. Die Taboriten errichteten ihm ein für damalige Zeiten glänzendes Grabmal,

mit einer Inschrift, welche die Thaten des Verstorbenen feierte, namentlich die Zahl der gewonnenen Schlachten und eroberten Städte angab. Den letzten Willen des Sterbenden aber führten sie nicht aus. Der größere Theil von ihnen erkannte allerdings Prokop den Großen als Feldherrn und Nachfolger Ziskas an; ein Theil von ihnen aber wählte andere Führer und es entstand dadurch eine Spaltung unter der Partei, die ihre Kraft erheblich schwächte.

Nach dem Tode Ziskas fanden aus Deutschland wieder neue Angriffe auf die Hussiten statt, allein auch diese neuen Angriffe wurden von den Hussiten glücklich zurückgeschlagen. Zur Abwehr dieser Angriffe vereinigten sich in der Regel die verschiedenen Parteien der Taboriten mit den Utraquisten und nahmen dann gewöhnlich Prokop den Großen zum Anführer. Im Jahre 1427 ward auch aus England ein Angriff auf die Hussiten gemacht unter Leitung des Kardinals von Winchester, eines Bruders des kurz vorher verstorbenen Königs von England, Heinrich des Vierten. Die Engländer standen damals im Rufe großer Tapferkeit und Kriegskunde; sie hatten diesen Ruf durch die glänzenden Siege, die sie in jener Zeit in Frankreich erfochten hatten, namentlich durch die im Jahre 1415 gewonnene Schlacht von Azincourt erworben. In der That schlug sich auch das 15,000 Mann starke Englische Heer, welches der Kardinal von Winchester nach Böhmen führte, gut, allein dennoch erlitt es durch die Hussiten eine entschiedene Niederlage.

Im Jahre 1429 wurde in Böhmen ein Landtag abgehalten, zu dem die sämmtlichen Parteien des Landes ihre Abgeordneten schickten. Auf diesem Landtage beschlossen auf Antrag Prokop des Großen alle Parteien der Hussiten mit Ausnahme der sogenannten Waisen, an deren Spitze Prokupek stand, sich dem Kaiser Sigismund zu unterwerfen, unter der einen Bedingung, daß er ihnen Religionsfreiheit gewähre. Prokop reiste in Gemeinschaft mit Meinrad von Neuhaus, dem Führer der Böhmischen Katholiken, nach Ungarn an den Hof des Kaisers Sigismund, doch die Verhandlung war fruchtlos, da der Kaiser die erbetene Religionsfreiheit nicht bewilligen wollte.

Im Jahre 1430 kam es zu einer persönlichen Verhandlung zwischen dem Kurfürsten Friedrich I. und den Führern der Hussiten. Die letzteren waren durch Sachsen und Thüringen unter furchtbaren Plünderungen in Franken eingefallen; der Kurfürst verhandelte dort mit ihnen; durch Zahlung einer Summe von 14,000 Goldgulden, welche er zu diesem Zwecke von den Städten Nürnberg und Bamberg erhalten hatte, bewog er sie, von jeder weiteren Plünderung in Franken abzustehn und friedlich nach Böhmen zurückzukehren. Die 14,000 Goldgulden vertheilten die Anführer der Hussiten unter ihr Heer, um dies für den Wegfall der Plünderung zu entschädigen. Sie mußten dies thun, denn da sie ihren Leuten keinen regelmäßigen Sold geben konnten, mußten

sie dieselben durch Beute oder durch Vertheilung der Brandschatzungs-Gelder entschädigen. Angenehm konnte übrigens dem Kurfürsten Friedrich diese Verhandlung wohl nicht sein, da er genöthigt war, die Plünderung durch Geld abzukaufen. Uebrigens wird von den gleichzeitigen Chronisten erzählt, Prokop der Große, der Hauptanführer der Hussiten, habe sich bei dieser Verhandlung als ein Mann von höchster Leutseligkeit und Einfachheit gezeigt.

Weit wichtiger, als diese gelegentliche Verhandlung, war nun aber die anderweite Thätigkeit Friedrichs I. in Bezug auf die hussitischen Unruhen. Er hatte die ersten Feldzüge gegen die Hussiten mitgemacht und dabei ebenso wenig ausgerichtet, als die übrigen deutschen Fürsten. Als im Jahre 1427 beim Reichstage wieder über einen Kreuzzug gegen die Hussiten berathen ward, hatte er sich dagegen erklärt und die Meinung verfochten, wenn man die Hussiten besiegen wolle, könne es nicht durch das Aufgebot eines Heeres geschehen, das aus freiwilligen Kriegern bestehe und in dem keiner dem andern gehorche, vielmehr müsse ein Oberfeldheer ernannt und beauftragt werden, Soldtruppen zu werben. Ein einziger Feldherr mit 20,000 Söldnern, die ihm unbedingt gehorchen, werde mehr ausrichten, als 100,000 Mann ungeordneter Kreuzfahrer; übrigens aber müsse man mit den Hussiten unterhandeln; ein großer Theil von ihnen werde durch Bewilligungen zu gewinnen sein. Es gelang dem Kurfürsten Friedrich damals, den Kreuzzug zu hintertreiben. Damit nun aber den Hussiten gerade in Beziehung auf ihre Glaubensmeinungen Bewilligungen gemacht werden könnten, erschien dem Kurfürsten die Berufung eines neuen allgemeinen Konzils als durchaus nothwendig. Er wandte sich daher im Verein mit andern deutschen Fürsten wiederholt an den Papst, um diesen zur Berufung eines Konzils zu veranlassen; lange Zeit aber waren diese Bemühungen fruchtlos.

Am 8. November 1430 fand man in Rom an den Pforten der Peterskirche und anderer Kirchen plötzlich ein Plakat angeschlagen, in welchem gesagt war, um die Ketzerei zu unterdrücken, sei es nothwendig, ein Konzil zu berufen; falls der Papst dies nicht thue, müsse man ihn selbst für einen Begünstiger der Ketzer halten, das Konzil müsse dann auch ohne Berufung durch den Papst zusammen treten und seine Thätigkeit damit beginnen, daß es den Papst absetze. Als Urheber dieses Plakats ward mit höchster Wahrscheinlichkeit ein Verein deutscher Fürsten ermittelt, an dessen Spitze der Kurfürst Friedrich I. stand. Das Plakat enthielt wohl die stärkste Drohung, die überhaupt gegen den Papst gerichtet werden konnte. Und diese Drohung ging vorzugsweise von demselben Manne aus, der, wie dem Papste Martin V. wohl noch erinnerlich sein mußte, fünfzehn Jahre früher den Papst Johann XXIII. gefangen genommen und der beim feierlichen Umritte Martin des Fünften zu

Konstanz dessen Pferd am Zügel geführt hatte. Das Beispiel der in Konstanz abgesetzten drei Päpste mochte Martin V. wohl die Ueberzeugung geben, daß die Drohung keine ganz leere war. Auf der andern Seite hat sich Friedrich I. schwerlich verhehlt, daß er durch die Drohung seines Plakats den Papst zu einem Kampfe aufforderte, der für den Kurfürsten und sein ganzes Haus leicht ebenso verderblich werden konnte, als zweihundert Jahr früher für den Kaiser Friedrich II. und das Hohenstaufensche Haus der Kampf gegen den Papst geworden war.

Der Papst wandte sich nun zunächst beschwerend an den Kaiser Sigismund. Da dieser aber sich auf die Seite des Kurfürsten stellte und dem Papste vorstellte, daß ganz Deutschland in der Forderung eines allgemeinen Konzils einig sei, gab Martin V. der Drohung nach. Er erließ eine Bulle, durch welche er ein allgemeines Konzil auf den Herbst des Jahres 1431 nach Basel berief, während er gleichzeitig den Kaiser und die deutschen Fürsten aufs dringendste aufforderte, schon im Frühjahre des Jahres 1431 einen neuen Kreuzzug nach Böhmen zu unternehmen. Auf dem Reichstage, der aus Anlaß dieser Bulle zu Nürnberg zusammentrat, widersetzte sich der Kurfürst Friedrich diesem Kreuzzeuge, aber vergeblich; er selbst ward vielmehr vom Kaiser und den Reichsständen zum Anführer des Kreuzzugs erwählt. Nur das setzte er durch, daß der Kaiser vor Beginn des neuen Kampfes noch einmal eine friedliche Unterhandlung versuchte. Der Kaiser selbst begab sich mit dem Kurfürsten Friedrich und dem Bischof von Würzburg nach Eger, wohin Prokop der Große, als Abgesandter der Hussiten kam. Das Ergebniß der Verhandlung war, daß Prokop nach Prag ging und einer Versammlung der angesehensten Geistlichen und der andern Führer der Hussiten Folgendes berichtete: „Ihr müßt euch", so wird seine Rede überliefert, „sofort entscheiden, ob ihr euch unbedingt dem Konzil unterwerfen wollt, das in Basel zusammentreten wird oder nicht. Wollt ihr euch nicht unterwerfen, so müssen wir uns zum Kriege rüsten, denn aus allen Theilen Deutschlands ziehen Kreuzfahrer heran, in größerer Zahl, wie jemals früher, um uns anzugreifen."

Die Hussiten beschlossen, sich nicht zu unterwerfen. Das Kreuzheer, dessen Zahl auf 150,000 Mann angegeben wird, brach in Böhmen ein, unter Führung des Kurfürsten Friedrich und des Kardinals Julian de Cesarini, allein es gingen die schlimmsten Befürchtungen des Kurfürsten in Erfüllung; unter seinem Heere war keine Mannszucht; er konnte nicht hindern, daß ganze Landstriche von Böhmen ausgeplündert und in manchen Gegenden alle Dörfer verbrannt wurden. Gerade diese Verheerungen hatten zur Folge, daß Prokop ein größeres Heer, als jemals früher, angeblich 56,000 Mann zusammenbrachte. Als er mit diesem Heere die ungeordneten Massen der Kreuzfahrer angriff, ergriffen diese ohne viel Gegenwehr die Flucht.

Vier Wochen, nachdem Friedrich I. von Nürnberg aus aufgebrochen war, kam er mit den Flüchtlingen seines Heeres wieder zurück, nachdem er in Böhmen 12,000 Mann an Todten verloren hatte. Der einzige Erfolg dieses Feldzuges war, daß bei Geistlichen und Weltlichen in Deutschland sich die Meinung festsetzte: „es sei ein unerforschlicher Rathschluß Gottes, daß die Hussiten durch die Waffen nicht besiegt werden könnten."

Ein neuer Band der Amerikanischen Humoristen.

Die in d. Bl. wiederholt angezeigte Sammlung Amerikanischer Humoristen, die in deutscher Uebersetzung von Moritz Busch im Verlage von F. W. Grunow in Leipzig erscheint, ist jüngst um einen neuen Band bereichert worden, welcher drei Erzählungen von Thomas Bailey Aldrich enthält. Wir haben unsre Leser bereits zweimal mit diesem Schriftsteller bekannt gemacht, als wir seinen Aufsehen [erregenden Erstlingsroman Prudence Palfrey und später seine „Geschichte eines bösen Buben" besprachen. Wir haben damals die Schreibweise von Bailey Aldrich mit derjenigen von Bret Harte und Mark Twain verglichen und seine Eigenart festzustellen gesucht. Wir verweisen hier auf jene Abhandlung und gehen zum Inhalt des neuen Bandes über.

Drei Viertheile des Buches nimmt „die Königin von Saba" in Anspruch, eine größere Novelle mehr, als ein Roman. Der Held ist Edward Lynde, der zweite Kassirer und Buchhalter der Nautilusbank zu Rivermouth — jenem reizenden kleinen Seestädtchen zwischen New-York und Boston, in welchem der „böse Bube" Bailey seine Jugendjahre verlebte und in dessen nächster Nähe Prudence Palfrey ihren Landsitz hatte. Der junge Mann ist in frühem Knabenalter verwaist; David Lynde, sein Onkel, ein reicher alter Kaufmann und Junggeselle, hat von da an für Edwards Erziehung gesorgt, doch glücklicherweise den Neffen nicht unter eigene Leitung und Aufsicht genommen — denn der alte Lynde ist, wie wir gleich sehen werden, ein närrischer alter Kauz — und so ist das Tüchtigste aus Edward geworden, trotz der vielen Taschengelder, die ihm der Onkel in jedem Briefe zusteckt. Die Briefe des Onkels fangen regelmäßig mit den Worten an: „Dein Werthes vom Sonnabend, ist mir richtig zu Handen gekommen" und endigen ebenso unabänderlich mit: „Bitte, suche nach dem Beigeschlossenen." In der Pension zu Flatbush und später im Kollege schließt Lynde innige Freundschaft mit

John Flemming, der in der Erzählung die irdische Vorsehung für den Helden, und dem Dichter gegenüber die bequeme Rolle übernimmt, als Referent oder als Ohr für sämmtliche Episoden der Vergangenheit zu dienen, welche der Dichter dem Leser in der Gegenwart mitzutheilen hat. Auch was der Dichter über Lyndes Jugend und dessen Onkel zu erzählen weiß, erfahren wir durch Flemming. Der Onkel wird, nachdem sein rasches Reichwerden, seine Pünktlichkeit und sein unbefleckter Ruf gebührend hervorgehoben sind, also geschildert:

„Herr David Lynde wohnte in einer Reihe von Gemächern in der obern Stadt (in New-York) und speiste in seinem Klub, wo er den Abend gewöhnlich beim Schachspiel mit einem andern vorsündfluthlichen Herrn verbrachte. Ein Besuch im Theater, wenn irgend ein altenglisches Lustspiel oder ein neuengliches Ballet über die Breter ging, war das Aeußerste, was er sich im Punkte der Schwelgerei gestattete. Was man die Gesellschaft nennt, bekam nichts von ihm zu sehen. Er war ein rauher, frischer, untersetzter alter Herr, der von seiner Geburt an mit der Apoplexie verlobt war, das Leben in seiner eigenthümlichen abgeschlossenen Weise genoß und darauf bestand, daß alle Welt um ihn herum glücklich sein solle. Lieber hätte er einen alten Freund erdrosselt, als ihn nicht glücklich gesehen. Eine ihn recht bezeichnende Geschichte wird von einem Streite erzählt, welchen er mit Ripley Sturdevant, einem alten Schulfreunde, hatte, den er dreißig bis vierzig Jahre kannte. Senator Sturdevant kam bei dem großen Krach von 1857 unter den Schlitten. Lynde hatte eine Hypothek auf Sturdevants Haus und bestand darauf, sie zu annulliren. Sturdevant weigerte sich, das Opfer anzunehmen. Beide waren hitzige alte Herren, arcades ambo. Es erfolgten starke Anzüglichkeiten. Was sich dann begab, ist niemals klar und deutlich an den Tag gekommen, aber man fand Sturdevant quer über dem Sopha des Komptoirs liegend, eine leichte Beule über der einen Augenbraue und den zerissenen Hypothekenbrief im Vorhemde steckend. Man zog daraus den Schluß, daß Lynde ihn zu Boden geschlagen und ihm die Hypothek aufgezwungen hatte."

„Es war zu Anfang des letzten Semesters Lynde's im Kollege, als sein Oheim sich von den Geschäften zurückzog, sich ein Haus in der Madison Avenue kaufte und es durch Ausschmückung mit Fresken und kostbaren Möbeln in eine Art Palast verwandelte. Es gab da eine Bibliothek für „meinen Jungen, den Ned", ein Rauchzimmer mit Kirschbaumausstattung, ein Billardzimmer mit Möbeln und Getäfel aus dem Holze des schwarzen Walnußbaumes, einen Speisesaal, der mit Eichenholzgeräth und karmoisinrothen Behängen und Stuhlbezügen geschmückt war — kurz, das beau ideal einer Höhle für ein paar Junggesellen. Beim Jupiter! es war wie ein Klubhaus — das einzige Muster und Vorbild einer Heimstätte, von dem der arme alte Lynde einen Begriff

hatte. Sechs Monate vorher, ehe Ned sein letztes Examen machte und den Grad eines Baccalaureus erwarb, war das Etablissement unter der Oberaufsicht einer Perle von Haushälterin in vollem systematischen Gange. Hier nahm sich David Lynde vor, den Rest seiner Tage mit seinem Neffen zu verleben, der um der Form willen irgend einen angesehenen Beruf wählen sollte; wo nicht, auch gut und recht, der Junge würde ja Geld haben. Nun aber, gerade als Ned den ersten Preis im Griechischen und in der Mathematik davon trug und von dem angenehmsten Leben träumte, das er mit seinem liebenswürdigen alten Wohlthäter führen sollte — was thut da dieser liebenswürdige alte Wohlthäter? Je nun, er geht hin und heirathete die Haushälterin. David Lynde kannte wenig von der Frauenwelt, er hatte in seinem ganzen Leben mit nicht mehr als einem Dutzend Frauen gesprochen, er liebte sie nicht, ja er hegte eine gelinde Art Verachtung vor ihnen, als vor Personen, die des Geschicks bei Geschäften ermangelten. Es war nur eine natürliche Folge, wenn das erste Weib, welche es für der Mühe werth ist, ihn wie ein Restchen Band um den Finger wickelte. Als Ned aus dem Kollege kam, fand er sich unverhofft in den Armen einer Tante, die ihn naturgemäß auf den ersten Blick haßte. Der alte Lynde, der sowohl seine Frau als seinen Neffen liebte, war abwechselnd heftig und schwach, die Frau kalt, schlau und verschlagen — eine Vivien von vierzig Jahren, die den alten Merlin am Barte führte. Ich will nicht behaupten, daß der Neffe allezeit Recht hatte, aber ich weiß, daß er stets am Schlechtesten dabei wegkam, was ungefähr auf Dasselbe hinausläuft. Nach Verlauf von acht oder zehn Monaten sah er, daß die Stellung unhaltbar war, und so packte er eines schönen Abends seinen Koffer und verließ die ménage — oder, wie er's nannte, die Menagerie."

In Folge dieses Familienzwistes empfahl John Flemming seinen Freund Edward Lynde an seinen eigenen Onkel, Jenneß Bowlsby, den Direktor der Nautilusbank in Rivermouth und dieser nahm den jungen Mann, dessen Haltung und Auftreten den günstigen Eindruck verstärkten, den Herr Bowlsby dem Briefe seines Neffen entnommen hatte, zunächst als Privatsekretär an. Später stieg er zu der oben erwähnten Stelle empor. In dieser Stellung hat er bereits einige Jahre verbracht, als unsre Erzählung beginnt. Er ist der Liebling der guten Familien und namentlich der Damen der kleinen Stadt geworden. Selbst Fräulein Mildred Bowlsby, „damals die regierende Schönheit der Stadt, war bereit, mit ihm bis an den Rand, wo der Trauungsgottesdienst der bischöflichen Kirche beginnt und noch darüber hinaus zu koquettiren; aber der phänomenale Honigmonat, der sich in der letzten Zeit in Lynde's Familie einquartirt hatte", machte ihn ungeneigt, auf eigene Rechnung dem Beispiele seines Onkels zu folgen. Der Verkehr mit diesem Onkel beschränkte

sich nun auf einen Brief im Monat, den Edward absendete und stets telegraphisch beantwortet erhielt mit der Zeile: „Dein Werthes erhalten. Gott segne Dich, Edward." Die Erklärung dieser seltsamen Art der Beantwortung gab Flemming: Tante Vivien hatte dem alten Herrn das feierliche Versprechen abgepreßt, nicht an seinen Neffen zu schreiben.

Zu Beginn unserer Erzählung, Monat Juni 1872, hat nun Edward Lynde einen dreiwöchentlichen Urlaub zu einer Erholungsreise erhalten. Er macht den Ausflug zu Pferde nach dem nördlichen Theil des Staates New-hampshire. Seine Rosinante heißt Mary und gehört dem uns aus Prudence Palfrey schon bekannten kinderreichen Diakon Twombley in Rivermouth. Das Pferd besitzt einige berechtigte Eigenthümlichkeiten, welche dem Helden keine allzu weite Reise in Aussicht stellen. „Die Stute Mary war von gelber Farbe und mit einem Haar bekleidet, das an einen der zottigen Koffer unsrer Vorväter erinnerte, und besaß einen plebejischen Kopf und eine geheimnißvolle Entwickelung der Muskeln an den Hinterbeinen." Nach einem Ritte von zwei Meilen (also noch nicht fünfzig Minuten vom Städtchen) „hielt Mary plötzlich an und begann überlegt und systematisch, wie nach langsamer Musik in einer Kunstreiterbude zurückzutreten. Indem Lynde sich von der Ueberraschung durch das plötzliche Anhalten, das ihm ganz unvermuthet gekommen war, erholte faßte er die schlaff herabhängenden Zügel fest in die Hand und drückte der Stute die Sporen in die Flanken, aber mit keinem andern Erfolg, als daß er die Rückwärtsbewegung ein wenig beschleunigte." Als Alles nichts hilft, beweist der junge Mann, daß er Anlagen zum Diplomaten besitzt. Er läßt die Stute ganze Wendung machen, so daß sie ihr Gesicht Rivermouth zukehrt und nun geht sie rückwärts in der Richtung, in welcher Lynde reiten will. Dieser unausrottbare Hang zum Rückwärtsgehen ergreift die Stute nach gewissen Unterbrechungen immer wieder einmal, hält aber nur von fünf bis fünfzehn Minuten, so daß der junge Lynde nicht gezwungen ist „den Sattel in anderer Richtung aufzuschnallen", sondern die eigenthümliche Gangart nur als angenehme Abwechslung empfindet, zumal er bald feststellte, daß das Maximum der Schnelligkeit Mary's fünf englische Meilen in der Stunde war.

Die Reise des jungen, naiven und mit einer tüchtigen Dosis Humor ausgestatteten Mannes ist sehr anziehend geschildert. In den ersten Tagen passirt absolut nichts, was ein anderer Schriftsteller vielleicht der Erwähnung werth fände. Aber das freudige Staunen, mit welchem Edward Lynde jedes Wolkenbild, jedes frische Gesicht, das ihm auf seinem Ritt über Land begegnet, jeden Flecken, den er berührt, begrüßt, zeichnet uns besser als irgend etwas den weltfremden, kindlichen Sinn des Helden. „Der entzückendste Zug von Lynde's Plan war, daß es eben gar kein Plan war. Er war einfach in das rosige

Juniwetter hineingeritten, ohne festgestellten Bestimmungsort, ohne Sorge um das Morgen und so unabhängig von den gewöhnlichen Bedürfnissen der Touristen wie ein Vogel in der Luft. Am Schwanzriemen seines Sattels — eines alten Kavalleriesattels, der in längstvergessenen Uebungszeiten Dienst gethan hatte — war ein cylinderförmiger Mantelsack von Kuhleder aufgeschnallt, der etwas Wäsche zum Wechseln, ein paar Toilette-Gegenstände, eine Mütze von vulkanisirtem Tuch für regnerische Tage und den ersten Band des „Irdischen Paradieses" enthielt. Die beiden kriegerischen Halftern vorn, in denen Oberst Eliphalet Bangs ein Paar Pistolen mit Feuerschlössern, die jetzt im historischen Museum zu Rivermouth ruhen, mit sich zu führen pflegte, wurden die Behälter für eine schmächtige Flasche mit Cognac auf der einen und für eine Bologneser-Wurst auf der andern Seite; denn der junge Lynde war entschlossen, sein Leben theuer zu verkaufen, wenn er durch einen Reisezufall mit dem Hunger Mann an Mann zu kämpfen genöthigt werden sollte. Ein breitrandiger Panamahut, ein Anzug von matrosenblauem Flanell und ein Paar Reitstiefeln vervollständigten seine Ausrüstung. An einem Riemen hatte er sich einen Feldstecher in einer Lederkapsel über die Schulter gehangen, und in der Brusttasche seiner Blouse trug er einen kleinen Kompaß, der ihm auf seiner Reise gerade nach Norden hinauf zum Führer dienen sollte. Die Tracht des jungen Mannes paßte sehr gut zu seinem offenherzigen feinen Gesichte und seinen dreiundzwanzig Jahren. Ein mattgoldner Schnurrbart, der an den Enden spitz gedreht war und sich rechts und links in gleicher Höhe ausbreitete, wie die Flügel einer Schwalbe, gab ihm ein etwas militärisches Wesen; auch im Blicke seiner klaren grauen Augen, die bis jetzt noch nicht durch zu viel in die Welt Sehen trübe geworden waren, lag ein martialisches Geradebrauflosgehen. Es konnte keine bessere Figur für den Sattel geben, als die Figur Lynde's, der ein wenig über die Durchschnittsgröße, gerade wie eine Pappel und weder zu spärlich noch zu schwerfällig gewachsen war. Dann und wann, wenn er ein Farmhaus passirte, hielt ein junges Mädchen, welches im Vorderhofe Wäsche aufhing, — denn es war Montag — mit einem unförmigen leinenen Schneeballen in der Hand inne, um sich neugierig die Erscheinung eines stattlichen jungen Herrn zu betrachten, der vorüberritt. Oft geschah es, daß sie, wenn er vorbei war, sich verstohlen nach dem rothen Pförtchen in der flechtenbewachsenen Steinmauer schlich und ihm mit ihren von der Hand beschatteten Augen die einsame Straße hinab folgte, und häufig begab sich's, daß er über seine Schulter zurückblickte auf die nußbraune Maid, deren dichtanliegende dürftige Bekleidung ihr eine bildsäulenartige Anmuth verlieh, welche dadurch, daß sie nichts davon wußte, noch reizender wurde. Dieses Aufblitzen leiser Anerkennung zwischen Jugend und Jugend — diese plötzlichen stummen

Grüße beim Kommen und Gehen — nahmen an diesem ereignißlosen Ritt des ersten Tages beinahe die Bedeutung von kleinen Abenteuern ein. Einmal machte Lynde vor der Veranda eines ungetünchten Hauses mit holländischem Dache und grünen Papierrouleaux vor den Fenstern Halt und bat um einen Trunk Milch, der ihm von der nußbraunen Maid gebracht wurde, die, so lange der junge Mann trank, ihre schmeichelnden unschuldigen Augen keinen Augenblick von seinem Gesicht abwandte. Sie schlürfte ihn ein, wie er die Milch einschlürfte, und der junge Lynde ritt mit dem Gefühle von dannen, als ob wirklich sich etwas erreignet hätte. Mehr als einmal diesen Morgen hielt er den Zügel an der Straßenseite an, um einem lyrisch sich ergehenden Rothkehlchen auf dem Zweige eines Apfelbaumes zu lauschen oder gut Freund zu werden mit den schwarzumgürteten Durham-Kühen und den rahmfarbenen Alderneys, die langsamen Schrittes nach dem Zaun des Weideplatzes kamen und ihn mit großen gutmüthigen Gesichtern anstarrten. Eine Reihe von ihnen mit ihren trägen Augen, ihren rothen Zungen und ihren feuchten gummiartigen Nasen war so gut wie ein Schauspiel in der Stadt."

Die erste Nacht schläft er in dem einzigen Gasthofe eines Ortes, in dem es fast nur Hochöfen gibt, dem „Fliegenden Adler." Er „gewann diese Belehrung einen kleinen Knaben ab, der mit Eisenstaub beschmiert war und aussah, als ob er eben erst in einer benachbarten Gießerei gegossen worden wäre." Die beiden nächsten Nächte schläft Eduard in einem Bauernhause, am dritten Abend — er ist schon tiefer in's Gebirge gerathen, — „wurde er als verdächtiger Charakter betrachtet und erlangte nur mit Mühe Erlaubniß, sich's auf einem Heuboden bequem zu machen, wo er so glücklich war, es durchzumachen, daß er es einmal unbequem hatte und kaum ein Auge zuthun konnte. Der junge Mann, der aus Liebhaberei den Strolch spielte, lag träumerisch da und beobachtete, wie die speerartigen Silberstrahlen des Mondlichts durch das Dach der Scheune drangen, und schöpfte aus seiner traurigen Umgebung ein Behagen, welches einen berufsmäßigen Landstreicher in Staunen versetzt haben würde." Den nächsten Morgen bricht er früh auf und reitet in die menschenleere Gebirgswildniß hinein, tief und immer tiefer; im Schnellschritt muß Mary die letzte steile Höhe hinan — da reißt plötzlich der Sattelgurt, Lynde sinkt sammt dem Sattel vom Pferde, der Zügel entgleitet seinen Händen. Mary nickt boshaft mit dem Kopfe nach hinten, dreht sich um und beginnt den steilen Abhang hinunterzutraben. „Ihr Trab schlug plötzlich in Galopp um und der Galopp in Carriere — man denke sich Mary und Carriere! Am Fuße des Berges stolperte sie, fiel, überschlug sich, raffte sich wieder auf und jagte mit gesteigerter Geschwindigkeit weiter. Die Straße lief hier auf eine oder ein paar Meilen in vollkommen gerader Richtung fort. Das Pferd war bereits zu einem

gelben Punkte in der Ferne geworden. Es war offenbar auf dem Rückwege nach Rivermouth! Lynde beobachtete Mary, bis sie nur noch ein Tüpfelchen auf der grauen Landstraße war, dann drehte er sich um und warf einen betrübten Blick auf den Sattel, der plötzlich, als er so dahingespreizt vor seinen Füßen lag, ein satirisches Aussehen annahm. Ned hatte gewünscht, daß ihm etwas passire, und jetzt war ihm etwas passirt. Ohne Pferd und allein befand er sich mitten im Herzen des Berglandes — allein in einer ihm unbekannten, und wie es Lynde, als er sich umschaute, vorkam, unbewohnten Gegend."

Das Erste, was Eduard Lynde über dieses Mißgeschick und die Aussicht tröstet, einen Sattel von etwa vierzig Pfund Gewicht vier bis fünf Meilen bis zur nächsten von Menschen bewohnten Stätte schleppen zu müssen, ist der Anblick der im Halfter verwahrten bologneser Wurst, die dem verhungerten jungen Manne so köstlich mundet, daß er sich gelobt: „wenn ichs erlebe, nach Rivermouth zurückzukehren, so will ich den Rest meines Lebens hindurch jeden Tag dreimal bologneser Wurst essen." Dann eilt er aber, sich in der Gegend zu orientiren. Zu diesem Zwecke steigt er auf den Gipfel eines Berges, nur etwa sechzig Ruthen von der Stelle, wo er gefrühstückt hat und gewahrt hier zu seinem Entzücken unten im Thale in einer fruchtbaren, auf allen Seiten von den smaragdgrünen Hügelhängen eingeschlossenen Ebene das reizendste kleine Dorf, das er je gesehen. Die Hauptstraße des Ortes mochte aus zwei- bis dreihundert Häusern bestehen, meist Landhäuschen mit steil ansteigenden Dächern. Zur Linken des Dorfes und etwa den achten Theil einer Meile entfernt von ihm war ein imposantes rothes Ziegelgebäude mit Flügeln und zwei achteckigen Thürmen. Es stand in einem Wäldchen von Fichten und Ahornbäumen und schien von einer hohen Mauer aus Bruchsteinen umgeben zu sein. Es war zu anspruchsvoll, um ein Armenhaus zu sein, zu elegant zu einem Gefängniß; es war augenscheinlich kein Schulhaus, und es konnte kein Zeughaus sein. Lynde wußte einen Augenblick nicht, was er aus ihm machen sollte, dann kehrte er zu seinem Sattel zurück, den er sich über den Rücken warf, indem er ihn an den Steigbügelriemen hielt, die er sich über die Schultern gezogen hatte. „Wenn Mary ein Gewissen besitzt," murmelte Lynde, „so würde es ihr einen Stich geben, wenn sie mich jetzt sehen könnte. Es muß ein rührender Anblick sein. Im Dorfe unten werden sie nicht wissen, ob ich die obere oder die untere Hälfte eines Centauren bin. Sie werden nicht wissen, ob sie mich striegeln und mir ein Maß Hafer geben oder mich zum Frühstück einladen sollen."

Nachdem Lynde etwa den dritten Theil des Weges nach dem Flecken zurückgelegt, machte er Halt — die Schwere des Sattels zwang ihn dazu — und betrachtete durch sein Glas den Ort von neuem. Das rothe Ziegelgebäude

kam ihm nun wie ein Nonnenkloster vor. Und auf der Hauptstraße entdeckte er eine ungewöhnliche Lebendigkeit und Rührigkeit. Die Straße war voll von Gruppen von Männern und Frauen und isolirte Gestalten, denen vielleicht die Ferne eine Art unheimlichen Aussehens verlieh, sah man hastig hierhin und dorthin laufen. Lynde dachte, eine öffentliche Feier zu erleben. Er schickte sich an, weiter zu gehen, als sich ihm ein Mann näherte, ein alter Herr in einem etwas abgeschabten Anzuge, aber immer noch respektabel. Er trug seinen Hut in der Hand und fächelte sich damit Luft zu. Eine Fülle schneeweißen Haares, in der Mitte gescheitelt, fiel zu beiden Seiten eines Angesichtes herab, welches wegen seines wohlwollenden und simpeln Ausdrucks merkwürdig war. Es war eine gewisse Entferntheit von der Gegenwart an dieser Persönlichkeit. Die breite ruhige Stirn und das Doppelkinn über der hohen Halsbinde erinnerten an Doktor Franklin. „Ah, der Dorfpfarrer!“ sagte sich Lynde. „Ehrwürdiger und allerliebster alter Herr.“ Ich werde ihn anreden. Der alte Herr hatte den Kopf leicht zurückgeworfen und die Augen aufmerksam auf einen Gegenstand droben am Himmel gerichtet und stand auf dem Punkte, an Lynde vorüberzugehen, ohne ihn zu bemerken, als der junge Mann höflich den Hut abnahm und sagte: „Ich bitte um Verzeihung, mein Herr, aber wollen Sie wohl so freundlich sein, mir den Namen des Städtchens da drüben zu sagen?“ Der alte Herr ließ seine Augen langsam vom Himmel herab gehen und heftete sie ausdruckslos auf Lynde, gab aber keine Antwort. Lynde nahm an, er sei schwerhörig, und wiederholte seine Frage in einem dem darauf sich gründenden Bedürfniß angepaßten Tone. Ohne eine Veränderung in seinen milden, wohlwollenden Gesichtszügen und mit einer Stimme, deren Modulationen eigenthümlich musikalisch waren, rief der alte Herr aus: „Scheren Sie sich zum Teufel!“ und ging weiter. Ehe sich Lynde von seiner Ueberraschung erholte, war der alte Herr schon hoch oben auf dem Abhange, und sein Blick haftete wieder auf einem entfernten Punkte am Zenith. „So war es doch am Ende nicht der Dorfpfarrer“, sagte sich Lynde lachend, „es war der Trunkenbold des Dorfes. Er ist ein frühwacher Vogel — daß muß man ihm lassen — sich schon in dieser Stunde des Morgens das Würmchen zu Gemüthe gezogen zu haben, das ihn benebelt.“

Lynde lud nun den Sattel wieder auf und setzte sich nach dem Städtchen in Bewegung, als eine zweite Gestalt sich ihm näherte, die nicht weniger auffallend war, als der alte Herr. „Es war ein junges Mädchen von ungefähr siebzehn Jahren in einem lose sitzenden flatternden Kleide von weichem weißen Stoffe, welches über den Hüften von einem breiten rothen Bande zusammengehalten wurde. Sie war ohne Hut und Umschlagetuch und trug ihr Haar, welches sehr lang und sehr schwarz war, so, daß es ihr aufgelöst über die

Schulter hing — wobei sie eine Coiffure übertrieb, die später einmal in die Mode kam. Sie bewegte sich langsam und in der Weise jemandes, der des Gehens nicht gewohnt ist. Sie war eine Dame — Lynde bemerkte das auf den ersten Blick — vielleicht ein in der Stadt erzogener Zugvogel, der sich den Sommer über in diesem gesunden Thale ausruhte. Seine jugendliche Eitelkeit gerieth in Unruhe, als er sich überlegte, was für ein komisches Bild er mit diesem alten Sattel auf dem Rücken vorstellen mußte. Er würde ihn in die Berberitzenbüsche geschlendert haben, wenn er es unbemerkt hätte thun können. Aber es war zu spät. Als das Mädchen seiner gewahr wurde, unterbrach sie ihre Schritte und blieb einen Augenblick unentschlossen stehen, und dann kam sie direkt auf ihn zu. Als sie sich ihm näherte, wurde Lynde sich wie geblendet bewußt, daß er ein Paar schwer bewimperte große und hellleuchtende Augen vor sich habe, die einem ovalen Gesichte von feinster Blässe angehörten. Das Mädchen hielt einen Stengel Löwenzahn in der Hand und drehte, als sie näher herankam, den langen schlangenartigen Stiel in der Hand. Sie war jetzt dicht bei ihm, einen Augenblick roch er den Duft der Blume, als sie einen Zoll von seiner Wange rasch einen Kreis beschrieb. Das Mädchen blieb vor ihm stehen und sagte, indem sie sich ihrer ganzen Länge nach vor ihm aufrichtete, mit stolzer Miene: „Ich bin die Königin von Saba.“ Dann glitt sie beschleunigten Schrittes und mit einer plötzlich schüchtern gewordenen Miene an ihm vorüber. Lynde brauchte diesmal längere Zeit, um sich zu erholen. Er stand wie eingewurzelt an der Stelle und beobachtete mit verblüfftem Gesicht die langsam sich zurückziehende anmuthige Gestalt des Mädchens, die sich einmal halb umwendete und sich nach ihm umsah. Dann verschwand sie über den Kamm des Hügels. Folgte sie dem Alten? Bestand irgend eine Verbindung zwischen ihnen? Vielleicht war er doch der Geistliche des Dorfes. Konnte sie seine Tochter sein? Was für eine ungewöhnliche Tracht für eine junge Dame, um darin spazieren zu gehn — denn eine Dame war sie bis zu ihren Fingernägeln herab. Und was für ein sonderbarer Gruß!“

Der Wunsch, eine Aufklärung dieser Räthsel zu erhalten, treibt Lynde, immer den Sattel auf dem Rücken, rasch dem Flecken zu. Als er denselben erreicht, findet er die Straßen menschenleer, von Festlichkeiten keine Anzeichen, selbst die Sommerläden geschlossen. Hie und da nur ein Gesicht, welches sich an das Glas eines obern Fensters drückt. Auch sie zogen sich augenblicklich zurück, wenn er hinaufsah. Auch entferntes Lachen, Gesang unter freiem Himmel wie von Trunkenen glaubt er wiederholt zu vernehmen. Lynde eilt mit seinem Sattel auf das Wirthshaus zu. Dessen massive Läden sind jedoch gleichfalls verschlossen, die Thür nicht minder. Ein Mann und zwei Weiber zeigen sich plötzlich an einem offenen Fenster des zweiten Stockwerks und der

Mann schreit herunter: „Oh, Du bist ein Pferd, wie ich vermuthe! Na, hier gibt's keinen Hafer für Dich, Du thätest besser weiter zu traben." Lynde zügelt seine Entrüstung über diese Unverschämtheit und fragt so höflich wie möglich, ob hier ein Pferd oder Fuhrwerk zu miethen sei. Darauf nur bedeutsames Lächeln und gegenseitiges Zunicken der Personen am Fenster oben, als ob Lynde etwas ganz Abgeschmacktes gesagt hätte. Der Mann namentlich schien auf dem Punkte zu stehen, vor Heiterkeit zu ersticken. Streng fragt Lynde, ob das nicht ein Gasthaus sei und verlangt Unterkunft als Reisender. Die Antwort ist nur: „Traben Sie weiter." Falls er einzudringen versuche, werde man ihm eins aufs Fell brennen. Ein Gewehr richtet sich oben auf den jungen Mann.

Angewidert und entrüstet und gleichzeitig höchst erstaunt über diese unbegreifliche Brutalität wendet Lynde sich ab, um in einem Privathaus Unterkommen zu suchen. All den Spott, den er von dem jungen Mädchen und von dem Wirth erduldet, schiebt er auf Rechnung des unglückseligen Sattels, der ihm bei der steigenden Tageshitze ohnehin stets unerträglicher wird. Trennen kann er sich gleichwohl nicht von ihm, da der Mantelsack all seine Fahrhabe birgt. Er legt also in vollster Verzweiflung seine Bürde auf einem Prellstein an einer Straßenecke ab. Da kommt ein leichenhaft aussehender, langer Mensch von etwa vierzig Jahren, so mager wie ein Ausrufungszeichen, auf ihn los und versichert Lynde auf dessen Befragen, der Ort sei Konstantinopel und er, der Knochenmann, werde Lynde Beschäftigung geben. Er baue eben ein Passagierschiff von Marmor, welches auf einer doppelspurigen Eisenbahn, durch zwölf Lokomotiven auf jeder Seite des Rumpfes, nach der See geschafft werden solle. Eben wie Lynde sich der dringenden Aufforderung der Mitarbeiterschaft an diesem Marmorschiff durch die schüchterne Bemerkung zu entziehen sucht, daß in Bezug auf den Bau von Marmorschiffen seine Erziehung sehr vernachlässigt worden sei, und wie er darüber nachdenkt, ob dieser Schiffsbauer in einem wesentlich höheren Grade verrückt sei, als andere Menschen, die auch an ihr Marmorschiff denken — „die Ehe war Onkel Davids Marmorschiff, er ließ es vom Stapel laufen" — da ist das Gerippe plötzlich mit Sattel und Mantelsack verschwunden und rennt mit unglaublicher Geschwindigkeit dahin. Lynde verfolgt den Menschen bergan, denselben Weg, den Lynde vorhin hergekommen, bis ihm beinahe der Athem vergeht, und der Schiffsbauer jenseits des Berggipfels verschwunden ist. Da kommt Lynde das, was Schnellläufer ihren zweiten Athem nennen. Er macht vortreffliche Fortschritte nach dem Gipfel zu; hier aber befindet er sich plötzlich unter einer Menge von Menschen und Pferden. Quer auf einem Pferde ohne Sattel sitzt die Königin von Saba, das Pferd ist Mary. „Beim Jupiter — das ist meine Stute!" ruft Lynde

freudig. Augenblicklich fühlt er sich von einer Anzahl Männer ergriffen, die ihm trotz verzweifelten Widerstandes die Hände binden und auf einen Sattel heben. Auf alle Beschwerden, alle Fragen über den Grund dieser Behandlung erhält Lynde keine Antwort. Schweigend zieht der Zug dem Flecken zu. Auch der weißhaarige alte Herr und der Schiffsbauer saßen gefesselt auf zwei Pferden. Mantelsack und Sattel hatte man dem letzteren abgenommen. Immer noch hielt Lynde sich, das Mädchen und den alten würdigen Herrn für die Opfer eines schrecklichen Mißverständnisses. Laut protestirte er in seinem und des Mädchens Namen. „Ich — ich kenne sie einigermaßen.“ „O ja“ — sagte das Mädchen, indem sie demüthig die Hände über dem Schooß faltete, „und ich kenne Sie auch und zwar sehr gut. Sie sind ja mein Mann.“

Diese Aeußerung versetzt Lynde in sprachloses Erstaunen. Die rauhen Männer tauschen vergnügte Blicke, der Schiffsbauer macht seinen Gefühlen durch ein seltsames trocknes Lachen Luft. Der geistliche Herr hat denselben wohlwollenden und behaglichen Gesichtsausdruck wie immer. Keine Frage, kein Zornesausbruch ist im Stande, Lynde eine Erklärung dieser räthselhaften Dinge zu verschaffen, bis er und der ganze Zug endlich in dem rothen Ziegelsteingebäude verschwindet, dessen Thore krachend hinter der Gesellschaft zufliegen. Ohne jedes Wort der Entschuldigung oder Aufklärung sieht sich Lynde im Hofe rasch vom Sattel gehoben, entfesselt und dann in ein zellenartiges Zimmer geschoben und hier allein gelassen für etwa eine Stunde. Nach Ablauf dieser Zeit tritt ein kleiner ältlicher Herr, der Doktor Pendegrast bei Lynde ein, der ihm mit einem Male alle Räthsel löst.

Das Haus, in dem sich Lynde befindet, ist ein Asyl für Geisteskranke. Am frühen Morgen ergriff eine Anzahl scheinbar harmloser Patienten einen der Wärter nach dem andern, dann auch den Doktor und sperrte sie in die Zellen ein. Nur der zweite Aufwärter entkam und machte Allarm im Orte und weiterhin, vergaß aber das Hofthor zu schließen. Der ganze Schwarm der Verrückten ergoß sich über den Flecken — es war die Menschenmenge, die Lynde zuerst in den Straßen erblickte — die Ortsbewohner verschanzten sich in ihren Häusern; sie hatten auch Lynde für einen Entsprungenen des Irrenhauses gehalten. Dasselbe hatten die Männer der Umgegend gethan, die unter Führung des entkommenen Aufsehers, mit Pferden dem Ort zueilten, um die Flüchtigen wieder einzuholen, als sie auf den aufgeregt und baarhäuptig einhereilenden Lynde stießen. So war er in die Zelle gekommen. Die Frage, welche Lynde am schwersten auf dem Herzen liegt, wagt er zuletzt auch. „Und das junge Mädchen“, fragte er zögernd, „ist sie auch“ —

„Ein sehr trauriger Fall“, unterbrach ihn der Doktor Pendegrast, indem sich ein zarterer Ausdruck über sein Gesicht legte. „Die traurigste Sache von der Welt.“

„Geisteskrank?“

„Wie ich fürchte, hoffnungslos.“

Wenn man die ganze Scene in einem Blick zusammenfaßt, die wir hier nur in knappem Auszug geben konnten, so wird man freudig anerkennen, daß es wenige ihres Gleichen gibt, wenige von so packender Komik, so origineller Erfindung, so fester Zeichnung aller handelnden Figuren. Und doch ist das noch nicht der größte Werth dieser köstlichen Episode. Es ist überhaupt keine Episode, sondern sie bietet den Abschluß der Exposition der Handlung und deutet an den ungewöhnlich ernsten Conflikt, welchen die, mit der ganzen Kraft einer unverdorbenen Natur, der unglücklichen „Königin von Saba“ sich zuwendende Liebe des jungen Lynde zu besiegen haben wird. Nicht gesellschaftliche Schranken oder konventionelle Vorurtheile, Unterschiede des Glaubens, Vermögens, der Erziehung, politischer Meinungen oder Charakteranlagen, werden ihn, so sagen wir uns, daran hindern, seine Liebe zu gewinnen. Er wird zu kämpfen haben mit den finstern Mächten, welche den Geist des unglücklichen Mädchens umnachten — „wie ich fürchte, hoffnungslos!“ meint der erfahrene Irrenarzt. Damit ist die Erwartung des Lesers aufs Höchste gespannt. Psychologische Probleme von größter Kühnheit hofft man im weiteren Laufe der Erzählung auftauchen und wenigstens versuchsweise gelöst zu sehen. Als größtes stellt sich die Therapie des Wahnsinns durch die Liebe dar, in einem Falle, den die nüchterne Wissenschaft für „hoffnungslos“ erklärt. Ist das die Absicht des Dichters? fragt man sich — Glückauf! Wie fein und poetisch müssen die Scenen sich gestalten lassen, in denen der klare Geist, das reine Herz des jungen Mannes durch die Erweckung der Gegenempfindung in dem unglücklichen Mädchen allmählig immer größere geistige Klarheit in ihr schafft! Oder hat der Dichter dem ernsten Konflikt, seiner eigenen Natur entsprechend, eine mehr heitere Seite abgewonnen? Ist er ausgegangen von dem bekannten Erfahrungssatze der Irrenheilkunde, daß nicht wenige anscheinend verzweifelte Fälle von Geistesstörung dadurch geheilt werden, daß man auf den Irrwahn des Kranken vollständig eingeht, ihn als durchaus vernünftig behandelt und ihm dann plötzlich das Unmögliche seiner fixen Idee beweist, indem man ihn zwingt, die letzten Konsequenzen derselben zu ziehen oder mitanzusehen? Wird Lynde etwa als König Salomon sich etabliren, um die Königin von Saba vernünftig zu machen?

Nichts von alledem in den folgenden zwei Dritteln der Erzählung. Wer seine Erwartungen nach dem brillanten Aufbau der Handlung hoch spannte, fühlt sich schmerzlich enttäuscht und erkennt mit steigender, aber keineswegs angenehmer Verwunderung, daß dem Dichter bei dem ersten großen Akt, den wir oben mittheilten, der Pust ausgegangen ist und die übrigen zwei Akte

eigentlich nur zu seiner und unserer Beruhigung da sind, fast nur Szenen bieten, die wir schon öfter und nicht selten besser gelesen haben.

Nachdem nämlich Lynde längere Zeit hindurch nach dem Pantöffelchen geschmachtet hat, welches die Königin von Saba auf ihrem Ritt verloren und das er bei seiner Rückkehr nach Rivermouth gefunden hat, gibt er diese Schwärmerei, da sie vermuthlich auch „hoffnungslos" ist, ganz auf, und ist eben im Begriff nichts als der zweite Kassirer der Nautilus-Bank in Rivermouth zu sein, als Onkel David stirbt und ihn mit einem ansehnlichen Vermögen bedenkt, so daß sich Lynde unbedenklich eine Reise nach Europa leisten kann. In Genf trifft er „in der ersten Dämmerstunde eines Juliabends im Jahre 1875" seinen Freund John Flemming, der eben von Egypten kommt. Dieser Freund kommt ebenso gelegen, wie der Confident der sogenannten klassischen französischen Tragödie — denn es ist eine Portion Vergangenheit zu erzählen, die der Leser einnehmen muß. In demselben Hotel mit Lynde in Genf wohnen nämlich die Damen Denham, Tante und Nichte, von welchen die letztere genau so aussieht wie die Königin von Saba, nur drei Jahre älter, und von tadelloser Vernünftigkeit. Sie ist Amerikanerin, in Paris erzogen, spricht vier Sprachen, ist sehr hübsch, Lynde liebt sie leidenschaftlich. Ein Diner, welches die Damen, dem amerikanischen Komment entsprechend, auf dem Hotelzimmer Lyndes in Gesellschaft Flemming's einnehmen, fördert über die wichtige Frage der Identität von Ruth Denham mit der Königin von Saba nichts zu Tage. Flemming reist ab. Lynde begleitet die Damen allein nach Chamouny. Unterwegs versucht er sich Ruth zu erklären, sie weicht aus. Sie verbietet ihm ein zweites Mal geradezu, seine Liebeserklärung zu beendigen, als Lynde sie allein — die Tante hat glücklicherweise Kopfschmerzen — nach Montanvert begleitet. Wir können uns gar keinen Grund dieses Verbotes denken, da sie ihn offenbar auch liebt. Wenn sie wüßte, daß sie früher einmal wahnsinnig gewesen, wäre die Zurückhaltung erklärlich. Aber sie hat keine Ahnung davon — ihr Wahnsinn war die rasch beseitigte Folge eines Nervenfiebers. Ruth erkältet sich fürchterlich auf dem Rückweg von Montanvert nach Chamouny und legt sich an einer Lungenentzündung. In erster Linie fürchten wir natürlich unter bewandten Umständen für ihren Verstand, aber diese Befürchtung ist unbegründet. In der entscheidenden Krisis verlangt sie nach Lynde und wir erfahren durch Dritte, daß sein Erscheinen das Rezept zu ihrer Genesung war. Ohne daß auch nur eine entscheidende Aussprache zwischen den Liebesleuten stattfindet, kutschiren sie, vermuthlich als Eheleute, im letzten Kapitel von Chamouny nach Genf.

Verglichen mit dem ersten Roman Aldrichs, bezeichnet seine Königin von Saba, trotz des vorzüglichen Eingangs, einen wesentlichen Rückschritt. In

Prudence Palfrey wuchsen die Helden, namentlich Prudence, stetig vor unsern Augen. Ruth Denham imponirt lediglich durch ihre Schönheit und allenfalls durch ihre vier Sprachen. Auch Lynde sinkt mehr und mehr zusammen. Seine letzte große Kraftanstrengung ist eine Reise von Genf nach Paris und von da zurück, fast ohne Aufenthalt, unter Verschmähung eines Pariser Frühstücks, lediglich zu dem Zwecke, um Onkel Denham und Doktor Pendegrast dort zu holen. Große Schönheiten in der Nüancirung der Charaktere, namentlich aber in der Schilderung der Gebirgslandschaft, die Aldrich 1875 selbst bereist hat, sollen dabei vollkommen anerkannt werden. Sie ändern jedoch das Gesammturtheil nicht. Auch das erscheint uns unnatürlich, daß der Dichter seine Geschichte erzählt, wo kaum die Druckerschwärze der Vermählungsanzeige seines Paares trocken geworden sein kann.

Weit befriedigender als diese erste Erzählung des vorliegenden Bandes erscheinen uns die beiden letzten Stücke: „Eine Mitternachtsphantasie“ und „der kleine Geiger.“ Die wenigen Blätter, welche den zuletzt genannten Titel tragen, sind die ergreifendste Strafpredigt gegen Kinderarbeit und Wunderkindermacherei insbesondere, die sich überhaupt denken läßt, getragen von einer Tiefe der Empfindung und des Gemüthes, die der Deutsche einem Amerikaner kaum zutrauen möchte. Die „Mitternachtsphantasie“ dagegen ist ein Erzeugniß der übermüthigsten, glücklichsten Laune, vielleicht zugleich eine treffende Satire auf jene unverbesserlichen Philister, welche an die größten Schöpfungen des Genius die hausbackene Moral und Anschauung ihrer Gemeinplätze legen. Aldrich weißt nach, wie viel glücklicher Hamlet an der Seite Julia's und Romeo als Gatte Ophelia's geworden wäre und führt uns diese angenehmen und vernünftigen Verbindungen leibhaftig vor. So ist aller Mord und Todschlag erspart und Alles löst sich in allgemeines Wohlgefallen auf.

Der Leser wird dem Buche, trotz aller Schwächen der Haupterzählung, eine reiche Fülle von Erheiterung und Unterhaltung verdanken.

Vom preußischen Landtage.

Berlin, 18. November.

Bis jetzt ist die Signatur der Session eine außergewöhnlich große Unfruchtbarkeit. Das Arbeitsmaterial war schon in der Thronrede sehr knapp bemessen; selbst von den damals angekündigten Vorlagen sind aber die wichtig-

sten dem Abgeordnetenhause theils, wie das Ausführungsgesetz zum deutschen Gerichtsverfassungsgesetze, erst in den letzten Tagen, theils, wie der Kommunalsteuergesetzentwurf und die Novelle zur Städteordnung, noch gar nicht zugegangen. Die einzige größere Aufgabe, die sich zur Zeit neben dem Etat in der Kommissionsberathung befindet, ist die Wegeordnung. Die Klippe, welche diesem Gesetzgebungswerke von vornherein entgegenstand, der Mangel einer Landgemeindeordnung, hindert die Kommissionsvertreter auf Schritt und Tritt. Die Angehörigen der liberalen Parteien sind eifrig bemüht, eine Gestaltung des Gesetzes ausfindig zu machen, welche dem Erlaß einer Landgemeindeordnung nicht präjudizirt. Zu dem Ende hat man die von dem Regierungsentwurf beabsichtigten Wegebauverbände, soweit solche nicht bereits bestehen, ganz gestrichen, weil man befürchtete, es könne in Folge einer derartigen Vorwegnahme der wichtigsten kommunalen Aufgaben für ein gesundes Gemeindeleben demnächst der eigentliche Inhalt fehlen. Nach der Fassung der Kommission wird also als Träger der Baulast bei Gemeindewegen prinzipiell die Gemeinde festgestellt. Im Uebrigen geht das Bestreben der Kommission durchweg dahin, die dem Regierungsentwurfe anhaftende Tendenz staatlicher Bevormundung zu beseitigen. Derselbe erleidet dadurch natürlich eine sehr wesentliche Umgestaltung und die Aussichten für das Zustandekommen des so dringend nothwendigen Gesetzes werden in Folge dessen nicht günstiger. Zudem schreitet die Arbeit gar langsam vor, so daß, wenn man alle noch zu durchlaufenden Stadien — Plenum des Abgeordnetenhauses, Herrenhaus, welches in dieser Materie seine Aufgabe ernst meint, Transaktion zwischen beiden Häusern — in Rechnung zieht, ein erfolgreicher Ausgang schon aus Zeitrücksichten kaum zu erhoffen ist.

Die Hauptarbeit des Abgeordnetenhauses in der abgelaufenen Woche war die Fortführung der Spezialberathung des Etats. Während die Budgetkommission, nachdem die Forderungen der Anleihevorlage pro rata des Verwaltungsjahres 1878/79 in das Extraordinarium eingewiesen sind, den unleugbaren Bedürfnissen in anerkennenswerther Weise Rechnung trägt, ist die Regierung auch bei den bisher im Plenum berathenen Abschnitten des Ordinariums recht glimpflich davon gekommen. Sogenannte prinzipielle Debatten gab es nur bei Gelegenheit der verschiedenen Dispositionsfonds. Die übliche Opposition des Centrums erhielt diesmal von der Fortschrittspartei einen erheblich lebhafteren Succurs. Im Uebrigen wurden die Fonds mit großer Majorität bewilligt. Die unabsehbare Legion von Lokal- und Detailfragen, welche unter der Herrschaft einer mehr als milden Auslegung der Geschäftsordnung bei der Etatsberathung aufgeworfen zu werden pflegen, fehlt natürlich auch diesmal nicht. Allgemeineres Interesse beanspruchen die Anregungen, welche in Betreff

einer umfassenderen Aufforstung von Oedland und einer ausgiebigeren Parzellirung von Domänengrundstücken zum Zwecke der Errichtung von bäuerlichen Stellen gegeben wurden. In beiden Richtungen handelt es sich um Kulturfragen ersten Ranges. — Das Centrum hat sich bei den Etats des Innern und der Justiz nur in Plänkeleien eingelassen, sich den Hauptangriff für den Kultusetat auffsparend.

Der sachliche Schwerpunkt der Woche lag in der Verhandlung über einen Antrag der Fortschrittspartei in Bezug auf die Gebäudesteuer. Nach dem Gesetze vom 21. Mai 1861 soll die Veranlassung der Gebäudesteuer, welche auf 4 % des Nutzungswerthes normirt ist, alle 15 Jahre einer Revision unterworfen werden. Das Gesetz ist am 1. Januar 1865 in Kraft getreten, die Veranlassung steht also vor der Thür. Von Seiten der Fortschrittspartei wird nun beantragt, den Satz von 4 % des Nutzungswerthes vom 1. Januar 1880 ab auf denjenigen Satz zu ermäßigen, welcher unter Zugrundelegung der Ergebnisse der Revision der Solleinnahme des Jahres 1878 an Gebäudesteuer entspricht. Die Absicht des Antrages ist also, die infolge des gestiegenen Nutzungswerthes der Gebäude nothwendig bevorstehende Erhöhung der Gebäudesteuer abzuwenden. Selbstverständlich trat der Finanzminister dem Antrage mit Entschiedenheit entgegen; die Regierung hat den von 1880 an sicher erwarteten Mehrertrag schon eskomptirt. Andererseits läßt sich das Gewicht der Argumente der Antragsteller, welche namentlich eine Verrückung des thatsächlichen Verhältnisses zwischen Gebäudesteuer und Grundsteuer vermieden wissen wollen, nicht verkennen. Deshalb ist der Beschluß des Hauses, den Antrag der Budgetkommision zur näheren Prüfung zu überweisen, sicherlich gerechtfertigt. Indeß wird er in derselben wohl begraben werden. Die Frage hängt zu eng mit dem Problem der Steuerreform überhaupt zusammen und sie wird deshalb in der gegenwärtigen Session ebensowenig zum Austrag gebracht werden, wie die noch in Aussicht stehende Vorlage zur Regelung der Kommunalabgaben.

Das Mädchen von Byzanz, Heinrich Kruse's jüngstes Drama.

Das tragische Schicksal des spartanischen Königs Pausanias, des Siegers von Platää, bietet den Stoff zu Heinrich Kruse's neuester Tragödie, dem „Mädchen von Byzanz.“*) Diejenigen, welche das Erscheinen der Toga oder

*) Leipzig, Verlag von S. Hirzel.

der Kriegsrüstung römischer und griechischer Helden auf unsrer Bühne für gleichbedeutend halten mit der Erfolglosigkeit eines Dramas, werden ihr Urtheil über Kruse's jüngste Schöpfung abschließen können, ohne sie gelesen zu haben. Der wallende Helmbusch der Achaier, und das üppige Gewand, das in der persischen Stadt Byzanz getragen wird, kostümiren die Helden dieses Stückes, folglich ist es nicht bühnenfähig. Man verzeihe, daß wir Kritiker, die sich den Horizont des modernen Bekleidungskünstlers aneignen, überhaupt ernst nehmen. Sie drängen sich jedoch, auch in namhaften kritischen Organen so laut hervor, daß ihre Erwähnung mindestens zur Vollständigkeit gehört. Von dem, was den Dichter zum Dichten treibt, haben sie freilich kaum eine Ahnung. Kruse hat uns in der letzten Zeit fast alljährlich mit einem neuen Drama beschenkt. Man mag über den Theatereffekt und die Bühnentechnik seiner Dichtungen urtheilen wie man will: das Eine muß ihm jeder zugestehen, daß er nur dichtet unter dem Gebot seiner Muse, daß er das Beste erstrebt und zu erreichen versucht, daß keiner von den blendenden und hinabziehenden Nebenzwecken, die Andere bei ihrem dramatischen Schaffen leiten, ihn jemals beeinflußt hat. Vielen unsrer „praktischen" dramatischen deutschen Dichter gilt, namentlich auf dem Gebiete des Lustspiels, Scribe als nachahmenswerthes und unerreichtes Vorbild. Und doch erzählt uns Scribe in seinem „Charlatanisme" offen, welche Grundsätze ihn bei seinem Schaffen leiten, und warum seine Figuren im Negligé vor das Publikum zu treten pflegen: „Il est un protecteur auquel on peut, sans rougir, consacrer ses travaux, un Mécène noble et généreux qui récompense sans marchander et qui paye ceux qui l'amusent: c'est le public. Pas si bête de faire des tragédies, quelques poëmes épiques. Je fais l'opéra comique et le vaudeville. On se ruine dans la haute littérature; on s'enrichit dans la petite. Soyez donc dix ans à créer un chef-d'oeuvre. Nous mettons trois jours à composer les nôtres; et encore souvent nous sommes trois! Ainsi, calcule. C'est l'affaire d'un déjeuner.

Es ist in d. Bl. wiederholt darauf hingewiesen worden, daß Kruse weit idealere Ziele in seinen dramatischen Dichtungen verfolgt. Bei historischen Stoffen vor allen Dingen die möglichst getreue Anlehnung an das Weltgericht der Geschichte. Das ist auch hier der Fall. Die Gestalt und das tragische Geschick des Pausanias sind geschichtlich treu dargestellt. Viel Aehnliches bietet das Leben des Sparterkönigs aus dem Herrschergeschlechte der Agiden, dem es vergönnt war, den reichsten und glänzendsten Sieg über den Erbfeind der Hellenen davonzutragen, mit dem Geschick Julius Cäsar's, das Kruse in seinem Brutus dramatisch gestaltet hat. Wie der große Römer, hat der Sohn des Kleombotros die höchsten Stufen irdischer Macht und Herrlichkeit erklommen. Huldigend liegt der orbis terrarum Beiden zu Füßen. Eine Fülle unermeß-

licher Pläne regt sich in Beider Häuptern für die Zukunft. Da stürzt Beide plötzlich der Neid gemeiner Erdenmenschen von der königlichen Höhe. Pausanias hat freilich nie die welthistorische Bedeutung Cäsars erlangt. Langsamer hat dagegen auch das immer rege Mißtrauen seiner Vaterstadt und der Bundesgenossen an seiner Stellung genagt, zäher hat er den Versuchen seinen Sturz herbeizuführen, Widerstand geleistet, als Cäsar. Schon 476, drei Jahre nach dem Siege von Platää, kurze Zeit nachdem Pausanias mit der griechischen Flotte Kypros und Byzanz erobert, ließ er sich in verrätherische Umtriebe mit Xerxes ein, um durch des Perserkönigs Beistand die Tyrannis in Griechenland zu erwerben. Damals schon wurde er auf Betrieb der Bundesgenossen, vornehmlich der eifersüchtigen Athener, seines Oberbefehles entsetzt und des Verrathes angeklagt, aber 474 freigesprochen. Vier Jahre später gebietet Pausanias abermals in Byzanz. Wie Cäsar seine Kriegsgenossen in den Feldzügen gegen die Helveter, Germanen und Gallier zu seinen Leibtruppen heranzieht und umbildet, so sammelt Pausanias thrakische Söldner und fesselt sie an seine Person, um durch sie den entscheidenden Streich zu wagen. Die geheimen Umtriebe mit den Persern werden dann wieder aufgenommen. Aber Athen vertreibt ihn aus der Stadt Byzanz, wo er unbeobachtet von den Argusaugen der Ephoren und nahe dem Persischen Königshofe seine Ränke schmieden konnte. Ein zweites Mal wird er zurückberufen und angeklagt. Ein zweites Mal wäre er wohl dem gefährlichen Prozesse mit heiler Haut entronnen, wenn nicht sein Sklave die geheimen Briefe, die er dem Satrapen Artabazos überbringen sollte, den Ephoren ausgeliefert hätte, weil in demselben die Tödtung des Boten anbefohlen war. Dazu kamen dann Ueberführungskünste, wie sie Venedig und das machiavellistische Florenz in ihrer Blüthezeit ausgebildet haben. In dem Augenblicke als Pausanias ergriffen werden sollte — die Verhaftung war nach Lage der Sache mit dem Todesurtheil gleichbedeutend, — flüchtete er in den Tempel der Athene; seine eigene Mutter soll dem Volke gezeigt haben, wie man den Verrath des Vaterlandes an ihm rächen könne, ohne das Heiligthum der Göttin zu entweihen, indem sie den ersten Stein vor den Eingang legte. Pausanias wurde eingemauert und starb den Hungertod.

Wir erinnern an diese bekannten historischen Thatsachen nur, um den Leser in Stand zu setzen, unmittelbar damit die Handlung des Kruse'schen Dramas zu vergleichen. Selbstverständlich mußte der zweimalige Versuch des Sparterkönigs, Verrath mit dem Feinde zu spinnen, der zweimal gegen ihn angestrengte Hochverrathsprozeß, im Drama nur einmal vorkommen. Der Dichter hatte demgemäß nur die Wahl, sein Stück in die Zeit der ersten Eroberung von Byzanz, drei Jahre nach dem Siege von Platäa, oder in die Zeit zu verlegen, als Pausanias, nachdem er glücklich der ersten Anklage ent-

ronnen, zum zweiten Male den Oberbefehl am Hellespont führte. Kruse wählte mit richtigem Blick den ersten Zeitabschnitt. Es liegt auf der Hand, daß in einem Drama, welches sich die zweite der in Frage kommenden Staatsaktionen zum Stoff erwählt hätte, Pausanias eine sehr nüchterne, wenig Theilnahme erweckende Rolle, etwa die eines verbitterten Schlaumeiers, hätte spielen müssen. Eine große Anzahl Episoden aus der Vergangenheit wäre zu berichten gewesen, ehe sich der Leser vollkommen in die Lage der Dinge versetzt hätte. Wenig mehr hätte der Held thun können, als die Absicht auszusprechen, seine Pläne diesmal klüger und erfolgreicher auszuführen, als das erste Mal. Das Recht und die sittliche Ueberzeugung wären von Anfang an nicht mit dem Helden, sondern mit seinen Feinden gegangen. Kruse wählte daher mit vollem Rechte den Zeitpunkt der ersten Eroberung von Byzanz zum Beginn seines Dramas. Ein ununterbrochener dreijähriger Siegeslauf hat den König Pausania's zum populärsten und gewaltigsten Heerführer der Hellenen gemacht. Mit Unmuth empfindet sein stolzer königlicher Sinn die Berührung mit dem eifersüchtigen Argwohn der Bundesgenossen, die nur gezwungen dem spartanischen Oberbefehlshaber gehorchen. Noch peinlicher ist ihm das Dazwischenreden der kleinlichen Wächter der heimischen Verfassung, der Ephoren. Das Streben eines Kriegshelden, welcher das größte Reich seiner Zeit überwunden und zu seinen Füßen gesehen hat, sich in seiner Macht zu behaupten und neue Macht zu der erworbenen hinzu zu gewinnen, ist echt menschlich, so alt wie die Geschichte. Niemand denkt geringer von juristischen Verfassungszweifeln, als siegreiche Heerführer; Livius und Caesar, Machiavelli und Napoleon sprechen gleich geringschätzig von den spießbürgerlichen Einflüssen, welche sich dem leitenden Willen des Feldherrn in den Weg stellen. Selbst der Verrath, geplant zu dem Zwecke, um die Macht in der Hand zu erhalten, der sie zukommt, verliert viel von der Häßlichkeit seines Antlitzes.

Die Handlung beginnt mit dem Zeitpunkt, wo die Griechen sich anschicken, im Triumph in das besiegte Byzanz einzuziehen. Ein Streit zwischen spartanischen und bundesgenössischen Soldaten, bei dem die ersten von Pausanias Recht erhalten, obwohl kein Geringerer, als Aristides, der Feldherr der Athener, ihren Anwalt macht, zeigt uns an einem scheinbar gleichgültigen Anlaß die keimende Unzufriedenheit der Bundesgenossen mit ihrem Oberbefehlshaber. Der Athener und die beiden ionischen Schiffsführer Antagoros und Uliades läßt der König mitten im Wortwechsel stehen, als der junge Krieger Chares, der Günstling des Königs, herzutritt. Chares bringt einen Brief der Mutter des Pausanias Alithea, mit welcher der König zerfallen ist. Sie meldet nur die Wiedergenesung des Sohnes von Leonidos, Pleistarchos, dessen Vor-

mund Pausanias ist. Der König fährt, gereizt durch die vorhergehende Scene, heraus:

> Pleistarchos wünsch' ich ja Gedeihn; doch bin ich
> Aushülfe blos, bis jener mündig wird.
> Ja, wenn ich König wär' im eignen Recht!

Die Heerführer und Bundesgenossen stellen die wichtigsten Gründe ihrer Unzufriedenheit fest, als sich Pausanias mit Chares zurückzieht. Aristides trägt diese Beschwerdepunkte sofort vor, als der König mit dem jungen Krieger zurückkehrt. Vor Allem soll der Oberbefehlshaber nicht in dem üppigen Byzanz rasten, sondern den Krieg in das Herz des feindlichen Landes tragen. Offen droht man ihm Entziehung des Oberbefehls und dessen Uebertragung auf Athen, wenn er den Krieg nach seinem Eigenwillen weiter führe und als Tyrann, statt als Erster unter Gleichen, die Bundesheerführer und Bundesgenossen behandle. Im Wortgefecht zeigt sich Aristides ihm entschieden überlegen. Auch das positive Recht hat er auf seiner Seite und das Verlangen nach etwas höflicherer Behandlung der Bundesgenossen Seiten des Oberbefehlshabers wird jeder Leser dieser ersten Scenen als keine übertriebene Forderung betrachten. Dennoch ist unsere Sympathie entschieden auf Seiten des Königs, der sich aller Einschränkung seiner Macht mit stolzer Würde widersetzt und das ihm nachtheilige Wortgefecht kurz abschneidet mit der Erklärung, daß er die Macht einmal besitze und den tödten lasse, der ihm nicht gehorche. Namentlich geben wir ihm Recht in seiner Klage über die Uneinigkeit seines Vaterlandes, die Eifersucht aller einzelnen Stämme gegeneinander. Einen wohlthuenden Gegensatz zu der heftigen Scene bildet die folgende herzliche Plauderei des Königs mit Chares, der seinen Onkel Gelon, einen reichen Kaufmann, in dessen Geschäft der junge Krieger einst treten sollte, in Byzanz gefunden und ihm angekündigt hat, daß Pausanias bei ihm Quartier nehmen werde. Die Schlußscene des ersten Aktes zeigt uns den Vorbeimarsch der Griechen, wie sie in die eroberte Stadt ziehn. Jeder Volksstamm zieht mit einem Gesang vorüber. Max Bruch hat diese Lieder, wie die in Kruse's Marino Faliero vorkommenden Gesänge, in Musik gesetzt. Aus der letzten Reihe treten die bereits vorhin erwähnten ionischen Schiffsführer hervor und bereden mit einander, das Schiff des Königs bei der Einfahrt in die Stadt mit ihren Schiffsschnäbeln in den Grund zu bohren. Damit schließt der erste Akt.

Der Anfang des zweiten Aktes führt uns in Gelons Haus in Byzanz. Gelon gibt seiner Gattin Melitta eine Schilderung des Einzugs des Griechenheeres, den er vom Dach seines Hauses mitangesehen. Gelon ist ein Parvenü, mit den guten und schlechten Seiten eines solchen, namentlich voller Menschenfurcht. Sein Weib edler und entschiedener als er. Der König betritt das

Haus als Gast. Kaum hat er den Wirth begrüßt, so wird der Steuermann hereingeführt, der das Schiff beim Einzug lenkte. Er hat es mit zweien der Jonier zusammenfahren lassen. Der Steuermann schwört, daß die Jonier Schuld seien, in böser Absicht den Zusammenstoß herbeigeführt hätten. Pausanias weiß, daß der Mann Recht hat und sinnt auf Rache. Da meldet Chares, daß er die Siegesbeute den Bundesgenossen vertheilt, und auf den Zehnten, der dem König gebührte, in dessen Namen Verzicht geleistet habe. Nur die Gefangenen habe er für den König behalten. Der König läßt diese vorführen — es sind Verwandte des Xerxes darunter — und gibt sie frei, ohne Lösegeld. Sie sollen „dem großen König nur des Pausanias Ehrfurcht und Freundschaft bezeugen." Unmittelbar danach betraut er Chares mit einer geheimen Sendung an Xerxes selbst. Der junge Mann willigt freudig ein, als ihm der König versichert, daß er nicht Unterwerfung unter den Perser, sondern nur Verhandlungen vorschlage, welche Ströme Blutes ersparen sollen. Chares verlangt von Gelon ungestüm, seine Base Kleonike, Gelon's Tochter, wiederzusehen, mit der er als Knabe und Jüngling gespielt hat und die er im Stillen liebt. „Das Mädchen von Byzanz" erscheint, zur Jungfrau herangereift; zurückhaltend bleibt sie am Eingang stehen. Die jungen Leute sind allein. Rasch ist an der Erinnerung ihrer Jugendtage auch die alte Vertraulichkeit wieder da. Im Sturm wirbt Chares um ihre Liebe. Sie wagt nicht Ja zu sagen, aber nur deßhalb, weil ihr Vater sie schon an einen ungeliebten Mann, an Laches, den Sohn des Timon von Athen, verfagt hat. Rasch redet Chares dem Alten diesen bösen Schuldenmacher aus und kehrt mit dem Jawort des Vaters zu Kleonike zurück — die ihr Alleinsein inzwischen mit einem, für ein Trauerspiel etwas harmlosen Monolog ausgefüllt hat — dann wird die Hochzeit auf den Tag der Rückkehr des Chares aus Asien festgesetzt und die Verlobten trennen sich, nachdem Chares seiner Braut noch das Versprechen abgenommen, sich vor dem König nicht sehen zu lassen, sondern sich im Frauengemache aufzuhalten, da des Königs Sitten Zurückhaltung erheischen.

Der König merkt natürlich sehr bald, daß und warum man ihm die Tochter des Hauses verbirgt.

> Er ist ein großer Mann; doch er hat Schwächen,
> Die größte für das reizende Geschlecht.

Er stellt daher die kluge Melitta, dann den unterwürfigen Gelon zu Anfang des dritten Aktes über den Grund dieser Verbergung zur Rede. Melitta weicht ihm mit Gemeinplätzen aus. Wild tobt der reichlich genossene Chierwein in seinem Blute, als sie den Rücken wendet. Gelon, erschreckt durch des Königs gereizte Stimmung und Drohworte, verspricht, Kleonike, „zu erlauben, heut mit ihm ein Stündchen zu verplaudern." Pausanias will jetzt

— nach Tische — etwas ruhen, dann soll das Mädchen ihm in sein Gemach gesandt werden. Ehe er sich zurückziehen kann, stört ihn Aristides mit der Meldung, daß die Bundesgenossen Abgeordnete nach Sparta gesandt hätten, um über die geheimen Unterhandlungen des Königs mit Xerxes, seine schwelgerische Unthätigkeit in Byzanz, seinen persischen Königsprunk und seine persische Tracht Beschwerde und Klage zu führen und ihm nicht mehr gehorchen würden. Im Vertrauen auf das Gelingen der persischen Unterhandlungen weiß sich Pausanias über diesen Abfall zu trösten und geht zur Ruhe. Eine heftige Scene zwischen den Eltern der Kleonike endigt mit dem ungestümen Gebot des Gelon, daß ihm gehorcht werden müsse. Kleonike erscheint. Sie will auf den Wunsch und das Gebot des Vaters in des Königs Gemach gehen. Denn:

„Ich werde selbst schon wissen, was sich ziemt
Und was ich mir gefallen lassen kann."

Doch muß der Vater zuvor das Licht löschen. „Es beruhigt mich. Mir ist, als legt' ich einen Schleier um." Sie geht nun hinein; der Vater wartet im Vorgemach. Sie stößt in der Dunkelheit die schwere eherne Lampe um. Pausanias glaubt sich von Mördern überfallen und stößt sie nieder. Er stürzt mit blutigem Schwert auf die Scene, um auch Gelon niederzustoßen, den er im Bunde mit dem vermeintlichen Mörder glaubt. Das unselige Mißverständniß wird ihm erst klar, als Kleonike sich sterbend hereinschleppt und zusammenbricht.

Die Eltern der Todten sehen wir untereinander versöhnt zu Anfang des vierten Aktes. Die Mutter hat einen Kranz halberblühter weißer Rosen für ihr todtes Kind gepflückt. Beide weichen dem hereintretenden König aus. Die blutige That lastet schwer auf ihm. Plötzlich tritt seine Mutter ihm entgegen. Sie hat die stürmische Meerfahrt unternommen, um den Sohn zu warnen, ihn aufzufordern, vor dem Eintreffen der Ephoren den Klagen und Beschwerden der Bundesgenossen Rechnung zu tragen, namentlich dem Genußleben in Byzanz ein Ende zu machen und wieder zum Schwert zu greifen. Pausanias hat darauf nur zu erwidern:

„Krieg und Geschäfte sind der Männer Sache —"

muß doch jeden Augenblick Chares von Susa zurückkehren und dann bedarf es keines Hinhaltens mehr. Die Mutter tritt mit den Worten: „Ich hasse Dich!" den Heimweg an. Kaum hat er sie scheiden sehen, so treten die Ephoren auf. Pausanias hat sich vor ihnen verzogen. Sie treffen dafür Aristides, der in dieser Scene seinem Ehrennamen „der Gerechte" alle Ehre macht. Mit Entrüstung weist er den Klatsch zurück, der dem König den Mord der Kleonike andichtet, weil sie sich seinem Willen nicht gefügt habe. Ueber Aristides' Lippen kommen die schönen Worte über seinen Feind:

Sobald
Pausanias, der Sohn Kleombrotos
Sagt: „Dies ist also!" ist es anders nicht,
Pausanias ist ein hochgemuther Geist,
Er frevelt, aber leugnet Frevel nicht.

Der Ephore Agis, der Typus eines Stadtverordneten von Sparta von echtem Schrot und Korn, spricht darauf gelassen:

Du bist nur ein Athener, aber sonst
Ein wackrer Mann; drum sag uns Deine Meinung.

Derselbe Agis hat zur Begründung seiner Anklage gegen den König immer nur „die ganze Stadt", „die große Menge" zur Hand. Wenn man daran denkt, daß Pausanias einmal ganz und das zweite Mal beinahe freigesprochen worden ist, so muß es in der That mit dem Genie seiner Untersuchungsrichter nicht viel anders bestellt gewesen sein. Er verräth auch Aristides ganz offen, daß sie Auftrag haben, den König und das Heer sofort nach Sparta abzurufen und als der Athener nach dem Grunde fragt, warum man auch das Heer abrufe und Athen den Oberbefehl überlasse, gibt ihm Agis die Antwort:

Weil wir . . .
Der Meinung sind, daß, Alles angesehn,
Die fernen Kriege sich für uns nicht schicken;
Denn Sparta bleibt am besten für sich selbst.
Wenn unsre besten Männer durch den Krieg
Verdorben werden und die Sitten schwinden,
Verschmähen wir den unfruchtbaren Lorbeer.

Als Pausanias dazutritt, wird ihm von den Bauern ruhig und entschieden seine Absetzung mitgetheilt. Begieriger als je sieht der König der Rückkehr des Chares entgegen. Heut ist der letzte Tag, an dem er zurück sein sollte. Auf den Weg, auf dem er kommen muß, läßt der König das Auge schweifen. Statt des Jünglings biegt der Leichenzug, der Kleonike geleitet, in die Straße ein. Ergreifend schön mag die Melodie Max Bruch's zu dem Trauergesang der Jünglinge tönen:

Wenn die frühe Mandelknospe springt
Und die erste Lerche jubelnd singt,
Ist die Welt voll eitel Lust und Glück.
Doch ihr Götter schickt uns über Nacht
Kalten Reif, und hin ist alle Pracht!
Was ihr gebt, o nehmt es nicht zurück!

Pausanias, den noch kein Spartaner weinen sehen, kann die Thränen nicht zurückhalten. „Es ist mehr, als Menschen tragen können." Von einer Dienerin des Gelon'schen Hauses erfährt er, daß die Todte Chares' Braut gewesen. Jetzt hört man auch den gellen Schrei des jungen Mannes in der Ferne. „Kleonike! Kleonike!" ruft es. Betäubt enteilt der König. Vor der

Bahre der Getödteten bricht der Schmerz des jungen Mannes in den tiefsten Naturlauten aus. Rache an dem Urheber der That ist schließlich der einzige klare Gedanke in dem Chaos seiner Gefühle. Die Rache aber, wie er sie fordern will, mit dem Schwerte, suchen Alle ihm auszureden: Gelon, den er als Kuppler zurückstößt, Melitta, größer als je in ihrem gefaßten Schmerz über den harten Rathschluß der Götter, die Ephoren selbst, die den König rein erklären von dem Verbrechen des Mordes, absichtlicher Tödtung. Aber sie ergreifen begierig die trotz alledem unerloschene Rachelust des jungen Kriegers. Nur leiten sie sie in andere Bahnen. Chares soll der Verräther des Verräthers werden, den Brief ausliefern, den er von Xerxes zur Antwort an Pausanias bringt. Treu und Ehre sträuben sich in ihm dagegen. Der Gedanke, daß Pausanias, wenn er unschuldig sei, in dem Briefe den besten Beweis seiner Unschuld besitze, veranlaßt ihn schließlich zur Auslieferung. Begierig erbrechen die Ephoren das königliche Siegel und entnehmen dem Schreiben, daß Pausanias auf seinen Wunsch der Eidam des Perserkönigs werden soll. Ueber seine eigentlichen Plane aber spricht der Brief nur in Andeutungen. Es gilt, auch diese zu erkunden. Man kommt überein, daß Chares hierüber den König vertraulich ausforschen soll, nachdem er ihm den Brief des Xerxes, wieder verschlossen, eingehändigt. Die Ephoren sollen ihren König dabei belauschen. Melitta gibt das Versteck dazu her, das Gemach, in dem ihrer Tochter Blut geflossen, das der König seit der unglücklichen That nicht mehr betreten mag. So unwahrscheinlich die Szene, so abgenutzt das Motiv des Belauschens erscheint, historisch steht fest, daß nur durch diese List die Ueberführung des Pausanias 'gelang. Wir sehen die Szene vor uns sich abspielen. Pausanias, entzückt und überströmend in Worten und Gefühlen, enthüllt die ganze Größe und Gefährlichkeit seiner Pläne: er hat schon von Artabazos, dem Satrapen in Bithynien viele Kisten Goldes erhalten und damit „manchen Freund sich schon gemacht." Truppen und Schiffe von Xerxes sind schon unterwegs, um das Bündniß zu bethätigen. Der Perserkönig soll zum Oberherrn von Sparta, von Hellas, ganz Europa werden. Aber der stolze König will dafür sorgen, daß der Name nur ein Name bleibe. Als Chares fragt, ob der König nicht fürchte, daß der junge Krieger sein Geheimniß verrathen könne und der König ihm stolz entgegnet: Alles sei ohne Zeugen vorgegangen, treten die Ephoren und die Eltern des Mädchens von Byzanz aus ihrem Versteck hervor.

Die Tragödie naht sich ihrem Ende. Als der letzte Akt beginnt, ist Pausanias bereits dem Verschmachten nahe, im Tempel der Athene eingemauert. Die Ephoren erzählen sich, daß seine Mutter den ersten Stein herbeitrug, um dem Volk zu zeigen, was es thun solle. Nun aber, da das Ende des Königs

naht, will ihn das Volk aus dem Tempel zerren, um das Heiligthum nicht zu entweihen und räumt deshalb die Steine weg. Alithea benützt die Oeffnung, um hineinzuschlüpfen, und dem Sohn reife Früchte zu bringen „die letzte Nahrung wie die erste.“ Ergreifende Schlußszene zwischen Mutter und Sohn, der dem Mutterauge „fast gereinigt erscheint.“ Das hereindringende Volk, das den Leib des Königs in die Grube der Hingerichteten schleifen will, empört in der hohen Frau den ganzen alten Mutterstolz. Als der König verschmachtet stirbt, wirft sie sich über ihn mit den Worten!

O Gott, das alte Mutterherz erwacht,
Du stirbst? O, stirb noch nicht, geliebtes Kind!

Der Leser wird sich nach dieser gedrängten Inhaltsangabe ein Bild machen können von dem Gange der Handlung, der Charaktere und der Idee des Stückes. Nicht so von seinen schönsten Stellen, die wir fast immer nur in ihrem Gesammtbild, nicht in den Worten des Dichters angeführt haben, da wir wünschen, der Leser möge aus diesem Referat den Entschluß schöpfen, das Ganze selbst zu lesen. An Lebendigkeit läßt die Handlung gewiß nichts zu wünschen übrig. Und auch die Zeichnung der Charaktere ist fest und klar; einzelne Figuren, wie Gelon, sein Weib, Chares, Agis, Alithea und vor Allem Pausanias, von ihrem ersten Worte an mit typischer Deutlichkeit sich ausprägend. Bestrittener könnte die Frage sein, warum der unselige Zufall, der den König, noch halb in Schlafesbanden, ein unschuldiges Mädchen morden ließ, die Hauptursache wird zu seinem Untergange, der ja an sich so ganz andere Thaten und Pläne des Königs zur Voraussetzung hatte, als den Tod des Mädchens von Byzanz?

Literatur.

Das Schweizerland, Eine Sommerfahrt durch Gebirg und Thal. In Schilderungen von Woldemar Kaden, mit Bildern von Bauernfeind, Alexander und Arthur Calame, Dill, Disen, Eckenbrecher, Franz, Grob, Haeberlin, Hertel, Heyn, Jungheim, Kindler, Kröner, Diethelm Meyer, Franz und Paul Meyerheim, Riesstahl, Ritz, Roux, Matthias Schmidt, Schrödter, Specht, Vautier, Zügel. Holzschnitt von Adolf Cloß in Stuttgart. Stuttgart, Verlag von J. Engelhorn. — In diesen Tagen ist die letzte Lieferung des vorstehend genannten Prachtwerkes, das wir im vergangenen Jahre in seinen Anfängen zur Weihnachtszeit bei unserm Leserkreise einführten, ausgegeben worden und daher nun ein abschließendes Urtheil über das ganze Werk möglich. Dieses Urtheil kann nur günstig lauten. Alle Mitarbeiter haben ihr Bestes gethan; nicht am wenigsten die Verlagshandlung, die binnen Jahresfrist achtundzwanzig Lieferungen von gleicher Feinheit und Sauberkeit herstellte und mit größter Regelmäßigkeit erscheinen ließ. Der Autor, der unzweifelhaft die schwierigste und undankbarste Aufgabe hatte — denn der zu solchen illustrirten Prachtausgaben gespendete Text wird kaum von zwei Prozent derer, die das Buch in die Hand nehmen, angesehen, geschweige denn ordentlich gewürdigt — hat seine Aufgabe richtig erkannt und gelöst. Die ihm gestellte Aufgabe war um so schwieriger, als er das Schweizerland noch in mancher andern Beziehung zu schildern hatte, als der Griffel der Künstler es bildlich darstellen

konnte. Er sollte die Schweiz landschaftlich treu schildern, außerdem ihre Geschichte und Kulturgeschichte, ihr geselliges und soziales Leben von der Ebene bis zur höchsten Alphütte, ihre Industrie, ihre Viehzucht, ihre Verfassung und ihr Heerwesen u. s. w. kurz das Land im Ganzen dem Leser vorführen. Diese Aufgabe kann ein Einzelner nicht gründlich lösen; je genauer er die Schweiz kennt, um so mehr wird er vor der Riesenarbeit zurückschrecken. Woldemar Kaden griff daher aus der Unmasse des zu bewältigenden Stoffes einzelne, dem Leser besonders interessante Partien heraus und behandelte sie mehr feuilletonistisch. Wo er nicht Sachkenner ist, überläßt er unbedenklich und mit Recht einem Spezialisten das Wort. Ganz frei und selbständig, und immer nur auf ihren eigenthümlichen Wirkungskreis angewiesen, konnte sich dagegen die Kunst bei diesem Werke entfalten. Die Bilder, welche dieses Werk enthalt, bilden seinen schönsten Schmuck. Kein Werk, welches früher oder gleichzeitig mit diesem erschien, kann sich in Bezug auf die Schönheit, die Anzahl und die Mannigfaltigkeit der Illustrationen mit diesem vergleichen. Namentlich braucht man nur die Namen der Künstler, die zu diesem Werke Beiträge geliefert, durchzugehen, um zu erkennen, daß in allen Beziehungen, in denen die Kunst des Zeichners das Land darstellen konnte, die besten Vertreter gewählt sind, in Bezug auf Landschaft und Architektur ebenso wie im Genrebild, im Thier- und Jagdstück. Einen besondern Reiz bietet dem Kenner die Erschließung des Nachlasses von Alexander Calame, den dieses Werk cum beneficio inventarii angetreten hat. Schließlich ist auch anzuerkennen, daß die deutsche Xylographie im Holzschnitt dieser Bilder wahrhaft künstlerische Leistungen aufzuweisen hat. Mit einem Worte: allen Besuchern und Bewunderern der Schweiz wird man kaum durch etwas Anderes eine schönere Festfreude bieten können, als durch dieses gediegene Werk. —

In einem anderen Verhältnisse stehen in einem zweiten, noch im Erscheinen begriffenen illustrirten Werke, Elsaß-Lothringen, mit Originalzeichnungen von Robert Aßmus, Schilderungen von Karl Stieler, Verlag von P. Neff in Stuttgart, Text und Bild in ihrem Werthe zueinander. Stieler hat ein höchst lesenswerthes, durchaus nach einem festen Plane gearbeitetes Buch geschaffen, welches in schwungvoller, formgewandter Darstellung Sage und Geschichte, Land und Leute und Landschaft der wiedergewonnenen Reichslande dem Leser vorführt. Hier scheinen im Gegentheil die Illustrationen das Beiwerk zu sein, und manchmal und zwar nicht selten, ein recht schwaches. Neben vorzüglichen, in der Zeichnung wie im Schnitt vollendeten Blättern, begegnen wir hier einer Anzahl von Illustrationen, die schlechterdings nur als eine Entstellung des ganzen Werkes bezeichnet werden können.

Ein drittes, sehr viel versprechendes gleichartiges illustrirtes Lieferungswerk, „Unser Vaterland I. Serie die deutschen Alpen, unter Mitwirkung von L. v. Hörmann, Pichler, Rauschenfels, Rosegger, Seyffertitz, Steub, Stieler, Zingerle herausgegeben von Herman von Schmid, illustrirt von Closs, Defregger, Diez, Engelhardt, Gahl, Obermüllner, Pausinger, Püttner, Matth. Schmid, Seelos, Voltz, Watter, Wopfner, Stuttgart, Verlag von Gebr. Kröner, das wir gleichfalls bereits lobend erwähnt haben, ist noch in den ersten Anfängen begriffen, scheint sich aber nach dem bisher Gebotenen dem früher in demselben Verlage erschienenen Prachtwerke „Aus deutschen Bergen" würdig anreihen zu wollen.

Verantwortlicher Redakteur: **Dr. Hans Blum** in Leipzig.
Verlag von **F. L. Herbig** in Leipzig. — Druck von **Hüthel & Herrmann** in Leipzig.

Die eleusinischen Mysterien.

Das in Eleusis gefeierte Fest und die mit demselben verbundenen Mysterien haben nicht nur im Alterthum einen weit verbreiteten, bis in die spätesten Zeiten des Heidenthums andauernden Ruf gehabt, sondern es ist jenes Fest auch unter uns durch Schiller mit neuem Glanze umgeben worden, und die eleusinischen Mysterien wurden von den Gelehrten bis in unser Jahrhundert hinein als die Enthüllung einer reinen, monotheistischen und geistigen Religion gepriesen. Solche Vorstellungen nun haben freilich jetzt längst der Forschung weichen müssen: nichts berechtigt zu der Ansicht, daß das, was im Geheimen vor den Eingeweihten gethan und gesprochen wurde, zu dem öffentlich geübten sonstigen Kultus in irgend welchem Gegensatze gestanden hätte. Indessen schließt dies nicht aus, daß nicht dennoch dieses Stück der athenischen und griechischen Götterverehrung ein höheres Interesse für sich in Anspruch nehmen dürfte, als mancher andere von den vielen und mannichfachen Culten, die das griechische Volk neben einander geübt. Ein aufgeklärt denkender Athener, der Redner Isokrates, findet in dem, was in Eleusis geschah oder von dort ausgegangen, zwei der größten Verdienste, welche sich die Stadt Athen um die andern Hellenen erworben. „Als Demeter", sagt er, „in unser Land gekommen war, während ihres Umherirrens nach dem Raube ihrer Tochter, und für unsre Vorfahren eine huldvolle Gesinnung gefaßt hatte in Folge der Wohlthaten, die nur den Eingeweihten zu hören gestattet ist, und eine zwiefältige Gabe verliehen, einmal die Getreidefrucht, welche Ursache wurde, daß wir nicht in der Weise der wilden Thiere leben, und sodann die Weihe, deren Theilnehmer sowohl für das Ende des Lebens als auch für die gesammte Ewigkeit süßere Hoffnungen haben: da zeigte sich unsere Stadt in solchem Maße nicht allein von den Göttern geliebt, sondern auch den Menschen freundlich, daß sie keine Mißgunst hegte, sondern, was sie empfangen, Allen mittheilte. Und das eine — die Weihen — stellen wir auch jetzt noch Jahr für Jahr zur Schau: von dem andern hat sie ein für alle

Mal den Gebrauch und die Art der Gewinnung und den daraus hervorgehenden Nutzen gelehrt.“ Was nun jenen Gedanken betrifft, daß die Einführung des Getreidebaues alle Kultur hervorgerufen, und die Menschen von einem thierischen Leben zur Gesittung gebracht, so ist dies in dem Schiller'schen Gedichte dargestellt, und hat andrerseits wohl für den Eleusinischen Kultus, aber nicht für die Weihen oder Mysterien desselben eine Bedeutung. Die Idee der letzteren, wie sie der Redner angibt, ist später zu entwickeln; zuerst werde ich allgemein über Mysterien und Mystik in der griechischen Religion einiges bemerken.

Die Form, in der uns der griechische Götterglaube und Götterdienst zuerst entgegentritt, nämlich die von Homer dargestellte, ist von allem Mystischen in bemerkenswerther Weise frei; aber im Fortgange der Zeit treten derartige Elemente mehr und mehr hervor, sei es daß sie sich neu bildeten, oder daß sie nur bei den Stämmen, deren Leben Homer schildert, mangelnd oder zurückgedrängt, bei andern dagegen gleichzeitig und früher vorhanden waren. Ich begreife aber unter Mystik alles dasjenige in der Religion, wodurch den Theilnehmern in Beziehung zu der Gottheit ein besonderer Charakter beigelegt, oder eine besondere Reinheit und Heiligkeit erworben werden sollte, womit von selber verbunden ist, daß diese Akte und Ceremonien weder vor aller Augen geübt, noch für Jedermann so ohne weiteres zugänglich waren. Vielfach verwandt mit dem Mystischen ist das sogenannte orgiastische Wesen, in einer leidenschaftlichen Erregung des Gemüths und in ekstatischen Zuständen bestehend; auch hiervon finden wir bei Homer noch kaum eine Spur, während es später außerordentlich verbreitet ist. Es waren hierfür besonders ausländische und namentlich orientalische Einflüsse maßgebend, wiewohl die orientalische Wildheit der Ekstase, welche die schlimmsten Triebe aufregte und zum Beispiel zu den bekannten Selbstzerfleischungen der Baalspriester führte, in Griechenland überall sehr gemildert erscheint. Gleichwie nun das Orgiastische, im Gegensatz zu der Heiterkeit des homerischen Götterdienstes, einerseits eine Steigerung des religiösen Gefühles, andrerseits eine Verkehrung desselben enthält, und mehr oder weniger das eine oder das andere je nach der Verschiedenheit des Kultus, des Ortes und der Zeit, ganz ebenso verhält es sich auch mit dem Mystischen. Die verschiedenen Mysterien wollten tieferen Bedürfnissen genügen, als der homerische Mensch sie zu haben scheint: sie wollten die vergangene Schuld tilgen, neue Reinheit verleihen, innig mit der Gottheit vereinigen. Aber je höher das Ziel, desto tiefer, scheint es, führt der Abweg; und die Mysterien waren daher manchmal und in manchen Kulten der Anlaß zu den größten Abscheulichkeiten. Man muß nun vor allem unterscheiden zwischen solchen Mysterien, die von den Staaten anerkannt, beschützt und geleitet wurden, wie es auch die Eleusinien sind, und denjenigen, die lediglich die Sache einzelner

Priester und der von ihnen gesammelten Gemeinden waren. In jenen ersteren konnte nichts eingerichtet sein, was mit Gesetz und Sitte in offenbarem Widerstreit war; und außerdem waren diese Heilsanstalten nicht für Verbrecher, die ja der Staat vielmehr auszurotten bestrebt war, sondern sie schlossen im Gegentheil die Verbrecher aus. Die heidnischen Bestreiter des Christenthumes heben gerade dies als einen Gegensatz zwischen ihren nationalen Mysterien und denen der neuen Religion hervor, zur Verunglimpfung, wie sie meinen, der letzteren: dort nämlich laute die einladende Proklamation: wessen Hände rein sind von Blutschuld, oder: wer recht und gerecht gelebt hat; bei den Christen dagegen: wer nicht reine Hände hat, wer ein Verbrecher, der komme und nehme Theil. Indeß waren darum die groben Sünder auch im Alterthum nicht ohne religiösen Trost, solchen freilich, der geeignet war sie nur schlimmer zu machen. Platon spricht an verschiedenen Stellen von den herumziehenden, besonders die Thüren der Reichen aufsuchenden Bettelpriester und Wahrsager, welche unter Ausweisung einer Masse von Büchern, welche die Namen eines Orpheus und Musaios trugen, magische Formeln und Opfergebräuche zu besitzen vorgaben, womit sie unter lauter Heiterkeit und Festlust die Sünden zu tilgen, die Strafen derselben im Diesseits wie im Jenseits aufzuheben vermöchten, und zwar die letzteren vermittelst gewisser Weihen oder Mysterien, deren Verachtung andrerseits ein schreckliches Schicksal in der anderen Welt zur Folge hätte. Der genannte Philosoph zeigt sich in seinen idealen Gesetzen gegenüber diesen religiösen Betrügern, die er für versteckte Atheisten erklärt, noch strenger als gegen die offenbaren Gottesleugner: während er nämlich die letztern auf 5 Jahre in's Korrektionshaus schickt, beim Rückfall freilich mit der Todesstrafe belegt, so verurtheilt er diese Art von Priestern sofort als unverbesserlich zu lebenslänglicher, völlig einsamer Kerkerhaft. Und auch die wirklich bestehenden Staaten, wie Athen selbst, fällten gegen Winkelpriester und Priesterinnen manches Todesurtheil, oder aber es fielen dieselben dem öffentlichen Spotte anheim, wie Demosthenes seinem Gegner Aeschines vorrückt, wie er als Knabe seiner Mutter bei den von ihr geleiteten Mysterien zu großer Bewunderung der alten Weiber assistirt und unter anderem das Geschäft gehabt habe, die Einzuweihenden behufs ihrer religiösen Reinigung mit Lehm und Kleie abzureiben.

Zwischen diesem Unfug und den hochheiligen Eleusinien ist nun allerdings ein gewaltiger Unterschied; jedoch dieselbe Idee, die der Reinigung und Erlösung, liegt schließlich beidem zu Grunde. Bezeichnend ist schon das, daß wer sich in Eleusis einweihen ließ, das Opfer eines Ferkels zu bringen hatte: während nämlich das Schwein sonst wenig zum Opfer benutzt wurde, so geschah dies doch allgemein bei Reinigungen und Sühnungen, zum Beispiel der Reinigung von begangener Blutschuld. Es wurden nun in Eleusis, einem vor Alters

selbstständigen, sodann mit Athen zu **einem** Staatswesen vereinigten Orte etwa 4 Stunden westlich von letzterer Stadt, seit undenklichen Zeiten Demeter und ihre Tochter Persephone, von den Athenern insgemein Kore d. i. das Mädchen genannt, an heiliger Stätte verehrt; den beiden Göttinnen gesellte sich, man weiß nicht wann, als dritte Gottheit Persephone's Sohn Jakchos zu, ein mit Bacchos-Dionysos identisches Wesen. Die heilige Sage in der Form, wie sie der homerische Hymnos auf Demeter enthält, lautet folgendermaßen. Während Persephone auf einer Aue mit ihren Gespielinnen Blumen pflückt, öffnet sich plötzlich die Erde: der Fürst der Unterwelt, Hades, steigt mit seinem Wagen herauf, ergreift das sich sträubende Mädchen und führt es von dannen in seine unterirdische Behausung. Ihr Geschrei hört die Mutter Demeter, und durchirrt nun rathlos suchend die Länder, bis der Sonnengott, der alles gesehen, ihr mittheilt, daß Persephone von Hades, dem sie Zeus selber zur Gattin gegeben, entführt sei. Da meidet die zürnende Göttin den Olymp und die Himmlischen, und durchwandert trauernd in verwandelter Gestalt die Wohnsitze der Menschen, bis sie in Eleusis, von den Töchtern und der Gemahlin des Fürsten Keleos freundlich aufgenommen, Pflegerin des jungen Sohnes des Fürsten wird. Während der Zeit läßt sie in ihrem Zorne nichts auf Erden wachsen, und die Olympier hätten durch das Hinscheiden des Menschengeschlechtes ihre Ehren und Opfer verloren, wenn nicht Zeus jetzt vermittelt und die Persephone aus dem Hades zu ihrer Mutter heraufgeschickt hätte, bei der sie nun fortan zwei Drittel des Jahres weilen soll, während sie den übrigen Theil als Hades' Gemahlin in der Unterwelt herrscht. In Eleusis aber läßt Demeter sich einen Tempel bauen und stiftet ihre Weihen. So der Mythus, dessen Bedeutung, von der Stiftungsgeschichte des Kultus abgesehen, eine noch sehr durchsichtige Natursymbolik ist. In jenen alten Zeiten, in denen solche Mythen entstanden sind, übte das Naturleben mit seinem regelmäßigen Wechsel einen wunderbaren Einfluß auf die Menschen aus, und die Idee der Gottheit vermischte sich ihnen mit der Natur so völlig, daß sie das, was die Natur erlitt, auch die Gottheit leiden ließen. Demeter ist die Erde, ihr Kind der grünende Schmuck der Erde; im heißen Sommer nun erstirbt die Vegetation und bleibt den Winter über in der Erde verborgen, also Persephone wird von dem Gotte der Erdtiefe geraubt. Aber im Frühlinge kommt alles wieder hervor: die Geraubte kehrt aus dem Schattenreiche zurück. Das Hinsterben der Natur wie ihr Wiederaufleben wurde bei den Griechen und anderen Völkern mit entsprechenden Festen gefeiert: jenes unter leidenschaftlichem Schmerze und Mitgefühl mit der trauernden Mutter, dieses mit ausgelassener Freude. Und wiederum ist auch das leicht verständlich, wie man das Menschenleben mit dem der Natur in Parallele brachte, nicht nur in Beziehung auf das Hinsterben,

sondern auch mit Beziehung auf das Wiederaufleben, und daß die Hoffnungen auf eine andere dem Menschen nach dem Tode beschiedene Existenz sich gerade an den Kultus der beiden Göttinnen, wie man sie in Athen nannte, anschließen konnten. Wann dies aber geschehen, wäre thöricht ergründen zu wollen; denn auch von diesen Hoffnungen selbst, sagt Aristoteles, wisse niemand den Urheber, sondern seit unendlicher Zeit habe dieser Glaube unter den Menschen bestanden.

In der dargestellten älteren Form des Mythus ist von dem Sohne Iacchos noch keine Rede; dieser Sohn der Persephone kommt unter dem Namen Zagreus in der späteren Umbildung vor, welche sich auf den Namen des Orpheus zurückführte. Diese orphische Götterlehre, in Wahrheit lange nach Homer entstanden, ist durchaus eine mystische, mit entschiedener Neigung, die klar und scharf bestimmten Göttergestalten des Homer in pantheistischer Weise zu vermischen, dabei jedoch in derselben Form des Mythus vorgetragen, und dies nicht etwa in reinerer, sondern im Gegentheil viel anstößigerer Darstellung, als es die homerischen Göttergeschichten sind. In der Erzählung vom Raube der Persephone weicht die orphische Sage auch darin ab, daß sie die Bewohner von Eleusis, zu denen Demeter kam, nicht als Ackerbauer, sondern als arme rohe Hirten darstellt, welchen die Göttin erst den Ackerbau lehrt; hier finden wir also die zu Anfang mitgetheilte isokratische Darstellung wieder. Von Dionysos-Zagreus wußten die Orphiker viel Abgeschmacktes zu erzählen, doch zeigt sich nicht, daß dem eleusinischen Iacchos in den Mysterien derartige Schicksale als Anlaß zur Trauer oder zur Freude der Feiernden beigelegt wären, so daß überhaupt die Verehrung dieses dritten Gottes nicht auf die orphischen Sagen, sondern, wie man vermuthet hat, auf die Verschmelzung ursprünglich eleusinischer und atheuischer Kulte zurückgehen wird. Hinterdrein haben ohne Zweifel die orphischen Lehren in Eleusis Eingang gefunden und Einfluß geübt, aber wann und in welchem Maße, darüber läßt sich nichts sicheres angeben.

Die Vorsteherschaft und Leitung des eleusinischen Kultus war erblich in gewissen Geschlechtern, namentlich den Eumolpiden und den Kerykes, von denen jenem die Würde des Hierophanten, d. i. des Zeigers des Heiligen zukam, während der Geschlechtsname Eumolpiden auf den Vortrag oder die Einrichtung und Leitung heiliger Gesänge deutet, das Geschlecht der Kerykes aber nicht allein, was der Name besagt, den Heroldsdienst bei der Feier, sondern auch die nach dem Hierophanten höchste Würde eines Daduchos, d. i. Fackelträgers erblich besaß. Diese geistlichen Aemter hinderten indeß nach griechischem Gebrauche durchaus nicht, daß die Träger derselben alle bürgerlichen Funktionen gleich den übrigen Athenern ausübten. Es bestanden nun die Mysterien aus zwei jährlich wiederkehrenden getrennten Festen, den sogenannten kleinen My-

sterien im Monat Anthesterion, d. i. Februar, zur Zeit des ersten Frühlings, und den großen Mysterien im Boëdromion, d. i. September, nach abgeschlossener Ernte und nicht lange vor Einbruch des Winters. Jene wurden nicht in Eleusis, sondern an einem Orte nahe bei Athen Namens Agrai gefeiert, zu Ehren der Persephone und des Jacchos; wir wissen wenig darüber, doch mußte der Einweihung in die großen Mysterien eine solche in die kleinen voraufgehen. Bedingungen aber waren für die Zulassung keine anderen vorhanden, als die von Blutschuld reinen Hände und die griechische Sprache. In alten Zeiten sollen die Athener nur Bürger zugelassen haben; späterhin war die Stadt, wie eben Isokrates rühmt, so menschenfreundlich, daß sie keinen fremden Hellenen zurückwies, der einen Bürger als seinen Mystagogos fand; dieser Mystagogos hatte ihn dem Priester vorzustellen und ihm weiterhin Führer und Leiter bei der Weihe zu sein. Die Ausschließung der Barbaren hatte nach Isokrates ihren Grund in dem Hasse gegen die Perser, welche die athenischen und eleusinischen Heiligthümer freventlich zerstört; wirklich mag diese Bestimmung erst nach den Perserkriegen aufgekommen sein, indem früher, wo das Fest nicht viel mehr als eine lokale Berühmtheit hatte, kaum Anlaß dazu war. Den Barbaren aber kennzeichnete nicht die Abkunft, sondern die Sprache: dem Lyder oder Phönizier, der in Athen ansässig war und griechisch verstand, wird die Weihe kaum versagt sein, und ebensowenig dem aus dem Barbarenlande gekauften Sklaven, nachdem er in der Sprache zum Hellenen geworden. Denn auch das ist ein echt attischer, humaner Zug, daß nach dem Stande, ob Sklave oder Freier, nicht gefragt wurde, und hiernach ist es überflüssig zu bemerken, daß das Geschlecht und das Alter vollends keinen Grund zur Ausschließung abgaben, und somit manche, wenn es der Wunsch der Eltern war, schon als Kinder eingeweiht wurden.

Es drängt sich hier die Frage auf, in welchem Maße von der so liberal ertheilten Erlaubniß thatsächlich Gebrauch gemacht worden sei. Von namhaften Athenern sind Sophokles und Platon gewiß eingeweiht gewesen; von Aischylos glauben Manche nach einer Stelle des Aristoteles das Gegentheil, doch ist das gerade bei ihm, dem Eleusinier, unmöglich anzunehmen, zumal da ihn Aristophanes also betend einführt: „Demeter, du Pflegerin meines Geistes, laß mich Deiner Mysterien würdig sein.“ Eingeweiht waren auch die Redner Andokides und Lysias, und überhaupt, sollte man meinen, die meisten Athener von guter Familie, indeß darum noch nicht die Masse der bürgerlichen Bevölkerung überhaupt. In einer Komödie des Aristophanes bittet ein Athener, der mit dem Tode bedroht wird, ihm noch die Zeit zu gewähren, sich einweihen zu lassen; so mochten manche diese Ceremonie aufschieben, theils der gar nicht geringen Unbequemlichkeiten wegen, theils der Kosten, wenn auch nach eben dieser Stelle

des Komikers das erforderliche Ferkel für drei Drachmen, d. i. weniger als drei Mark zu haben war. Vollends muß man zweifeln, ob gerade viele Sklaven sich solcher Gunst ihrer Herren erfreuten, daß diese für sie das Geld daranwandten. Wieviel Fremde sich einweihen ließen, läßt sich gar nicht sagen; in späteren Zeiten thaten es viele vornehme Römer, z. B. die Kaiser Augustus, Hadrian und M. Aurelius, während Nero auf seiner Künstlerreise in Griechenland wegen des bösen Gewissens, welches er besonders um seines Muttermordes willen hatte, gar nicht wagte, nach Eleusis zu kommen.

Uebrigens waren die großen Mysterien keineswegs bloß für die Eingeweihten oder Einzuweihenden ein Fest, sondern für die gesammte attische Bevölkerung und dazu große Schaaren von Fremden, indem es dabei eine Menge auch öffentlicher Schaustellungen gab. Begangen wurde die Feier theils in Athen selbst, wo es einen Tempel der Demeter gab, der Eleusinion hieß, theils in Eleusis. Sie wurde eröffnet in Athen, etwa den 15. oder 16. Boëdromion, mit einer feierlichen Proklamation des Hierophanten und Daduchen, wodurch alle Unreinen und Barbaren ferngewiesen wurden; am nächsten Tage fanden die Reinigungen der Mysten statt, die mit Meerwasser geschahen; diesem Wasser nämlich legte der Glaube der Alten eine reinigende und sühnende Kraft bei. Ich übergehe das Wenige, was sich über die Akte der nächstfolgenden Tage wissen oder vermuthen läßt; am 19. oder 20. aber fand der Auszug der Mysten und des sonstigen mitfeiernden Volkes nach Eleusis statt. Obwohl nun die Mysterien das heiligste Fest der Athener waren, und das Volk die Unverletzlichkeit des Geheimnisses und des ganzen Festes mit dem größten Ernste und oft mit blutiger Strenge behütete, so war man doch hier wie bei dem sonstigen Götterdienste weit entfernt, von sich und andern eine durchgängig andachtsvolle Stimmung und die Enthaltung von allem Niedrigen und Gemeinen zu fordern, im Gegentheil waren die Feste allesammt und so auch dies ganz wesentlich auch zum Vergnügen und zur Belustigung da. Die Prozession nach Eleusis, bei welcher das aus seinem athenischen Tempel geholte Bild des Jacchos voranzog, geschah vermuthlich mit sehr wenig eigentlicher Andacht, und an einer Stelle, der Brücke über den Kephissos, war es Sitte, die Hinüberziehenden mit allerhand Spottreden zu necken, bei denen wir keinen Grund haben zu glauben, daß man den Anstand sorglich bewahrt hätte. Dergleichen fand bei allen Demeter- und Dionysosfesten unter Frauen und Männern statt. Es folgten nun dem Jacchos Priester und weltliche Behörden, und sodann die Mysten, alle mit Eppich und Myrte bekränzt und alle zu Fuß; denn hier sollte demokratische Gleichheit herrschen, und als es allzusehr einriß, daß reichere Frauen zu Wagen den Weg machten, gab der Redner Lykurgos ein Gesetz, welches dies bei einer

Geldbuße von 1 Talent (etwa 4500 Mk.) untersagte. Ebenso gehörte es zur demokratischen Gleichheit, die ja den Göttern gegenüber ganz besonders an ihrer Stelle war, daß es für anständiger und frömmer galt, in gewöhnlichem und sogar zerrissenem Anzuge zu gehen als in einem feinen und neuen; Jacchos selber sollte diesen Gebrauch aufgebracht haben. Gepäck führte wer wollte auf einem Esel mit, und es mag die heilige Straße an diesem Tage auf eine unabsehbare Strecke mit Menschen und Thieren angefüllt gewesen sein.

Nach der Ankunft in Eleusis erfolgten nun dort mehrere Tage lang, etwa bis zum 27. des Monats, die weiteren und hauptsächlichsten Festlichkeiten. Die Gebäude des eleusinischen Kultus waren nach ihrer Zerstörung durch die Perser höchst glänzend unter Perikles erneuert worden, und bestanden unversehrt, ja im Laufe der Zeiten noch mehrfach erweitert und verschönert bis ins zweite Jahrhundert n. Chr., wo ein böswillig angelegtes Feuer großen Schaden anrichtete. Die völlige Zerstörung erfolgte gegen Ausgang des vierten Jahrhunderts durch den Gothen Alarich, an dessen Heer sich fanatische Mönche angeschlossen hatten. In neuerer Zeit sind die Ruinen durch die Gesellschaft der Dilettanti in London zum Theil wieder aufgegraben, so daß man wenigstens den Plan der Gebäude hat wiederherstellen können. Wenn man auf der heiligen Straße von Athen herankam, so erblickte man dieselben malerisch und prachtvoll, aber mehr in verwirrender Mannichfaltigkeit als in geschlossener Einheit, auf einer Anhöhe, deren hinterer Theil die Mauern und Thürme der Akropolis von Eleusis trug; am Fuße des Hügels erstreckten sich Landhäuser und Gärten, zur Linken hatte man in geringem Abstande das Meer. Stieg man hinauf, so kam man zuerst auf eine gepflasterte Plattform, in deren Mitte sich ein nicht großer Tempel der Artemis Propylaia erhob. Der Eintritt sodann in den weiteren, durch eine Mauer umfriedigten Tempelbezirk geschah durch prachtvolle Propyläen, die den Propyläen auf der athenischen Akropolis ziemlich genau, wiewohl in minderer Vollkommenheit der Arbeit, nachgebildet waren. Auf sechs Stufen stieg man empor; oben bildeten sechs ionische Säulen die Front und ebensoviele standen auf der gegenüberliegenden Seite; im Inneren schritt man zwischen je drei ionischen Säulen hindurch. Der ziemlich erhaltene Fußboden besteht aus Platten von weißem pentelischen Marmor, die beinah 6 Fuß ins Gevierte haben und mehr als 10 Zoll dick sind; sie sind so kunstvoll zusammengesetzt, daß man an manchen Stellen die Fugen nicht wahrnehmen kann. Auch die übrigen Theile des Gebäudes waren aus demselben Material, einschließlich der Felderdecke und der Dachziegel. Weiter gelangte man durch ein zweites Thor in den inneren Tempelbezirk, welchen wieder eine Mauer einschloß; diese Mauer bildete vier Seiten eines unregelmäßigen Fünfecks, indem an der fünften Seite, wo auch das Thor sich

befand, im übrigen schroffe Felsabhänge waren. In dem Portal, dessen Fußboden vollkommen gut erhalten ist, hat man Spuren eigenthümlicher Vorrichtungen entdeckt. Der Boden ist nämlich auf eine ziemliche Strecke bis zu der Stelle, wo die massiven Thorflügel waren, bis zu 16 Zoll ansteigend, und es ziehen sich durch diese geneigte Fläche tiefe Rinnen, von dem Beginne der Steigung bis zur Stelle der Thorflügel, sodaß hier sicher eine Art Maschinerie gewesen ist, deren Rollen sich in den Rinnen bewegten. War man nun durch dieses Thor hineingeführt, so befand man sich in einem weiten freien Raume, in dessen Mitte der außerordentlich große mystische Demetertempel lag; der Eingang desselben war indeß nicht auf der dem beschriebenen Portal gegenüberliegenden, sondern an der linken Seite. Das ursprüngliche Gebäude, wie es unter Perikles aufgeführt war, hatte außen keine Säulen, sondern überall glatte Mauern, die bei einer Dicke von 6 Fuß auswendig auf beiden Seiten aus einer Bekleidung von grauem eleusinischen Kalkstein, inwendig aber aus einer porösen Steinart bestanden; erst gegen Ende des folgenden Jahrhunderts wurde auf der Eingangsseite eine von zwölf Säulen getragene Vorhalle angebaut. Der innere Tempelraum bildete ein Quadrat zu 166 Fuß, und war in der Quere von vier Säulenstellungen durchzogen; darüber waren, ähnlich wie im Parthenon, kleinere Säulen, welche das mit Ziegeln aus weißem Marmor bekleidete Dach trugen. Unter dem Fußboden war eine Krypta, die zu irgendwelchen Maschinenvorrichtungen benutzt sein wird. Leider sind gerade über den mystischen Tempel die Ergebnisse der Ausgrabungen am unvollständigsten, indem die hier gelegenen Hütten des modernen Dorfes Lepsina eingehendere Nachforschungen unmöglich machten. Die angegebene Größe, sonst für einen griechischen Tempel unerhört, erklärt sich aus der einzigartigen Bestimmung des Gebäudes, indem es nicht nur das Wohnhaus der Göttin, sondern auch, ähnlich unsern Gotteshäusern, der Versammlungsort für die Gemeinde der Eingeweihten war; dazu ließ es sich auch, der Schaustellungen wegen, mit einem Theater vergleichen, und hatte eben darum, wie der Geograph Strabo sagt, die Ausdehnung eines solchen.

Es fand nun übrigens keineswegs die ganze eleusinische Feier innerhalb dieses Tempelbezirks statt, sondern ein großer Theil auch außerhalb, auf den Wiesen und Fluren, die sich zum Meere hin erstreckten, auf denen nach attischer Sage Persephone die Blumen gesammelt hatte, als sie von Pluton geraubt wurde. Wir werden uns nicht wundern, daß über alles, was in Eleusis erfolgte, uns vollends sehr spärliche Nachrichten zugekommen sind; denn so groß war die Scheu vor dem Mysterium und den beiden Göttinnen, daß man auch das, was gar nicht Geheimniß war, zu verschweigen vorzog, ja daß Pausanias in seiner Beschreibung von Griechenland sogar über die Gebäude reinen Mund halten zu müssen glaubt, gemahnt wie er

sagt durch einen Traum. Die Feier war hauptsächlich Nachtfeier; bei Tage fasteten die Mysten; nach Sonnenuntergang durften sie Speise zu sich nehmen, und wahrscheinlich an dem Abende, wo die eigentliche Weihe stattzufinden hatte, wurde vorher ein Mischtrank aus Wasser, Mehl und Polei eingenommen. Von einem christlichen Schriftsteller werden uns als das Erkennungszeichen der Mysten die Worte mitgetheilt: „ich habe gefastet; ich habe den Mischtrank getrunken; ich nahm aus der Kiste; nachdem ich gekostet, legte ich es in den Korb und aus dem Korbe in die Kiste." Als äußerliches Kennzeichen dienten außer dem Myrtenkranze Fäden, die um den rechten Arm und um den linken Fuß gebunden waren. Das Fasten und der Mischtrank und die gesammte Vorfeier sollten Demeter's Thun wiederholen, die nach dem Raub ihrer Tochter neun Tage lang suchend mit Fackeln die Erde durchirrte und nicht Speise noch Trank kostete, bis sie in Eleusis im Hause des Keleos zuerst den Mischtrank annahm, erheitert durch die Scherze der Hausmagd Jambe. Also auch diese Scherze und Possenreißereien, fein oder unfein, mußten sich bei der andächtigen Gemeinde wiederholen, und die Nachtfeier unter Fackelglanz stellte das Suchen der Demeter dar. Wir finden nun in Aristophanes' Lustspiel, den Fröschen, eine ideale Darstellung des Lebens der seligen Mysten in der Unterwelt, einigermaßen nachgebildet der wirklichen Feier, soweit dieselbe nicht geheim war, und insbesondere das Jacchoslied des Aristophanes ist geeignet, uns etwas von dem ekstatischen Geiste dieser Feier mitzutheilen. Es lautet in bekannter Uebersetzung:

> Jacchos, der du nah hier an dem vielherrlichen Sitz weilst,
> Jacchos, o Jacchos!
> Komm hierher auf der Bachwiese zu tanzen,
> in dem Festschwarm der Geweihten,
> und den Myrtenkranz voll Beeren,
> der ums Haupt dir schwillt, zu schütteln
> mit dem Lockenhaar, und keck stampf', daß der Grund dröhnt.
> mit dem Fuße den Takt uns
> zu dem neckischen Lusttanz,
> der sich reizvoll um dich her schlingt,
> der dich fromm lauter umjauchzet,
> der geweihten Mysten Chorreihn.

Und weiter:

> Wohlauf jetzt! in der Hand schwingend die hellodernde Fackel
> Erscheint er, Jacchos,
> Stern des Lichts, der den Tag bringt zu den Nachtweihn.
> Und von Glanz erglüht die Wiese,
> und den Greisen wird das Knie leicht,
> und sie schütteln ab das Leiden
> und die Alterslast, die vieljährige, heute
> in der heiligen Festlust.

Mit der Fackel du leuchtend,
du voran, Seliger, führe
zu der buntblumigen Aue
die zum Tanz geschürzte Jugend.

In diesem Gedichte ist freilich, wie es sein muß, lauter Heiterkeit, während die irdische Nachtfeier doch gerade die Klage und Trauer der Demeter darstellte, also vielfach auch mit Jammergeschrei und Wehklagen und mit Anschlagen an ein ehernes Becken, womit man die Schmerzensrufe der Mutter wiedergab, begangen wurde. Aber der noch übrige Theil der Feier, die eigentliche Einweihung, stellte nun das Wiederfinden der geraubten Tochter vor, und hieran knüpfen sich nun jene erhabenen Ahnungen, um derentwillen diese Mysterien so ehrwürdig erscheinen. Vorab bemerke ich, daß nicht nur die Einweihung in die kleinen Mysterien Vorbedingung für die Zulassung zu den großen war, sondern auch bei diesen selbst ein zwiefacher Grad der Weihe bestand; die Mysten oder Eingeweihten, welche den höheren erlangt und das Letzte und Höchste geschaut, hießen Epopten d. i. Schauende. Zwischen der niederen Weihe und der Epoptie mußte mindestens ein Jahr vergehen, so daß die gesammte Weihe, die kleinen Mysterien eingerechnet, 1½ Jahr in Anspruch nahm. Als gegen Ausgang des 4. Jahrhunderts vor Chr. der König Demetrios der Städteeroberer im Monat Boëdromion Athen besuchen wollte und in einem Schreiben an Rath und Volk verlangte, daß man ihm die gesammte Weihe auf einmal verliehe, widersprach zwar dem der Daduch Pythodoros, aber das entartete Volk, welches um dieses Demetrios willen alles Heilige besudelte und entweihte, beschloß, den Boëdromion diesmal so lange Anthesterion zu nennen, bis man die kleinen Mysterien vorgenommen, und alsdann den König auch in die großen auf einmal einzuweihen.

Was aber nun die Mysten und Epopten eigentlich geschaut, darüber liegt natürlich am allermeisten dichtes Dunkel. Man erhielt, sagt an der angeführten Stelle Isokrates, für das Ende des Lebens und für die gesammte Zeit und Ewigkeit süßere Hoffnungen, und damit stimmen die Dichter, welche den Mysten ein seliges Leben in der Unterwelt verheißen. So schon der homerische Hymnus auf Demeter:

Selig, wer dieses geschaut von den erdgeborenen Menschen!
Wer aber untheilhaftig der Weihn, wer ihrer entbehret,
Nicht hat er gleiches Geschick als Todter im nebligen Dunkel.

Und darnach Sophokles in einem verlorenen Stücke:

O dreimal beglückt
Die Menschen, die nachdem sie diese Weih'n geschaut
Zum Hades wandeln; denn für sie allein ist dort
Ein Leben, für die Andern alles Ungemach.

Und Pindar:

> Selig, wer dieses geschaut hat, wenn er steiget
> In die hohle Erd'; er kennt des Lebens Ende,
> Und kennt auch den göttlichen Ursprung.

Wenn es in dieser letzten Stelle heißt: den göttlichen, oder genauer den von Zeus verliehenen Anfang des Lebens, so ist damit wohl auf die diesem Leben vorausliegende Existenz der Seele hingedeutet, eine Meinung, die das ganze griechische Alterthum durchzieht, und namentlich eben von Pindar an andern Stellen und sodann von Platon klar hingestellt wird. Ohne Zweifel hat hier Aegypten vielfach und stark auf den griechischen Glauben eingewirkt; aber während dort die Lehre von der Seelenwanderung eine fest bestimmte Gestalt gewann, so ist bei den Griechen nicht nur zwischen den verschiedenen Vertretern eines solchen Glaubens, sondern auch zwischen den verschiedenen Stellen, wo ein Pindar oder Platon darauf zu reden kommt, beträchtliche Abweichung. Platon konnte hierüber ja keine philosophischen Dogmen haben, und ein religiöses Dogma gab es in Griechenland nicht. Wo der genannte Dichter seine Lehre am systematischsten formt, stellt er eine beständige Wanderung und Rückwanderung der Seelen und eine zwiefache, hauptsächlich nur örtlich verschiedene Existenzweise derselben auf: bald leben sie in dieser Welt unter der Herrschaft des Zeus, und empfangen nach dem Tode ihren Lohn für das Gute oder Böse was sie gethan, und sodann im Reiche des Pluton, wo diese Vergeltung stattfindet, leben sie wiederum würdig der Belohnung oder der Bestrafung, und diesen Lohn empfangen sie in der nächstfolgenden diesseitigen Existenz. Wer aber dreimal hier und dreimal dort völlig gerecht und fromm gelebt, scheidet aus dem Kreislaufe aus und genießt auf den Inseln der Seligen, fern im Ocean, unter dem Szepter des Kronos die höchste Seligkeit. Dort fächeln ewig milde Lüfte; goldglänzende Blumen ersprießen auf den herrlichen Bäumen des Landes und andere im Wasser, und mit daraus geflochtenen Kränzen umwindet man sich Arm und Haupt. Aber auch schon in der seligen Unterwelt ist ein thränenloses Dasein in der Gemeinschaft mit großen Göttern; nie geht dort die Sonne unter; man braucht nicht mühsam das Land zu beackern, noch das Meer zu befahren um kärglichen Unterhaltes willen. An einer anderen Stelle läßt der Dichter den Seligen die Sonne dann scheinen, wenn sie uns verlassen hat; vor der Stadt sind Auen mit purpurnen Rosen und schattigen Weihrauchbäumen und goldenen Früchten. Das Leben der Seligen wird hier dem irdischen der Frommen und Beglückten ähnlich geschildert: einige ergötzen sich an Kampfspielen und Rossen, andere an Brettspiel, wieder andere an Zithern; von Gastmählern jedoch und Trinkgelagen zu reden verwehrt dem Dichter überall ein feineres Gefühl, und er läßt sogar die Opfer, die dort den

Göttern gebracht werden, lauter Weihrauchopfer sein, von denen das ganze Land mit lieblichem Dufte erfüllt ist. Dies erinnert wiederum an die orphischen Lehren, welche das Schlachten und Verzehren von Thieren für unheilig erklärten, und den Anhängern der Sekte bloß vegetabilische Kost vorschrieben. Bei den Orphikern treten nun auch die Vorstellungen von einem andern Leben im Jenseits sehr hervor, jedoch wiederum so, daß es kaum möglich scheint eine bestimmte Dogmatik daraus zu gewinnen. Denn vielfach wird auch ihnen eine Lehre von der Seelenwanderung zugeschrieben: die Seele gerathe, heißt es, in Folge einer außer dem Leibe begangenen Verschuldung in den Körper und in den Kreislauf hinein, und der Körper sei ein Gefängniß, in dem sie aufbehalten werde, oder auch, nach einem unübersetzbaren Wortspiele (σῶμα-σῆμα), das Grab der Seele; die Befreiung von dem Kreislaufe und die Erlangung ewiger Seligkeit, ohne die Last des Körpers, geschehe durch die Mysterien des Dionysos und der Persephone, welche diese Orphiker hatten. Eine ähnliche Lehre findet sich bei dem priesterlichen Philosophen Empedokles: der Gott oder Dämon, der sich mit Schuld beflecke, werde in die Elemente hinabgestoßen und müsse sie alle durchwandern, indem ihn eins ins andere hinausdränge und keines behalten wolle; so werde er der Reihe nach als Fisch, als Vogel, als wildes Thier, als Mensch geboren, könne aber aus letzterem Zustande durch ein entsprechendes Leben und durch Reinigungen und Sühnungen allmählich, in mehreren Generationen, wieder zu einem Gotte werden, wozu die Vorstufe das Leben eines Sehers, Dichters, Arztes oder hervorragenden Staatsmannes und Fürsten sei. Empedokles erwartete jedenfalls für sich selbst nichts Geringeres, indem er alle vier bezeichneten Stände in sich vereinigte. Den Orphikern aber werden daneben noch andere Lehren bezüglich der Seele beigelegt, ohne daß man sähe, wie dieselben mit der zuerst dargestellten verknüpft gewesen. Die Seele komme in den Körper durch das erste Athemholen, von den Winden zugeführt; nämlich in jenen alten Zeiten, wo die orphischen Gedichte entstanden, kannte man immer noch keine Scheidung von Materie und Geist, sondern identifizirte Seele und Athem, oder auch Gedanken und Blut, und verlegte daher merkwürdigerweise den Sitz des Geistes und des Denkens statt in den Kopf in Herz und Lunge. Es wurde in dieser Vorstellung nicht mehr der Geist in die Materie hinabgezogen, als die Materie vergeistigt: die eingeathmete und überhaupt die umgebende Luft galt als beseelt und göttlich, als Weltseele. Statt nun aber zu lehren, daß mit dem Tode der menschliche Geist auf demselben Wege in die Weltseele zurückflöße, stellten die Orphiker und verwandte Sekten demselben vielmehr auf das bestimmteste ein anderes Leben in der Unterwelt in Aussicht, und zwar den Frommen und Geweihten ein ebenso seliges, wie den Unfrommen und Ungerechten ein schreckliches. In Gedichten des

Musaios und seines Sohnes Eumolpos, des mythischen Ahnherrn der eleusinischen Eumolpiden, war nach Platon's Bericht geschildert, wie die Frommen in der Unterwelt bekränzt beim Zechgelage säßen und in einer solchen Beschäftigung und dem entsprechenden Zustande alle Zeit verblieben, als sei, fügt Platon hinzu, das der schönste Lohn der Tugend, ewige Trunkenheit. Nach Orpheus aber wohnten die Geweihten nach dem Tode bei den Göttern, während die Unreinen und Ungerechten ewig im Schlamm und Kothe lagen. Und so stellt es auch Aristophanes in den Fröschen dar: im Schlamme liegen die, welche sich gegen einen Gast vergangen, oder gegen ihre Eltern gefrevelt oder eidbrüchig geworden sind; dagegen die Chöre der Eingeweihten wohnen unmittelbar bei Pluton's Herrscherpalast in ewiger Wonne:

„Laßt gehn uns in die blumigen
Von Rosen erfüllten Auen,
In unserer Weise dort
In lieblichstem Reigentanz
Zu scherzen, zu dem uns führt
Ein seliges Schicksal.

Denn uns allein ist Sonnenglanz
Und heiteres Licht beschieden,
Dieweil wir geweihet sind
Und fromm in dem Leben uns
Gezeigt gegen Fremdlinge
Und eigene Bürger."

Sie leben da unter Myrtenhainen in frommem Scherz und Spiel, sie setzen in ungetrübterer Weise fort, was sie einstmals auf den Fluren von Eleusis gethan, und man muß gestehen, daß diese Schilderung für eine Komödie ideal genug ist. Aber gibt sie uns die in Eleusis herrschenden Anschauungen wieder? Sehr wahrscheinlich, was die einzelnen Züge des Bildes betrifft, den Schlamm mit den Sündern und andrerseits die blumige Wiese bei Plutons Palast mit den Chören der Geweihten; aber die Deutung dieses Bildes machte sich eben jeder selbst, und eine authentische gab es nicht. Es wurde bei den Mysterien nicht gepredigt und nicht gelehrt, sondern hauptsächlich gezeigt, wovon eben der Hierophant seinen Namen hat, und was dabei gesprochen oder gesungen wurde, war nicht minder symbolisch als die gezeigten Bilder. So faßte denn die große Masse alles gröber, äußerlicher, wörtlicher auf, und doch war auch noch ein tieferer Sinn darin, den tiefere Gemüther erfassen konnten. Wer da meinte, daß ein wirklicher Schlammpfuhl die Strafe dessen wäre, der sich nicht habe einweihen lassen, stak in einem verwerflichen Aberglauben, der ihn weder erhob noch besser machte; und die entsprechende Hoffnung auf ein vergnügliches Leben im Jenseits, zur Belohnung für sein Fasten und seine sonstige Theilnahme an der Weihe, die ihm ein Privilegium verschaffte, hatte

keinen höheren Werth. Und gewiß hegte die große Mehrzahl der Eingeweihten einen derartigen Glauben, wie denn in keiner Religion den Menschen die Neigung hat benommen werden können, sich auf ein äußerliches Werk zu stützen und das Bedürfniß der Heiligung damit zu befriedigen, an Stelle der wirklich schweren und der Natur antipathischen inneren Heiligung. Aber die Orphiker hatten selbst, wie Platon anführt, den Vers: Viele sind Narthexträger, doch wenige giebt es der Bacchen, das heißt, viele machen den Gottesdienst äußerlich mit und tragen den Narthex oder Doldenstengel dem Dionysos zu Ehren; aber derer sind wenige, die innerlich ergriffen sind und sich dem Gotte wirklich hingeben. Und diese Wenigen konnten auch in den oben angegebenen Symbolen etwas sehr tiefes finden. Die äußerliche Reinigung und Weihe ist das Abbild der inneren; wer ohne diese und innerlich unrein zur andern Welt abscheidet, hat in derselben ein entsprechendes Loos und kommt in entsprechende Gesellschaft, gleichwie Platon einmal sagt, daß dies das ewige und nie gebrochene Gesetz der göttlichen Weltregierung sei: wie beschaffen die Seele, so beschaffen der Ort, an den sie nach Abschluß des Lebens kommt. So ist auch der Schlamm nur das der inneren Unreinheit entsprechende Symbol, und ebenso symbolisch die blumige Aue in der Nähe der Götter; niemand, der diese transscendenten Dinge anschaulich hat darstellen wollen, hat solcher Symbolik entrathen können, und der Schlammpfuhl findet sich auch bei Dante als Höllenstrafe für die niedrigsten Sünder, die welche den Freuden der Schlemmerei ergeben gewesen. Es gab für das Schicksal der Ungeweihten im Hades auch noch ein anderes Symbol, welches Polygnotos der Maler in seine großartige Darstellung vom Schattenreiche, die sich in Delphi befand, aufgenommen, und welches auch Platon einmal benutzt: sie müssen nämlich in einem Siebe Wasser in ein durchlöchertes Faß tragen, oder nach Polygnotos in zerbrochenen irdenen Gefäßen. Dies beruht zunächst auf einem Wortspiele: sie haben eine erfolglose Arbeit, und erfolglos und ungeweiht ist im Griechischen dasselbe Wort (*ἀτέλεστος*). Der Gedanke aber ist, daß das Leben der Ungeweihten ebenso fruchtlos und zwecklos ist wie solches Wassertragen; mit dem Tode ist alles für sie dahin.

Das sind also die Gedanken, die ein frommes Gemüth mit dem in Eleusis Geschauten verbinden konnte. Welcher Art aber war nun dies Geschaute? Setzen wir uns zusammen, was hie und da bei alten Schriftstellern ausgesprochen oder angedeutet wird, so können wir das zunächst erkennen, daß den Geweihten die Unterwelt gezeigt wurde. Die Feier war des Nachts; die Mysten wurden an die Pforte des inneren Tempelhofes geführt, und gelangten durch dieselbe, wie nach dem Befund der Baulichkeit anzunehmen, gewiß nicht auf gewöhnliche Weise, sondern vermittelst einer Maschinerie, welche die Vor-

stellung erweckte, als ginge es hinab in das Reich der Schatten. Von der Pforte nun bis zum Tempel war ein weiter und kein grader Weg, und hier kann uns eine Stelle des Platonischen Phaedon dienen, wo Sokrates in poetischerer Weise das Loos der Seelen in der andern Welt schildert, indem er, wie er sagt, von den auf der Oberwelt statthabenden heiligen Bräuchen auf das Jenseits seine Schlüsse zieht. Der Weg in den Hades, meint er, sei nicht derartig wie Aeschylos einmal sage, daß ein einfacher Pfad in die Unterwelt führe; ihm dagegen scheine weder ein einfacher noch einer zu sein, indem es ja sonst nicht der Führer bedürfe; vielmehr müßten viele Spaltungen und Kreuz- und Querwege sein. Dieses Herumirren nun unter der Führung der Priester dauerte in Eleusis gewiß lange Zeit, und war geeignet, das Gemüth mit Angst und Schauer zu erfüllen. Und diese Gefühle scheinen nach andern Stellen der Alten noch gesteigert zu sein, durch Vorführung von sonderlichen Schreckbildern der Unterwelt; dann aber kam überraschend plötzlich der Uebergang und die eigentliche Weihe, indem man in das Innere des Tempels hineintrat. Ein außerordentlich helles, tagartiges Licht strahlte dem Eintretenden entgegen; er erblickte majestätische Götterbilder, Demeter, Persephone, Jacchos; die Priester und Priesterinnen standen da in ihrem prachtvollen Ornat, der auch bei den Männern in einem langen Gewande und einer hohen Kopfbedeckung bestand, und heilige Lieder ertönten. Es muß auch eine Art dramatischer Aufführung stattgefunden haben, wo man die Geschichte der Demeter und Kore darstellte, indem die einzelnen Götter und Göttinnen durch Priester und Priesterinnen vertreten wurden, und wir können überzeugt sein, daß je mehr das Fest an Ansehen stieg, der Staat selber wuchs, die Kunst sich entwickelte, desto reicher auch der Aufwand und desto vollkommener und schöner die Aufführungen wurden. Der Eindruck aber wurde unendlich verstärkt durch die vorhergehende Angst und Aufregung; jetzt trat Erleichterung ein, und hohe Freude und Entzücken erfüllte das Gemüth. Das also war die schaurige, nächtige Unterwelt, vor der man sich immer so graute; das die schreckliche Persephoneia, wie Homer sie nennt, nun gezeigt als eine freundliche, liebreizende Göttin; die Furcht verschwand, und Trost und Zuversicht kehrten in die Seele ein. Solche Wirkung, die Hinwegnahme der Furcht vor dem Tode, konnte die Weihe freilich nur bei den dazu prädisponirten Gemüthern haben; der Glaube war dazu Voraussetzung. Denn es konnte doch keinem Mysten entgehen, daß Alles, was mit ihm und um ihn geschah, nur ein Schauspiel war, daß er sich nicht in der Unterwelt befand, sondern im Tempelhof und Tempel von Eleusis, daß er keine Götter vor sich sah, sondern Bilder und Priester, welche letztere ihm aus dem bürgerlichen Leben ganz bekannte Leute waren. Er mußte sich also der Illusion hingeben, was ihm ja in diesem Falle leicht genug

gemacht wurde. Alsdann war die Wirkung ähnlich der einer Tragödie, jedoch ungleich mächtiger; es fand eine Reinigung der Leidenschaften, hier der Gefühle von Furcht und Schrecken, statt, und dies so oft jemand an der Feier theilnahm. Wer aber den Glauben nicht hatte, der konnte nachher, wie Alkibiades und Genossen, mit den Mysterien Komödie spielen und sie in Privathäusern nachmachen, wobei jener selbst, laut der gegen ihn gerichteten Anklageschrift, die Rolle des Hierophanten hatte. Wie in jenen Zeiten der ganze griechische Götterglaube vor der Aufklärung weichen mußte, so verlor sich bei diesen Gebildeten auch gegenüber den Mysterien alle Scheu, während vordem die Hellenen, wie ein Schriftsteller der Kaiserzeit sagt, dieses Stück ihrer Religion um so viel heiliger geachtet hatten als alle übrigen Götterdienste, wie sie die Götter höher stellten denn die Heroen. Aber diese Aufklärung erwies sich auf die Dauer unkräftig, auch nur die hellenische, so vielfach entstellte und mangelhafte Religion und die noch viel schlechtere hellenische Theologie zu zerstören, und so behaupteten sich mit dem Uebrigen auch die Mysterien, und zwar verhältnißmäßig in hohem Ansehen, so lange das Heidenthum überhaupt bestand, von dem sie ein letztes Bollwerk bildeten. Zu bedauern, daß auch sie schließlich vor dem Christenthum verschwanden, wäre nicht anders, als nach Aufgang der hellen Sonne die nächtliche Lampe zu vermissen, mochte auch deren Schein während des Dunkels noch so lieb und erfreulich gewesen sein.

Kiel. F. Blaß.

Kurfürst Friedrich I. von Brandenburg und die kirchliche Bewegung seiner Zeit.

II.

So war die Lage der Dinge, als im Herbst des Jahres 1431 das Konzil zu Basel zusammentrat. Das Konzil war Anfangs nur von wenigen Geistlichen besucht. Die Hussiten, welche dorthin eingeladen waren, wiesen Anfangs die Einladung zurück. Der Papst Eugen IV., der noch im Jahre 1431 auf Martin V. gefolgt war, beschloß unter diesen Umständen die Verlegung des Konzils nach einer Italienischen Stadt. Der Legat Julian de Cesarini, derselbe, der auf dem Kreuzzuge nach Böhmen den Kurfürsten Friedrich begleitet hatte, widerrieth dem Papst diese Verlegung. Er stellte ihm vor: „Die Auflösung des Konzils sei ein Sieg der Ketzerei, vor der die Kirche zu fliehen

scheine, nachdem die Waffenmacht vor ihr geflohen sei. Sie sei ein Geständniß der Unverbesserlichkeit des Klerus: sie sei eine Aufforderung zum Vorgehen der feindlichen Laien. „Der Menschen Gemüther" so schrieb der Legat wörtlich, „sind mit Bösem schwanger und schon beginnen sie das Gift auszuspeien. Raub und Mord an Geistlichen verübt, wird ihnen ein Gott gefälliges Opfer erscheinen. Das Konzil hemmte sie noch; wird es aufgelöst, so werden sie alle Zügel schießen lassen. Alle Schuld, aller Haß, alle Schmach werden auf die Kurie fallen."

Der Papst erklärte trotz dieser Gegenvorstellung seines Legaten das Konzil für aufgelöst. Die versammelten Geistlichen trotzten aber dem Befehle des Papstes und blieben auch nach der Entfernung seines Legaten in Basel versammelt, indem sie die Erklärung abgaben, ein allgemeines Konzil stehe höher als der Papst und könne von ihm nicht aufgelöst werden. Gerade diese unerwartete Selbstständigkeit verschaffte dem Konzil Ansehn. Es ward mehr als vorher besucht; auch die Hussiten begannen, Vertrauen in das Konzil zu setzen; auf wiederholte dringende Vorstellungen Friedrichs I. und im Vertrauen auf die von diesem den Gesandten der Hussiten garantirte Sicherheit sandten endlich die Hussiten zu Anfang des Jahres 1433 eine Gesandtschaft nach Basel zur Verhandlung mit dem Konzil. Diese Gesandtschaft bestand aus vier Geistlichen, worunter ein Engländer Namens Payne, der wahrscheinlich mit andern Anhängern Wiclefs nach Böhmen gekommen war; diese Geistlichen wurden geleitet durch mehrere hundert hussitische Reiter, deren Anführer Prokop der Große und der Anführer der Utraquisten Ritter Kopka waren.

Als diese Gesandtschaft in Basel einzog, waren dort Tausende von Menschen versammelt, um die Krieger zu sehen, deren Thaten seit mehr als zehn Jahren ganz Europa mit Staunen erfüllt hatten. Prokop und Kopka ritten an der Spitze dieser Gesandtschaft in Basel ein. Vorzüglich Prokop zog die Blicke der Zuschauer auf sich. Wenige wohl unter den Zuschauern dieses Einzugs mochten ahnen, daß die Zahl der Siege des tapferen Prokop damals bereits gezählt war, daß er nur noch eine Schlacht liefern sollte, in der sein Heer den Untergang und er selbst durch die Hand des Ritters Kopka, der an seiner Seite in Basel einritt, den Tod finden sollte.

Ehe die Verhandlungen des Konzils mit den Hussiten begannen, war der Kardinal Julian wieder Vorsitzender des Konzils geworden, da der Papst die Auflösung des Konzils wegen des allgemeinen Widerspruchs, den solche fand, wieder zurückgenommen. Der Kardinal Julian forderte nun die hussitischen Geistlichen, als sie in die Versammlung des Konzils eingetreten waren, auf, sie möchten sich wieder der Kirche anschließen, die Kirche sehne sich darnach, sie wieder als ihre Kinder aufzunehmen. Rokyczana, der angesehenste Geistliche

der Hussiten, erwiderte darauf, daß auch die Hussiten den Anschluß an die allgemeine Kirche dringend begehrten, daß sie auch sich der Autorität der allgemeinen Kirche unterwerfen würden, wenn man ihnen die vier Bedingungen zugestehen wollte, welche sie bereits bei der Belagerung Prags im Jahre 1420 vom Kaiser Sigismund gefordert hatten. Die versammelten Väter des Konzils waren im höchsten Grade erstaunt, daß die Hussiten nicht mehr forderten. Dieser Verwunderung gab der Kardinal Julian Ausdruck, indem er sagte: „Wir glaubten, ihr hättet ganz andre Meinungen; wir dachten, ihr wäret der Meinung, daß der Orden der Minoriten vom Satan gestiftet wäre." Hierauf ergriff Prokop, der mit den Geistlichen in den Saal des Konzils gekommen war, das Wort und führte aus, daß die Hussiten allerdings der Ansicht seien, man müsse das ganze Mönchswesen aufs Entschiedenste verwerfen. Er führte diese Ansicht in so kräftiger Weise aus, daß die Väter des Konzils ihn durch laute Aeußerungen des Mißfallens unterbrachen und daß der Kardinal Julian die Sitzung aufhob. Hiernächst veranlaßte das Konzil Disputationen von vier durch dasselbe gewählten Gelehrten mit den vier Hussitischen Geistlichen über die von den letzteren gestellten Forderungen. Diese Disputationen dauerten vier Wochen lang. Prokop der Große, in welchem das lebendige Interesse für theologische Fragen, welches ihn einst als Mönch beseelt haben mochte, wieder erwacht war, wohnte diesen Disputationen nicht nur bei, sondern ergriff dabei auch selbst zuweilen das Wort; unwillig äußerte er sich namentlich darüber, daß unter den Opponenten der Hussiten sich auch ein Bischof von Ragusa in Dalmatien befand, denn dieser war von Slawischer Nationalität, und Prokop äußerte, es sei Unrecht, daß ein Mann des Slawischen Volksstammes bei dem religiösen Streite auf Seiten der Deutschen stehe; so groß war die Rolle, welche bei diesem anscheinend rein kirchlichem Streite doch auch die Nationalität spielte! Schwerlich mochte damals Prokop ahnen, daß die Reste der Taboritischen Sekte dereinst in Deutschland Aufnahme und Zuflucht suchen und finden würden, daß die von dem Böhmen Huß ausgegangene geistige Bewegung ihre Haupt-Fortbildung hundert Jahre später durch Deutsche und im Deutschen Volke finden sollte.

Sehr erstaunt waren übrigens die Väter des Konzils bei den Verhandlungen über die Kenntniß und den Scharfsinn, den die Geistlichen der Hussiten zeigten. Man hatte bis dahin in den Hauptsitzen der Bildung Europas, namentlich in Italien und Frankreich, die Böhmen etwa so betrachtet, wie wir etwa jetzt die Serben oder Montenegriner betrachten. Eine Einigung zwischen den Hussiten und den Geistlichen des Konzils kam nicht zu Stande, doch wurden die Verhandlungen nach einigen Wochen abgebrochen mit der Abrede, sie demnächst fortzusetzen.

Diese Fortsetzung der Verhandlungen erfolgte hauptsächlich in Folge des unermüdlichen Betreibens des Kurfürsten Friedrich I. zu Eger. Die Bemühungen des Dr. Tacke, Hofkaplans Friedrich I. auf Seiten der Katholiken und des Predigers Rokyczana auf Seiten der Hussiten führten endlich zu einer Einigung, die aber auf hussitischer Seite nur durch die Utraquisten und nicht auch durch die Taboriten angenommen wurde. Den Hussiten wurden die vier Forderungen, welche sie schon im Jahre 1420 zur Bedingung ihrer Unterwerfung gemacht und dann wieder in Basel dem Konzil vorgelegt hatten, jetzt endlich eingeräumt, aber allerdings mit sehr erheblichen Modifikationen. Namentlich ward die erste und Hauptforderung der Hussiten, daß das Wort Gottes von ihren Priestern in ihrer Muttersprache überall ungehindert in Böhmen und Mähren sollte gepredigt werden dürfen, ihnen nur mit der Maßgabe bewilligt, daß zur freien Predigt des göttlichen Worts nur verordnete Priester zuzulassen, ohne Nachtheil der höchsten Gewalt des Papstes. Diese wesentlich modifizirten Bewilligungen der vier Forderungen der Hussiten, bekannt unter dem Namen der Prager Kompactaten, wurden, nach langen Verhandlungen in Eger und Prag, vom Konzil zu Basel und hierauf auch vom Papste genehmigt.

Die Utraquisten unterwarfen sich nach diesen Bewilligungen dem Konzile und dem Papste. Die Taboriten verweigerten die Unterwerfung, weil ihnen die vier Forderungen nicht unbedingt eingeräumt waren. Man hat es häufig als einen Beweis der Verblendung und des Uebermuths der Taboriten angesehen, daß sie die Annahme der Prager Kompaktaten verweigert haben, jedoch mit Recht hat Schleiermacher in seiner Kirchengeschichte ausgeführt, daß die Taboriten die Prager Kompaktaten nicht annehmen konnten, ohne ihrem Prinzipe untreu zu werden. Denn gerade die hauptsächlichste der vier Forderungen, die Freiheit der Predigt, war, wie bemerkt, in einer solchen Form eingeräumt, daß sie eigentlich vom Belieben des Papstes abhängig gemacht, d. h. abgeschlagen war. Nun befanden sich aber die Taboriten in Bezug auf die Verhandlung mit dem Papste und dem Konzil in einer ganz andern Lage, als die Utraquisten. Die Utraquisten wichen nur in Einzelheiten, namentlich im Ritus des Abendmahls, von der katholischen Kirche ab; wir können sie wohl den heutigen Alt-Katholiken vergleichen; die Taboriten dagegen hatten das Prinzip aufgestellt: nur die Bibel sei Grundlage des Glaubens; in der Bibel selbst aber machten sie einen Unterschied zwischen den einzelnen Büchern und Aussprüchen, denn — so sagten sie — nicht alle Verfasser der biblischen Bücher seien bei jedem Worte vom heiligen Geiste geleitet worden. In Gemäßheit dieses Prinzips verwarfen die Taboriten die Autorität der Päpste und Konzilien, waren also ihrem Prinzipe nach den heutigen Protestanten gleichzu-

stellen. Es war daher auch natürlich, daß sie, da gerade ihre Hauptforderung in den Kompaktaten nicht bewilligt war, die Annahme der Kompaktaten zurückweisen mußten.

Vielleicht aber hätten sie, wenn gerade zur Zeit der letzten Verhandlungen mit dem Konzil, also zu Ende des Jahres 1433, ein gemäßigter Führer an ihrer Spitze gestanden hätte, von den Katholiken und Utraquisten faktische Duldung erlangen können, allein gerade in jener Zeit fehlte es ihnen an einer einheitlichen und gemäßigten Leitung. Ihr bester Führer, Prokop der Große, hatte zu jener Zeit keinen Antheil mehr an der Leitung ihrer Angelegenheiten; wenige Wochen, nachdem er vom Besuche des Konzil zu Basel zurückgekommen war, hatte er bei Belagerung der streng katholischen Stadt Pilsen mit seinen Unterfeldherrn, die anscheinend seines seit zehn Jahren dauernden Oberbefehls müde geworden waren, einen Streit bekommen und hatte in Folge dessen sein Kommando niedergelegt und sich aufs Land zurückgezogen. Als nun aber in Folge der Verwerfung der Prager Kompaktaten die Taboriten mit den Utraquisten und Katholiken Böhmens in offenen Krieg verwickelt wurden, wandten sich die Taboriten wieder an Prokop und baten ihn, wieder das Kommando über sie zu übernehmen. Nur ungern und nach langer Weigerung fügte sich Prokop diesem Verlangen. Es kam am 30. Mai 1434 unweit Böhmisch-Brod in Böhmen zu einer entscheidenden Schlacht zwischen den Taboriten einerseits und der vereinigten Macht der Katholiken und Utraquisten andererseits. Die letzteren standen unter dem Oberbefehl des Meinrad von Neuhaus und waren an Zahl den Taboriten, deren Anzahl auf 36,000 Mann angegeben wird, weit überlegen. Gleich im Anfang der Schlacht ergriff die Reiterei der Taboriten die Flucht, angeblich in Folge Verraths. Das Fußvolk der Taboriten hatte nun in der Front den Angriff des überlegenen feindlichen Fußvolks, von den Seiten und im Rücken den Angriff der feindlichen Kavallerie auszuhalten; in dieser bedrängten Lage hielt es jedoch so lange tapfer Stand, bis Prokop und Prokupek mit dem Schwert in der Hand gefallen waren. Erst da wandte sich der Rest der Taboriten zur Flucht, doch nur wenigen Hunderten gelang es, sich durch die umringenden Feinde durchzuschlagen, die übrigen mußten die Waffen strecken. Die Leiche Prokops des Großen fand man nach der Schlacht mit Wunden bedeckt an einer Stelle des Schlachtfeldes, wo noch zuletzt das heftigste Handgemenge zwischen Utraquisten und Taboriten stattgefunden hatte Es wird behauptet, daß er, als er sah, daß die Schlacht unrettbar verloren war, gemeinsam mit einigen Freunden sich in die Kampfreihe der Utraquisten gestürzt habe, um zu sterben. Der Anführer der Utraquisten, Ritter Kostka, der oft unter Prokop gefochten hatte und an seiner Seite in Basel eingeritten war, erzählte nach der Schlacht, daß Prokop mit ihm selbst zum Zweikampf

zusammengetroffen sei und von ihm den Todesstoß erhalten habe. — Unter den Feldherrn der Hussiten ist Prokop nächst Ziska unstreitig der Hervorragendste. Nach Ziska's Tode hatte er zehn Jahre lang das Ober-Kommando über die Taboriten und war in dieser Zeit, abgesehen von dieser letzten Schlacht, in der er den Tod fand, in allen Schlachten, auch gegen weit überlegene Feinde, Sieger gewesen. An Bemühungen, den Frieden herzustellen, hatte er es in dieser Zeit nicht fehlen lassen. Es war ihm mehr, wie einmal gelungen, den zwischen Utraquisten und Taboriten hauptsächlich in Folge des fanatischen Eifers der Partei Prokupeks ausbrechenden Streit gütlich beizulegen; auch mit den Katholiken und dem Kaiser hatte er wiederholt Beilegung des Streits gesucht und zu dem Ende die Reisen nach Ungarn und nach Basel nicht gescheut.

Daß er bei seinen Feldzügen Plünderungen und Verwüstungen nicht verhüten konnte, lag im Charakter der Zeit und des Heerwesens der Hussiten; er selbst war nach allen Nachrichten von jeder Grausamkeit weit entfernt und weit mehr zur Milde geneigt als Ziska.

Zu den Gefangenen, die in der Schlacht bei Böhmisch-Brod in die Hände der Sieger fielen, gehörten auch die drei Geistlichen, welche ein Jahr vorher mit Rokyczana zusammen in Basel verhandelt hatten. Mehrere unter den Führern der siegenden Partei schlugen vor, diese Geistlichen in Säcke zu stecken, und zu ersäufen. Doch Kopka, der Anführer der Utraquisten, setzte es durch, daß man diese Männer unbeschädigt frei ließ. Die gefangenen Taboritischen Krieger dagegen wurden unter die Sieger vertheilt, die Stadt Prag und die Katholischen Edelleute siedelten die ihnen überwiesenen Gefangenen auf ihren Ländereien als Leibeigene an; die Einwohner der eifrig katholischen Stadt Pilsen dagegen, welche durch die Taboriten oft schwer beschädigt und bedroht waren, sperrten die ihnen zugefallenen Kriegsgefangenen in eine Scheune und verbrannten sie in dieser, ein Verfahren, was auch in jener vielfach noch so rohen Zeit als grausam und barbarisch allgemein getadelt wurde. Das Heer der Katholiken und Utraquisten zog nun vor die Stadt Tabor, in der fast nur Weiber, Kinder und Greise zurückgeblieben waren; doch auch jetzt ergaben sich die Einwohner dieser Heldenstadt nur, nachdem ihnen Meinrad von Neuhaus Religionsfreiheit zugesichert hatte. Nach der Einnahme von Tabor schickten nun die Führer der Katholiken und Utraquisten eine Gesandtschaft nach Ungarn an den Kaiser Sigismund mit der Botschaft ihres Sieges. Als König huldigten sie dem Sigismund aber erst, nachdem er die Rechte der Stände, namentlich auch die Prager Kompaktaten, anerkannt und zugleich versprochen hatte, die böhmischen Edelleute im Besitze der Güter der Geistlichkeit zu lassen, welche sie vor oder nach der Niederlage der Taboriten während der langen Kriegsunruhen in Besitz genommen hatten.

Der soziale Erfolg der Hussitenkriege war also der, daß die Hauptmasse des Grundbesitzes der Böhmischen Geistlichkeit in die Hände des Adels und zum Theil der Städte Böhmens überging; in kirchlicher Beziehung aber hatten diese Kriege den Erfolg, daß die Taboriten — welchen auch der Kaiser Sigismund freie Religionsübung gestattete — und die Utraquisten als besondere Sekten fortbestanden, die letztern von der Kirche anerkannt, die erstern freilich nur als geduldete Sekte. Noch während des 15. Jahrhunderts hatten die Taboriten, die übrigens den Namen Böhmische oder Mährische Brüder annahmen, blutige Verfolgungen namentlich auch durch die Utraquisten, auszustehen, sie wanderten daher größtentheils nach Ungarn und Polen aus. Die in Böhmen und Mähren zurückgebliebenen Reste der Taboriten wandten sich seit dem dreißigjährigen Kriege vorzugsweise nach Norddeutschland, auch nach Holland und später nach Amerika. In den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika besteht noch jetzt eine zahlreiche Genossenschaft der Mährischen Brüder als besondere Sekte, in Norddeutschland haben sich die Böhmischen Brüder überall an die Evangelischen Gemeinden oder an die Herrenhuter angeschlossen.

Man darf wohl die Frage aufwerfen: was war der Grund, daß die Taboriten als politische Partei nach so vielen großen Siegen durch die erste verlorene Schlacht ihren Untergang fanden? Unstreitig hatten sie während der Zeit ihrer Macht viele politische Fehler begangen; wir rechnen dahin, daß sie gegen den Rath des sterbenden Ziska sich sofort nach dessen Tode in Parteien spalteten, daß sie ferner bei den Vergleichs-Verhandlungen des Jahres 1433 zu wenig Entgegenkommen zeigten; aber der Hauptgrund ihres Unterliegens war doch nur der, daß sie in ihren Religionsansichten ihrer Zeit zu weit vorausgeeilt waren, daß sie eben um deswillen zu wenig Anklang mit ihren religiösen Meinungen fanden, die nur in Böhmen und Mähren Verbreitung gewonnen. Sie theilten das Schicksal mit den Waldensern und den Wiclefiten. Daß die Taboriten politisch und militärisch eine weit glänzendere Rolle spielten, als den Wiclefiten oder Waldensern zu Theil geworden war, das muß man wohl vorzugsweise auf Rechnung der Persönlichkeit Ziskas und Prokop des Großen setzen. Zu verwundern ist weniger, daß die Taboriten zuletzt im Kampfe unterlagen, als daß sie sich überhaupt so lange gegen weit überlegene Feinde gehalten haben.

Was die Utraquisten betrifft, so erregte es das Staunen und die Bewunderung der Zeitgenossen, daß diese vom Konzil zu Basel und demnächst vom Papste durch die Prager Kompactaten so große Konzessionen erlangten. In der That war es bei den kirchlichen Streitigkeiten, die seit der Zeit des Kaisers Konstantin so oft stattgehabt hatten, noch nicht vorgekommen, daß eine kleine Minorität, wie die Utraquisten gegenüber der Katholischen Mehrheit doch nur waren,

nachdem ihre Lehre von einem Konzil verdammt war, durch heldenmüthige Ausdauer von einem andern Konzile Anerkennung erlangten. Nächst den tapferen Kriegsthaten der Hussiten hatte zu diesem Resultate Nichts so sehr beigetragen, als die Vermittlung des Kurfürsten Friedrich I. und das ernste Bemühen des Konzils zu Basel, welches unstreitig den besten Willen zur Herstellung der Einheit der Kirche bewiesen hat.*)

Der fernere Verlauf der Geschichte des Baseler Konzils ist bekannt. Es gerieth bald nach Beilegung der Hussitischen Streitigkeiten in heftigen Streit mit dem Papste Eugen IV. und dieser Kampf, der sogar zur Aufstellung eines Gegenpapstes von Seiten des Konzils führte, zog sich bis zum Jahre 1449 hin. Der Kampf endigte mit der Auflösung des Konzils und dem Siege des Papstes. Der letztere war jedoch genöthigt gewesen, den Fürsten, durch deren Zustimmung und Hülfe er die Auflösung des Konzils durchzusetzen wußte, dafür bedeutende Konzessionen zu machen. Sehr bedeutende Bewilligungen erhielten namentlich die Könige von England und Frankreich; weit weniger erlangte der schwache Kaiser Friedrich III. der seit dem Jahre 1440 in Deutschland regierte. Dagegen gelang es dem Sohne Friedrich I., dem Kurfürsten Friedrich II., der seit 1440 die Mark Brandenburg besaß, vom Papste die Befugniß der Wahl und Bestätigung seiner Landesbischöfe zu erhalten. Es ist dies ein Beweis, wie groß schon damals die Macht der Deutschen Fürsten, insbesondere auch des Kurfürsten von Brandenburg gegenüber dem Kaiser war. Während der Papst in England und Frankreich blos die Könige für sich zu gewinnen brauchte, hielt er es in Deuschland für nöthig, nicht blos dem Kaiser, sondern auch einzelnen Fürsten Bewilligungen zu machen.

Nichts hat übrigens während des fünfzehnten Jahrhunderts mehr dazu beigetragen, den Einfluß der Brandenburgischen Kurfürsten auf ihre Stände und daher ihr Ansehn in ihrem Lande zu erhöhe, als gerade der Einfluß, den die Kurfürsten auf die Landes-Geistlichkeit durch die Bewilligungen des Papstes

*) Das Konzil hat in dieser Beziehung mehr thun können, als dem Papste möglich war. Der Papst konnte, ohne seinem eignen Ansehn den schwersten Stoß zu geben, die Beschlüsse seines Vorgängers und des Konzils zu Konstanz nicht aufheben. Das Konzil, das damals ein größeres Ansehn hatte, als der Papst, war in der Lage, dies zu thun und hat es gethan. —

Dem Andenken der Hussiten hat übrigens Nichts so sehr geschadet, als der Umstand, daß ihre Geschichte uns fast blos von ihren Feinden überliefert ist und daß man in neuerer Zeit begonnen hat, ihre Bewegung nicht sowohl als eine religiöse und theilweise soziale, wie als eine national-tschechische, antideutsche zu betrachten. Das letztere ist entschieden unrichtig; das nationale Element hat bei der ganzen Hussitischen Bewegung nur eine untergeordnete Rolle gespielt. Bei den Verhandlungen der Hussiten mit dem Kaiser und dem Papste ist von nationalen Forderungen nie die Rede gewesen. Auch hat immer ein großer Theil der Tschechen am Katholicismus festgehalten.

Eugen IV. erhielten. Denn die Geistlichkeit war zu jener Zeit der angesehenste unter den Ständen des Landes; ihr Votum war meistens auch für die Ritterschaft bestimmend; indem daher der Kurfürst die Landes-Geistlichkeit seinem Einflusse unterwarf, hatte er kaum noch eine ernstliche Opposition von den Ständen seines Landes zu besorgen.

Die so wichtigen Bewilligungen des Papstes Eugen IV. waren, wie bemerkt, nur dadurch veranlaßt, daß der Papst die Fürsten abhalten wollte, das Konzil zu Basel zu unterstützen; ohne den Zusammentritt dieses Konzils würden sie wahrscheinlich niemals ertheilt worden sein. Man darf daher wohl behaupten, daß dieses Konzil indirekt von höchster Bedeutung für die Befestigung der hohenzollerschen Herrschaft in der Mark gewesen ist und daß Friedrich I., indem er mit der größten Gefahr für sich selbst und durch jahrelange Bemühungen für den Zusammentritt dieses Konzils gewirkt hat, in der That, wenn auch ohne die ganze Tragweite seines Handelns voraussehen zu können, sehr erheblich zur Begründung der Macht seiner Nachkommen beigetragen hat.

Magdeburg. C. Silberschlag.

Kaukasien und seine Bewohner.

Von Albin Kohn.

Schon der jüdische Mythus kennt den Kaukasus, denn er bezeichnet den Arrarat als den Berg, auf welchem die Arche Noa's nach der Sündfluth fest sitzen blieb, von welchem also neue Menschengeschlechter, drei neue Racen hinabstiegen, um die durch Gottes Zorn entvölkerte Erde abermals mit einem neuen, wenn auch nicht sündenlosen Geschlecht zu bevölkern. Die griechische Mythe schmiedet Prometheus an einen Felsen des Kaukasus, weil er sich gegen Zeus empört hatte, sendet die Argonauten nach Kolchis, um von dort das goldene Vließ zu holen, und Herodot bevölkert Kaukasien mit den kriegerischen Amazonen und den stets zu Pferde herumschweifenden Skythen. In späteren, historischen Zeiten rangen hier Assyrier, Perser, Aegypter, Macedonier, Griechen, Araber, Byzantiner, dann die Genuesen und andere arische und nicht arische Völker um die Herrschaft und tränkten den Boden reichlich mit dem Blute der Bewohner, die sie wechselseitig ihrer Herrschaft unterwarfen und denen in ewigem Wechsel die Kultur, der Glauben und Aberglauben dieser Völker aufgezwungen wurde. Mit den eben aufgezählten Völkern kamen auch

wohl unbekannte, jenen tributpflichtige Volksstämme in die eroberten Gebiete, siedelten sich hier an und wurden die Stammeltern neuer Volksstämme und neuer Geschlechter. Dieser Umstand dürfte hinreichend die Erscheinung erklären, daß auf einem verhältnißmäßig kleinen Territorium, wie es Kaukasien ist, eine so große Anzahl von Volksstämmen lebt, deren Sitten, Gewohnheiten und Sprachen dermaßen von einander verschieden sind, daß jeder von ihnen danach füglich als ein eigenes Volk betrachtet werden kann. Ein Stamm versteht die Sprache des anderen benachbarten nicht, und wollen sie sich mit einander verständigen, so sind sie auf die Sprache der mittelasiatischen Diplomatie — die tartarische — angewiesen. Nur die Grusier, Immeretier, Gurizier, Mingrelen und Savaneten sind stammverwandt und reden eine Sprache; sie bilden die sogenannte Kartweller Race, sind die zahlreichsten Bewohner Kaukasiens und stehen physisch und geistig jedenfalls höher als die anderen Volksstämme dieses Landes.

Nachdem Tiflis im Jahre 1220 von den Horden Dschengis Chans erobert und zerstört worden, wurde es im Jahre 1388 von den Horden Tamerlans abermals in einen Schutthaufen verwandelt. Im Anfange des 16. Jahrhunderts kam das Land unter die Herrschaft der Türken, denen es 1735 der persische Schah Nadir entriß. Er setzte den Grusier Teimuras aus dem Geschlechte Bagration als seinen Vasallen ein und ließ sich von ihm Tribut zahlen. Dieses Verhältniß dauerte nicht lange, denn schon im Jahre 1783 bat Georg XIII. Katharina II., ihn als Vasallen anzunehmen, und ihr Nachfolger Paul I. verbot dem Nachkommen dieses Fürsten, sich die Königskrone aufzusetzen, sandte eine Armee in das Land, besetzte Tiflis und betrachtete Grusien als eine Provinz des Zarates. Von nun an begannen die Kämpfe mit den anderen Volksstämmen Kaukasiens, welche sich im Gegensatze zu den christlichen Grusiern und Armeniern zur Lehre Muhameds bekennen, und diese Kämpfe dauerten bekanntlich bis zum Jahre 1859, bis zur Eroberung Gunibs und der Gefangennahme Schamyls.

Das amtliche Rußland versteht unter Kaukasien nur den Landstrich, welcher sich nördlich vom Kaukasus, vom Schwarzen bis zum Kaspischen Meere hinzieht und an das Land der Donschen Kosaken und das ehemalige Königreich Astrachan grenzt. Die Bewohner des Landes südlich dieses Landstriches nennen sich jedoch auch Kaukasier und ihr Land Kaukasien, und dieses geographische Kaukasien erstreckt sich bis an die Grenze Persiens und der asiatischen Türkei, und gerade dieser Theil des Landes lenkt die Aufmerksamkeit des heutigen Europas auf sich, denn er ist ein Theil des großen asiatischen Kriegsschauplatzes. Das den Norden dieses Kaukasiens von seinem Süden trennende Gebirge ruht auf einem Sockel, der durchschnittlich zwölf Meilen breit und

gegen hundertundfünfzig Meilen lang ist und westlich in die Tamanische, östlich in die Apscheronische Halbinsel ausläuft. Der Hauptrücken dieses „Kaukasus" genannten Gebirges hat eine große Anzahl von Spitzen, welche weit über die Grenzen des ewigen Schnees emporragen und die, wie der ganze Rücken, von zahllosen Abgründen und Schluchten zerklüftet sind. Man sieht es diesem Gebirge an, daß die Gegend in einer fernen Periode ebenso der Schauplatz furchtbarer geologischer Revolutionen, wie es zur Zeit seiner Besitzergreifung durch den Menschen der Schauplatz politischer Umwälzungen gewesen ist. Parallel mit diesem Hauptrücken laufen noch nördlich und südlich von ihm einige andere Gebirgswellen, welche, je weiter von jenem entfernt, um so weniger gigantisch sind und einen verschiedenartigen geognostischen Bau zeigen. Bald bilden sie kahle Kuppen, bald waldbedeckte Rücken, von denen die nördlichen sich fast unmerkbar in der weiten Steppe verlieren, während sich die südlichen an die Vorberge anderer Gebirgssysteme anschließen. Die nördliche Ebene jenseits der Flüsse Terek, Malka und Kuban ist eine ausgeprägte Steppe, ohne Wald und fast ohne Wasser, denn sie wird nur vom Kuma, Manytsch und einigen wenig bedeutenden Bächen durchschnitten. Die kleinere südliche Ebene dagegen ist reich an Wald, Flüssen und Bächen.

Das Schwarze Meer hat die daran stoßenden Gebirgsabhänge stärker angegriffen als das Kaspische Meer, und deshalb sieht man von Gagro bis Holendzik schroffe, bewaldete Gebirge, welche wie absichtlich behauen erscheinen. Das erschwert die Kommunikation der Küstenbewohner, macht sie während eines Sturmes ganz unmöglich, erschwert aber auch die Landnng feindlicher Fahrzeuge, wie ja überhaupt Schiffe an dieser ungastlichen Küste nicht leicht einen Zufluchtsort finden. Dieser Umstand ist gewiß die Veranlassung für die russische Regierung gewesen, Kaukasiens Westküste nicht mittelst Torpedos zu schützen, mit denen sie die Küsten des Asowschen Meeres, der Krim und die Nordwestküste des Schwarzen Meeres so verschwenderisch ausgestattet hat. Der nördlich vom Flusse Pschada sich hinziehende Theil der Küste des Schwarzen Meeres bietet den vom Sturm überfallenen Piloten nur vier halbwegs sichere Buchten, die von Anapsa, Noworossyisk, Gelendschisk und Sedschuk. Der südliche Theil hat nur Suchum-Kale, Redut-Kale und Poti als vollkommen sichere Buchten aufzuweisen. Weiter südlich, von der Mündung des Flusses Kadora ab, ist die Küste niedrig und morastig; kein Schiff kann sich wegen der vielen Untiefen und Sandbänke ihr nahen.

Von jeder Bergspitze fließen namentlich nach dem Schwarzen Meer zu zahlreiche Bäche herab, die sich in Schluchten, Abgründen und Felsenspalten sammeln, um irgend einem bedeutenderen Flusse zuzuströmen und sich mit ihm ins Meer zu ergießen. Vom Nordabhange stammt, außer andern weniger be-

deutenden Flüssen, der Kuban und Terek; der erstere fällt, nachdem er neun bedeutende Nebenflüsse und zahlreiche Bäche aufgenommen, ins Schwarze Meer, der letztere, verstärkt durch zwei Nebenflüsse und zahlreiche Bäche, ins Kaspische Meer. Im Süden des Gebirges finden wir den Fluß Kura, mit mehreren Nebenflüssen dem Kaspischen Meere zueilend, während sich die Kabora und der Rian ins Schwarze Meer ergießen. Nur eine geringe Anzahl dieser Flüsse, und zwar diejenigen, welche von dem an die Schneeregion reichenden Hauptrücken kommen, sind schiffbar; die meisten schrumpfen während des Sommers zu unbedeutenden Bächen zusammen, ja manche verschwinden gänzlich. Alle aber stürzen von steilen Bergen oder schroffen Felsenwänden herab, in Folge dessen sie während eines Regens plötzlich anschwellen, häufig aus ihren Ufern treten, aber eben so schnell wieder versiechen.

Eine wenn auch nur in großen Zügen gehaltene topographische Kenntniß des Landes ist zum Verständnisse der Ereignisse auf dem asiatischen Kriegsschauplatze durchaus nothwendig, da von der topographischen Beschaffenheit des Landes die Bewegung der Armeen abhängt. In den Ebenen, besonders in der kaukasischen Steppe, existiren schon lange einige Wege vom Schwarzen zum Kaspischen Meere; hier hatte der Mensch keine natürlichen Hindernisse zu überwinden, um sich einen Weg zu bahnen. Auch im waldigen Vorgebirge waren die Hindernisse nicht allzu bedeutend, denn hier brauchten nur Bäume niedergehauen, Felsen gesprengt, Schluchten gefüllt und Brücken gebaut zu werden, aber im Hochgebirge, in dem mit Schnee bedeckten Hauptrücken waren andere Schwierigkeiten zu überwältigen, denn hier ist die ganze Natur eine andere. Hier dienten dem Menschen seit uralten Zeiten Schluchten, trockene Flußbetten als einzige Pfade und diese Wege sind im Winter mit Eis und Schneebergen bedeckt, im Frühling in reißende Ströme verwandelt und, wenn das Wasser verschwunden ist, von riesigen Felsen, die es mit sich gerissen, versperrt. Deshalb ist es bis jetzt nur gelungen, zwei Wege über den Gebirgsrücken herzustellen; einer führt von Wladikawkas (Gebieter des Kaukasus) am Terek entlang mit einem Zweigwege nach Alagiosk, der zweite durch den Engpaß von Narsk von Achrow nach Nuka, durch das Lesgistan. Wer diese beiden Wege beherrscht, ist Herr des Kaukasus und Kaukasiens; zu ihrer Beherrschung ist aber eine verhältnißmäßig geringe Macht genügend.

Wenden wir uns nun speziell zu den Bewohnern Kaukasiens. Einer der Hauptstämme ist, wie wir schon sagten, der grusische. Er ist vielleicht der schönste Menschenschlag auf Erden. Die Männer sind groß und stark; die Frauen schlank und höchst symmetrisch gebaut; man kann sich keine edleren Züge, keine schöneren Augen als die einer Grusierin denken. Das heißt: so lange man sie von ferne sieht — ich sage dies aus eigener Erfahrung. Wenn man sich

ihr genähert hat, ist man enttäuscht, denn man findet kein Leben in dem großen Auge; in dem wunderschönen Gesichte lebt kein Gefühl. Die europäische Frau gewinnt, selbst wenn sie nicht schön ist, häufig um so mehr, je mehr wir uns ihr nähern; ein Gesicht, das aus einiger Entfernung ausdruckslos erscheint, kann uns oft durch das Geistige, das wir in seinen Zügen bei naher Betrachtung ausgeprägt finden, fesseln. Niemals aber dasjenige der Grusierin. Der Fuß der Grusierin ist klein, umschlossen von niedlichen Pantoffeln, die ihn nur noch netter zu machen scheinen; von den weiten, faltigen, am Knöchel zusammengezogenen Pluderhosen wird er indeß für unser Auge fast ganz verdeckt. Der Kopfputz hat die Form eines Diadems; auch der zierliche und würdevolle Gang hat etwas majestätisches.

Die Kleidung der Männer ist höchst malerisch; sie besteht aus einer hohen schwarzen Schaf- oder Lammsfellmütze (Kolpack), aus langen, bis an's Knie reichenden hellfarbigen Stiefeln, schwarzen breiten Hosen, deren Falten die Stiefel theilweise bedecken, aus einem seidenen Kamisol (Beschmet) und einem weiten verschiedenfarbigen Ueberrock aus Tuch oder Sammet, der mit goldenen oder silbernen Tressen besetzt ist. Die Aermel sind aufgeschlitzt und werden über die Schulter geworfen. Ein tscherkessischer Säbel, ein langer Dolch (Kindschal) und ein Paar Pistolen bilden den nothwendigen Bestandtheil der Bekleidung. Die Grusier sind ungemein tapfer und ehrliebend, doch zeichnen sie sich weder durch Fleiß, noch auch durch Talente und Neigung zu den Wissenschaften aus. Der Handel wie die Industrie in Grusien liegt fast ganz in den Händen der Armenier, während die Einheimischen sich mehr mit Ackerbau, Viehzucht und Kultur des Weinstockes beschäftigen. Dem Bekenntnisse nach gehören sie der orientalischen Kirche an und dieses schließt sie enger an die Russen als an ihre muhamedanischen Landsleute an. Von ihnen hat Rußland während eines Aufstandes in Kaukasien nicht nur nichts zu fürchten, sondern es kann sogar jeder Unterstützung ihrerseits versichert sein. Ein vollkommener Sieg der Tscherkessen, ein Losreißung von Rußland, hätte sie der Verfolgung der Sieger preisgegeben.

Neben den Grusiern, und theilweise mit ihnen vermischt, leben die Inguschen, Kisten und Ossetynzen, welche jedoch im Kaukasus nie eine hervorragende Rolle gespielt haben, seit langer Zeit Rußland unterthänig sind und von einigen als Ueberbleibsel der alten Polowzer, von andern als ein germanischer Volksstamm, von noch andern als Stammväter der Irländer betrachtet werden. Ihr Aussehen ist in der That ein nahezu germanisches; das Haar ist fast durchgängig blond, die Augen sind blau. Sie zeichnen sich durch ein ruhiges Temperament aus und befassen sich mit Ackerbau und Viehzucht. Da sie in früheren Zeiten der Reihe nach von den Grusiern, Türken und Persern unterjocht waren,

nahmen sie auch wechselweise den Glauben ihrer Herrscher an, wurden griechisch-katholisch, schiitisch sunnistisch, und ließen sich unter russischer Herrschaft die griechisch-orthodoxe Konfession bieten. Indessen das Innere des Menschen hat dieser Wandel nicht ergriffen; und wenn auch die Inguschen, Kisten und Ossetynzen Christen heißen, einige Fasten beobachten die wichtigeren christlichen Feiertage begehen, und vielen Heiligen ein Licht opfern, so ist doch ihr Glaube eine Kombination heidnischer, muhamedanischer und christlicher Anschauungen. Sie haben ihre heidnischen Priester, welche sie „Zani-Stay", heilige Menschen, nennen; sie verehren gewisse heilige Orte und glauben, daß die Guten nach dem Tode eine einzige große Familie bilden, in paradiesischen Gärten spazieren und mit den schönsten Kleidern angethan sein werden. Speise und Getränke werden sie dann im Ueberflusse und in bester Qualität genießen, Außerdem glauben sie auch, daß jedem Manne im Jenseits recht viel schöne, ewig junge Frauen das Leben versüßen werden. Dieses Dogma scheinen sie aus dem Koran in ihren Glauben hinübergenommen zu haben.

Einen der bedeutendsten Volksstämme Kaukasiens bilden die Tscherkessen. Wer diese herrlichen, ich möchte sagen ritterlichen Gestalten gesehen hat, der vergißt sie nie wieder. Der Körperform nach gehören die Tscherkessen, Männer wie Frauen, wie die Grusier, zu den schönsten Menschenstämmen. Hoch und schlank schreitet der Tscherkesse in seiner malerischen orientalischen Tracht, bis an die Zähne bewaffnet einher, sein dunkles Gesicht umgibt ein Vollbart, der, wie das Kopfhaar, aus glänzenden Fischbeinsäden gemacht scheint, über der Adlernase erhebt sich eine gewaltige Stirn und zwei schwarze Augen blitzen unter rabenschwarzen, dichten Brauen hervor. Der Tscherkesse ist ein Reiter, der sich in jedem Cirkus sehen lassen könnte, und seine Reiterkünste dürften wohl nur von einzelnen hervorragenden Künstlern nachgeahmt werden. Ebenso vortrefflich schießt er, und mit Säbel und Dolch weiß wohl kein anderer wie er umzugehen. Jede Tscherkessin ist eine vollendete Schönheit. Leider dauert diese Eigenschaft nicht lange. Die Tscherkessin verblüht früh; ich habe einige kennen gelernt, die zwar erst gegen dreißig Frühlinge zählen mochten, denen jedoch die Runzeln der Stirne und die zahllosen Fältchen zwischen Augen und Schläfen eine Stelle unter den Greisinnen anwiesen. Die Tscherkessen rühmen sich einer uralten Herkunft. Besonders stolz darauf sind die zahlreichen Fürsten (Kniasch) und Edelleute (Usden), welchen die Bauern unterthänig sind. Jeder Tscherkesse ist von Geburt Soldat, und hat, sobald er die Waffen zu führen vermag, bei den Berathungen über Krieg und Frieden eine entscheidende Stimme. Der Ackerbau steht bei ihnen in hoher Achtung, ihre Fürsten und Edelleute freilich befassen sich nicht persönlich damit; sie verpachten

ihre Ländereien an Bauern, die sie selbst während eines Krieges nicht vom Pfluge gehen lassen. Die Blutrache ist dem Tscherkessen heilig: doch kann die Familie des Ermordeten sich mit dem Mörder zu einer anderweitigen Entschädigung einigen. Wenn es dem Mörder gelingt, ein Kind des Ermordeten zu rauben und es zu erziehen, ist er vor jeder Rache und Strafe geschützt. Wenn ein Adliger einen Bauern erschlägt, muß er für ihn neun Sklaven geben. Der Diebstahl ist beim Tscherkessen straflos, doch darf er sich nicht auf der That ertappen lassen, denselben nicht so ausführen, daß er des Vergehens überführt werden kann. Die höchste Strafe für den Tscherkessen ist — das gestohlene Gut zurück erstatten zu müssen, nur das macht ihn schamroth. Der geschickte Diebstahl steht bei allen in hoher Achtung; denn der Diebstahl ist ein Beweis hohen Muthes. Die Ehelosigkeit widerstreitet dem Ehrgefühl des Tscherkessen; wer bis zu einem gewissen Alter unverheirathet bleibt, fällt allgemeiner Verachtung anheim. Die Frau wird — natürlich mit ihrer Einwilligung — geraubt; trotzdem muß aber den Eltern eine gewisse, vorher bestimmte Summe (Kallym) gezahlt werden. Dieser Frauenraub ist übrigens zu einer bloßen Ceremonie oder zu einer Art Spiel geworden, und die Verfolger schießen schon seit lange nicht mehr mit Kugeln nach dem Räuber. Der Greis steht in hoher Achtung; dagegen ist die Frau sehr despektirt. Es ist eine Beleidigung für den Mann, wenn man ihn nach dem Befinden seiner Frau frägt. Die Beleibtheit ist eine Schande für Männer, wie für Frauen. Männer dürfen sich nicht in Gesellschaft der Frauen und umgekehrt Frauen nicht in Gesellschaft der Männer befinden. Ehescheidungen gehören bei den Tscherkessen zu den seltensten Fällen; Untreue der Frau wird mit dem Tode bestraft. Der Knabe wird bei Fremden erzogen; es soll damit der Verweichlichung vorgebeugt werden. Gewöhnlich wird er einem „Attalik" (Lehrer) zur Erziehung übergeben. Diese besteht in Fechten, Reiten, Schießen, Jagen u. s. w. Der Attalik bemüht sich, aus seinem Eleven einen abgehärteten Soldaten und einen abgefeimten schlauen und verwegenen Dieb zu machen. Wenn diese Erziehung vollendet ist, kehrt der Jüngling heim in's Vaterhaus. Der Glaube der Tscherkessen ist ein Quodlibet von Christenthum, das bei ihnen im V. Jahrhundert eingeführt worden ist, von Islamismus und altem Heidenthum. Neben dem christlichen Gotte und dem muhamedanischen Allah werden noch verehrt: 1) Chible, der Gott der Blitze, des Krieges und der Gerechtigkeit; 2) Tleps, der Gott des Feuers; 3) Soserech (Seoseros?), der Gott des Wassers und der Winde; 4) Sekutcha, der Gott der Reisenden, der Gastfreundschaft und Wohlthätigkeit; 5) Mesitza, der Gott des Waldes und Schattens (ein Verbrecher, dem es gelingt, einen diesem Gotte geweihten Ort zu erreichen, darf nicht verfolgt werden); 6) Pekoach, die Göttin des Wassers, eine Art Najade; 7) Achin, der Gott des

Rindviehs und der Schweine, dem bis heutigen Tages Thiere dieser Art geopfert werden; 8) Jemech, der Gott der Schafe, dessen Fest im Herbste begangen wird. Nach den Glaubensansichten der Tscherkessen hält sich der Teufel in Menschen und Thieren auf, und zwar heißen diejenigen, in welchen der Teufel seine Residenz aufgeschlagen, „Uddas"; sie können sich unsichtbar machen und sind schuld an allem Unglück, welches die übrigen Menschen trifft. Die Uddas begeben sich im Frühjahr auf den Berg „Fsbr. Oachch", welcher im Gebiete der Schapsugen liegt. Sie machen die Reise dahin auf verschiedenen wilden und zahmen Thieren.

Die Tschetschenzen behaupten, daß sie von den Kisten abstammen, unterscheiden sich jedoch in vieler Hinsicht von ihnen. Denn während der Charakter der Letzteren ein sehr milder und gutmüthiger ist, sind jene rauh, schroff, wild und unbändig. Auch die Tschetschenzen zeichnen sich durch hohen, schlanken Wuchs und Schönheit der Körperformen aus. Ihre Kleidung ist der der Tscherkessen ähnlich und besteht aus einer Tschucha (Ueberrock) aus schwarzem Tuche, mit schmalen silbernen Tressen und einer Patrontasche an der Brust. Die Aermel sind aufgeschlitzt und werden über die Schultern geworfen. Das Beschmet (Kamisol) besteht aus Wollen- oder Seidenstoff von schreienden Farben, breiten zweifarbigen Hosen, welche von den Waden ab sehr eng anliegen. Die Füße sind mit „Meschten" oder Stiefeln bekleidet, den Leib umschließt ein reich mit ciselirten Silber- oder Stahlplättchen verzierter Ledergurt, an welchem rechts das Pulverhorn, links der Kindschal hängt, während hinten zwei Pistolen stecken, die gewöhnlich mit Tuch umnäht sind. Auf dem Rücken hängt die Stutzbüchse, an der Seite die „Schaschka" (Säbel ohne Gefäß und Garde). Der Kopf wird mit einer ungeheuren Papacha (Pudelmütze) aus Schaffell bedeckt und während eines Unwetters eine Burka (kurzer Mantel) über den Anzug geworfen. Die Kleidung der Frauen, besonders der reichen, ist eben so originell wie die der Männer. Die ärmeren begnügen sich mit einem Hemde, das in der Taille umgürtet ist, einem seidenen Tuche, das um den Kopf gewunden ist, und Meschten. Gegen die Unbill des Wetters schützen auch sie sich durch eine Burka.

Es würde uns zu weit führen, wenn wir auch die übrigen Völkerstämme, auch nur in gedrängter Kürze erwähnen wollten. Wir müssen uns daher begnügen, zum Schluß dieses ethnographischen Kapitels unserer Skizze die Armenier zu nennen, welche von den Türken charakteristisch „Boktschy", d. h. Düngerfresser, genannt werden, weil eines ihrer Hauptcharaktermerkmale ein aufs höchste getriebener Geiz ist. Die Armenier Kaukasiens sind nicht Autochthonen, sondern Emigranten aus Armenien, das ihre Vorfahren im 2. und 4. Jahrhundert verlassen haben, um den religiösen Verfolgungen der Perser zu

entgehen. Sie sind über ganz Rußland verbreitet und gehören zu den reichsten Kaufleuten Kasans, Astrachans und Moskaus. Man erkennt den Armenier auf den ersten Blick an seiner orientalischen Physiognomie. Er ist hager, von dunklem Teint und Haaren, hat eine Adlernase, schwarze Augen und ist ungemein beweglich. Weniger schön als der Tscherkesse und Tschetschenze, werden seine Züge noch durch ein Etwas entstellt, das fast unbeschreiblich ist und das ich den Ausdruck der Habgier nennen möchte. Die Kleidung des Armeniers ist nicht malerisch; wer einen altpolnischen Juden gesehen hat, kann sich den Armenier ziemlich deutlich vergegenwärtigen. Die Armenier sind Christen, doch ist das Christenthum nicht im Stande gewesen, sie von altheidnischen Gebräuchen und von heidnischem Aberglauben zu befreien.

Wie die Chinesen, scheinen sich auch einst die Bewohner der südlich vom Kaukasus gelegenen Länder mit einer Mauer gegen das Andringen ihrer nördlichen Nachbarn geschützt oder abgesperrt zu haben, freilich mit ebenso geringem Erfolg. Wir geben eine Schilderung dieser Mauer nach dem Werke, das der früher nach Sibirien verbannte Pole Bestuschef im Jahre 1832 herausgegeben. Es heißt da: „Der Kampf der Vernichtung der Materie war sichtbar, und manchmal schien er vernünftig. Das Samenkorn einer Platane war in eine Felsenspalte gefallen, wo es ein wenig Erde gefunden hat, — das Samenkörnchen keimte und erwuchs zum mächtigen Baume, dessen Wurzeln die Mauer zu sprengen vermochten. Der Wind, welcher in die Spalten brauste, hat das Uebrige gethan. Nur der Epheu, mitleidig wie die Sänger, welche die Ueberreste Tassos aufsuchten und zusammenfügten, stützt die herabgefallenen Steine und bindet die herunterstürzenden an die Mauer. Diese Mauer zog sich in gerader Linie von der Festung Narin-Kale gegen Westen hin, und weder Berge noch Abgründe unterbrachen sie. Ueber ihr erheben sich in ungleicher Entfernung Thürmchen, welche ebenfalls nicht gleich an Größe sind. Sie haben wohl einst als Hauptwachen gedient und es wurden in ihnen Waffen und Lebensmittel aufbewahrt. Die Führer hatten in diesen Thürmchen ihre Wohnungen, und während eines Krieges waren Truppen in ihnen angesammelt, so zwar, daß die Besatzung eines Thurmes mit der Besatzung des nächsten über die Mauer hinweg Verbindungen unterhielt. Diese Mauer hat in größerer Entfernung von Derbent denselben Charakter, wie in Derbent selbst; ihre Höhe ändert sich entsprechend der Höhe des Bodens und über schroffe Schluchten ist sie treppenartig hinüber geführt. Das Innere der Mauer besteht aus kleinen, durch Lehm und einen cementartigen Mörtel mit einander verbundenen Steinen und die Thürme erheben sich kaum eine Elle hoch über die Mauer. Es ist dies eben der Typus der asiatischen Festungen, welcher dem Typus der gothischen Festungen im Oriente, deren Thürme sich hoch über die Schanzen

erheben, entgegengesetzt ist. Die Thürme sind im Innern ohne Zwischenwände und fast alle sind mit langen Schießscharten versehen. Das Interessanteste ist jedoch, und das eben beweist das hohe Alter der Mauer, daß sie durchaus keine Arkaden hat, ein Umstand, auf den schon Dodon bei den Pyramiden der Pharaonen hingewiesen hat. Ich habe alle unterirdischen Gänge dieser Thürme untersucht, welche zu Quellen oder Wasserreservoirs führen, aber ich habe nirgends eine Arkade gefunden. Ich habe die Ueberzeugung, daß die Erbauer dieses Riesenwerkes keinen Begriff vom Bogen gehabt haben. Jetzt entsteht die Frage, in welcher Richtung hat sich diese Mauer hingezogen? Wie und bis wohin war sie verlängert? Hat sie weiter gereicht als die Ueberreste, welche wir heute noch sehen? Es sind dies Fragen, welche aller Wahrscheinlichkeit nach für immer unbeantwortet bleiben werden.“ Soweit Bestuscheff. Die kaukasische Mauer hat viele Jahre später, gegen Ende der fünfziger Jahre ein Ingenieuroffizier, der Bau-Adjutant H. Jaworski gesehen und beschrieben. Er sagt, daß er alles gesehen habe, was Bestuscheff beschrieben nnd daß er dieselben Eindrücke erhalten hat, wie dieser. Jaworski fügt seinerseit nur hinzu, daß er die Spur der Mauer bis auf 27 Werst von Derbent verfolgt habe, daß noch jetzt die Tradition lebt, daß sie vom Kaspischen bis zum Schwarzen Meere ohne jede Unterbrechung gereicht habe und daß es möglich war, in sechs Stunden Mittheilungen von einem Ende der Mauer zum andern zu senden. Wie das möglich gewesen, darüber schweigt die Tradition. Hier nur noch soviel, daß sich die russische Regierung jetzt wirklich mit dem Plane beschäftigt, eine Kommunikation zwischen den beiden Meeren, und zwar mittelst eines Kanals, herzustellen, der gewiß dazu beitragen würde, recht bald europäische Zivilisation in das Innere Asiens zu tragen. Die Berührung mit der westlichen, wirklich europäischen Zivilisation würde sicherlich wohlthätig auf die Bewohner Kaukasiens, denen Bildungsfähigkeit nicht abgesprochen werden kann, einwirken; zum mindesten würde sie die Grusier und die ihnen verwandten Stämme wieder bald zu dem machen, was sie dem Anschein nach im grauen Alterthum gewesen sind, zu einem Kulturvolke.

Vom preußischen Landtage.

Berlin, 25. November.

Eine bewegte Woche! Viel Freude aber wird schwerlich Jemand an ihr gehabt haben. Beginnen wir mit dem Unerquicklichsten, zumal es gleichzeitig das Wichtigste ist! Nicht zum ersten Male hat der „Welfenfonds" die Kosten einer Sensationsdebatte getragen. Wiederholt ist er der Gegenstand von Interpellationen in beiden Häusern des Landtags gewesen; unzählige Male hat er als „Reptilienfonds" oppositionellen Rednern zum letzten Trumpf dienen müssen. In der That, über die Verwendung der Zinsen jener 16 Millionen Thaler, welche dem König Georg als Abfindung bestimmt, alsbald aber wegen seiner fortgesetzt feindseligen Haltung gegen Preußen mit Beschlag belegt wurden, gehen die seltsamsten Gerüchte. Nach dem Gesetz sollen aus ihnen die Kosten für Maßregeln zur Ueberwachung und Abwehr der gegen Preußen gerichteten Unternehmungen des Königs Georg und seiner Agenten bestritten, der verbleibende Rest aber zu dem Vermögen geschlagen werden. Ohne Zweifel gestattet diese weitherzige Bestimmung eine große Latitude in der Disposition über die betreffenden Mittel, aber jene Gerüchte wollen von Verwendungen wissen, welche allerdings auch die kühnste Interpretation nicht mit dem gesetzlich fixirten Zwecke in Einklang bringen würde. Nicht etwa die Besorgniß, daß das Vermögen des Königs Georg um einen Theil des ihm zukommenden Zinsenbetrages verkürzt werde, wohl aber das Interesse, welches jede Volksvertretung daran haben muß, daß ihrer Regierung keine weiteren Summen zur Verfügung stehen, als welche sie ihr bewilligt hat, läßt allerdings einen klaren Einblick in die Verwaltung der Zinsen jener Fonds sehr wünschenswerth erscheinen, ganz abgesehen davon, daß es auch der Regierung nur nützen könnte, wenn so manches entweder ganz unbegründete oder wenigstens übertriebene Gerücht, welches sich an den „Reptilienfonds" geknüpft hat, am hellen Licht des Tages widerlegt würde. Allein die Regierung hat sich stets darauf berufen, daß eine Verpflichtung zur Rechnungslegung über die in Rede stehenden Gelder für sie nicht bestehe, und deshalb jede Auskunft über die Verwendung derselben verweigert. Will man gerecht sein, so muß man bedenken, daß sehr wohl ernste Rücksichten auf unsere äußeren Beziehungen ihr verbieten können, die gewünschten Mittheilungen zu machen. Genug, nach allen bisherigen Erfahrungen wußte ein Jeder, wie die Regierung eine erneute Anfrage wegen der Verwendung der Zinsen des Welfenfonds beantworten würde. Wenn trotzdem die Fortschrittspartei eine derartige Interpellation einbrachte, so war die Regierung, nach dem ihr von dieser Seite ertheilten Mißtrauens-

votum, allerdings zu der Annahme berechtigt, daß man ihr nur Verlegenheiten zu bereiten beabsichtige. Um denselben zu entgehen, so blieben die Minister der Verhandlung über die Interpellation überhaupt fern, und es wurde der die Beantwortung ablehnende Staatsministerialbeschluß durch den Unterstaatssekretär des Staatsministeriums verlesen.

Korrekt war diese Demonstration der Regierung ohne Zweifel nicht. So wenig unsere inneren Zustände an Erträglichkeit gewinnen würden, wenn die parlamentarische Majorität sich den Angriffen der Minorität durch Verlassen des Sitzungssaales entziehen wollte, ebenso wenig kann es nützen, wenn die Minister an ihre Adresse gerichtete unliebsame Erörterungen überhaupt nicht anhören wollen. Die Regierung sollte unseres Erachtens gerade in der gegenwärtigen kritischen Situation ein Vorgehen vermeiden, welches die Stellung ihrer Hauptstütze, der nationalliberalen Partei, nur erschweren kann. Eine andere Frage aber ist, ob der von der Regierung gemachte Fehler von dem Abgeordnetenhause eine Antwort erheischte, welche zum mindesten die Möglichkeit eines ernsten Konfliktes eröffnet hätte. Die Fortschrittspartei, vielleicht auch Herr Virchow auf eigene Faust, brachte eine solche Antwort in Vorschlag. Die Besprechung der Interpellation sollte vertagt, die Minister sollten zum Erscheinen im Hause aufgefordert werden. Nach Art. 60 der Verfassung kann jedes der beiden Häuser des Landtags die Gegenwart der Minister verlangen. Seinem Sinne nach, wie Angesichts der thatsächlichen Gestaltung der Beziehungen zwischen Regierung und Volksvertretung kann indeß dies Recht nur als ein äußerstes Zwangsmittel gelten, dessen Anwendung in Wirklichkeit bereits ein Konfliktsverhältniß vorausgesetzt, ein Verhältniß, in welchem es der Volksvertretung zweckmäßig erscheinen mag, der Regierung ihre Macht fühlen zu lassen. Ein solches Verhältniß lag bis dahin zwischen der Majorität des Abgeordnetenhauses und der Regierung nicht vor und konnte auch jetzt durch die etwas geringschätzige Behandlung einer nicht von der Majorität ausgegangenen Interpellation, wie sehr man diese Behandlung auch tadeln mag, nicht als geschaffen erachtet werden. Unseres Bedünkens durfte daher kein Politiker, dem es nicht um Opposition und Konflikt um jeden Preis zu thun ist, dem Antrage Virchow seine Unterstützung leihen; die nationalliberale Partei hätte ihn, wäre er zur Abstimmung gelangt, ablehnen müssen. Auf Grund der Bestimmung der Geschäftsordnung, nach welcher bei der Besprechung von Interpellationen Anträge überhaupt nicht gestellt werden dürfen, wurde er indeß zur Abstimmung gar nicht zugelassen. Fortschritt und Centrum wollten freilich diese Ausschließungsbestimmung nur als auf materielle, den Gegenstand der Interpellation betreffende Anträge anwendbar anerkennen; die Mehrheit ging jedoch von der Ueberzeugung aus, daß die Geschäftsordnung das Haus durch jene

Klausel vor übereilten und verhängnißvollen Entschließungen habe bewahren wollen, und konnte somit auch die Zuläßigkeit eines Antrages nicht zugeben, dessen Konsequenzen sich gar nicht übersehen ließen.

Der Sachverhalt ist so einfach und klar, daß man schwer begreift, wie selbst Leute, welche die politischen Dinge nicht mit der fröhlichen Harmlosigkeit des Doktrinärs, sondern mit gewissenhafter Abwägung der einander gegenüberstehenden realen Faktoren betrachten, die Handlungsweise der nationalliberalen Fraktion unverständlich finden. Der wüste Lärm, welcher in den Organen der Fortschrittspartei geschlagen wird, bedarf freilich nicht erst der Erklärung. Seit lange ist es die Taktik der fortschrittlichen Wortführer gegenüber der „befreundeten" Partei, dieselbe in eine schroffe Oppositionsstellung zu verlocken, oder aber, wenn sie die zu dem Zweck gestellte Falle vermeidet, sie vor dem Lande des Verraths an der Würde der Volksvertretung, an den Rechten des Volkes anzuklagen. Wer unbefangenen Blickes dies ganze Treiben überschaut, wird erkennen, daß frivoler mit dem inneren Frieden nicht gespielt werden kann. Die nationalliberale Fraktion hat sich um das Wohl des Landes verdient gemacht, indem sie das Konfliktsmanöver der Herren Virchow und Genossen vereitelte. Die letzteren sind infolgedessen nur umsomehr entschlossen, ihre Experimente zu wiederholen. Hoffen wir, daß die Regierung den Nationalliberalen die fernere Abwendung derselben erleichtert, indem sie die Formen der parlamentarischen Etikette den heftigeren Angriffen gegenüber nur um so peinlicher beobachtet!

Die Etatsberathung, welcher wiederum die Hauptarbeit der Woche zufiel, war unfruchtbarer, als je. Drei Tage Kulturkampf und immer nur das alte Lied bei stets neuer Erregtheit. Bemerkenswerth ist die offene Kriegserklärung der sog. Konservativen an die Kirchenpolitik der Regierung. Im Uebrigen darf man aus den Verhandlungen die tröstliche Gewißheit entnehmen, daß trotz aller Machinationen, an der entscheidenden Stelle der Staatsgewalt keine Veränderung in der Ueberzeugung von der Nothwendigkeit dieses welthistorischen Kampfes eingetreten ist.

Die erste Lesung der Vorlagen zur Ausführung der Reichsjustizgesetze gab verschiedenen Rednern, namentlich Lasker, Gelegenheit zu eingehender Kritik. Das Schicksal der Entwürfe wird indeß voraussichtlich ein günstigeres sein, als es der infolge längeren Leidens etwas reizbare Justizminister unter dem rischen Eindrucke dieser Ausstellungen annehmen zu wollen schien. χ. ϱ.

Weihnachtsbücherschau.

Eine systematische, nach Literaturgruppen geordnete Umschau unter den zur diesjährigen Weihnachtszeit erschienenen Werken ist uns auch dieses Jahr, wie fast stets, unmöglich gemacht. Zu Anfang Oktober sind in einer Redaktionsnotiz die Herrn Verleger um Zusendung der Werke gebeten worden, welche sie für den Weihnachtsbüchertisch geeignet halten. In dem letzten Drittel des November erst begannen die Sendungen; die große Menge wird, wie gewöhnlich eintreffen, wenn die letzte Stunde längst ausgeschlagen hat, in der eine Wochenschrift die für das Fest bestimmten Werke prüfen und besprechen, und wenn sie empfehlenswerth sind, ihrer auch nur mit einem Worte gedenken kann. Nicht Unvermögen, die Festliteratur früher fertig zu stellen, nicht Verspätungen sind daran schuld — das beweist der vortreffliche Weinachtskatalog von E. A. Seemann. Diesem sind bis Mitte Oktober fast alle die Werke eingesandt worden, welche man regelmäßig die Güte hat, uns in den letzten Wochen vor dem Feste zu bescheeren. Diese Worte sind natürlich nicht im Stande, mit einer so altehrwürdigen Gewohnheit des deutschen Buchhandels, wie dieser, aufzuräumen. Aber sie werden dem Leser wenigstens begreiflich erscheinen lassen, wenn unsre Weihnachtsbücherschau weniger systematisch gehalten ist, als sie sein möchte.

Beginnen wir auch diesmal mit der Jugendliteratur. Solange, als die von Julius Lohmeyer im Verlage von Alphons Dürr in Leipzig herausgegebenen Deutsche Jugend erscheint, haben wir ihr die erste Erwähnung und Empfehlung gewidmet und thun dies auch heuer. Das gediegene, auf die besten Kräfte für Text und Bild sich stützende Unternehmen, hat seine Lebensfähigkeit längst erprobt. Es hat auch im verflossenen Jahre den Anspruch gerechtfertigt, zum Hausschatz jeder deutschen Familie zu werden, die mit Kindern gesegnet ist. In demselben Verlage, anscheinend für ein frühes Kindesalter bestimmt, ist abermals einer der bekannten „Pletsche", unter dem Titel „Stillvergnügt" herausgekommen (guter Text von Victor Blüthgen), der indessen weniger originell ist, als mehrere der in den letzten Jahren erschienenen. Wer die ganze Sammlung zu vergleichen in der Lage ist, wird sich kaum des Gedankens erwehren können, daß Oskar Pletsch bei sich selbst gelegentlich einmal auf künstlerische Wilddieberei ausgeht und uns irgend ein Wild erlegt, das wir vor Jahren schon in seinem eigenen Gehege getroffen haben. Wie ganz anders muthet uns dagegen die alte ehrliche „Ammen-Uhr" aus „des Knaben Wunderhorn" an, die nun mit den alten, für die Zeit ihres ersten Erscheinens, klassischen Holzschnitten und Versen als hochwillkommene Festgabe in demselben Verlage in zweiter Auflage erschienen ist. Als originelles und empfehlens-

werthes Büchlein für ein frühes Kindesalter ist „Unter'm Märchenbaum" von H. Oswalt, mit trefflich gezeichneten bunten Bildern von E. Klimsch zu nennen (Verlag von Rütten und Löning, Frankfurt a. M.) Die Geschichten sind frei, meist hübsch und eigenartig erfunden, und immer mit sehr gesunder Moral dotirt, wenn die Helden auch manchmal etwas an Max und Moritz erinnern. Die Komik der bildlichen Darstellung namentlich ist packend, und nicht zur Karrikatur erniedrigt. Der Text könnte bei einer zweiten Auflage vielleicht etwas durchgesehen werden. Carl Flemmings Verlag in Glogau bietet außer seinem bereits wiederholt rühmend erwähnten Märchenbuch von Godin und seinen jährlich erscheinenden Mädchenbüchern von Thekla von Gumpert (Töchteralbum, Herzblättchens Zeitvertreib) einige sehr hübsche historische Kinderschriften, Königin Louise von Ferd. Schmid und „historische Erzählungen" von Ferd. Pflug (erstes Bändchen) beide illustrirt, während Brendel und R. Wagner an der Hand guter Illustrationen die Jugend in das Leben und den Haushalt der Thiere, in die Naturgeschichte überhaupt, einführen. In vorzüglicher Weise ist speziell die Schmetterlingskunde für die Jugend, insbesondere für sammelnde Knaben, bearbeitet in dem „Schmetterlingsbuch von Dr. Jul. Hoffmann, Verlag von Jul. Hoffmann (K. Thienemann) in Stuttgart. Das Buch enthält eine genaue Darstellung (263 fein colorirte Abbildungen) und Beschreibung aller nennenswerthen Schmetterlinge Mitteleuropa's nebst der Anleitung zum Fang und zum Aufziehen von Schmetterlingen und Raupen. Auf derselben Höhe in Text, Bild und Ausstattung stehen die Schriften desselben Verlags für die reifere Jugend: Peter Simpel (nach Kapt. Marryat) und der Prairievogel (nach Charles Murray) bearbeitet von O. Hoffmann, und „durch Wald und Prairie" von Rudolf Scipio. Künstler wie G. Klimsch und W. Simmler haben die Illustrationen geliefert. Damit ist zur Zeit das uns vorliegende Material an Weihnachtsjugendschriften erschöpft, bis auf dasjenige Buch, das wir besonders hervorheben möchten, indem wir es zuletzt erwähnen — zudem bildet es von selbst den Uebergang zu den Schriften für Erwachsene — „Chamisso's und Fouqué's Erzählungen für erwachsene Mädchen", von F. Siegfried, mit sechs Tondruckbildern nach Zeichnungen von Heinrich Merté, Verlag von F. W. Grunow in Leipzig. Mit derselben Sicherheit und Feinheit, mit welcher der Verfasser früher die Erzählungen Goethe's, Jean Paul's, Wielands, erwachsenen Mädchen im besten Sinne des Wortes „zu eigen machte", hat er hier die Aufgabe gelöst, das wirklich Schöne und Gute, das die romantische Schule der deutschen Literatur geschaffen, an zweien ihrer namhaftesten und reinsten Vertreter aufzuweisen.

Unter den zahlreichen Werken, welche durch ihren Titel schon sich als Hausschatz und dergl. bezeichnen, also den Anspruch erheben, die Gemüthlich-

keit und Innigkeit deutschen Familienlebens feiern und fördern zu wollen, verdient keines so hohe Beachtung und allgemeine Verbreitung, als Reichenau, Aus unsern vier Wänden (Leipzig, F. W. Grunow). So heißt nämlich der Titel der ersten Gesammtausgabe der Reichenau'schen Schriften in einem Band, welche soeben erschienen ist — gewiß Allen eine hochwillkommene Festgabe, welche die in d. Bl. wiederholt begründete Bedeutung der Reichenau'schen Schriften zu würdigen wissen. Das stattliche Format der neuen einbändigen Ausgabe und ihre stilvolle Ausstattung erhöht nur ihre Verwendbarkeit zum Feste. Weniger uneingeschränktes Lob ist der neuen Sammlung einiger Zeichnungen von Ludwig Richter zu zollen, die der Verlag von Alphons Dürr in Leipzig auch dieses Jahr bietet, unter dem Titel „Aus dem Volksleben", Ernst und Scherz, in Holzschnitten von Ludwig Richter, herausgegeben von Georg Scherer. Das Streben, die überall verstreuten Zeichnungen Richters zu sammeln, hier aus einem alten Kalender, dort aus einem verschollenen Liederbuch einige seiner ewig jugendfrischen Blätter und Blättchen von neuem zu entdecken und dem lebenden Geschlecht wieder vorzuführen, verdient gewiß volle Anerkennung und Förderung durch das Publikum. Aber vor Allem sollten die Zeichnungen des Meisters auch so von neuem wiedergegeben werden, wie sie ursprünglich geschaffen wurden. Was als Initialverzierung oder als schmale Randzeichnung zu einer Text- oder Notenseite erfunden und zuerst in die Welt gesandt wurde, kann unmöglich gewinnen, wenn es hier mitten auf einer ganzen großen weißen Seite neu aufgelegt wird. Man braucht z. B. nur die Holzschnitte zu betrachten, welche über dem „Siebenbürgischen Jägerlied", „die Kerze" und vor Allem über „Schweizer Heimweh" stehen, um die Berechtigung unseres Einwandes zu erkennen. Eine in fast jeder Beziehung hocherfreuliche Novität ist dagegen die Ausgabe, welche derselbe Verlag veranstaltet hat, von der Dichtung Hartmanns von Aue „der arme Heinrich" mit sieben Zeichnungen von Jacob von Führich. Von den letzteren sind in den jüngsten Wochen fast in allen illustrirten Zeitschriften Proben erschienen; zudem ist Führich's edle und fromme Darstellungsweise ja so bekannt, daß ein näheres Eingehen auf diese Illustrationen kaum nöthig erscheint. Der Xylograph hat sie, einschließlich der bei Führich meist etwas zittrigen Schattenlinien getreu facsimilirt. Der Text ist insofern eigenartig, als selbstverständlich nicht das Originalgedicht, auch nicht eine wirkliche Uebersetzung in Versen, sondern „eine kürzere Prosaerzählung geboten wird, welche bei einiger Freiheit der Uebertragung doch im Tone einen dem Original ähnlichen Eindruck zu geben versucht." Hie und da will es scheinen, als ob mehr die Nachahmung der manirirten Sprache Gustav Freytag's in den „Ahnen", als die des naiven und durchaus natürlichen Originals dem Erzähler gelungen sei. Die Ausstattung des Werkes — gedruckt ist es auf dem so rasch wieder beliebt gewordenen holländischen Büttenpapier, in altdeutscher Schrift, mit farbigen Initialen — ist so fein und erlesen, wie die der meisten Werke des Dürr'schen Verlags.

Verantwortlicher Redakteur: **Dr. Hans Blum** in Leipzig.
Verlag von **F. L. Herbig** in Leipzig. — Druck von **Hüthel & Herrmann** in Leipzig.

Carl von Clausewitz.

Gar Mancher aus der Zahl der wirklich Gebildeten würde um eine Antwort verlegen sein, wenn an ihn die Frage gerichtet würde: wer war Carl von Clausewitz? In militärischen Kreisen dürfen wir eine solche Unkenntniß allerdings nicht voraussetzen, denn schwerlich wird es einen deutschen Offizier geben, dem Clausewitz, als militärischer Schriftsteller, speziell als Verfasser des wahrhaft klassischen Werkes „Vom Kriege", nicht bekannt wäre. Aber darüber, was er sonst leistete, was er dem preußischen Heere, dem deutschen Volke war, davon, fürchten wir, weiß auch die jüngere Generation im Waffenrock herzlich wenig. Und doch sind sie in dem Geiste jenes Mannes zum Kriege erzogen worden und seine Lehren haben ihnen die Wege des Sieges sicher mit bereiten helfen. Aber abgesehen von seinem Schriftstellerruhm dürfen wir nie vergessen, daß Clausewitz, ein Mann von glühendem Patriotismus, zur Zeit unserer tiefsten Demüthigung durch That, Wort und Schrift mit daran arbeitete, die korsischen Ketten zu brechen. War es ihm auch nicht vergönnt, wie Blücher, Stein, Scharnhorst, Gneisenau in hohen, entscheidenden Stellungen, im Centrum der Bewegung, direkt in die Räder der Weltgeschichte mit einzugreifen, so gehört er doch mit in den Kreis jener begabten, geistvollen Männer, die der Stagnation im ganzen preußischen Staats- und Heerwesen noch zu rechter Zeit entgegenwirkten und einen sittlichen Aufschwung herbeiführten.

Allerdings kam Clausewitz, in Folge einer seltenen Bescheidenheit und Zurückhaltung, zu Lebzeiten weniger zur Geltung, und erst nach seinem Tode ist er zum berühmten Manne geworden. Damit theilt er das Geschick so mancher anderen bedeutenden Geister, denen erst im Grabe die volle Anerkennung zu Theil geworden ist. Wie sehr er ein öffentliches Hervortreten mit seiner Person scheute, davon giebt Zeugniß, daß er die unsterblichen Denkmäler seines Geistes, die seinen Ruhm begründeten, erst nach seinem Tode veröffent-

licht wissen wollte. Clausewitz' hinterlassene Werke waren geradezu epochemachend in der Militärliteratur.

Nimmt nun der Schriftsteller Clausewitz schon unser ganzes Interesse in Anspruch, so nicht weniger der Mensch und der Soldat in seinem Denken, Schaffen und Wirken. Er war eine hohe sittliche Erscheinung, ein seltener Kopf, ein edles Gemüth, jeder Zoll ein Ritter, kurz ein ganzer Mann. Mag sich auch sein Ruhm zunächst auf jene Werke gründen: seine ganze und volle Bedeutung für die Armee, ja für das ganze deutsche Volk lernt man doch erst würdigen in Betrachtung seines edlen Charakters, seiner patriotischen Gesinnung und Wirksamkeit in großer, schwerer Zeit, so wie seines ganzen inhaltreichen Lebens.

Der Verfasser des unten angezeigten Werkes*) hat es unternommen, eine patriotische Schuld abzutragen und ein Lebensbild jenes Mannes zu veröffentlichen, das nicht nur in militärischen, sondern in allen Kreisen, die sich noch für echten Patriotismus, für die Höhen eines edlen Geistes, kurz für die Ideale des Lebens erwärmen können, die dankbarste Aufnahme finden wird. Will man Clausewitz als ganzen Menschen in der Tiefe seines Gemüthes erfassen, dann bedarf es einer ganz besonderen Würdigung des Verhältnisses zu seiner Gattin. Was er als Mann bedeutete, das war sie als Frau; sie war ein Theil seines Wesens und eine der Edelsten ihres Geschlechts. Der Verfasser hat denn auch in der Biographie dem zweiten Ich des Helden die berechtigte Stellung angewiesen und wir erhalten auch von Frau von Clausewitz ein volles Lebensbild.

Ehe wir jedoch in eine nähere Besprechung des Werkes eingehen, sei es uns gestattet, einen kurzen Lebensabriß von Clausewitz zu geben. Sein Vater, früher Offizier in der Friedericianischen Armee, hatte in Folge einer Verwundung früh den Abschied nehmen müssen und war als Accise-Einnehmer mit einem Gehalt von 300 Thalern in Burg angestellt. Dort wurde Carl von Clausewitz, als der jüngste von vier Brüdern, am 1. Juni 1780 geboren. Bis zu seinem 12. Lebensjahre besuchte er die Stadtschule seines Heimathsortes und trat dann in das Infanterie-Regiment Prinz Ferdinand zu Potsdam als Junker ein. Nach Jahresfrist zum Fähnrich avancirt, erhielt er in der Rheinkampagne 1793 und 1794 die Feuertaufe. Im noch nicht vollendeten 15. Lebensjahre erfolgte seine Ernennung zum Lieutenant. Nach dem Frieden von Basel kostete er bis 1801 in Neu-Ruppin die Leiden und Freuden einer kleinen

*) Leben des Generals Carl von Clausewitz und der Frau Maria von Clausewitz, geb. Gräfin von Brühl mit Briefen, Aufsätzen, Tagebüchern und anderen Schriftstücken von Karl Schwartz, in zwei Bänden. Berlin, Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, 1878. Jeder Band enthält ein Portrait, das des Generals und der Frau von Clausewitz.

Garnisonstadt. Er muß jedoch seine Zeit zu Studien fleißig benutzt haben, denn in jenem Jahre gelang es ihm, Aufnahme in die Allgemeine Kriegsschule zu Berlin zu finden. Gerade um diese Zeit war Scharnhorst an die Spitze dieses Instituts getreten. Er erkannte bald den Werth seines Schülers, denn wenn Clausewitz nach Absolvirung der Kriegsschule nicht nach Ruppin zurückzukehren brauchte, sondern zum Adjutanten des Prinzen August, späteren Inspekteurs der Artillerie, ernannt wurde, so verdankte er das wesentlich der Empfehlung Scharnhorst's.

Im Jahre 1806 theilte Clausewitz das Schicksal des Prinzen, der bei Prenzlau nach tapferm Widerstande gefangen genommen, nach Frankreich verwiesen wurde. Im November 1807 kehrten beide von dort wieder nach Berlin zurück und siedelten im April des nächsten Jahres nach Königsberg über. Dort trat Clausewitz mit allen bedeutenden Männern jener Zeit, namentlich auch mit Gneisenau, in nähere Beziehung und nahm an den Arbeiten der Reorganisations-Kommission, vorzugsweise bei Ausarbeitung der Pläne für eine außerordentliche Volksbewaffnung, hervorragenden Antheil. Das Jahr 1809 führte in Clausewitz' äußerer Stellung eine wichtige und ihm sehr erwünschte Veränderung herbei, durch welche er in die Lage versetzt wurde, für die Folge sich ausschließlich der Unterstützung Scharnhorst's bei dessen für die Umbildung der Armee so wichtigen Arbeiten, als dessen vertrautester und befähigster Mitarbeiter, widmen zu können. General von Scharnhorst wurde an die Spitze des Kriegsdepartements gestellt und Clausewitz, nachdem er von seiner bisherigen Adjutantenstellung entbunden worden, ihm als Bureauchef beigegeben. Auch als Scharnhorst im Jahre 1810, lediglich aus politischen Gründen, diese Stellung aufgab und nur die ganzen Armirungsangelegenheiten in seiner Hand behielt, verblieb Clausewitz in seinem bisherigen Verhältniß zu ihm. Zugleich wurde er jedoch als Lehrer an der Allgemeinen Kriegsschule beschäftigt und erhielt überdies den Auftrag dem fünfzehnjährigen Kronprinzen, nachmaligen König Friedrich Wilhelm IV., so wie dessen Vetter, dem Prinzen Friedrich der Niederlande, den ersten militärischen Unterricht zu ertheilen. Es war dies jedenfalls eine höchst glückliche Wahl, denn es ist fraglich, welchen Einfluß der Unterricht eines pedantischen, weniger begabten Lehrers auf das für alles Hohe empfängliche, jedoch eben so leicht erregbare Gemüth des jungen Prinzen, gerade in Bezug auf seine militärische Entwicklung, ausgeübt haben würde.

Das Jahr 1810 war für Clausewitz auch äußerlich ein sehr förderliches, da er zum Generalstab versetzt und zum Major ernannt wurde. In Folge der hierdurch nunmehr gesicherten Lebenslage, konnte er seinen seit sieben Jahren

gehegten Herzenswunsch erfüllen und seine Braut, Gräfin Marie von Brühl, als Gattin heimführen.

Wie Clausewitz die zögernde Politik Preußens schon bei Ausbruch des Krieges zwischen Oesterreich und Frankreich im Jahre 1809, gleich den edelsten Männern, wie Stein, Scharnhorst und Gneisenau, ansah, erhellt aus seiner damaligen Absicht in österreichische Kriegsdienste überzutreten. Der baldige Friedensschluß vereitelte jedoch dies Vorhaben, zu welchem bereits einleitende Schritte gethan waren. Bei solcher Gesinnung darf es nicht Wunder nehmen, daß, als im Jahre 1812 sich Preußen mit Frankreich gegen Rußland verbündete, Clausewitz, gleich vielen anderen Offizieren, den Abschied nahm und in russische Dienste trat. Vom rein soldatischen Gesichtspunkte läßt sich sicher manches dagegen sagen, geht man jedoch auf die letzten Motive zurück, so beruhten sie in einem glühenden Patriotismus. Vaterland und Nationalehre waren zwei Begriffe, die mit seinem ganzen Sein innig verwachsen waren. „Alles was ich bin oder sein könnte", so schrieb er 1807 an seine Braut, „verdanke ich diesen beiden Erdengöttern, und ohne sie würde nichts als eine kern- und saftlose Hülse von mir übrig bleiben."

In der russischen Armee aufgenommen, wechselte er mehrfach seine Stellung im Gefolge verschiedener Generale, wie Pfull, Pahlen und Uwaroff. Unter letzterem nahm er Theil an der Schlacht von Borodino. Schließlich erhielt er eine Stellung als erster Generalstabs-Offizier der erst noch zu formirenden russisch-deutschen Legion und wurde einstweilen dem General Wittgenstein überwiesen. In diesem Verhältniß und im Gefolge des Generals Diebitsch führte er die denkwürdigen Verhandlungen zwischen diesem und General York, deren Folge die Convention von Tauroggen war. Nach dem Einrücken der Russen in Ostpreußen wirkte Clausewitz in Königsberg mit bei der Organisation der Landesbewaffnung. In den Jahren 1813 und 14 finden wir ihn als Generalquartiermeister bei Wallmoden, dem Kommandirenden der russisch-deutschen Legion und dem Sieger an der Görhde. Als im letztgenannten Jahre diese Legion von Preußen übernommen wurde, trat auch Clausewitz, und zwar mit dem Oberstenpatent, wieder in den vaterländischen Dienst zurück. Im Jahre 1815 bekleidete er die Stelle als Chef des Generalstabes beim Korps des General von Thielemann und hatte wesentlichen Antheil an den hartnäckigen Kämpfen bei Wavre, durch welche Grouchy am 18. Juni verhindert wurde zur Unterstützung Napoleons in der Richtung auf Belle Alliance zu marschiren.

Nach dem Frieden kam Clausewitz als Chef des Generalstabes zu Gneisenau nach Koblenz, wo er drei glückliche Jahre verlebte. Für die Dauer des bekannten Fürstenkongresses zu Aachen im Jahre 1818 wurde er durch Kabinets-

Ordre zum Kommandanten dieser Stadt ernannt. Um dieselbe Zeit erfolgte auch seine Beförderung zum General-Major. Friedrich Wilhelm III. scheint wohl erkannt zu haben, wie wichtig es für die Wissenschaft werden könne, wenn Clausewitz Muße fände, sich derselben ganz zu widmen. So erklärt sich die Verwendung desselben als Militär-Direktor der 1818 neu eingerichteten Allgemeinen Kriegsschule zu Berlin, wohin er nach Beendigung seines Kommandos in Aachen übersiedelte. Es würde sonst nicht zu verstehen sein, da dieser Stelle aller Einfluß auf den Gang des Unterrichts entzogen, deren Regelung vielmehr einer besonderen Studien-Direktion übertragen war. Jedenfalls sind die Jahre der Muße auf eine bewunderungswürdige Weise und zum Segen der Armee von Clausewitz benutzt worden.

Die rastlos betriebenen literarischen Arbeiten wurden unterbrochen, als Clausewitz im Jahre 1830 auf Vorschlag des Prinzen August zum Inspekteur der 2. Artillerie-Inspektion zu Breslau ernannt wurde. Kaum hatte er sich jedoch in seiner neuen Stellung einigermaßen orientirt, da brach der Aufstand in Polen aus. Derselbe nahm immer größere Dimensionen an und um gegen alle Eventualitäten gesichert zu sein, übertrug man dem Feldmarschall Gneisenau das Kommando über die vier östlichen Armee-Corps. Auf dessen ausdrücklichen Wunsch ward Clausewitz zum Chef seines Generalstabes ernannt. In Posen hatte Clausewitz den Schmerz, den verehrten Feldherrn durch die Cholera zu verlieren, der er selbst nach seiner Rückkehr nach Breslau am 16. November 1831 nach vollendetem 51. Lebensjahre erlag.

Dies war in kurzen Zügen der Lebenslauf dieses Mannes. Mit zwölf Jahren in die Armee eingetreten und mit Kenntnissen ausgestattet, wie sie jetzt vielleicht ein angehender Quintaner hat, eignete er sich eine Bildung an, die den Charakter des Universellen an sich trägt. Ganz abgesehen von einer unzweifelhaft hohen Begabung, möchten wir den Ausspruch Mösers auf Clausewitz anwenden, daß in der Welt unendlich mehr durch Ausdauer, Fleiß und Arbeit bewirkt wird, als durch das Genie. Der alte Weisheitsspruch, wonach die Götter den Schweiß vor die Tugend gestellt haben, enthält eine tiefe Wahrheit, denn nur in strenger Arbeit können wir die höchsten Ziele erreichen. Clausewitz war Autodidakt. Vielleicht hat grade dies zu der großen Selbständigkeit des Denkens beigetragen, die wir in seinen Schriften bewundern. Jedenfalls ist die große Vielseitigkeit und Gründlichkeit seiner Kenntnisse in allen Fächern, die mit seinem Beruf irgend wie in Verbindung standen, und auch darüber noch hinaus, nicht beeinträchtigt worden.

Wenden wir uns nun zur Besprechung des vorangezeigten Werkes, dessen Ausstattung von Seiten der Verlags-Buchhandlung, wie wir gleich vorweg bemerken wollen, nichts zu wünschen übrig läßt. Den Hauptinhalt der beiden

Bände bilden allerdings die Korrespondenzen zwischen Clausewitz und seiner Gattin, sowie mit verschiedenen anderen bedeutenden Persönlichkeiten jener Zeit, Tagebuchsblätter und verschiedene Aufsätze politischen wie rein militärischen Inhalts. Alles dieses bietet jedoch eine reiche Fundgrube zur Charakterisirung der Personen wie der Zeit. Der Verfasser selbst giebt nicht mehr, als nothwendig ist, um den Faden nicht zu verlieren, überall blickt jedoch die Begeisterung für seinen Gegenstand hindurch. Vielleicht hat er sich hierdurch und in Folge eines sicher berechtigten Pietätsgefühles verleiten lassen, die griechische Tugend des Maaßhaltens hin und wieder zu verletzen. Nicht in seiner Begeisterung, sondern in Wiedergabe hinterlassener Aufzeichnungen. Auch der geistreichste und bedeutendste Mensch kann sich der gewöhnlichen Prosa des Lebens nicht entziehen und nicht Alles, was er schreibt, ist werth der Nachwelt aufbewahrt, oder wenigstens dem großen Leserkreis geboten zu werden. Abgesehen von einzelnen Briefen, namentlich aus der Zeit des Posen'schen Aufstandes im Jahre 1831, haben unter anderen im 2. Bande die auf einer Reise nach Marienbad im Juli 1825 niedergeschriebenen Bemerkungen, bis auf diejenigen, welche sich auf die Schlachten von Jena und Auerstädt beziehen, kaum irgend ein Interesse. Diese Bemerkungen, einen Raum von 19 Seiten einnehmend, enthalten eine Art von Rekognoscirungsbericht in der für solche Arbeiten vorgeschriebenen aphoristischen Weise. Für den angehenden Generalstabs-Offizier können diese Bemerkungen sicher als Muster dienen, außerdem haben sie jedoch heute auch für den Militär kaum noch eine Bedeutung, da die Wegeverhältnisse total verändert sind.

Mit einem wahren Ameisenfleiß hat der Verfasser über alle Personen, die in der Biographie irgend Erwähnung finden, biographische Notizen gesammelt. Ueber die Familie des Helden bis in die vierte Generation zurück in allen ihren Verzweigungen erhalten wir genaue, fast zu genaue Auskunft, denn ohne eine Ahnentafel zu entwerfen, kann man kaum folgen. Bei dem sonstigen Guten und Vorzüglichen, wodurch sich das Buch auszeichnet, möchten wir jedoch nicht ohne Noth mäkeln und wir sprechen noch ausdrücklich aus, daß wir dem Verfasser für den bei weitem größten Theil der biographischen Notizen zu aufrichtigem Danke verpflichtet sind. Bei den unendlich vielen Persönlichkeiten, welche in den Korrespondenzen und sonst erwähnt werden, ist es immer angenehm ihre Antecendentien zu erfahren, und sich sogleich in bekannter Gesellschaft zu wissen.

Der erste Theil der Biographie handelt von den Vorfahren unseres Helden, von seinem Jugendleben, seinem Eintritt in die militärische Laufbahn, die bis zu Ende des Jahres 1812 fortgeführt wird. Clausewitz selbst schildert uns den Niedergang der preußischen Monarchie. Der Stern Friedrichs des

Einzigen schien zu erbleichen. Jedoch selbst nach den schweren Gewittern, die bei Jena und Auerstädt niedergegangen waren, zeigte sich noch das Wetterleuchten Friedericianischen Geistes. Trotz alles aufgehäuften Schuttes, glimmte es unter der Asche fort, und daß es zur rechten Zeit wieder in hohe Flammen aufschlug, dazu hat auch Clausewitz das Seine beigetragen. Voll glühenden Hasses gegen die Unterdrücker, voll edlen Zornes über die Schwäche und Verkommenheit im eigenen Hause, hört er nicht einen Augenblick auf, an die Wiederauferstehung Deutschlands zu glauben.

Im Jahre 1807 schreibt er aus der französischen Verbannung an seine Braut: „Der Geist der Deutschen fängt an, sich immer erbärmlicher zu zeigen; überall sieht man eine solche Charakterlosigkeit und Schwäche der Gesinnungen hervorbrechen, daß die Thränen uns in die Augen treten möchten. Ich schreibe dies mit unendlicher Wehmuth nieder, denn kein Mensch in der Welt hat mehr das Bedürfniß der National-Ehre und Würde als ich; aber man kann sich darüber nicht täuschen: die Erscheinung ist nicht zu leugnen. Nur darin denke ich von den Meisten verschieden, daß man darum nachgeben und willig erliegen müsse. Daß die Menschen nicht edler bei uns denken, ist nicht die Schuld der Natur, sondern die Schuld der Menschen.“ Dann fährt er in patriotischer Zornaufwallung fort: „Wenn aber die Menschen die menschliche Natur in uns entadelt haben, so müssen auch Menschen sie wieder erheben können; ich spreche nicht von dem Zustande des Friedens und seinen schwachen Mitteln; im Kriege eröffnet sich ein weites Feld energischer Mittel und wenn ich die geheimsten Gedanken meiner Seele sagen soll, so bin ich für die allergewaltsamsten; mit Peitschenhieben würde ich das träge Thier aufregen und die Ketten zersprengen lehren, die es sich feig und furchtsam hat anlegen lassen. Einen Geist wollte ich in Deutschland ausströmen, der wie ein Gegengift mit zerstörender Kraft die Seuche ausrottete, an der der ganze Geist der Nation zu vermodern droht.“

Welch eine gewaltige Sprache! Grade in Clausewitz's Aufzeichnungen Briefen und Aufsätzen, die aus der Zeit seiner Internirung in Frankreich herrühren, erhalten wir ein Bild seines edlen Herzens, seines ganzen inneren Lebens, seines Fühlens und Wollens. Diese Aufzeichnungen sind ganz besonders werthvoll. Der Schmerz über das zertretene Vaterland trübt keineswegs seinen Blick. Seine Urtheile über Personen, über politische Verhältnisse, über Kunst und Natur sind von wunderbarer Klarheit und durchstreut mit feinen Bemerkungen. Schmerz und Liebe zeitigen in ihm den ganzen Mann.

In dem Aufsatz „die Deutschen und die Franzosen“ wirft er die Frage auf: Worin liegt der Grund zu dem heutigen Zustande Deutschlands? Und um die Antwort zu finden, sucht er sich ein deutliches Bild beider Nationen,

der deutschen, wie der französischen, und ihres moralischen Verhältnisses zu einander zu machen. Er zeigt dabei eine feine Beobachtungsgabe. Cäsar war der erste, der den schneidenden Gegensatz zwischen Galliern und Germanen erkannte und kennzeichnete. Dieser Gegensatz, den neuere Schriftsteller umsonst zu verwischen gesucht haben, bestand zu Cäsars und zu Napoleons Zeiten, wie er auch heute noch besteht. Wie Fichte in seinen Reden an die deutsche Nation, kommt Clausewitz zu dem Schlusse, daß im deutschen Volke noch ein unverwüstlicher Kern geistiger Wiederherstellungskraft liege, so daß es trotz aller äußeren Drangsale gewißlich nicht untergehen werde. Möge das auch jetzt unser Trost und unsere Hoffnung sein, wo nicht äußere, wohl aber innere Feinde am besten Kern des deutschen Wesens nagen.

Im „Journale einer Reise von Soisson über Dijon nach Genf“ kommt Clausewitz mit immer neuen Gesichtspunkten wieder auf diesen Gegenstand zurück. So sagt er unter anderen: „Jetzt will ich diese verhaßte Nation unter einem etwas ernsthaften Gesichtspunkt betrachten. In Frankreich und in Deutschland herrscht allgemein die Meinung, als sei der französischen Nation durch die Revolution mit ihrem Enthusiasmus und mit ihrem Schrecken, durch ihre Siege, endlich durch den Despotismus in ihrem Gefolge, ein solcher Schwung, eine so militärische Tendenz gegeben, das es unmöglich sei, einer solchen Nation zu widerstehen. Diese Meinung ist ein Irrthum, für den großen Haufen allenfalls verzeihlich, nicht aber für den unterrichteten Mann. Nachgerade, dächte ich, wäre es zu spät, über den Freiheitsschwindel der Franzosen, zu Anfang der Revolution, selbst schwindelnd zu sprechen; zu spät, sich länger die Einbildungen aufbürden zu lassen über die Heldenthaten, die er erzeugt haben soll. Wer den Machiavelli recht aufmerksam studirt hätte, würde den Ausgang dieser Revolution leicht vorher gesehen haben. Ein Volk mit verdorbenen Sitten ist der Freiheit nicht fähig, hat dieser merkwürdige Mann gesagt.“ Clausewitz fährt dann später fort: „Daß, zitternd vor einer Schreckensregierung, dergestalt zitternd und in Angst, daß man in Paris sich, den Menschen und die Welt vergaß, ein Volk sich nicht zweimal gebieten läßt, die Waffen zu ergreifen; daß, wer zu Hause nur Gespenster guillotinirter Brüder, Väter, Mütter, Kinder sieht, gern hinwegeilt von der blutigen Lagerstätte in den Krieg, wo wenigstens Mord um Mord getauscht wird — ist das ein Beweis von Energie?“

Mit wahrem Seherblicke weist Clausewitz auf die Zukunft hin, wo nicht mehr eine vom Staate getrennte, in Siegen berauschte kriegerische Armee und ein veraltetes Heerwesen sich einander messen, sondern wo beide Nationen, die deutsche und die französische sich mit einander zu vergleichen haben würden; dann werde sich das moralische Verhältniß deutlicher zeigen, das politische ihm

aber nothwendig folgen. Möchten wir es doch nie vergessen, daß es ganz wesentlich moralische Faktoren sind, welche den Sieg und ein dauerndes Uebergewicht verheißen. Höhere Intelligenz im Bunde mit sittlicher Macht und Kraft, wird auf die Dauer nie unterliegen.

Bilder eines stillen Friedens, wie er in dem Herzen eines edlen weiblichen Wesens herrscht, werden uns im 5. Abschnitte vorgeführt. Er handelt von der Gattin des Helden vor und nach ihrer Verheirathung, sowie von deren Familie. In Beziehung auf Frau von Clausewitz wollen wir nur das Urtheil eines feinen Menschenkenners, Gneisenau's, anführen, der über sie an seine Frau schreibt: „Mit dem kultivirtesten Geiste verbindet sie die größte Herzensgüte und die angenehmsten, feinsten Formen des Umgangs. Sie ist in Berlin eine von unseren Musterfrauen und wird dem Bilde wenig entsprechen, das man sich in Euerer Gegend gewöhnlich von den Berliner Frauen macht." Köstlich sind die „Aufzeichnungen der Frau von Clausewitz über die Zeit der ersten Bekanntschaft mit ihrem Gatten." Es ist die Geschichte der Liebe eines edlen Weibes zu einem ebenso edlen Manne. Wer noch nicht verkommen ist in dem Sumpfe lasciver französischer Romanliteratur, wessen Gefühl noch nicht abgestumpft wurde durch den indecenten, gemeinen Witz der importirten Ehebruchsdramen und unserer Possen, der wird sich an diesen Aufzeichnungen erbauen und erfrischen.

Eine Anzahl Gedichte von Clausewitz schließen den 5. Abschnitt. Sie athmen einen reinen edlen Geist und zeigen von nicht gewöhnlicher Gewandtheit in Behandlung des Verses. Wir theilen nachstehend das letzte Gedicht aus der kleinen Sammlung mit:

Deutsch und Französisch.

Des deutschen Mannes volles Herz
Kann nur in deutscher Rede sich ergießen;
Französisch spricht sich gut im Scherz,
Und klangvoll mag des Wälschen Rede fließen;
Doch wenn der Blick gekehrt ist himmelwärts,
Wie da zum heil'gen Bund drei Schweizer-Männer schwören,
So tönt das deutsche Wort wie ihres Schwertes Erz,
Womit das fremde Joch sie kräftiglich zerstören.

So viel Stoff uns auch noch der erste Band bietet, so müssen wir doch, um die Besprechung nicht zu weit auszudehnen, zum zweiten eilen. Derselbe beginnt mit Clausewitz Eintreffen in Königsberg in den ersten Tagen des Jahres 1813, und behandelt im Schlußkapitel seine Verdienste und seine Bedeutung als Schriftsteller. Auch in diesem Bande ist ein so unendlich reicher Stoff enthalten, daß es nicht möglich, auch nur ganz flüchtig Alles zu besprechen.

Gleich im ersten Abschnitt hören wir von Clausewitz' Mitwirkung bei der Landesbewaffnung und von seinen Beziehungen zu all den bedeutenden Männern, York, Stein, Dohna, Schön, die sich damals in Königsberg zusammenfanden. Von russischer Seite zum Blücherschen Hauptquartier kommandirt, hatte er die Freude, dort wieder mit Scharnhorst und Gneisenau zusammenzutreffen, welcher letztere vergebliche Versuche machte, die Zurückberufung Clausewitzens in den preußischen Dienst zu erwirken. Durch den bald darauf erfolgenden Tod Scharnhorst's wurde Clausewitz, der in ihm „den theuersten Freund seines Lebens, den ihm Niemand ersetzen konnte" verlor, von unbeschreiblicher Trauer und Wehmuth ergriffen. Mit Ablauf des Waffenstillstandes ging er zu seiner neuen Bestimmung als Generalquartiermeister beim Grafen Wallmoden nach Meklenburg ab. Dann spielen sich die großen Schlachtendramen ab bis zum Einzug der Verbündeten in Paris: Clausewitz kam jedoch diesmal nicht mit nach Frankreich, sondern blieb mit dem Wallmodenschen Corps, wie er schreibt ein Sammel-Simmel-Surium von allen möglichen Reichsvölkern, in Holland stehen. Im Jahre 1815 hatte er jedoch das Glück in einer bedeutenden Stellung, als Generalstabs-Chef des dritten preußischen Corps Frankreich in einer ganz anderen Stimmung betreten zu können, als er es vor sieben Jahren verlassen hatte. Die Briefe und Aufzeichnungen aus der Zeit dieses zweiten Aufenthaltes in Frankreich bieten abermals viel des Interessanten. Mit dem allerdings nicht immer sehr säuberlichen Vorgehen unseres alten Blücher gegen die Franzosen, speciell gegen die Pariser, die es nur einem Zufalle zu verdanken hatten, daß die Brücke von Jena nicht in die Luft gesprengt wurde, scheint Clausewitz mit seinem milden Sinne keineswegs einverstanden gewesen zu sein. „Ich finde, daß unser Benehmen nicht den nobelen Charakter hat, der Siegern gerade am schönsten steht", schreibt er am 12. Juli 1815 an seine Gattin.

Die im 14. Abschnitte geschilderte Koblenzer Lebensperiode von 1815—18, eine Periode der Ruhe und Einkehr, kann man im Gegensatz zu der vorhergegangenen schweren und prüfungsvollen Zeit, als eine wahre Idylle bezeichnen. In einem Kreise liebenswürdiger, zum Theil recht bedeutender Menschen, mit denen wir sämmtlich nähere Bekanntschaft machen, verlebte das Clausewitzsche Ehepaar vielleicht seine glücklichsten Jahre. Anziehend und belehrend sind die Schilderungen der damaligen Zustände in der Rheinprovinz, sowie der Schwierigkeiten, welche die preußische Regierung zu überwinden hatte.

Der zwölfjährige Zeitraum, während dessen Clausewitz die Direktion der Allgemeinen Kriegsschule führte, war nicht reich an äußeren Lebensereignissen, aber von um so größerer Bedeutung für sein literarisches Wirken, da die ausgezeichneten Werke, auf welchen sein Ruhm als Militär-Schriftsteller beruht,

ohne Ausnahme dieser Lebensperiode ihre Entstehung verdanken. So beginnt der 15. Abschnitt. Er enthält zunächst anziehende Schilderungen aus dem häuslichen Stillleben und aus der Studirstube des bedeutenden Mannes. Wir erfahren, daß ihm seine Gattin eine treue Gehülfin auch in seinen schriftstellerischen Arbeiten war. Das Manuskript seiner Werke enthält viele Bogen von der Hand der Frau von Clausewitz, die er ihr in die Feder diktirte, oder die sie als Exzerpte anderer Werke hinzufügen mußte. Eine Anzahl reizender Charakterzüge und kleiner Anekdoten, die Zeugniß davon geben, daß Clausewitz, wie unser Moltke, kein Mann von vielen Worten war, sind in die Erzählung eingeflochten. Auch hier machen wir die Bekanntschaft einer Reihe bedeutender Persönlichkeiten, so aus der Fürstlich-Radziwillschen Familie und der des Ministers Grafen Bernstorff. In der letzteren wird noch jetzt ein Album aufbewahrt, in welchem sich unter einem Bilde des Generals von Clausewitz folgende von dem Minister verfaßte Verse finden, die eine treffende Charakteristik des seltsamen Mannes in wenig Worten geben:

Was zarter Frauen Sinn bewegt,
Des Mannes Heldenkraft erregt,
Des klarsten Geistes tiefstes Streben,
Des wärmsten Herzens regstes Leben,
Anmuthig war's in ihm vereint.

Im Jahre 1830 wurde Clausewitz zum Artillerie-Inspekteur ernannt und aus einer Stellung erlöst, die ihm als solche niemals Befriedigung gewährt hatte. Die Periode dieser nur eine kurze Spanne Zeit einnehmenden Wirksamkeit, seine amtlichen und außeramtlichen Beziehungen zu Gneisenau während des polnischen Aufstandes bis zum Tode des letzteren, behandelt der 16. Ab-Abschnitt. Er enthält außerdem Auszüge aus einem Tagebuche von Clausewitz aus jener Zeit, Briefe an seine Gattin und drei politische Aufsätze. Aus den Briefen klingt zuweilen ein tief ernster Ton gleich einer Todesahnung hindurch. So schreibt er unter dem 9. Juni 1831 aus Posen an seine Gattin, indem er von dem Mißtrauen und der Eifersucht zwischen den verschiedenen deutschen Höfen spricht: „Alle diese Dinge machen mich, wenn ich daran denke, unaussprechlich traurig und lassen mir nichts übrig als den Trost, daß wir beide nur noch einen kleinen Theil unseres Lebens vor uns und keine Kinder hinter uns haben." Tief und erschütternd war der Eindruck, den der Tod Gneisenaus, der, wie wir schon erwähnten, am 23. August 1831 in Posen an der Cholera starb, auf Clausewitz machte. — Und nur zu bald sollte er seinem Feldherrn und Freunde nachfolgen. In seinem Inneren noch tief ergriffen von den Gefühlen der Trauer, kehrte er am 7. November von Posen nach Breslau zurück und schon am 16. desselben Monats erlag er derselben Krankheit. Nach dem

Zeugnisse der Aerzte war sein Tod mehr die Folge des durch tiefen Seelenschmerz erschütterten Zustandes seiner Nerven, als der Krankheit, von welcher er einen verhältnißmäßig nur leichten Anfall gehabt hatte.

Von diesen letzten Dingen, sowie von den Wittwenjahren der Frau von Clausewitz, welche die Herausgabe der Werke ihres Gatten unternahm, handelt der 17. Abschnitt. Frau von Clausewitz war so glücklich noch selbst acht Bände der Werke ihres Gatten, zu dessen erstem sie selbst die Vorrede schrieb, der Oeffentlichkeit übergeben zu können. Die beiden letzten Bände gab nach ihrem Tode Graf Carl von der Gröben heraus. Die mit solcher ungewohnten Arbeit verbundenen geistigen Anstrengungen und unvermeidlichen Gemüthserregungen griffen ihre sonst gute Gesundheit in hohem Grade an. Am 18. Januar 1836 erlag sie dem Nervenfieber und ruht nun an der Seite ihres Gatten auf dem Militärkirchhofe zu Breslau. Der Sockel des Kreuzes, welches die gemeinschaftliche Grabstätte ziert, hat die Inschrift:

Amara Mors Amorem Non Separat.

Der 18. und letzte Abschnitt handelt von Clausewitz als Schriftsteller. Vorausgeschickt sind die drei „Historischen Briefe über die großen Kriegsereignisse im Oktober 1806“, die im Jahre 1807 in der Minerva erschienen, und die wohl ohne Zweifel zu den ersten literarischen Erzeugnissen von Clausewitz gehören. In diesen Berichten sind schon die Spuren des Geistes zu erkennen, der in der Folge so herrliche Blüthen getrieben hat. Wir finden in diesem Abschnitte eine Menge von werthvollem Material zur Beurtheilung des Schriftstellers und seiner Werke. Auch Gegner und Antagonisten wie Müffling und Prinz Eugen von Würtemberg werden zu Worte gelassen. Beiläufig wollen wir bemerken, daß wohl zuerst die Berliner Militär-Literatur-Zeitung, von Blesson und Decker redigirt, Clausewitz' Werke in die literarische Welt einführte. Hier wurden sie gleich nach Erscheinen des 1. Bandes in bedeutungsvollen Artikeln angekündigt. Es würde zu weit führen, auf dies Alles näher einzugehen. Um jedoch unseren Lesern eine kurze Charakteristik des Grundgedankens von Clausewitz' Schriften, der namentlich in seinem Werke „Vom Kriege“ scharf hervortritt, zu geben, wollen wir hier aus einem vom Obersten von Meerheimb gehaltenen Vortrage eine Stelle anführen: „Er hat uns befreit von der hohlen Gelehrsamkeit früherer Zeiten, er hat uns vor allem zuerst gelehrt, wie man den Krieg studiren und seine Geschichte schreiben soll und uns gezeigt, daß im Kriege, wie in der Politik und im gewöhnlichen Leben, die intellektuellen und moralischen Potenzen die materiellen unendlich überwiegen. Die Freiheit und die ideale Erhebung des Geistes, die Stärke der Zucht des Willens im Dienste der Pflicht athmen in jedem Satze seiner Werke.“

So wollen wir denn so recht aus Herzensgrunde die vorstehend besprochene

Biographie des Generals von Clausewitz und seiner Gattin nicht nur der Armee, sondern dem ganzen deutschen Volke empfohlen wissen.

Unsere jungen Schwertträger im Rock des Kaisers mögen aus dem Werke neue Begeisterung schöpfen für ihren Stand. Wahre Begeisterung adelt den, der sie trägt und fördert die Sache, der er dient. Für sie möchten wir hier am Schluß noch einen Ausspruch von Clausewitz anführen: „Mir kommt nichts kleinlicher vor, als wenn man immer nur auf Fleisch und Blut, auf Pulver und Blei kalkulirt, und auf die moralischen Größen gar keine Rücksicht nimmt.“ Um aber mit solchen moralischen Größen rechnen zu lernen, bedarf es einer Erhebung des Geistes durch Wissen und Können. Auch Clausewitz wollte, ebenso wenig wie der große König, etwas von den Empiriken wissen.

Das deutsche Volk aber möge sich einmal wieder erfrischen an den Helden- und Geistesthaten eines seiner edelsten Söhne, auf daß es sich daran erinnere, wie es noch etwas Höheres gibt, als das Jagen und Haschen nach irdischem Gewinn und materiellen Genuß. Möge es sich abwenden von einer Weltanschauung, erfüllt von Stoff und Kraft, aber leer alles Idealen, um Zeugniß zu geben von seiner Wiederherstellungskraft.

W. v. H.

Das Holzschnittalbum des Albertvereins.

Unter den Gewinngegenständen der großen Lotterie, welche der unter der Protektion der kunstsinnigen sächsischen Königin stehende Albertverein — zum Besten eines Krankenhausneubaues in Dresden — im laufenden Dezember zu veranstalten gedenkt, befindet sich als eine Art Massengewinn auch ein Buch, welches um seines Inhaltes wie um seiner äußeren Erscheinung willen allseitiges Interesse erregen wird und auf welches wir hiermit in Kürze die Aufmerksamkeit derer lenken möchten, welche nicht Gelegenheit gehabt haben, die Ausstellung der Gewinngegenstände zu sehen: ein Bilderalbum zur neueren Geschichte des Holzschnitts in Deutschland.

Der Gedanke, bei derartigen Lotterieen literarische Erzeugnisse in die Reihe der Massengewinne einzustellen, ist nicht neu. Wir brauchen nur an die beiden Sammlungen von poetischen und musikalischen Originalbeiträgen zu erinnern, welche 1859 die Schillerlotterie heiteren Angedenkens in Tausenden von Exemplaren zur Vertheilung brachte. Als durchaus neu aber und zugleich ungemein

glücklich darf im vorliegenden Falle die Verwerthung des alten Gedankens bezeichnet werden. Ein „Bilderalbum zur neueren Geschichte des deutschen Holzschnittes“ — die wenigsten unserer Leser haben wohl sofort eine genügende Vorstellung davon, welche reizvolle Gabe unter diesem schlichten, beinahe etwas nach trockner Wissenschaft schmeckenden Titel geboten wird.

Es klingt seltsam: aber die Existenz der heutigen Generation ist ohne das gedruckte Holzschnittbild eben so wenig denkbar, wie ohne Eisenbahn und Telegraphen; es gehört für sie zum täglichen geistigen Brode, das ihr denn auch in reichlichem Maaße gespendet wird: in Büchern und Prachtwerken, in illustrirten Zeitungen und Kalendern, in Tagesblättern und Bilderbogen. Gehen wir aber nur um fünfzig Jahre zurück, so gelangen wir in eine Zeit, die von alledem nichts, gar nichts hatte; vor einem halben Jahrhundert gab es in Deutschland keinen Holzschnitt. Die volksthümlichste aller Künste, die im 15. und 16. Jahrhundert bei uns in höchster Blüthe gestanden hatte, aber schon im 17. in Verfall gerathen und immer roher und armseliger geworden war, sie war im 18. Jahrhundert, wenn man absieht von ganz vereinzelten Regungen, die wohl kulturgeschichtlich von Interesse sind, aber praktisch bedeutungslos blieben, todt und begraben und mußte erst in unserm Jahrhundert wieder zu neuem Leben erweckt werden. Dies geschah Ende der dreißiger Jahre; der neuere deutsche Holzschnitt ist gegenwärtig just vier Jahrzehnte alt. Welch unvergleichlichen Aufschwung hat er aber in dieser kurzen Spanne Zeit genommen! Welche Fülle künstlerischer Kräfte, schöpferischer und nachschaffender, hat er geweckt, entfesselt, beschäftigt, genährt, welche Summe nationaler Arbeit und nationalen Wohlstandes repräsentirt gegenwärtig, was nur innerhalb eines Jahres auf diesem Gebiete geschaffen wird!

Von dieser erfreulichen und erhebenden Wandlung der Dinge eine Vorstellung zu geben, ist der Zweck des vorliegenden Albums. Es führt eine Auswahl von Proben des neueren deutschen Holzschnitts vor, an denen wir die Entwicklung desselben innerhalb der letzten vierzig Jahre verfolgen und diejenigen, die sich am meisten um sein Wiederemporkommen verdient gemacht haben — Zeichner, Holzschneider und Verlagsbuchhändler — kennen und schätzen lernen können.

Wie aus der Vorrede des Albums ersichtlich, ist die Idee zur Herstellung desselben von der kunstsinnigen Verlagshandlung, unter deren Schirm das Werk entstanden, (E. A. Seemann in Leipzig) schon längst gehegt und dem Albertverein für dessen Wohlthätigkeitszwecke nur abgetreten worden. Man muß dem gütigen Zufall dankbar sein; denn was ohne die äußere Anregung vielleicht noch lange Zeit Projekt geblieben wäre, ist so mit raschem Entschlusse

in Angriff genommen und in der unglaublich kurzen Zeit von zwei Monaten zur Ausführung gebracht worden.

Das Album enthält auf 118 Blatt etwa anderthalbhundert Darstellungen; meistens ist jedes Bild für sich auf ein besonderes Blatt gedruckt, in einzelnen Fällen nur sind zwei kleinere Holzstöcke über oder neben einander vereinigt. Unter jedem Bilde ist der Gegenstand der Darstellung, der Name des Zeichners und des Holzschneiders, und der Titel, der Verleger und die Jahreszahl desjenigen Werkes angegeben, aus welchem der betreffende Holzschnitt entlehnt ist. Einen ganz streng chronologischen Faden festzuhalten, scheint nicht in der Absicht der Herausgeber gelegen zu haben, oder aber auf Schwierigkeiten gestoßen zu sein, die sich der Beurtheilung entziehen. Wenigstens scheint es, als ob sich innerhalb des fertigen Albums, so wie es vorliegt, ohne große Mühe bisweilen eine andere und, wie uns dünkt, passendere Reihenfolge der Bilder herstellen ließe. Bald werden eine Anzahl Holzschnitte aus ein und demselben Werke, aber von verschiedenen Künstlerhänden, vorgeführt, bald wird ein einzelner Künstler durch verschiedene seiner Werke hin verfolgt, bald ist es wieder die Verwandtschaft der Gegenstände, an welcher die Bilderreihe sich weiterspinnt. So macht allerdings die Sammlung den Eindruck einer gewissen Buntheit, der durch eines wenigstens leicht hätte etwas abgeschwächt werden können, nämlich dadurch, daß nicht wiederholt (wie auf Bl. 48. 64. 81. 85. 97. 99. 111. 115.) zwei Bilder von durchaus verschiedener Gattung des Stiles und der Technik zusammengedruckt worden wären. Doch hat hier möglicherweise, um das Album nicht allzusehr anschwellen und doch auch die mitgetheilten Proben nicht fallen zu lassen, öfter aus der Noth eine Tugend gemacht werden müssen. Und da wäre es unbillig, um dieses einen Umstandes willen an einer Leistung mäkeln zu wollen, der man sonst, wenn man nur zu sehen versteht, bis in die kleinsten Kleinigkeiten hinein ansehen kann, daß sie das Produkt einer seltenen Vereinigung von Sachkenntniß, Intelligenz, Geschmack, gutem Willen und freudigem Behagen an der Sache ist.

Wenn man bedenkt, welche unendlichen Massen der deutsche Holzschnitt in den vierzig Jahren seit seiner Wiederauferstehung produzirt hat, so enthält allerdings das vorliegende Album nur einen verschwindenden Bruchtheil davon. Die nachfolgende Uebersicht wird aber hoffentlich zeigen, daß auch in engem Rahmen eine mit der Sache vertraute, taktvoll wählende Hand eine verhältnißmäßig reichhaltige und instruktive Sammlung schaffen kann, die sehr wohl im Stande ist, die geschichtliche Entwicklung, auf die es hier ankommt, zu veranschaulichen. Eröffnet wird die Sammlung durch einige Bilder aus Gubitz' Volkskalender, das früheste darunter, eine Ansicht des Mailänder Doms, von 1837, und durch ein Bildchen aus Speckter's allbekanntem Fabelbuche, das

zuerst 1840 im Perthes'schen Verlage in Gotha erschien. Ein paar spätere Blätter von Gubitz sind gleich hier noch angereiht. Gubitz war neben Unger einer der ersten, der sich um die Hebung des Holzschnittes in Deutschland verdient gemacht hat. Zu seinen bedeutendsten Schülern gehören Blasius Höfel, von dem in Oesterreich die Wiederbelebung der Holzschneidekunst ausging, und Unzelmann, der uns aus der vorbereitenden Epoche nun bereits in die Blüthezeit des modernen Holzschnittes herüberführt. Von ersterem ist ein merkwürdiges Blatt „Das Schachspiel" nach einer Zeichnung von Retzsch ungefähr aus dem Jahre 1840, von letzterem einige Blätter aus der 1840 bei O. Wigand erschienenen Prachtausgabe des Nibelungenliedes und aus Kugler's „Friedrich dem Großen" (zuerst 1841 bei J. J. Weber herausgekommen) mitgetheilt. Hiermit gelangen wir zu demjenigen Künstler, der neben Ludwig Richter jedenfalls den größten Einfluß auf den modernen deutschen Holzschnitt gehabt hat, zu Adolf Menzel, dem Illustrator von Kugler's erwähntem Werke. An der xylographischen Ausführung von Menzel's Illustrationen war außer Unzelmann hauptsächlich Kretzschmar, der vorzüglichste Schüler desselben, und die Gebrüder Vogel betheiligt; auch von deren Leistungen sind Proben vorgeführt, und einige spätere Arbeiten Menzel's gleich hier wieder mit angeschlossen. Von jetzt an wird es schwieriger, den chronologischen Faden zu verfolgen. Nur so viel läßt sich sagen, daß in den weiteren Blättern der ersten Hälfte des Bandes vor allen Ludwig Richter dominirend hervortritt und neben ihm die, welche ebenso wie er auf die einfachsten und reinsten Formen des Holzschnittes zurückgingen: Schwind, Schnorr, Führich u. a. Als Hauptsitz der Holzschneidekunst darf für diese Epoche unzweifelhaft Leipzig bezeichnet werden. In der zweiten Hälfte des Bandes tritt mehr und mehr die Bedeutung hervor, die, namentlich im Laufe des letzten Jahrzehnts, die Stuttgarter Xylographie mit ihrer Richtung auf eine mehr malerische Behandlung des Holzschnittes gewonnen hat. An die 1842 bei Mayer und Wigand erschienene Ausgabe von Musäus' Volksmärchen, an Kaulbach's Illustrationen zum „Reineke Fuchs" reihen sich Schnorr's Bilderbibel, Führich's „Psalter" und „Nachfolge Christi", die Darstellungen Ludwig Richter's zum „Vaterunser", zu Hebel's „Allemannischen Gedichten", einzelnes aus dem „Gevattersmann" und verschiedenen Volksliedersammlungen an. Dazwischen finden sich gelegentlich Proben aus den Münchner Bilderbogen, der „Illustrirten Zeitung", dem „Daheim", auch einige hervorragend schöne Blätter aus Lützow's „Zeitschrift für bildende Kunst", wie die von W. Georgy nach Schinkel gezeichnete landschaftliche Komposition und das von Th. Horschelt gezeichnete Blatt „Mahamad, der Spion", beide von Klitzsch und Rochlitzer in Leipzig geschnitten. Die Reihe der neueren illustrirten Prachtausgaben wird mit Auerbach's „Barfüßele" eröffnet, dessen Illustrationen Vautier

geschaffen (1869); dann folgt Bodenstedt's bekanntes „Album deutscher Kunst und Dichtung" mit einigen Darstellungen; Konewka's Silhouetten zum „Sommernachtstraum", A. v. Werner's Illustrationen zum „Trompeter von Säkkingen" die von Piloty zu „Romeo und Julie" und von Liezen-Mayer zum „Faust" schließen sich an. Auch aus der nagelneuen, in diesen Tagen erst zur Ausgabe gelangten Prachtausgabe von Kleist's „Zerbrochenem Krug", den A. Menzel illustrirt hat, und von der neuen illustrirten Ausgabe von F. Reuter's „Stromtid" sind bereits Proben eingefügt. Von den glänzenden geographischen und kulturgeschichtlichen Prachtwerken, die uns die letzten Jahre gebracht haben, sind namentlich das im Engelhorn'schen Verlage erschienene über Italien, die Kröner'sche „Rheinfahrt", die aus dem Bruckmann'schen Verlage hervorgegangenen Werke von Gsell-Fels über die Schweiz und über Venedig durch schöne und charakteristische Blätter vertreten. Außerdem haben auch ein paar kunstwissenschaftliche Werke, wie Lübke's „Geschichte der Architektur", Dohme's „Kunst und Künstler", Thausing's Dürerbiographie Beiträge gespendet, und den Schluß bilden einige Glanzleistungen des Holzschnittes von neuestem Datum, von denen namentlich ein dem letzten Jahrgange der „Zeitschrift für bildende Kunst" entlehnter, aus dem xylographischen Institut von Klitzsch und Rochlitzer hervorgegangener Faksimileschnitt nach einer Bleistiftzeichnung von C. Karger, und das von J. Schönbrunner in Wien gezeichnete und von F. W. Bader daselbst geschnittene Selbstporträt Albrecht Dürer's (nach dem bekannten Originale der Pinakothek) wohl zu dem Wunderbarsten gehören, was je im Holzschnitt geleistet worden ist.

Diese Andeutungen mögen genügen, um von dem Gebotenen einen annähernden Begriff zu geben. Den Bildern voran gehen einige Blätter — gleichfalls mit Holzschnitten illustrirter — Text aus der Feder des Dr. H. Lücke, welche in Kürze über die Geschichte des deutschen Holzschnittes orientiren. Der Verfasser geht zurück auf die Anfänge der Holzschneidekunst, schildert die Blüthezeit desselben am Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts und die Beziehungen, in denen Dürer und Holbein zu ihr standen, die Pflege des Holzschnittes im 17. Jahrhundert in der niederländischen Kunst, die in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts von England ausgehenden neuen Anfänge der Holzschnitttechnik und endlich das Werden und Wachsen der neudeutschen Xylographie. Ueber die verschiedenen Manieren der Technik, welche nach einander aufkamen, werden dabei überall die nöthigen Winke gegeben. Endlich sei nur noch bemerkt, daß das Album in der durch ihre vorzüglichen Leistungen im Bilddruck längst renommirten Offizin von Hundertstund und Pries in Leipzig gedruckt ist, die mit bewundernswürdiger Leistungsfähigkeit der großen Mannichfaltigkeit der hier gestellten Aufgaben gerecht worden ist, und daß die

treffliche Buchbinderei von G. Fritzsche in Leipzig das Ganze in einen geschmackvollen Einband gekleidet hat, dessen Deckel von reichverschlungenem Flachornament in Gold und Schwarz umrahmt in der Mitte die bekrönte Chiffre des Albertvereins zeigt.

In den weiteren Kreisen des Publikums wird das Album, deß sind wir sicher, überall, wohin es gelangen wird, Anregung, Freude und Genuß bereiten; es ist ein „Bilderbuch", so schön und werthvoll, so reich und mannichfaltig, wie es der deutsche Buchhandel selten produzirt haben dürfte. Alle an der Buchillustration betheiligten Kreise aber — Verlagsbuchhändler, Xylographen und Zeichner — werden überdies daraus reiche Belehrung schöpfen können. In erster Linie die Künstler, die Zeichner selbst, die es freilich auch in erster Linie nöthig haben, denn in ihre Hand ist die Zukunft des deutschen Holzschnittes gelegt, in ihrer Hand ruht die Entscheidung darüber, ob der Holzschnitt auf seiner künstlerischen Höhe und in seinen künstlerischen Schranken erhalten werden oder ob er einerseits in Virtuosenthum ausarten, andererseits in Stümperei verwildern soll.

Es ist dies eine Befürchtung, der man sich, wenn man unser Album mit der heutigen, fabrikmäßigen Massenproduktion des Holzschnitts vergleicht, schlechterdings nicht erwehren kann. Unser Bilderalbum führt Leistungen vor, die auf der Höhe des heutigen Holzschnittes stehen; auf dieser Höhe steht aber leider nur ein kleiner Theil desselben. Es wird so massenhaft hier gepfuscht, wie auf irgend einem anderen Kunstgebiete. Das Illustrationsbedürfniß der großen Menge ist in den letzten Jahren in einer Weise gewachsen, daß die vorhandenen brauchbaren künstlerischen Kräfte zu seiner Befriedigung entschieden nicht mehr ausreichen, oder vielmehr, es ist durch den buchhändlerischen Spekulationsgeist fort und fort künstlich aufgestachelt worden. Zu den massenhaften illustrirten Zeitungen, deren Bedarf gedeckt sein will, ist in den letzten Jahren eine förmlich krankhafte Manie gekommen, illustrirte Klassikerausgaben zu fabriziren. „Weh dir, daß du ein Klassiker bist!" möchte man schon nicht mehr bloß von Lessing, Goethe, Schiller, Shakespeare, sondern auch von vielen anderen sagen, „weh dir — denn du wirst ohne Gnade illustrirt!" Und was für Leistungen haben wir uns da in den letzten Jahren müssen bieten lassen und lassen sie uns zum Theil noch heute bieten! Man begreift die Naivität kaum, mit der sich da irgend ein beliebiger bleistiftbewehrter Hinz oder Kunz herausnimmt, sich mit seinen kümmerlichen Bildchen zwischen den Dichter und mich drängen zu wollen, mir vorschreiben zu wollen, in welcher Richtung sich meine Phantasie bewegen soll, ja meiner Phantasie die Flügel binden zu wollen. Denn hundertmal illustriren die Herren Dinge, die schlechterdings nicht zu illustriren sind, wenn man nicht die Grenzen zwischen Poesie und

Malerei aufs gröblichste verletzen will. Lessing würde mit „Schulknaben“ um sich werfen und nach der Ruthe rufen, wenn er manche von diesen Bildchen sähe. Dies beiläufig. Worauf es aber hier ankommt: Wie viele der Herren verstehen es denn, für den Holzschnitt zu zeichnen? Es ist leider eine Thatsache, daß eine große Anzahl tüchtiger Maler auf die Frage, ob sie auf den Holzschnitt zeichnen können, mit verschämtem Achselzucken antworten. Aber das sind doch noch die unschädlichen. Es gibt aber andere, die auf diese Frage gar nicht mit verschämtem Achselzucken, sondern mit sehr wenig verschämten Leistungen antworten, und das sind die gefährlichen, und solche Geister hat die Illustrationswuth des letzten Jahrzehnts in Masse heraufbeschworen. Der eine, anstatt zu zeichnen, malt lieber gleich auf den Holzstock und überläßt es dem Xylographen, Schattirung und Modellirung sich nach seinem Gutdünken in Strichlagen aufzulösen, was dieser dann oft sehr virtuos, aber dabei möglichst glatt, mechanisch und nichtssagend besorgt. Grauenvolle Beispiele dieser Art sind uns gelegentlich sogar in den Stuttgarter Prachtwerken begegnet. Ein anderer zeichnet zwar, ist aber nicht im Stande, eine einzige Figur klar, scharf, deutlich und bestimmt hinzustellen; da kritzelt er nun frisch darauf los, und wenn's recht unfertig und skizzenhaft aussieht, so bildet er sich mindestens ein, er sei ein zweiter Adolf Menzel. Wenn diese Herren ihre Skizzen in den neuerdings so beliebt gewordenen schönen Lichtdruckalbums herausgeben, so ist dagegen nichts zu sagen. Der Lichtdruck sorgt mühelos mit größter Treue dafür, daß kein Tüpfelchen und kein Krakelchen ihres Stiftes verloren gehe, er ist die geeignetste Vervielfältigungstechnik für ihre Leistungen. Gewiß lassen sich diese schließlich auch in Holz schneiden. Die Technik des Holzschnittes hat so eminente Fortschritte gemacht, daß sie auch die tollsten und gedankenlosesten Zumuthungen heutzutage zu überwinden vermag. Wie der Setzer schließlich die schlechteste Handschrift entziffert und in schönen, reinlichen Typen wiedergiebt, so schneidet der Xylograph auch am Ende die schlechteste künstlerische Handschrift nach; er „facsimilirt“ zur Noth ebenso gut, wie der Lichtdruck. Es fragt sich nur: Ist das auch der Mühe werth? Ist die Geduld nnd Mühsal einer guten, fleißigen Holzschneiderhand dazu da, sich mit „Künstlern“ herumzuschlagen, die weder in Linienmanier, noch in farbiger Manier, noch in Radirmanier, sondern eben nur in ihrer eigenen, höchst persönlichen Manier von sehr zweifelhafter Berechtigung zu zeichnen verstehen? Dazu ist denn doch der Holzschnitt zu gut. Der Holzschneider soll arbeiten für solche Künstler, die für *ihn* zu arbeiten verstehen. Es sind der „wilden“ Zeichner in den letzten Jahren gar zu viele geworden. Täglich hat man Veranlassung zu bedauern, daß technische und materielle Mittel an die Herstellung von Holzschnitten vergeudet worden sind und schließlich doch keine erfreuliche Wirkung damit erreicht worden ist,

bloß weil der Zeichner nicht die Fähigkeit hatte, sein Bild stilgerecht und der Natur des Holzschnittes gemäß auf dem Holzstocke anzulegen. Bei der immensen Bedeutung, die der Holzschnitt in unsrer Zeit gewonnen hat, und die voraussichtlich auch noch eine Zeit lang zunehmen wird, bis ihm vielleicht einmal — worauf manche Anzeichen hindenten — einerseits der billiger werdende Lichtdruck, andererseits die wieder in Aufschwung begriffene Kunst der Radirung einen Theil seiner Aufgaben abnehmen werden, ist es entschieden die Pflicht unserer Kunstakademieen und Kunstgewerbeschulen, die berechtigten und stilgemäßen Zeichnungsmanieren für den Holzschnitt systematisch zu lehren und zu üben, damit jene „wilde" Sorte von Holzschnittzeichnern nicht überhand nehme. Hierzu aber bietet das Album des Albertvereins eine lehrreiche Vorbildersammlung. Aus den meisten seiner Blätter kann man lernen, wie man für den Holzschnitt zeichnen soll, aus wenigen nur, wie man womöglich nicht zeichnen soll.

Schade, daß das Album, wie aus seiner Vorrede hervorgeht, nicht in den regulären Buchhandel kommt. Für die Lotterie des Albertvereins sind 2000 Exemplare davon hergestellt worden, und bei diesen wird es sein Bewenden haben. So können wir denn nur hoffen, daß der Wunsch, in den Besitz desselben zu gelangen, den Wohlthätigkeitssinn recht vieler anregen und zum Ankauf eines Looses (à 5 Mark) bestimmen möge. Wir selber aber hegen im Geheimen den frommen Wunsch, daß der Verleger, dem wir dies schöne „Bilderbuch" verdanken, seine lange gehegte Idee damit nicht endgiltig für verwirklicht halten, sondern vielleicht in Jahr und Tag sie noch einmal in größerem Umfange, nach einem festen Plane und mit aller Muße zur Ausführung bringen möge.

An den westeuropäischen Höfen 1483 bis 1486.

Eine Reisebeschreibung.

I.

Unter den zahlreichen Handschriften der Stadtbibliothek zu Breslau befindet sich ein recht unansehnlicher dünner Folioband aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts, dessen Inhalt sich durch die Ueberschrift „Reisebeschreibung Niklas von Popplau, Ritters, bürtig von Breslau" ankündigt. Die Handschrift ist nicht das Original der Reisebeschreibung, sondern eine bedeutend

jüngere und leider recht verderbte Abschrift, Bearbeitung oder Uebersetzung der wohl bereits im Jahre 1486 vollendeten Arbeit. Der Ritter erzählt seine in den Jahren 1483 bis 1486 an die westeuropäischen Höfe unternommene Reise selbst und die Form in der unsere Handschrift die Erzählung enthält, weicht in der ganzen Schreibweise so wesentlich von dem Deutsch vor der Reformation ab, daß selbst mit der Absicht moderner Orthographie der Abschreiber eines alten deutschen Textes mehr von dem ursprünglichen Ausdruck und Satzbau herübergenommen hätte. Mir ist es deshalb nicht unwahrscheinlich, daß das Original lateinisch geschrieben war, und wir also in der Handschrift nur eine Uebersetzung besitzen. Freilich auf einzelne latinisirende Wendungen ist nicht viel Gewicht zu legen, sie kamen damals im Stil der Gelehrten häufig vor, auch daß von einem Historiker aus dem Anfang des XVIII. Jahrhunderts, der wie es scheint das Original noch kannte, dieses mit lateinischem Namen „Itinerarium Popelianum in manuscripto“ genannt wird, will für den Beweis der lateinischen Abfassung nicht viel sagen, vielmehr scheint mir die von dem Reisenden selbst wiederholt betonte Gewandtheit in der lateinischen Sprache, in der er selbst den Geistlichen und Doktores weit überlegen ist, dafür zu sprechen. Doch außer immerhin wagen Vermuthungen sind Resultate hierüber wohl vorläufig nicht zu erreichen; der Leser wird durch die in Folgendem gegebene Mittheilung selbst die entsprechenden Betrachtungen anstellen können.

Der erwähnte Historiker des vorigen Jahrhunderts, Sinapius in seinen 1720 erschienenen Schlesischen Kuriositäten, Band I. Seite 718, giebt die älteste ausführliche Nachricht von unserm Ritter und seinem Buche. Er sagt gelegentlich der Aufzählung der schlesischen Adelsgeschlechter: „Kaspar von Poppelau auf Nimkau im Breslauischen. Dessen Sohn war der vortreffliche Ritter Nikol von Poppelau, welcher nicht allein wegen seiner ungewöhnlichen Leibesstärke sondern auch großen Beredsamkeit, Kunst und Weisheit weit berühmt und viel Königen und Fürsten angenehm gewesen, wie denn noch Kaiser Friedrich III. sichere Geleitsbriefe ingleichen ein Büchlein von seinen Reisen und mächtigen Heldenthaten vorhanden. Er trat seine erste dreijährige Reise vom Kaiserlichen Hofe zu Wien an mit 5 Rossen und so viel Gesinde im Jahre 1483 am Abend purificationis Mariae, kam 1486 wieder nach Breslau, reisete aber eodem anno in Michaelis als ein orientalischer Walfahrer ins gelobte Land und so weiter, starb nach viel ausgestandenen Ungemach zu Alexandria in Aegypten 1489, nachdem er seinen Bruder Kasparum zum einigen Erben aller seiner Dörfer und Güter verlassen. Dieses Kaspari Söhne und Nachkommen haben das Schloß Nimkau sambt zugehörigen Dörffern erblich besessen, solche aber übler Wirthschaft wegen nicht behaupten können, und sind hernach alle mit Abgang des Geschlechts gestorben.“

Weder die erwähnten Geleitsbriefe noch das Original des Büchleins sind heute mehr vorhanden, auch haben wir keine sichern Quellen für des Sinapius Angabe über das Ende des Ritters, wir müssen uns hierbei mit dieser Nachricht begnügen; in anderer Beziehung können wir aber aus dem jetzt noch vorhandenen urkundlichen Material Manches ergänzen und berichtigen. Die Stadtbücher belehren uns, daß die Popplau zu den reichen Kaufmannsfamilien Breslaus gehörten, die wie viele Großhändler von damals und groß gewordene Händler von heute danach trachteten, Rittergüter im Fürstenthum zu erwerben. Sie gaben deshalb die Kaufmannschaft nicht auf, sie blieb immer noch die Hauptsache. So war des Nikolaus Vater und Bruder wohl Erbherr auf Elisa, Klettendorf und Marschwitz — (das von Sinapius genannte Rimkau scheint dieser Linie gar nicht gehört zu haben), — aber sie betrieben dabei unausgesetzt Handelsgeschäfte nach dem Reiche und Polen, in Gesellschaft namentlich mit Herrn Markus Popplau, einem Vetter, und Herrn Peter Krebil, dem angesehensten und klügsten Rathsverwandten Breslaus im Ausgange des Mittelalters. — Nach des Vaters Tode übernahm Kaspar, Nikolaus Bruder, die gesammte Verwaltung des Familienvermögens, während dieser, wie man damals in diesen Kreisen sagte, „ein Junker wurde." Eine für die Zeit ganz vortreffliche Schulbildung und besondere körperliche Beanlagung ließen ihn im „Herrendienste" Erfolge hoffen. 1474 ermächtigt er den genannten Bruder ausdrücklich zur Verwaltung des Seinen und von da bis 1486 ist jede Spur seiner Anwesenheit in der Vaterstadt verschwunden; 1483 ist er „Ritter" an des Kaisers Hofe in Wien; 1486 erscheint er wieder in der Vaterstadt, quittirt seinem Bruder über das Vermögen, um ihm aber sofort wieder dessen Verwaltung zu übertragen und ihn zum Erben und Testamentsvollstrecker einzusetzen. Grund hiervon war der Antritt der orientalischen Reise. Zu dem Testament bestimmte er neben andern Legaten eine nahmhafte Summe für „arme Leute, die in den ehrlichen Orden treten", und für Kleidung und Schuhwerk Armer, „auch sonderlich ob Jemand aus seinem Geschlecht, seiner Magen und Maginnen verarmte und fromm wäre, solchs Almosen bedürfende, den soll man forderlich um Gottes Willen vor Andern mittheilen." Vielleicht waren damals schon Glieder der Familie dem Verarmen nahe, jedenfalls nach kaum einer Generation sehen wir Popplausche Güter sub hasta; nicht von dieser Linie zwar, aber auch sie verschwindet bald in den öffentlichen Büchern. Fast scheint es, als ob Kaspars Kinder, zwei Söhne und eine Tochter, den Namen nicht fortgepflanzt hätten, sondern durch letztere das reiche Vermögen ganz einem andern adligen Geschlechte zugetragen worden wäre.

Doch genug von unseres Helden Familie. Was sein Buch anbelangt, so hatte am Ende des vorigen Jahrhunderts ein um die Geschichte Breslau's

hochverdienter Gelehrter, Samuel Benjamin Klose, in jüngeren Jahren ein Freund Lessings, demselben seine Aufmerksamkeit zugewendet, seine hohe Bedeutung für die Kulturgeschichte erkannt und in seiner zum Druck vorbereiteten „Darstellung der inneren Verhältnisse der Stadt Breslau vom Jahre 1458 bis zum Jahre 1526" ausführliche Mittheilungen davon gegeben. Dieses Klosesche Werk ist 1847 von Professor Stenzel in den Scriptores rerum Silesiacarum Band III. veröffentlicht worden und sind die auf die Reisebeschreibung bezüglichen Nachrichten daselbst auf Seite 361 ff. enthalten. Vielleicht hat Klose eine Herausgabe der ganzen Reisebeschreibung vorgehabt, wenigstens ist aus seinem Nachlaß eine vollständige Abschrift von seiner Hand in die Stadtbibliothek zu Breslau gekommen. Leider kannte auch er das Original nicht, die Abschrift stimmt genau bis auf die vielen Inkorrektheiten sogar, die der Abschreiber namentlich bei den Orts- nnd Personennamen sich zu Schulden kommen ließ, mit der oben erwähnten Handschrift aus dem Anfange des XVIII. Jahrhunderts überein. Außer diesen beiden Handschriften sind jetzt keine weiteren bekannt.

Im Jahre 1806 erschien in Breslau eine heut kaum noch aufzufindende Monatsschrift unter dem Titel „Schlesien ehedem und jetzt"; in ihr sind ausführliche Mittheilungen aus den Handschriften, die wir erwähnt haben, gemacht, leider ohne Emendirung vieler sinnentstellender Schreibfehler, die doch theilweise leicht zu bewerkstelligen war.

Nach näherer Kenntnißnahme schien mir die Arbeit durchaus geeignet, das Interesse weiterer Kreise auf sich zu ziehen, zumal da speziell auf die Schlesische oder Breslauische Geschichte Bezügliches überhaupt gar nicht darin enthalten ist.

Popplau trat am 1. Februar 1483 von Wien aus seine Reise an, zog durch Süddeutschland mit langen Ruhepausen an den Rhein, besuchte dann den Erzherzog Maximilian, Regenten von Burgund, dem er als hervorragender „Stecher" bei den Ritterspielen ein besonders lieber Gast sein mußte, und wohl auch bekannt war von des Vaters Hofhaltung her. Er verlebte die Fastnacht 1484 bei dem Erzherzog und segelte dann, am 12. April, nach England. Nach kurzem Aufenthalt in London reiste er des Königs, Richard III., Hoflager nach und traf dieses am 1. Mai in Pomfret an. Von da ging er nach London zurück, um nach Portugal überzusetzen. Erst am 11. August trifft er in Lissabon ein und begiebt sich sofort zum Könige Johann II. nach Setuval, wo er bis zum 7. September bleibt. Von da geht er nach Spanien, um Ferdinand und Isabella zu besuchen, er trifft sie am 14. Oktober bei Setenil in Granada. Erst Anfangs des Jahres 1485 verläßt er Spanien und kommt am 2. Februar nach Perpignan. Er besucht zunächst den Herzog Franz II. von der Bretagne in Nantes am 24. März, dann den jungen König von Frankreich

Karl VIII.), den er am 18. April in Rouen antrifft. Im Mai besucht der Ritter Paris und macht sich dann über Brabant auf den Heimweg. Einen längeren Aufenthalt nahm er auf diesem noch in Heidelberg beim Pfalzgrafen, wartete dann dem Kaiser in Ulm auf, dann besuchte er den Markgrafen Albrecht Achilles, dann noch König Wladislaw in Böhmen, sodaß er erst im Sommer 1486 in seiner Vaterstadt anlangte.

Die Persönlichkeiten der Fürsten, die er besuchte, sind genugsam bekannt, um für des Ritters Reise Interesse zu erheischen, ein flüchtiger Blick in die Geschichte lehrt, daß er die Fürsten und ihre Länder zumeist in höchst wichtigen Perioden ihrer Regierungsgeschichte traf, und daß die Person des Erzählenden — dessen frische Beobachtungsgabe, entschieden treuherzige Wahrhaftigkeit und Fernsein von der Absicht durch Sensationserzählungen seine Aufzeichnungen zu einer angenehmen Lektüre für den Geschmack jener Zeiten zu machen, jeden angenehm anmuthen muß, — das Interesse nicht abschwächt, das, hoffe ich, werden die Leser durch seine Erzählung selbst erfahren.

Es war nöthig eine Auswahl zu treffen; sie hat stattgefunden unter Berücksichtigung des Zwecks dieser Blätter nach dem subjektiven Urtheil des Auswählenden. Ebenso mußte erklärenden Bemerkungen eine ziemlich enge Grenze gesteckt werden; der gelehrte Historiker wird sie sich leicht ergänzen, und wenn er sich bewogen fülte, des alten Ritters geschichtlichem Werth etwas näher zu Leibe zu gehen: die Quellen habe ich genannt, und die Stadtbibliothek zu Breslau sucht in liebenswürdigem Zugänglichmachen ihrer reichen Schätze Ihresgleichen.*)

1.

Reise durch Deutschland.

„Am Abend Purificationis oder Mariä Lichtmeß im 1483**) Jahre bin ich von Wien aus Kaiserlicher Majestät Hof gezogen mit fünf Rossen und so viel Gesinde zusamt dem Bischof von Gran und Forlin***), gen Melk eine Stadt

---

*) Die Unrichtigkeiten des Textes habe ich so weit es möglich war verbessert, mußte aber natürlich hier darauf verzichten die einzelnen Korrekturen zu erklären.

**) 1. Februar.

***) Gemeint ist Alexander de Malaterio, Bischof von Forli in der Romagna (1470—1484). Er war damals Legat und Nunzius des Papstes in Deutschland mit dem volltönenden Titel: „dei et apostolicae sedis gracia episcopus Forliniensis et in Germania cum clausula: „Et in quibuscunque aliis locis ad quae te declinare contigerit“ — in spiritu-abilus et temporalibus cum plena potestate legati de latere nuntius et orator.“ — Unter dem Erzbischof von Gran ist der vertriebene Johann Beckenloer, ein geborener Breslauer, zu verstehen, welcher große Schätze bei seiner Flucht von Gran mitgenommen hatte und sich dadurch dem Kaiser unentbehrlich machte. Er war damals von diesem zum Erzbischof von Salzburg bestimmt worden.

in Oesterreich kommen, allda kam zu mir des Herrn Sigmund Preuschinks Bruder und bezeigte mir viel Ehre, führte mich auf eine Hochzeit, welche daselbst unter dem Adel gehalten war, lud mich ein aufs Schloß, fast gegenüber der Stadt jenseit der Donau gelegen, allda er mir gleicher Weise viel Ehre that und bezeugte. Nachdem kam ich gen Ips zum Herrn von Rogendorff, an welchen mir Kaiserliche Majestät Ihrer Majestät eigne handschriftliche Briefe gegeben hatte, daß er mir dreihundert Gulden Rheinisch, welche mir Kaiserliche Majestät vor meine Jahresbefoldung schuldig war, auszahlen sollte. Darauf er mir antwortete, er hätte nicht so viel Geld und entrichtet mir also gar nichts; denn es hatten vielleicht meine Mißgönner ihm andere Schreiben zugefertiget, darin sie ihn gebeten, er wolle es nicht thun."

„Also zog ich mit gedachtem Bischof gen der Enns, welche Stadt dieselbe Zeit der Bischof von Gran in Besitz hatte, der gab mir Haber vor die Roß und nichts mehr, da gesegnete ich vor meinen von dannen reisenden Bischof und den von Fohrlin, welchem die Venetianer hernachmalen mit Gift vergeben, wie ich ihm dann solches in meinem Abschiede von ihm, da ich ihn gesegnet, prophezeite. Dann er zuvor seines eigenen Nutzens halben, mir hinterm Rücken viel Uebles gethan hatte, bis ich solches endlich erfuhr, stellte sich doch allweg, ließ sich auch mit Worten nicht anders vernehmen noch hören, denn er wär mir sehr günstig, wie gemeiniglich der Wallhen Art ist, daß sie umb ihres eignen Nutzens willen also verblendet werden, daß sie fast allen ihren Witz und Klugheit, wenn sie der Geiz besitzet, verlieren. Zu demselbigen Bischof von Föhrlin, da ich noch zu Ens war und mich eben von ihm scheiden und ihn gesegnen wollte, sprach ich: Herr, ich habe von Euch viel erfahren, das ich nimmermehr geglaubt hätte, und wo dem also, so werdet Ihr erfahren, Gott wird Euch dies Jahr strafen, darum, daß Ihr dem, der Euch allezeit Getreu und Wohlgefallen geleistet, hinterwärts um Eures Nutzens willen viel Böses, gethan und bezeuget habet. Darauf fället er selbst das Urtheil über sich und antwortet mir; Gebe Gott, daß ich dieses Jahr nicht überlebe, wofern ich an Eurer Beschuldigung schuldig bin, und also ist es ihm auch wiederfahren. Seine Seele ruhe im Frieden des Herrn."

„Darnach kam ich durch die Grenz der Ens zu den Grafen von Schauenberg, welcher zwei Schloß Schauenberg genannt von Eberdingen*) bei einer kleinen Meile gelegen, darauf ich ging mit sicherm Geleite des Herrn von Scheffenbergers, welcher dazumal obrister Hauptmann desselben Landes der Ens von Kaiserlicher Majestät gesetzet war, umb welches Ambts und Dignität

*) Walen, Wälschen, Italiener.
**) Efferdingen, Oestreich ob der Ens.

willen, die Grafen von Schauenberg ihm sehr gehässig waren; dieselben Grafen waren vor diesem an Ihrer Majestät Hofe meine besten Freunde, luden mich ofte zu ihnen ein, wie ich ihnen denn wiederum zu Zeiten thäte, aber in ihrem eigenen Lande wollten sie mich nicht wie vorhin kennen, an welche ich durch Schreiben gelangen ließ, sie wollten mich sicher ins Land Bayern begleiten lassen. Der Fürst hielt das Schloß (?), das er noch innhält, sie aber gaben gleich ihre Schwester einem Grafen zu Kirchberg und war doch unter ihnen keiner so ehrhaftig, daß er mich eingeladen, zu mir geschickt oder geschrieben hätte, sondern ließen mir durch meinen Boten wiederum antwortsweise entbieten, sie wollten mich bis an die Grenze des Landes Bayern, welches an ihrem Lande oder Gebiete gelegen, geleiten lassen. Des andern Tages ließen sie mir anzeigen, sie könnten mich nicht beide begleiten lassen, sondern nur eines aus ihnen, welcher Wort halben ich in Furchten stund; endlich schickten sie mir einen reisigen Knecht, der mich bis an die Grenze begleitete. Damit ich aber meinen Zug desto sicherer anstellen möchte, nahm ich 12 Fußknechte auf mit Armbrüsten bis ins Bayerland."

Am Sonnabend vor Judica*) kam Popplau nach Landeshut wo er von Herzog Georg sehr freundlich aufgenommen wurde und diesem und auch „Herzogen Sigismunden aus Oestreich" versprechen mußte, auf der Rückreise wieder vorzusprechen. „Also zog ich vor Pfingsten von der Landeshut und kam auf das Schloß Altenburg, allda fand ich Herzogen Albrecht von München, der mich auch würdiglich empfing. Als ich von dem Schloß abzog, stießen mich febres acute, ein sehr böses und scharfes pestilenzisch Fieber an, auch also hart, daß ich kaum auf dem Pferde sitzen konnte." — Er reiste nun nach Rosenhein, „welche Stadt Herzogen Georgen ist", wurde von dem Hauptmann daselbst gut verpflegt, mußte aber doch, da die Krankheit nicht weichen wollte, nach dem nahegelegenen Fieberbrunnen zur Kur gehen. „Derselbe Brunn ist auf einem Dorfe Herzog Georgens und entspringet unter der Kirchen, welche in demselben Dorfe zu Ehren des heiligen Priami gebauet und geweihet ist, der hat von Gott dem Brunnen diese Gnade erworben, daß er viel und mancherlei Fieber heilet und vertreibet, darinnen ich dann auch gesund worden bin. Das Dorf, der Fieberbrunn genannt, ist am hohen Gebirg unten an gelegen und erstrecket sich bis zur Grenz und Gebirge des Bischofs von Salzburg, welches nur 12 Meilen Weges von dem Brunn gelegen." **)

---

*) 15. März 1483.

**) Vielleicht das jetzt noch Fieberbrunn genannte Dorf in Tyrol, Kreis Schwatz, Bezirk Kitzbüchel.

„Darnach kam ich gen Inspruk, den achten Tag nach des heiligen Leichnams Tag und da ich in die Stadt zog, folgten meinem Wagen nach eine große Menge Edelleute und Bürger bis zu der Herberge und verwunderten sich des langen Spießes, welcher an dem Wagen hing und wiewohl ich die Herberg zuschließen ließ, drungen sie doch mit Gewalt hinein, stiegen auf den Wagen und maßen den langen Spieß."

„Da schickte zu mir Herzog Sigismund, welcher meiner Ankunft sehr erfreuet war, und ließ mir sagen, ich sollte alsbald mit Stiefel und Sporn zu ihm kommen; ich wollte aber nicht, sondern legte mich an, wie sichs gebühret, ob ich wohl noch schwach war. Da ich zum Fürsten kam, fand ich ihn auf'm Schloß und bei ihm den Grafen von Görz, welcher sein Oheim und Vetter ist, und den Markgrafen von Baden, Kaiserlicher Majestät Schwestersohn, welcher ihm zur selben Zeit dienet, mit viel andern Räthen und Rittern versammelt. Der Fürst nahm mich mit großen Gnaden an, vor ihm brauchte ich deutsche Rede. Nachdem ich aber meine Rede vollendet hatte, bat er mich, daß ich vor ihm den langen Spieß führen sollte, welches ich zur selbigen Zeit zu thun ungeschickt war, wegen des Fiebers, welches mich sehr schwach gemacht hatte." —

Die Herren mußten daher darauf verzichten unsern Ritter seine Kraftproben ablegen zu sehen, aber wenigstens seine Rüstung legten sie sich an und versuchten seine Waffen, unter denen der lange Spieß eine große Rolle spielt, zu handhaben. Doch wie Popplau erzählt, immer vergebens. Sehr unangenehm berührte es ihn, daß einige von des Herzogs Leuten die Vermuthung laut werden ließen, dieser werde dem Ritter „wenigstens hundert Dukaten zur Verehrung schenken müssen", wenn er ihn mit dem Spieße seine Kunststücke machen lasse. Er wäre nicht ein solcher Abenteurer, der von dergleichen Ritterspielen, die er Fürsten und Herren zur Ehre thäte, Gold oder Verehrung annehme. — Wohl nahm er aber einen „Kopf in und auswendig vergoldet" an, auch daß der Herzog ihn auf seine Kosten von Schwetz „bis ins Baiernland gen Wasserburg" bringen ließ. — Dann reiste er nach Heidelberg, wo er vor dem Pfalzgrafen sich in ritterlichem Spiel sehen ließ, und von da nach Koblenz. —

„Allda traf ich an den Bischof von Trier*), vor welchem ich in lateinischer Sprache meine Werbung that, er aber antwortete mir durch den Hofmeister in deutscher Sprache, mit Anzeigung, er hätte seine Doktores itzt nicht zur Stelle, daß er mich lateinisch bescheiden könnte, wollte ihm dasselbe nicht verargen, erbot sich gegen mich aller Gnaden, bat mich darnach selbst in eigner

*) Johann II., Markgraf von Baden.

Person zum Mittagmal und fragte mich um mancherlei neue Zeitung. Nach dem Essen begehrte ich einen gnädigen Abschied, da gab er mir Briefe mit, daß ich im Hin- und Herwege in allen seinen Städten, Schlössern und Zöllen, zu Wasser und zu Lande sicher und frei ziehen möchte, lösete mich auch mit den Meinigen aus der Herberge. Von dannen fuhr ich weiter auf dem Rheine und kam gen Bonn, da fand ich den Bischof von Köln*), welcher mich gnädig und freundlich annahm, für dem that ich meine Werbung mit deutscher Sprache, denn ich zuvor von andern verstanden, daß ihm die lateinische Sprache fast unbekannt wäre. Der begehrete an mich, ich wollte die Fastnacht bei ihm bleiben, das er mich mit dem langen Spieß sehen möchte, dargegen ich mich entschuldigte mit Fürwendung, ich hätte dem Herzog von Burgund zugesagt auf diese Fastnacht bei ihm zu sein." —

Darauf fuhr der Ritter nach Köln, wo „die Grafen, Bannerherrn und Edlen und sonderlich der Probst, ein Graf von Witchenstein mit ihm Kundschaft machten", auch der Fürst von Bergen ihn besuchte und ihn mit Geleits- und Empfehlungsbriefen für die Weiterreise versah. —

„Zu Köln hatten etliche gesagt, es wäre dem ganzen Adel eine Schande, daß keiner im Lande wäre, der da vermochte oder dürfte mir mit dem langen Spieß Widerstand thun. Aus dieser Rede etlicher Bürger wurden die Edeln zum Theil gereizt und schickte zu mir einer von Adel, Arnold von Willingen genannt, in trunkener Weise, zwei andere auch trunkene Edelleute und ließ mir ansagen, ob ich morgen mit ihm mit dem langen Spieß stechen wollte um guter Gesellschaft willen, da wollte er zu bereit sein, wollte mir auch Sattel und andere Nothdurft geben und mich dazu anlegen. Als ich aber aus ihren Reden spüren und abnehmen konnte, verstunden sie gewißlich nicht, was zu solchen ritterlichen Spielen gehöret. Doch gab ich ihnen zu Antwort: Ich wäre nicht allhier als ein Stecher; hätte er aber Lust zu mir und gefiele ihm, daß ich ein Kleinod gewinne, wann er dasselbe aussetzte, wollt ich schon, daß er einen guten Bescheid von mir erlangte, ich wäre zwar seinethalben nicht hergekommen, weder um gute Gesellschaft oder anderer Ursachen halber mich in solch Spiel einzulassen, begehret er aber meiner und legt sein Kleinod neben meines, wie in Ritterspielen überall Brauch, soll er dann finden, was er gesucht hat. Des andern Tages hatte ich gute Ruhe, und ward der Sachen nimmer gedacht, machte mich also des vierten Tages darauf auf und zog davon."

„Als ich gen Brüssel kam, war eben der Fürst**) in der Pfalz zu Hen-

*) Hermann, Landgraf von Hessen.

**) Erzherzog Maximilian nach dem Tode Marias von Burgund Regent des wenig gehorsamen Landes.

nigau derhalben schickt ich ein Schreiben an Ihr Fürstliche Gnaden zu entbieten, ich sollte mich ehestens gen Fallentz*) verfügen, welches ich vollbracht. Da empfing mich der Fürst und nahm mich ganz freundlich an, ließ mir durch seine Ritterschaft anzeigen, ich sollte in lateinischer Sprache vor ihm reden wegen der Franzosen, welches geschah. Darauf kam zu mir ein Doktor von des Fürsten Räthen, von Geburt ein Franzose, mit Namen Rochefort sammt etlichen französischen Herren, welche mit mir von vielen und mancherlei höflichen Sachen handelten, und unter andern sagte der Doktor: Er hätte vermeinet, es wäre ein strenger Ritter und Herr an ihren Hof kommen, so befinde er aus meiner Rede vielmehr einen Doktor und Gelehrten, denn er an der That, davon er doch keinen Zweifel trüge, noch keinen Ritter hätte spüren können. Darnach zog der Fürst gen Brug,**) dem sagten sie zu, sie wollten ihn einlassen, und hieltens nicht, also ließ mir Ihr fürstliche Gnade ansagen, ich solle indessen in Fallentz warten, und mit dem langen Spieß mich rüsten, damit wollte mich Seine Fürstliche Gnade auf Fastnacht kurzweilen sehen. Dem that ich also. Der Fürst kam aber nicht, also hielt ich mich allda bei vierzehn Tagen fast im Elend auf, denn ich die Sprache nicht konnte, hatte auch keinen Bekannten, da nun der Fürst kam in der Fasten, schickte er mir einen Boten, daß ich gen Mecheln zu ihm käme, mit welchem Boten ich nicht ohne geringe Unkost, welche ich dazumal von mir selbst that, zog. Als ich nun dahin kommen, war es dem Fürsten sehr angenehm, begehret bald mich mit dem langen Spieß fertig zu machen und sehen zu lassen. Welches ich denn auch vor einer großen Menge Volkes, edel und unedel, vollbracht, ich that auch noch eines dem Fürsten zu gefallen, das zuvor von mir nie gesehen worden war, nahm den langen Spieß mit dem Kerbeisen und warf ihn herum, daß die Spitze stund hart am Hinterhacken, dessen sie sich alle über die Maß sehr verwunderten. Darnach wollte der Fürst selbst mit mir stechen, welches er zuvor nie geliebt, ward ihm aber widerrathen. Dieweil er aber Niemand hatte, weil er stechen wollt, der ihn verwahrete, rieth man ihm, er sollte mich dazu brauchen, damit ihm keine Gefahr daraus entstehen möchte. Welches ich denn auch treulich verrichtet. Verlieh ihm auch von meinem eigenen Täschlein, die ich ihm nachmalen verehrete, damit er ohne Gefahr stechen möchte, und stach also mit Herrn Wolff von Polheim***), fielen alle beide, doch fiel der Fürst

*) Wohl Valenciennes.

**) Brügge.

***) Ein besonders treuer Gefährte Maximilians, geboren 1458 und gestorben 1512. Es existirt ein Verzeichniß der Rennen und Ritterspiele, „welche Kaiser Maximilian I. in eigener Person mit Herrn Wolfgang, Freiherrn von Polhaimb gehalten hat", Hoheneck Genealogie der Stände des Erzherzogthums Oesterreich ob der Ens. II. S. 132 ff.

zum letzten. Es wollten zuvor viel sich an mich mit Rennen machen, da sie aber sahen, wie ich den langen Spieß führete, hielten sie inne und schwiegen stille. Zum selben male kam der französische Doktor wieder zu mir mit etlichen Herren, lobte mich aufs höchste, darum daß er mich als einen kunstreichen, gelehrten hätte hören reden und im Ritterspiel gleicher Weise gesehen hat, worin ich mich sehr ritterlich bezeugt hätte, welches er mir geglaubt hätte. Dann gab ich zur Antwort: er hätte in beiden nichts sonderlichs weder gehört noch gesehen, aus Ursachen, weil ich ein Hochdeutscher wäre, wann ich aber ein Franzos wäre, so hätte er sich zu rühmen, daß er was sonderlichs vor Andern von mir gesehen hätte. Es schickte mir auch der Fürst täglich soviel Wein, als ich sammt meinen Dienern trinken konnte. Es luden mich auch des Fürsten Kämmerer oft zu sich, desgleichen der Graf von Nassau. Ich kleidete mich auch und hielt mich dem Fürst zu Ehren stets herrlicher. Da dies die Franzosen sahen, hielten sie mich erst vor einen guten Mann und bezeugten mir mehr Ehre denn zuvor."

„Nach Mitfasten gesegnete ich den Fürsten, der verehret mir ein golden Halsband, zwölf Ellen schwarzen Sammet und drei Ellen Atlas mit Bitte, ich wollte doch solches vor kein Geschenk nicht achten, wollte auch keineswegs unterlassen, wann ich durch Frankreich zurückkäme, bei ihm abzutreten, welches ich ihm auch zusagete. Ihre Fürstliche Gnade bezeugte mir alle Gnade und Gunst, so immer möglich, gab mir auch Beförderniß-Schreiben an den König in Engelland, an die Könige von Portugal, Hispanien, Frankreich, auch dem Herzog von Britanien. Meine Habe, so ich bei mir hatte, schickte ich von Mecheln, sammt den Waffen, dreien Pferden und soviel Dienern gen Brüssel. Gen Antdorff kam ich am Abend Annunciationis oder Verkündigung Mariä, allda blieb ich bei acht Tagen, am Palm Abend fuhr ich zu Wasser in Seeland gen Mittelburg."

Vom preußischen Landtage.

Berlin, 2. Dezember.

Wie man aufathmet von schwerem Alpdruck, so seufzte gestern Abend die große Mehrheit des Abgeordnetenhauses auf, als die Berathung des Kultusetats endlich zu Ende gelangt war. Volle 14 Tage lang immer das leere Stroh des „Kulturkampfes" dreschen zu sehen, war schließlich selbst dem sensationsbedürftigen Publikum zu viel geworden; nachdem die Bänke des Hauses

längst schon sehr spärlich besetzt gewesen, stellte sich auch auf den Tribünen schließlich jene Leere ein, welche den Budgetverhandlungen sonst eigen zu sein pflegt. An neuen Gesichtspunkten war der Kampf in der letzten Woche noch ärmer, als in der vorangegangenen. Dem rückschauenden Berichterstatter bleibt schlechterdings nichts zu thun, als einfach zu konstatiren, daß so und so lange gekämpft worden, und daß die Streiter schließlich unversöhnt auseinander gegangen, wie stets vorher. Im letzten Augenblicke ergriff Herr v. Meyer-Arnswalde nochmals die Gelegenheit zu einem Pronunciamento der Altkonservativen gegen die Bismarck-Falk'sche Kirchenpolitik, und Herr Windthorst beeilte sich, dasselbe zu einem Akt von bedeutsamster Tragweite aufzubauschen. Die hat es nun freilich nicht. Aber allen Denen, welche immer noch an dem Wahne festhalten, den Leichnam der Kreuzzeitungspartei zum brauchbaren Gliede einer das Deutsche Reich stützenden konservativen Partei galvanisiren zu können, sollte diese neueste Erfahrung doch endlich einmal ein Licht aufstecken.

Alles in Allem haben die letzten Wochen nur die Ueberzeugung bestärken können, daß der Staat sich durch die neuere Gesetzgebung eine unerschütterliche Position geschaffen hat, von der aus er den weiteren Verlauf des kirchenpolitischen Kampfes, wie bedauerlich derselbe auch sein mag, ruhig mit ansehen kann. Der Versuch, Volksvertretung und Regierung durch endloses Queruliren zu ermüden, kann, selbst wenn er momentan gelänge, einen praktischen Erfolg auf keinen Fall haben; die Ausführung der Maigesetze geht trotz alles parlamentarischen Lärmschlagens ihren Gang unbeirrt weiter. Im Uebrigen liegt die Lösung des Problems der künftigen Gestaltung des Verhältnisses zwischen der römisch-katholischen Kirche und dem preußischen Staate dermalen weit weniger im preußischen Landtage, als im Vatikan. Der Ausfall der allem Anscheine nach nahe bevorstehenden Papstwahl wird zugleich über Möglichkeit oder Unmöglichkeit des kirchenpolitischen Friedensschlusses in Preußen entscheiden.

Eine wahre Oase in der Wüste der klerikalen Jeremiaden war die Erörterung einiger das Unterrichtswesen, sowie die Pflege der Kunst und Wissenschaft betreffenden Fragen. Besonders lebhaft wurden die Klagen wegen Ueberbürdung der Schüler der höheren Lehranstalten diskutirt. Das Facit aus Allem aber war immer wieder die dringende Nothwendigkeit der so lange erwarteten planmäßigen Neuregelung des gesammten Schulwesens. Aus den Versicherungen des Kultusministers geht hervor, daß an dem Unterrichtsgesetze mit aller Kraft gearbeitet wird; wann es aber zur parlamentarischen Berathung gestellt werden kann, bleibt noch sehr im Ungewissen.

Und im Ungewissen bleibt leider immer noch auch so manches Andere. Es hilft nichts, es zu verhüllen, täglich drängt sich stärker die Wahrnehmung

auf: mit größerer Unlust sind alle Parteien wohl niemals an der parlamentarischen Arbeit gewesen, wie in dieser Session. Die vollendete Unsicherheit, welche Alles beherrscht, scheint die Schaffenswürdigkeit, ja die Schaffenskraft vollständig lahm legen zu wollen. Von den dem Abgeordnetenhause vorliegenden Gesetzentwürfen haben die Kommunalsteuervorlage und die Novelle zur Städteordnung gar keine Aussichten. Auch an der Wegeordnung, ein so tiefgefühltes Bedürfniß sie auch sein mag, beginnt man zu verzweifeln, und es würde, wenn der Etat festgestellt ist, sicherlich Niemand daran denken, dies grausame Spiel nach Neujahr wieder aufzunehmen, wenn nicht die die Ausführung der Reichsjustizgesetze betreffenden Vorlagen nothwendig erledigt werden müßten. Unter diesen Umständen ist denn leider noch manche nicht gerade erquickliche Scene vorherzusehen.

x. e.

Literatur.

Das alte Leipzig. Photographien nach Originalzeichnungen und Aquarellen von F. W. Heine, H. Heubner, L. Hofelich, C. Sprosse, Prof. C. Werner u. A. Leipzig, Roth & Norroschewitz. 1877.

Nach einem in andern Städten längst gegebenen Beispiele hat die unternehmende und kunstsinnige Verlagshandlung von Roth und Norroschewitz in Leipzig nun auch eine Anzahl Architekturansichten aus Leipzigs Vergangenheit veröffentlicht. Bis jetzt liegen davon zwei Hefte von je 6 Blatt vor. Die Herstellung derselben ist theilweise nach Aufnahmen nach der Natur, zum Theil scheint sie mit Benutzung älterer Abbildungen erfolgt zu sein.

Die Aufgabe ist unleugbar keine sehr dankbare. Einen so nüchternen und öden Eindruck, wie die moderne Leipziger Architektur macht — in erster Linie die öffentlichen Bauten des Landes, der Universität und der Gemeinde, nicht minder aber fast die gesammte, äußerst ordinäre und handwerksmäßige Privatarchitektur — einen nicht minder langweiligen und uninteressanten Eindruck gewährt, mit wenigen Ausnahmen, die architektonische Physiognomie des alten Leipzig. Die vorliegenden Hefte geben zur Genüge Zeugniß davon. Es sind Blätter darin, für die man sich schlechterdings nur als „alter Leipziger“ allenfalls interessiren kann. Im ersten Hefte ist ein architektonisch völlig werthloser Bau, der alte „Marstall“ in drei verschiedenen Ansichten vorgeführt: das Aeußere, der Hofraum und noch einmal ein Blick in den Hof durch den

Thorweg — entschieden zu viel des Guten. Auch die „Münze“ und die „Heuwaage“, ein paar alte, elende Baracken, waren des Abbildens nicht werth. Interessanter sind die übrigen Blätter: die beiden Ansichten des ehemaligen Georgenhauses, die beiden des ebenfalls längst verschwundenen Peterstores, die „alte Waage“, das grimmische Thor mit der Paulinerkirche und endlich der Moritzdamm.

Die Ausführung der sämmtlichen Ansichten ist im Ganzen befriedigend, wenn sie auch in Einzelheiten mancherlei zu wünschen übrig lassen. Das Georgenhaus von der Parkseite ist in den Dimensionen vergriffen; es erscheint viel zu großartig. Der Fußweg auf dem Moritzdamm war ebenfalls schmäler und dürftiger, als wie er sich hier im Bilde zeigt, und die grimmische Gasse vollends erscheint nicht wie eine schmale Gasse, was sie in Wirklichkeit war und ist — trotzdem daß sie in lächerlicher Großstadtssucht jetzt in eine „Grimmaische Straße“ umgetauft worden ist — sondern man meint auf einem großen, freien Platze zu stehen, so verfehlt ist hier die Perspektive.

Die Verlagshandlung hat noch ein 3. und 4. Heft in Aussicht gestellt, in welchen hoffentlich neben der alterthümlichen auch der künstlerischen Seite etwas Rechnung getragen werden und nicht als einziges Kriterium für die Aufnahmefähigkeit der Umstand geltend gemacht werden wird, ob das betreffende Gebäude noch existirt oder nicht. In einer Sammlung von Architekturansichten aus dem „alten Leipzig“ erwartet man doch in erster Linie das Rathhaus, die Pleißenburg, „Barthel's Hof“ in seiner ehemaligen Gestalt und das „Fürstenhaus“, das reizvollste Privatgebäude Leipzigs aus der Zeit der deutschen Renaissance, ferner aus dem 17. Jahrhundert „Deuterich's Hof“ mit seiner viel zu wenig beachteten, innerhalb der Leipziger Architektur durchaus vereinzelt dastehenden Façadenbildung, die kleine „Börse“ auf dem Naschmarkte und einzelne von den reichen Erkern in Stuck oder Holzschnitzerei, welche die Hainstraße und die Petersstraße aufzuweisen haben, endlich aus der Barockzeit das prächtige Romanus'sche Haus, „Koch's Hof“ und die bekannten Hohmann'schen Häuser. Sicherlich wird die Verlagshandlung in den nachfolgenden Heften diesen Baulichkeiten ihre Aufmerksamkeit zuwenden. Hier bedürfte es keiner mühseligen und prekären Rekonstruktion nach alten Vorlagen, sondern lediglich guter photographischer Aufnahmen.

Erläuterungen zu den bildlichen Darstellungen halten wir nicht für absolut nothwendig. Sollte die Verlagshandlung sich entschließen, dem Ganzen schließlich einen kurzen Text beizugeben, so wollen wir nur den Wunsch aussprechen, daß die Abfassung desselben nicht — wodurch schon manche derartige Publikation entwerthet worden ist — dem ersten besten Lokalanekdotenerzähler überlassen, sondern jemand anvertraut werde, der mit der Geschichte, insbe-

sondere der Baugeschichte der Stadt vertraut und eine quellenmäßige Darstellung zu geben befähigt ist. ***

Die biblische Schöpfungsgeschichte und ihr Verhältniß zu den Ergebnissen der Naturforschung von Dr. Fr. Heinrich Reusch, Prof. der katholischen Theologie an der Universität zu Bonn. Bonn, Ed. Webers Verlag.

Versuche, die Ergebnisse der Naturforschung mit der biblischen Schöpfungsgeschichte in Einklang zu setzen, sind häufig theils von Vertretern der Naturwissenschaft, theils von Vertretern der Theologie angestellt worden. Bald das Interesse, mehr oder weniger gesicherten naturwissenschaftlichen Theorien durch die Autorität der heiligen Schrift Anerkennung auch in den Kreisen der Gläubigen zu erwerben, bald das Bestreben, den biblischen Bericht als durch die Naturforschung keineswegs erschüttert zu erweisen und so das Vertrauen auf die Zuverlässigkeit derselben zu befestigen, waren die maßgebenden Motive. Es lag in der Natur und Sache, daß diese Versuche nur dann erfolgreich sein konnten, wenn es möglich war, beide Theile zu einem Kompromiß zu veranlassen. Besonders war es die heilige Schrift, welche den mannigfachsten Verrenkungen einer künstelnden Auslegung preisgegeben wurde, bis es gelang, ihr eine Gestalt zu verleihen, in der sie der Naturwissenschaft genehm sein konnte, in der sie aber auch ihre ursprüngliche Physiognomie zu einem großen Theil verloren hatte.

Erst in neuerer Zeit hat man angefangen diesen Weg zu verlassen und die Einsicht zu gewinnen, daß die Naturforschung auf der einen und der biblische Schöpfungsbericht auf der andern Seite gar nicht mit einander in Widerspruch gerathen, und deshalb auch gar nicht ausgeglichen werden können, weil sie sich gar nicht gegenseitig berühren, weil sie ganz heterogene Gebiete in sich schließen. Zu dieser Auffassung bekennt sich auch die Schrift von Reusch, und wir heißen sie deshalb herzlich willkommen. Die früheren Arbeiten über unser Thema gingen von der Voraussetzung aus, daß die biblische Schöpfungsgeschichte einen naturwissenschaftlichen Stoff überliefern wolle, und daß auch dieser, weil in der Offenbarungsurkunde enthalten, eine maßgebende Autorität in Anspruch nehmen dürfe.

Aber diese Voraussetzung darf nicht gemacht werden. Sie ist völlig unbegründet. Die heilige Schrift ist und will sein eine Zeugin der religiösen und sittlichen Wahrheiten, deren wir zu einer normalen ethischen Entwickelung nicht entrathen können; sie ist und will sein eine Urkunde des Reiches Gottes, dessen geschichtliches Werden von seinem Anfang bis zu seiner Vollendung sie uns darstellt, nicht weniger, aber auch nicht mehr. Alles naturgeschichtliche Material der heiligen Schrift kommt nur in Betracht als Mittel für diesen

Zweck, hat gar keine selbständige Bedeutung, ist ausschließlich dazu bestimmt, den ethischen Stoff zu konkreter Anschauung zu bringen. Eben deshalb ist es berechtigt und nothwendig, falls die Naturwissenschaft, — was sie aber nur mit Verzicht auf ihren exakten Charakter, als Naturphilosophie, vermag, — es unternimmt, die ethischen Grundwahrheiten der Schrift, religiöse oder moralische, anzutasten, den Kampf mit ihr aufzunehmen; aber es liegt kein Recht und keine Nothwendigkeit vor, für die naturwissenschaftlichen Anschauungen des ersten Buches Mosis einzutreten. Wenn der Materialismus oder Naturalismus den Glauben an den lebendigen persönlichen Gott, an sein schöpferisches Wirken bestreitet, wenn er die spezifische Dignität des Menschen, seine Gottesbildlichkeit leugnet, dann wollen wir freudig und eifrig für diese Heiligthümer des Glaubens kämpfen. Aber was darüber hinausgeht, ist uns religiös und sittlich gleichgiltig, denn es kennzeichnet nur den naturgeschichtlichen Gesichtskreis der biblischen Schriftsteller, der für uns in keiner Hinsicht maßgebend ist. Wir stimmen vollkommen mit dem überein, was ein neuerer Theologe sagt: „Was etwa von naturwissenschaftlichem und philosophischem Stoffe vorliegt, hat durchaus nur Werth als Ausdruck der zu Zeiten der Entstehung des Stückes in Israel herrschenden Ansichten von diesen Dingen; ja es brauchte an sich dieses Material gar nicht dem Volke Israel eigenthümlich oder auch nur in ihm allgemein geltend gewesen zu sein. So kann in Betreff dieser Dinge nie der geringste Zwiespalt mit irgend einer Wissenschaft entstehen; sie sind als alttestamentlich bezeugte einfach Stoff für die Erkenntniß der ältesten menschlichen Auffassung von diesen Fragen." *)

Reusch folgt ebenfalls dieser Unterscheidung des ethischen Gehalts und der naturgeschichtlichen Vermittlung. Es zeigt sich dies sogleich in der Beantwortung der Frage, welche Bedeutung der Sechszahl im Schöpfungsbericht zukomme.

Da es unmöglich geworden war, an sechs Tage im Sinne des üblichen Gebrauchs dieses Begriffs zu denken, hatte man, um Bibel und Wissenschaft auszugleichen, zu größeren Perioden von unbestimmter Zeitlänge seine Zuflucht genommen. Aber war dies in der That ein ausreichender Schutz? Keineswegs! Denn die vorauszusetzenden einzelnen Perioden sind nicht nur nach einander, sondern zum Theil auch gleichzeitig verflossen. Es ist nicht so, daß die Thierwelt erst geschaffen wurde, nachdem die ganze Pflanzenwelt vollendet war; vielmehr sind gewisse Pflanzengattungen erst entstanden, nachdem thierisches Leben schon vorhanden war; und ebenso sind gewisse Landthiere früher und gewisse Luft- und Wasserthiere später aufgetreten, als nach dieser Auffassung

*) H. Schultz Alttestamentliche Theologie. Bd. I, S. 313—14.

hätte geschehen können. Der Nachweis, den Reusch giebt, ist völlig überzeugend. Ebenso erweckt unsere Sympathie die sinnige Ausdeutung der Sechszahl! Es sind sechs Schöpfungsgedanken, die in dem Bilde von Tagen uns dargestellt werden. Aber, könnte man einwerfen, sind es in der That nur sechs schöpferische Ideen, von denen uns der biblische Bericht Kunde giebt? Das scheint durchaus nicht der Fall zu sein. Will man nämlich die Thierwelt unter einen Gesichtspunkt stellen, dann fällt ein Glied aus. Will man dies nicht thun, so treten mehr Glieder hinzu, denn dann müssen mindestens die Luftthiere sowie die Wasserthiere, beide als Verkörperungen besonderer Schöpfungsgedanken angesehen werden, ja es wäre angethan, auch unter den Landthieren wenigstens das Gewürm als eine eigenthümliche Gestaltung des Schöpfungsgedankens auszuscheiden.

Jedoch dieser Einwurf argumentirt vom Standpunkt des Physiologen und Anatomen aus, aber stellt sich nicht auf den hier eingenommenen Boden einer unmittelbaren Naturanschauung, welche Luft- und Wasserthiere, weil die einen wie die andern nicht auf dem festen Lande leben, in einem Bilde zusammenschaut. Und für diese ursprüngliche Naturbetrachtung grade, die auch wir, wenn wir nicht in der Arbeit wissenschaftlicher Abstraktion uns bewegen, festhalten, ist der Schöpfungsbericht gegeben. Aber ist nicht Reusch dem Kanon, daß nur der religiös-sittliche Gehalt, nicht das naturwissenschaftliche Material offenbarenden Charakter habe, durch diese Werthschätzung der Sechszahl ungetreu geworden? Hat denn diese Zahl eine religiöse oder sittliche Bedeutung, oder ist sie nicht vielmehr etwas völlig gleichgiltiges? Die Antwort ergiebt sich aus der Erwägung, daß auf derselben die Bestimmung der Arbeitswoche und des siebenten Tages als Ruhetages ruht. Und die Vertheilung von Arbeit und Erholung ist doch gewiß eine für das sittliche Leben des Menschen eminent wichtige, fundamentale Angelegenheit.

In derselben klaren und besonnenen Weise, die Jedem das Seine giebt, der Offenbarung, was der Offenbarung, der Naturwissenschaft, was der Naturwissenschaft gehört, hat Reusch auch die übrigen hier einschlagenden Fragen behandelt, unter denen wir besonders die Erörterungen über Deszendenztheorie hervorheben, welche mit großer Schärfe die Grenzen zeichnen, deren Ueberschreitung das ethische Interesse verbietet.

Je mehr die Grundsätze, die Reusch vertritt, sich verbreiten, wird das Verhältniß zwischen Naturwissenschaft und Theologie sich friedlich gestalten, auf Grund freier Anerkennung und konsequenter Beschränkung auf das eigne Gebiet. In diesem Interesse wünschen wir der Schrift einen weiten und empfänglichen Leserkreis!

Königsberg i. Pr. H. Jacoby.

Weihnachtsbücherschau.

Unter den ernsten Werken, die zum Tage des Festes als Geschenke für Tage des Lernens und Studiums empfehlenswerth sind, erwähnen wir in erster Linie W. Zimmermann's Illustrirte Geschichte des deutschen Volkes, Stuttgart, Verlag von Gustav Weise. Dieses Werk ist mit dem in diesem Jahre beendigten dritten Bande zum Abschluß gekommen, und damit abgeschlossen ein Unternehmen jahrzehntelangen redlichen deutschen Forscherfleißes, echt wissenschaftlicher Arbeit. Neben der Reife seines Urtheils und der Höhe seines Standpunktes, dürfte der Hauptvorzug dieses Buches darin bestehen, daß es jedem gebildeten Deutschen verständlich ist, ja Jeden anzieht. Gewiß hat die schöne patriotische Begeisterung, die aus der Darstellung des Verfassers spricht, nicht geringen Antheil an dem lebhaft anregenden Eindruck dieses Werkes. Aber was Zimmermanns deutsche Geschichte vor allen ähnlichen Werken auszeichnet und zum Kunstwerk macht, ist eben die Verbindung wissenschaftlicher Forschung mit populärer Darstellung. Auch die Illustrationen von F. Hottenroth sind tüchtige Leistungen. Sie zeigen, daß sich der Verfasser überall, wo dies anging, streng an die von der Geschichte gegebenen Formen, (Kostüme, Landschaft, Architektur, Portraits u. s. w.) hielt, nicht willkührlich seiner Phantasie folgte. Wenn wir eins zu tadeln haben, so ist es die skizzenhafte Behandlung unsrer Zeit, der ganzen Epoche seit 1815. Daß diese nicht etwa in unverhältnißmäßiger Breite gegen frühere Jahrhunderte hätte dargestellt werden sollen, ist selbstverständlich. Aber sie ist statt dessen unnatürlich verkürzt. Die Epoche von 1815 bis 1871 — das Werk schließt naturgemäß mit der Gründung des deutschen Reiches — umfaßt nur sechzig Seiten, die ein Jahrzent kürzere Regierungszeit Karls des Großen dagegen allein siebenundsechszig Seiten. Das Frankfurter Parlament ist auf etwa vier Seiten abgethan. Schwer wiegt der Fehler nicht, da Jeder in der Lage ist, sich über unsere Tage aus zahlreichen andern Büchern, die Jedem zur Hand sind, zu unterrichten, nicht so leicht dagegen über jene entlegenen Jahrhunderte, in denen Zimmermann so gut zu Hause ist, wie in der Gegenwart.

Eine gleich interessante kulturhistorische Schrift, die nun schon in dritter, berichtigter und vermehrter Auflage vorliegt, bietet der Verlag von Veit und Comp. in Leipzig in den „Kulturbildern aus Hellas und Rom" von Hermann Göll (zwei Bände). Die fesselnde und klare Schreibweise des Verfassers darf als bekannt gelten — jedenfalls den Lesern der Grenzboten, da Hermann Göll wiederholt Beiträge in d. Bl. geliefert hat. Er ist einer der wenigen deutschen Philologen, welche die Erbschaft Otto Jahn's, das große

Publikum für die kulturhistorischen Probleme des Alterthums zu interessiren, angetreten und mit Glück und Geschick fortgeführt haben. Von der Vielseitigkeit und dem allgemeinen Interesse des Inhaltes kann man sich schon durch einen flüchtigen Blick überzeugen. Denjenigen, der dem Alterthum ferner steht, wird namentlich der Nachweis interessiren, daß ein großer Theil von scheinbar ganz modernen Einrichtungen und Gewohnheiten, den Alten, namentlich den Römern sehr genau bekannt war: Aktiengesellschaften, Universitäten, Musikdilettantismus, Bier, Buchhandel, Zeitungen, Bankiers, Banken und Geldkrisen, Armenpflege, Gaunerthum, Hospitäler, Pflege verwundeter oder kranker Soldaten, Virtuosenthum, Badeleben u. s. w. Alles das schildert uns Göll in ungewöhnlich anziehender Weise. Daneben natürlich eine Fülle römischer oder griechischer oder beiden Nationen gemeinsamer berechtigter Eigenthümlichkeiten; so: der Volksunterricht, die Reisen, die geselligen Spiele, die Leibeigenen und Sklaven, die soziale Stellung des Weibes, Toleranz und Sektirerei, Gespensterspuk, Polizei die Stellung der dramatischen Dichter und Künstler, der Sachwalter und Rechtsgelehrten, die Küche, die Tracht, das Schicksal der Kriegsgefangenen, die Todtenbestattung im Alterthum. Speziell dem hellenischen Leben ist die Abhandlung über die griechischen Milizen und Landsknechte, das griechische Wohnhaus, die hellenischen Nationalfeste entnommen, während das alte Rom eine große Menge aparter Stoffe dem Verfasser geliefert hat, so: Der Neujahrstag in Rom, die römischen Militärverhältnisse, die Hellenen in Rom, die Gladiatoren, Jagden und Thierhetzen, die Geheimnisse der Vesta, zwei römische Schauspieler u. s. w. Besonders lesbar ist das Buch durch die Beseitigung alles gelehrten Apparates an Anmerkungen u. dgl., für den Kenner ist im Texte überall deutlich genug auf die Quellen verwiesen.

In noch farbigerer, in feuilletonistischer Weise, behandelt das stattliche Werk „Aus altrömischer Zeit“ von Theodor Simons, Berlin, Verlag von Gebrüder Pätel, einzelne „Kulturbilder aus dem sinkenden römischen Weltreich. Die neueste (dritte) Lieferung dieses von Alexander Wagner mit trefflichen und charakteristischen Illustrationen geschmückten, von den Verlegern splendid ausgestatteten Werkes, enthält zwei Erzählungen oder Schilderungen: „Den Triumphzug des Titus“ (71 n. Chr.) und „die Stiere des Maxentius“ (spielt 312 n. Chr.). Diese Erzählungen bieten, wie die in den früheren Lieferungen enthaltenen, eine Reihe höchst anschaulich und detaillirt gezeichneter Bilder voller Leben und Bewegung. „Der Triumphzug des Titus“ über das bei der Erstürmung von Jerusalem für immer gebrochene jüdische Volk zeigt uns den grellen Gegensatz der siegestrunkenen Roma zu dem in Ketten an den Triumphwagen des Siegers gespannten Juda. Groß und kraftvoll ist der welthistorische Augenblick dargestellt, fein auch im kleinsten Detail abgerundet.

Die Tochter des Hohenpriesters erwürgt sich an ihren Haarflechten, um den Begierden Domitians zu entgehen. Bilder wildester Auflösung, die Todesboten eines tausendjährigen Weltreiches jagt der zweite Scenencyclus durcheinander. Der Kaiser Maxentius liegt lebens- und vergnügungssatt krank, als das von Hungersnoth und Pest zum Wahnwitz getriebene Volk empört dem Palast naht und Brod fordert. Der erschrockene Cäsar bietet statt dessen nächtliche Stiergefechte, und Hungrige und Kranke, Reiche und Gesunde drängen zum Circus. Mitten in die blutigen Spiele drängen die meuternden Truppen, das Blut des Cäsars fordernd. Verrathen hat ihn sein Vertrauter Därätäs. Mit Mühe rettet der allmächtige Kaiser das nackte Leben. Auf des großen Beckens Brüstung hängt sein goldverbrämter Purpurmantel; zum Lager dient er nun dem trägen Krokodile, das platt ausgestreckt in seinen Falten schläft. Die Kunst und die quellenmäßige Treue des Verfassers versöhnen mit der auch für stärkere Nerven etwas üppigen Häufung grauenhafter Bilder.

Schöne Literatur. Von illustrirten Klassikerausgaben erwähnen wir auch dieses Jahr zunächst die bereits im Vorjahr eingehender besprochenen Ausgaben der G. Grote'schen Verlagshandlung in Berlin, welche uns bis zum letzten Fest Goethe's, Lessing's und Shakespeare's Werke und die erste Hälfte Walter Scott's Romane mit Illustrationen und Kommentaren geboten hatte, und in diesem Jahre sechs Bände von Walter Scott und ebensoviele von Schillers Werken hinzugefügt hat. Herausgegeben sind Schillers Werke von Robert Boxberger, der eine umfangreiche Arbeit über Schillers Leben vorausschickt, in welcher die neuesten Ergebnisse niedergelegt sind, die wir den letzten Jahren verdanken. Die Anmerkungen des Herausgebers weisen bei jeder einzelnen Dichtung die Zeit der Entstehung, die Zahl und Jahre der Ausgaben, wichtige Varianten u. s. w. nach und erläutern unserer Zeit fremd gewordene Satz- und Wortformen. Von den Illustrationen werden wohl einige später einer gelasseneren Herausgabe und besserer Ueberzeugung weichen müssen. Die Reihenfolge des Inhaltes ist die übliche. — Demselben Verlage verdanken wir eine neue Auflage der reizenden Erzählung Wilhelm Raabe's, „Die Chronik der Sperlingsgasse“, so heiter und sinnig wie alle Erzeugnisse dieses Verfassers, mit Illustrationen von E. Bosch, und die Dichtungen Carl Siebel's bereits in zweiter Auflage. Die Freunde des Frühverstorbenen, den nicht die Sorge, sondern die Freude am Erdenleben, in der besten Kraft der Jahre getödtet, dessen Muse aber immer rein und edel zu uns spricht, haben seine Lieder gesammelt; Emil Rittershaus, der dem Dichter befreundet war, hat sie kräftig eingeleitet. Die neueste prächtige Dichtung von Julius Wolff „Der wilde Jäger“, die in demselben Verlag erschienen ist, besprechen wir in einem besondern Artikel. Die Hinstorff-

sche Hofbuchhandlung in Wismar hat in vier Lieferungen den ersten Band der Volksausgabe sämmtlicher Werke von Fritz Reuter abgeschlossen. Er enthält eine Einleitung, eine Biographie Reuters, ausgewählte Briefe desselben und den ersten Theil der Läuschen und Rimels. Das Ganze ist auf sieben Bände in 28 Lieferungen zu je 75 Pfg. berechnet. Wir wünschen der Volksausgabe des treuen, ehrlichen deutschen Volksdichters gewiß die weiteste Verbreitung — aber gerade mit diesem Wunsche halten wir die Frage sehr wohl vereinbar: ob der Verleger die Volksausgabe der gesammelten Werke des großen Humoristen, an dem er einem verbürgten Gerüchte zufolge schon ein recht anständiges Vermögen verdient haben soll, nicht eines besseren Papieres und besseren Druckes für würdig erachtet hat? Oder wie der Herr Verleger sich das Volk vorstellt, für welches diese Ausgabe bestimmt ist? Uns erscheint diese Art von Volksausgabe geradezu als ein Hohn auf den Namen des todten Verfassers, wie auf den Gattungsnamen, für welchen dieses Industrierzeugniß bestimmt sein soll. Da meint es Wilh. Werther's Verlag zu Rostock mit der Ausstattung der reizenden plattdeutschen Erzählungen von John Brinkmann (I. Band Kaspar Ohm un ik) viel besser. Das Büchlein liegt schon in dritter Auflage vor. — Mit der reizenden Ausstattung freilich, welche die Gebr. Paetel ihrer sogenannten Nipptischliteratur geben, jenen zahlreichen Bändchen von Storm, Jensen, Putlitz u. A., die in so goldigem Schnitt und in so eleganter Hülle strahlen, als ob sie immer zu Weihnachten geschenkt sein wollten, läßt sich auch Kaspar Ohm nicht vergleichen. Da liegen vor in neunundzwanzigster Auflage „die Irrlichter“ von Marie Petersen, in neunzehnter Auflage, „Prinzessin Ilse“ von derselben Verfasserin, in zweiter Auflage „In St. Jürgen“ und „drei Novellen“ von Th. Storm, während „Immensee“ von demselben Verfasser es schon auf 21 Auflagen gebracht hat. Wilhelm Jensen ist hier mit seinen Novellen „Späte Heimkehr“ und „Aus Lübecks alten Tagen“ (in zweiter Auflage) und die „braune Erica“ (in dritter Auflage) vertreten. Gustav zu Putlitz „Vergißmeinnicht“ hat es auch auf dreizehn Auflagen, seine „Walpurgis“ auf fünf gebracht. Trotz der geringeren Gunst des Publikums möchten wir diesen Novellen von Putlitz und Jensen und den drei Novellen von Storm sowie dem (nun in dritter Auflage vorliegenden) Novellencyklus von Hugo Gaedke „Wann das Heimweh kommt“ den Preis in der ganzen Sammlung zuerkennen. Endlich ist einer in demselben Verlage und in gleich stattlicher Ausgabe erschienenen Jugendarbeit Paul Heyse's, „der Jungbrunnen“ zu gedenken, die zuerst namenlos in die Welt trat, zu der sich aber in späten Tagen nun der Vater bekannt hat. Alle Vorzüge der reifen Künstlerschaft des Dichters, aber auch die Schatten seiner Weltanschauung zeigen die im Verlage von Wilhelm Hertz in Berlin erschienenen „neuen moralischen Novellen“ von Paul Heyse, eine Sammlung, welcher zwar vom Standpunkt der Moralität nichts vorzuwerfen ist, die aber bis auf die eine reizende Erzählung „Getreu bis in den Tod“, nur tragische, nicht selten gräßliche Stücke bietet.

Verantwortlicher Redakteur: **Dr. Hans Blum** in Leipzig.

Verlag von **F. L. Herbig** in Leipzig. — Druck von **Hüthel & Herrmann** in Leipzig.

Sozialistische Chronik.

Es ist unveräußerliche Menschenart, von einem Extrem ins andere zu taumeln. Erst durch den „Choc“ und „Gegenchoc“, um mit dem Dorfchirurgus in Immermann's „Münchhausen“ zu reden, stellt sich das richtige Gleichgewicht, die goldene Mitte her, langsam und schwerfällig, aber auch siegreich und unwiderstehlich, wie es eben in der Natur des gesunden Menschenverstandes liegt. Nach dem „Choc“ des vornehmen Ignorirens der sozialistischen Bewegung befinden wir uns augenblicklich in dem Stadium des „Gegenchocs“, in welchem ein minder vornehmes Kokettiren mit der relativen Berechtigung der weltumstürzlerischen Bestrebungen an der Tagesordnung ist. Namentlich die reaktionär-ultramontanen Parteien gefallen sich darin den Schildbürgern gleich, die den Ast absägen, auf dem sie selber sitzen, die Kritik des Sozialismus an der wirthschaftlichen Ordnung der heutigen Gesellschaft als unwiderleglich zu rühmen. Die dickleibigen Pamphlete, welche eben der evangelische Geistliche Todt und der katholische Convertit Fürst Isenburg-Birstein auf den Markt geworfen haben, sind von A bis Z Variationen auf das Thema, daß die liberalen Parteien die Sozialdemokratie wohl „todtzuschweigen“, aber nicht zu widerlegen verständen. Dabei zehren die Wackern bis auf den letzten Brosamen ihrer sozialpolitischen Weisheit von dem Tische, den Rudolf Meyer in seinem „Emanzipationskampfe des vierten Standes“ gedeckt hat. Rudolf Meyer wäre vielleicht der einzige konservative Parteipublizist, welcher an eingehender Beachtung des sozialdemokratischen Treibens der liberalen Presse voraus gewesen sein würde, wenn er nur eben ein konservativer Publizist und nicht vielmehr ein kryptosozialistischer Parteigänger wäre.

Gewiß ist es wünschenswerth, daß Seitens der liberalen Parteien den Wühlern des Zukunftstaates noch genauer und schärfer auf die Finger gesehen wird, als es augenblicklich geschieht. Um nicht unbillig zu urtheilen, darf man allerdings eins nicht übersehen: die gallertartige, muskellose Natur des

modernen Communismus. Er nennt heute grün, was er gestern blau nannte und was er morgen roth nennen wird. Ueber jede öffentliche Frage kann man in der sozialdemokratischen Literatur zehn verschiedene Ansichten finden, die sich vom sanftesten Moll des Stimmenfangs bis zum grellsten Dur unfehlbarer Gesinnungstüchtigkeit steigern. Selbst über die ersten Voraussetzungen ihrer Pläne herrscht unter den maßgebenden Autoritäten und Organen widerspruchsvolle Unklarheit. Marx legt den Schwerpunkt des Systems in seine Werththeorie, wonach die Arbeit allein werthbildende Substanz sein soll, während Dühring und Schäffle in vollem Einklang mit der liberalen Oekonomie diesen Satz als absolut hinfällig nachweisen. Der „Vorwärts", das offizielle Parteiorgan, bewundert in jener Theorie den unumstößlichen Eckstein des Zukunftsstaats, während die „Zukunft", sein wissenschaftliches Schwesterblatt, „nichts für irrthümlicher" erklärt, als dies Axiom. Eine Brochüre von Geiser fordert, daß die Jugenderziehung von den Eltern als den natürlichen Beschützern der Kinder geleitet werde, während eine Broschüre von Most „das angebliche Recht der Eltern, ihre Kinder beliebig zu erziehen, einfach als freche Anmaßung" proklamirt. Und so in infinitum; diese heulenden Widersprüche sind durchweg an der Tagesordnung. Hier sich zurechtzufinden, in dem ewig wechselnden Kaleidoskope die halbwegs festen Grundlinien zu erkennen, die durcheinander schwirrenden Ansichten nach dem Gewicht der Gründe, mit welchen, nach der Autorität der Personen, von welchen sie verfochten werden, zu werthen und darnach den geistigen Gehalt in dem ganzen Treiben richtig abzuwägen, ist eine Aufgabe, welche zu lösen nicht einmal jedem Politiker von Fach, geschweige jedem patriotischen Wähler möglich ist. Denn sie ist nicht nur unerquicklich und widerwärtig, sondern zugleich in höchstem Grade zeitraubend; wenn auch in keinem andern Punkte, so beweist die Sozialdemokratie wenigstens in der Hervorbringung von Makulatur eine Produktionsfähigkeit, vor welcher die heutige Ordnung beschämt die Segel streichen muß. Unter solchen Umständen mag es vielleicht nützlich sein, von Zeit zu Zeit das Strombette der Bewegung nach den Spuren zu untersuchen, welche der agitatorische Tagesschlamm hinterlassen hat, in gemessenen Zwischenräumen eine Rechnung des augenblicklichen Parteistandes aufzumachen nach seinen bleibenderen und tieferen Gestaltungen, wie es die Absicht dieser anspruchslosen Chronik ist.

Seit dem Gothaer Vereinigungskongresse bilden die letzten Reichstagswahlen den erstren, tieferen Einschnitt in der Geschichte der deutschen Sozialdemokratie. Ihre Wahlsiege riefen zwei Strömungen wach, die im Laufe dieses Jahres immer deutlicher erkennbar hervortraten: einerseits einen geistigen Niedergang, ein immer stärkeres Zerfließen und Verschwimmen des Parteiprinzips, soweit von einem solchen überall noch die Rede sein konnte, andererseits wiederum

eine Befestigung und Erweiterung der Parteiorganisation. Die psychologischen Gründe dieser Entwicklung sind unschwer zu finden. Wenn es galt, nicht mehr blos Hunderte und Tausende, sondern Zehn- und Hunderttausende in dem Lager zu erhalten, in welches die weit überwiegende Mehrzahl nur aus ganz unklaren Motiven, gelockt von den gleißenden Versprechungen der Agitatoren und gespornt von dem Drucke des herrschenden Nothstandes gelangt war, so gebot eine unabweisbare Nothwendigkeit, die erschreckende Deutlichkeit der Endziele abzuschwächen und zu verhüllen, d. h. wider Willen eine relativ zielbewußte Partei in ein verschwommenes Konglomerat von Begehrlichen und Unzufriedenen aufgehen zu lassen. Wieder aber die blendenden und überraschenden Erfolge des 10. Januar wirkten anfeuernd auf die entschlossenen und klarblickenden, hinreißend auf die schwankenden und zaghaften Elemente der Partei; dazu fiel ihr in Folge jener Errungenschaften, wie sie ähnlich noch in keinem Kulturlande das sozialistisch organisirte Proletariat erzielt hat, ganz von selbst die führende Rolle in dem internationalen Konzerte der Kommunisterei zu; so konnte sie einen großen Schritt zur strafferen Organisation der streitenden Heere des Zukunftstaates thun.

Die „Internationale Arbeiterassoziation", welche im Herbste 1864 auf einem Meeting von Arbeitern aller Länder zu London unter den geistigen Auspicien von Karl Marx gegründet worden war, zerbarst bekanntlich 1872 auf ihrem fünften Kongresse im Haag. In dem Vereine der internationalen Verbrüderung hatten, wie bei den inneren Widerspruche alles sozialistischen Wesens unvermeidlich war, nationale Zänkereien die Oberhand gewonnen. Die romanischen Sozialisten wollten nichts mehr von der Alleinherrschaft des „deutschen Juden" Marx wissen. Die kalte, methodische, alles zersetzende und nichts Positives verheißende Art dieses Mannes war der glühenden Phantasie der Südländer halb unfaßbar und ganz unheimlich, während sie, auch von der Stammesverwandschaft abgesehen, um so mehr Anklang unter den Deutschen fand, die bei ihrer philosophischen Naturanlage nun einmal alles ernsthaft nehmen, nicht zum wenigsten die Narrheit. Noch heiß von dem Kampfe, den sie gegen den „Personenkultus" der Lassalleaner führten, erklärten sich die deutschen Delegirten 1872 im Haag für „autoritäre" Sozialisten, um Marx zu retten, allein ohne Erfolg. Mit dem Schlagworte der „föderalistischen Organisation" zersprengte die Mehrheit den einheitlichen Zusammenhang der Internationalen; mühsam nur konnte Marx das große Fiasco dadurch verbergen daß er den Generalrath nach New York verlegen ließ. Es war eine bloße Phrase; bis auf einen Scheinkongreß, den er 1873 noch in Genf abhielt, ist der Bund gänzlich erloschen.

Dagegen gründete die antimarxistische Mehrheit des Haager Kongresses

eine neue „Internationale Arbeiterassociation“ unter Führung des Russen Bakunin. Dieser halb oder ganz wahnsinnige Phantast — die Marxisten pflegten ihn als panslavistischen Spion der russischen Regierung zu denunziren — hielt sich allerdings nicht erst mit einer diffizilen Kritik von Gesellschaft und Staat auf; er predigte kurzweg die „Anarchie“ an sich, die gänzliche Abschaffung aller Klassen, aller Autoritäten, aller Staaten, jedes Patriotismus, jeder Nationalität, jeder Ungleichheit in der Gesellschaft bis auf den Unterschied zwischen Mann und Weib. Nach ihm sollen beide Geschlechter z. B. kurz geschorene Haare und weite Kleider, Hüte von gleichem Schnitt und blaue Brillen tragen, damit schon im Aeußern jede Differenz verschwinde. Um die ganze Verworfenheit dieses wüsten Nihilismus zu charakterisiren, sei nur noch andeutend erwähnt, daß die Frauen Alles thun sollten, um les fruits de leurs amours ou plutôt de leurs nécessités naturelles zu unterdrücken. So unglaublich diese thierischen Brutalitäten klingen, so gelang es der Sekte doch ihre Fäden von Rußland bis nach Spanien, Italien, Griechenland, ja angeblich selbst nach Egypten und Amerika zu spinnen. Die spanischen Revolten von 1873, die Putsche von Benevent, Bern, Petersburg kommen auf ihre Rechnung; auch in dem großen Eisenbahnstrike der Vereinigten Staaten will sie ihre Finger gehabt haben. Ueber ihre Ausbreitung und Organisation im Einzelnen ist allerdings nichts Näheres bekannt, und sie selbst beobachtet darüber ein behutsames Schweigen; jedenfalls hielt sie stets den äußern Schein aufrecht und von wie wenigen Delegirten immer ihre Jahreskongresse besucht sein mochten, so fanden sie doch regelmäßig statt. Nach dem Tode Bakunin's begann sie zu zerfallen; um sich frisches Blut zuzuführen, beschloß sie im Oktober 1876 auf ihrem Kongresse in Bern, einen sozialistischen Weltkongreß für den September 1877 nach Gent zu berufen; dort sollte die 1872 verloren gegangene Einheit der proletarischen Weltbewegung — natürlich in bakunistischem Sinne — wieder hergestellt werden.

Durch diese Pläne machten die Wahlerfolge der deutschen Sozialdemokratie einen gewaltigen Strich. Marx konnte nunmehr eine Karte auf den Tisch werfen, welche die aussichtslosen Putsche der Bakunisten weitaus übertrumpfte. Nach einem Sonderkongreß, den die letzteren vom 6—8. September dieses Jahres in Verviers abhielten, um sich nochmals gegenseitig zu versichern, daß der „revolutionaire Anarchismus“ Bakunin's von dem „demokratischen Sozialismus“ der Deutschen nicht verschlungen werden dürfe, tagte der Weltkongreß zu Gent vom 9—15. September. Er war besucht von etwa 30 Delegirten aus aller Herren Länder, meist ganz unbekannten Ehrenmännern; Liebknecht vertrat die deutsche Sozialdemokratie. Die Majorität bestand aus Marxisten. Die Debatten waren heftig und währten lange, aber ihr sachlicher Kern läßt sich in sehr wenige Worte zusammenfassen. Die Marxisten verlangten, daß der Grund und

Boden und alle Produktionsmittel gesellschaftliches Gemeineigenthum sein sollen, ganz wie es im „Kapitale“ von Marx und im Gothaer Programm geschrieben steht; sie proklamirten den omnipotenten Staat, der die Produktion und Konsumtion bis in's Kleinste hinab regeln und nach den Beschlüssen der Volksmehrheit regiert und verwaltet werden soll; „die Minorität muß sich fügen oder auswandern“, erklärte der Schweizer Greulich den Anarchisten. Diese Alternative ist sehr euphemistisch formulirt, denn da die sozialistische Gesellschaft eine nationale Organisation weder sein kann noch sein soll, sondern immer nur eine oder richtiger die internationale Völkergemeinschaft sein würde, wenn sie überhaupt möglich wäre, so steht ein Rebell nicht etwa vor dem Dilemma des Gehorchens oder Auswanderens, sondern des Gehorchens oder Verhungerns. Die Bakunisten wollten nun zwar auch Kollektiveigenthum, aber nicht in den Händen des Staats, sondern freier Arbeitergruppen, die sich ohne jeden gesellschaftlichen oder staatlichen Zwang ganz nach souveränem Belieben frei bilden und auseinander gehen. Die Idee ist im Grunde völlig unverständlich: der Bakunist Guillaume suchte sie zu verdeutlichen, indem er sagte: „Der Kommunismus ist Gemeinschaft und Regierung; der Anarchismus ist Gemeinschaft und Anarchie.“ Nun spitzten sich die Gegensätze so zu. Die Bakunisten warfen den Gegnern ein: „Euer Zukunftsstaat ist die abscheulichste Sklaverei, die je in einem menschlichen Gehirne ausgebrütet worden ist.“ Worauf die Marxisten erwiderten: „Aber eure freien Arbeitergruppen führen mit logischem Zwange zur freien Konkurrenz, das heißt zum Privateigenthum, das heißt zum heutigen Staate zurück.“ Offenbar haben beide Theile Recht bis auf das Tüpfelchen über dem i. Sie vertraten den Pol und Gegenpol des inneren und ewig unlöslichen Widerspruchs, der sich Kommunismus nennt. Eine kürzere und vernichtendere Kritik der ungeheuren Schwindelblase, als sie in dieser thatsächlichen Gegenüberstellung des bakunistischen und marxistischen Prinzips enthalten ist, läßt sich absolut nicht denken. Im Uebrigen trugen die Marxisten den Sieg davon, indem mit 16 gegen 13 Stimmen resolvirt wurde, daß „der Staat, welcher das ganze Volk vertritt und umfaßt, und innerhalb dessen die freien Kommunen organisirt sind, Eigenthümer des Landes und der übrigen Arbeitsinstrumente werde.“ Die gesperrt gedruckten Worte wurden als Konzession der starken Minorität der Bakunisten bewilligt; wie die „freien Kommunen“ innerhalb des projektirten Zwangsstaates organisirt werden sollen, gehört zu den Räthseln der sozialistischen Weisheit, über welche sich heute den Kopf zu zerbrechen kaum lohnt.

Dies war die prinzipielle Differenz. Bezüglich der Taktik waren wiederum beide Theile darin einig, daß die Gewalt der entscheidende und letzte Hebel der sozialen Revolution sein muß und wird. Die Marxisten wollen nur durch

unermüdliche Betheiligung am politischen Leben des heutigen Staats eine so compakte Majorität für sich gewinnen, daß sie eines schönen Tages kurzer Hand alles Bestehende umstürzen können, während die Bakunisten durch ihre unaufhörlichen Putsche, von denen sie beiläufig versicherten, daß es gar keine ernsthaften Revolutionsversuche, sondern nur Akte der Propaganda par le fait sein sollen, das „werkthätige" Volk an das Feuer gewöhnen wollen, um sich eine erprobte und schlagfertige Armee zu drillen. Wieder war die gegenseitige Kritik höchst treffend. Die Bakunisten sagten: „Indem ihr euch auf den Boden der heutigen Ordnung stellt, wenn auch nur um sie zu bekämpfen, erkennt ihr sie implicite an und verletzt die revolutionäre Reinheit des Prinzips." Namentlich wurde den deutschen Sozialdemokraten zum Vorwurfe gemacht, daß sie um des Stimmenfangs bei den Wahlen willen ihre eigentlichen Ziele verhüllten, was Liebknecht zwar zu heftigen Zornesausbrüchen reizte, aber nichtsdestoweniger in der Wahrheit begründet ist. Die Marxisten aber erwiderten: „Alle Tyrannen und Reaktionäre füllen euch die Taschen mit Gold, der letzte Rest von Freiheit wird vernichtet, wenn ihr den Putsch zu einer stehenden Institution in Europa macht." Auch hier siegten die Marxisten in einer Resolution, welche erklärt, daß das als Partei organisirte Proletariat alle politischen Mittel anwenden müsse, um zur sozialen Emancipation zu gelangen.

Natürlich kam es bei solchen Differenzen zu keinerlei „Versöhnung". Man mußte sich mit einer Resolution begnügen, worin sich beide Parteien „jenen gegenseitigen Respekt" versicherten, „welchen sich Männer schulden, die das Gefühl und die Ueberzeugung ihrer Würde und die Ueberzeugung von ihrer Ehrlichkeit haben." Dagegen schlossen die marxistischen Delegirten einen „Solidaritätspakt" ab, der in Kürze die Grundsätze der früheren Internationalen wiederholt, Grundsätze, die auch im Gothaer Programm der deutschen Sozialdemokratie formulirt sind und sich dahin zusammen fassen lassen, daß der sozialistische Staat im gesellschaftlichen Gemeineigenthum am Grund und Boden, sowie an allen Arbeitswerkzeugen basire und daß er allein zu erreichen sei durch das einmüthige Zusammenwirken aller Arbeiter aller Länder, welchem Bunde gegenüber alle andern Parteien nur eine „reaktionäre Masse" bilden. Auf Grund dieses Pakts wurde eine „Allgemeine Union des internationalen Sozialismus" beschlossen, die sich demnächst in einem beiläufig aus absolut unbekannten Leuten bestehenden Bureau zu Gent konstituirte und ein „Manifest an die sozialistischen Arbeiterorganisationen Englands, Frankreichs, Belgiens, Dänemarks, Deutschlands, Oesterreich-Ungarns, der Schweiz und Italiens" erließ. In diesem Aufrufe wurde ausdrücklich die „politische Enthaltung" verfehmt und als maßgebendes Muster die Taktik der deutschen Sozialdemokratie

hingestellt, die somit auch formell als Vorkämpferin in dem Weltkriege des Proletariats gegen eine tausendjährige Kultur anerkannt wurde.

Die praktische Bedeutung und Wirksamkeit des Genter Bundesbureaus wird nicht leicht gering genug angeschlagen werden können, allein die ersten Fäden zu einer neuen Organisation des internationalen Sozialismus sind damit geknüpft, und es ist nur noch die Frage einer sehr absehbaren Zeit, wann Marx seine „Internationale Arbeiterassoziation" wieder erstehen lassen wird, für deren Rekonstruktion ihm die Bakunisten durch ihre voreilige Berufung des Weltkongresses die schwierigsten Vorarbeiten abgenommen haben. Noch verhängnißvoller, als ein Irrthum in dieser Beziehung würde sein, wenn man, wie es wirklich hier und da geschehen ist, in dem Siege der Marxisten über die Bakunisten den Sieg eines gemäßigteren über ein extremeres Prinzip erblicken wollte. Im letzten Grunde verfolgen beide Fraktionen den gleichen Widersinn; nur sind die Bakunisten etwas konsequenter und ehrlicher und in Folge dessen etwas maßloser und — ungefährlicher. In der That hat nicht der gemäßigtere, sondern der gefährlichere Theil in Gent obgesiegt, und wir dürfen uns um so weniger darüber täuschen, als die ersten und reichsten Früchte dieses Sieges der deutschen Sozialdemokratie zu Gute kommen.

Wenn nun aber schon der Genter Kongreß trotz seiner bemerkenswerthen Folgen für die Befestigung und Erweiterung der Organisation in seinen Debatten eine wahre Travestie auf den geistigen Gehalt der sozialistischen Lehren darstellte, so verstärkt sich dieser Eindruck eines unaufhaltsamen Niedergangs noch bedeutend bei einem Rückblicke in die geistige Rüstkammer unserer sozialistischen Mitbürger. Seit Jahr und Tag herrscht hier ein unglaubliches Tohu Wabohu; fragt man heute einen Sozialdemokraten, in welchem Gedanken, in welchem Satze seine Partei denn nun völlig einig sei, so kann er ehrlicher Weise nur antworten: „in keinem, als in dem gewaltsamen Umsturz der bestehenden Verhältnisse und diesen einen dürfen wir nicht proklamiren." Es ist bereits hervorgehoben, wie unzerreißbare Fesseln der Agitation durch die Rücksicht auf die bei den Wahlen eingefangenen Stimmen angelegt sind; wenn heute ein gegnerisches Blatt wiederholt, was Marx, Engels, Liebknecht Dutzende von Malen feierlich proklamirt haben: daß die Gewalt die ultima ratio des modernen Kommunismus sei, so hallt auf der ganzen Linie der Demagogenpresse der läppische Vorwurf der „Unwissenheit oder Niedertracht" wieder. Wie die Bakunisten in Gent, so klagte auch Most auf dem diesjährigen Kongresse zu Gotha, „man habe bei den Wahlen vielfach nicht gewagt, radikal vorzugehen, sondern sich so verblümt als möglich ausgesprochen"; ohne Uebertreibung darf man behaupten, daß Hunderttausende im Januar ihre Stimmzettel für sozialdemokratische Kandidaten in die Wahlurne geworfen haben — ohne auch nur

die blasseste Ahnung, was sie damit thaten. Allein selbst hiervon abgesehen, so ist auch unter den bewußten Anhängern der Bewegung die geistige Verwirrung in bedenklichem Steigen. In einer Partei dieses Kalibers kann sich die Sucht nach immer neuem Blendwerk gar nicht sättigen; als man Lassalle's müde war, hob man Marx auf den Schild; nun wurde auch dieser langweilig und man proklamirte Dühring und Schäffle. Zwischen diesen vier Evangelisten der neuen Religion nur die leiseste und nothdürftigste Harmonie herzustellen, muß selbst der zugleich dreisteste und gewandteste Rabulist von vornherein als ein völlig aussichtsloses Unternehmen aufgeben. Dazu kommt ein noch entscheidenderes Moment. Der deutsche Arbeiter, auch wenn er sozialistisch infizirt ist, bleibt doch zu gutartig, als daß er sich auf die Dauer an dem wüsten Poltern, Schimpfen, Verdächtigen, Verleumden der demagogischen Agitatoren und Zeitungen genügen lassen mag; er hat es zehn oder fünfzehn Jahre lang ertragen, aber nun verlangt er endlich, daß ihm das gelobte Land wenigstens in den allergröbsten Umrissen gezeichnet, daß ihm wenigstens in den allgemeinsten Gedanken angedeutet werde, wie die Dinge in Zukunft denn eingerichtet werden sollen. Es giebt absolut keine Forderung, welche die sozialdemokratischen Feder- und Mundhelden in größere Verlegenheit setzt. Ihre wissenschaftlichen Autoritäten lassen sie dabei völlig im Stich. Lassalle's Produktivassoziationen sind längst als reaktionäre Halbheit abgethan; Marx beschränkt sich auf die mehrfach erwähnte, wie Dühring mit Recht sagt, „vage“ Idee des Gemeineigenthums an Grund und Boden und allen sonstigen Arbeitswerkzeugen und hütet sich im Uebrigen wohlweislich, seinen wissenschaftlichen Ruf durch Ausspinnen von Phantasmagorien auf's Spiel zu setzen. Schäffle hat aus jener „vagen“ Idee in seiner vielbesprochenen „Quintessenz des Sozialismus“ den sozialistischen Staat zu konstruiren gesucht, allein bei aller Konnivenz und Zuneigung kommt er doch in fast allen entscheidenden Punkten — so bei der Frage der individuellen Bedarfsbestimmung, der Werthabmessung 2c. — zu dem Resultate, daß die Sache „vorläufig“ eine Utopie sei. Dühring hat allerdings als „sozialitäres System“ der Zukunft eine „Wirthschaftskommune“ in allem Detail juridisch und ökonomisch zu begründen gesucht, und insofern könnte er aushelfen, allein unglücklicher Weise wird sein System schon seit lange von Engels, dem Busenfreunde von Marx, im „Vorwärts“ als verfehlte Ausgeburt eines unlogischen und unwissenden Kopfes „vernichtet.“ Einige dii minorum gentium haben dann helfend in die Lücke zu springen gesucht. Most wollte in einer Serie von Vorträgen die neue Welt malen, allein schon bei dem ersten Anlaufe förderte er so blühenden Unsinn zu Tage, daß ihm schleunigst von Parteiwegen das Handwerk gelegt werden mußte. Bebel ging es bei einem bescheideneren Versuch nicht besser, und auf dem letzten Parteikongresse lag er sich mit Most

in den Haaren, wer von Beiden der Partei bei diesen Exkursen mehr geschadet habe. Enfin die Sache war nicht zu machen, und wohl vornemlich, um das agitatorische Wirken von dieser gefährlichen Schlinge zu befreien, wurden wissenschaftliche Organe in's Leben gerufen, die den Sozialismus begründen, ergründen und erforschen sollen, nachdem er beiläufig anderthalb Jahrzehnte lang wie ein marktschreierischer Charlatan auf Markt und Gassen seine Heilmittel als unfehlbar gepriesen und jeden Zweifler mindestens der Unwissenheit, wenn nicht schlimmerer Dinge geziehen hatte.

Das wissenschaftliche Organ der eigentlichen Partei ist bekanntlich eine Halbmonatsschrift „Die Zukunft", zu welcher nach einer neulichen Enthüllung Dühring's ein „Millionär" die Gelder gegeben haben soll. Sie ist in anständigem Tone geschrieben, aber in beträchtlichem Grade abstrakt, dürr und selbst ein wenig langweilg. Klarheit hat sie bisher in das wogende Chaos der Parteianschauungen nicht gebracht, vielmehr die letzten etwa noch halbwegs festen Punkte zerstören helfen. Ihr Urtheil über die Werththeorie von Marx ist bereits erwähnt. Wenn es weiter noch einen Satz gab, von dem die sozialdemokratische Agitation von Anbeginn sich nährte, so war es die Forderung des vollen Arbeitsertrages für den Arbeiter. Auch ihn erkennt die „Zukunft" nicht an. Sie erklärt es für ungerecht, den Arbeiter nach dem Maße zu entlohnen, als er Werthe erzeugt oder Arbeitszeit aufgewandt habe: die „wahre Gerechtigkeit" erlange, daß er in dem Verhältnisse mehr erhalte, als er mehr Mühe und Unannehmlichkeit bei der Arbeit gehabt habe. Diese Anschauung überbakunisirt noch den Bakunismus.

In freierem und loserem Verhältniß, als die „Zukunft", steht die Monatsschrift „Neue Gesellschaft" zur deutschen Sozialdemokratie. Neben manchem Richtigen hat sie einen sehr interessanten Aufsatz von Schäffle „über die natürliche Zuchtwahl in der menschlichen Gesellschaft" gebracht. Es ist ein Versuch zur Versöhnung des Darwinismus und Sozialismus, die merkwürdiger Weise in der öffentlichen Meinung vielfach als nahe verwandt gelten, während es keine denkbar größeren Gegensätze giebt als die radikale Deszendenztheorie und den radikalen Kommunismus. Schäffle's Sozialismus in diesem Essay ist verhältnißmäßig zahmer Natur. Er hofft, aus der gegenwärtigen eine höhere Zivilisationsepoche durchbrechen zu sehen, in welcher namentlich durch eine Verschiebung der Besitzverhältnisse zu Gunsten des Kollektiveigenthums der geistigen Kraft im Kampfe um die bevorzugte Stellung in der menschlichen Gesellschaft ein freierer und weiterer Spielraum gegeben ist, als heute. Wenn er sagt, daß ein kampf- und streitloser Zustand des menschlichen Geschlechts absolut undenkbar sei, daß geschichtslos radikales Improvisiren eines utopischen Gesellschaftszustandes keine neue Gesellschaft begründen könne, wenn er endlich schreibt: „Die Aristokratie der persönlichen

Tüchtigkeit muß jeder Verständige anerkennen. Wer der Gesellschaft mehr leistet, soll mehr von ihr empfangen, soll besser von ihr unterhalten und mehr geehrt sein, soll herrschen" —, so wird ihm jeder Verständige beistimmen, aber freilich den Sozialismus, wie ihn unsere Sozialdemokratie versteht, begründet, ergründet und erforscht er damit so wenig, daß er ihn vielmehr pur et simple todtschlägt.

An diesen kurzen Bemerkungen über die neuen Zeitschriften sei es für diesmal genug. Es liegen von der „Zukunft" erst fünf, von der „Neuen Gesellschaft" erst zwei Hefte vor, und es wäre unbillig, auf noch so spärliches Material hin schon ein irgend abschließendes Urtheil zu fällen.

Berlin, den 3. Dezember 1877. Franz Mehring.

An den westeuropäischen Höfen 1483 bis 1486.

Eine Reisebeschreibung.*)

II.

2. In England. Am Montag nach Palmarum**) schiffte sich unser Ritter nach England ein, ging, dort angekommen, zu Fuß bis Canterbury und weiter nach London, wo er am Charfreitag ankam. Dort traf er einen Landsmann, „einen Edelmann, ein Schenk mit Namen, welcher der Rechten Doktor oder Licentiatus war, ein Schlesinger." Dieser führte ihn ein „in der Kaufleute Haus, welches man die Mannschaft nennet." Acht Tage nach Ostern verließ er London um zum Könige zu reisen. Doktor von Schenk hatte ihm zum Abschied einen silbernen Ring verehrt und ein Kaufmann aus Danzig, Peter Eckstedt, einen goldenen, „welcher von der Kraft und Tugend, daß wer ihn an der Hand trägt, an dem kann die fallende Krankheit nicht Macht haben." — Dieser Zauber stamme von dem heiligen König Eduard her, der Johannes dem Täufer besondere Verehrung gewidmet und einst einem Bettler einen goldenen Ring geschenkt habe. Diesen Ring brachte dann Johannes der Täufer auf hoher See Engländern, die nach dem heiligen Grabe pilgerten mit der Erklärung, daß derselbe die angedeutete Wunderkraft besitze. „Derhalben" — wie Popplau erzählt — „auch alle Könige in Engelland den Gebrauch haben, daß sie jährlich am Charfreitag unter der Messen große Schüsseln oder Becken

) Folgende Druckfehler im ersten Theile dieser Reisebeschreibung (voriges Heft der Grenzboten) sind zu berichtigen: Seite 422 Zeile 12 von unten lies „ehelichen" statt „ehrlichen"; S. 424 Z. 20 v. o. „fühlte" statt „fülte"; ebenda Z. 4 v. u. „Beckensloer" statt „Beckenloer"; S. 425 Z. 17 v. u. hinter „Wallhen" fehlt „)"; ebenda Z. 7 v. u. l. „**)" statt „*)".

**) 12. April 1484.

voll Ringe opfern, davon man den armen Leuten wider diese Krankheit austheilet, doch sagte mir der König selber, daß dies am Ostertage geschehe." —

„Von London zog ich auf einem Wege, da immer ein Dorf am andern war, und kaum eines vom andern drei Gewände, bis ich gen Gwar*) kam, 20 englische Meilen von London. Von Gwar kam ich in eine Stadt Kameritz**) genannt, vier und zwanzig Meilen davon gelegen, da ist eine Universität, und davon fünfzig Meilen ist noch eine Universität Oxford genannt, welche zwei Universitäten alleine in England sein und keine mehr. Wiclef, ein geborener Engelländer, hat anfänglich, als er aus Engelland vertrieben, und seine Bücher verbrannt worden, in Böhmen seine Ketzerei bracht, dann er durch seinen subtilen Verstand Oxford ausgeschöpft hatte, denn durch Ehrgeiz und um eignen Nutzes willen ward er vom rechten auf einen bösen Weg gewendet. Sein Irrthum und Gedächtniß glimmet und rauchet noch bis auf heute durch Böhmen und Mähren, und wie michs ansiehet, wird es so bald ja ewiglich nicht ausgelöschet werden. Denn man ihn derer Orte fast für einen Gott hält. Von London bis gen Cameritz sind die Dörfer dicker aneinander, denn sonsten anderswo in Engelland. Dieselbe Gegend ist auch mehr, denn an andern Orten in ganz England voll des schönsten Frauenzimmers, welcher gleichen an Schönheit ich in aller Welt nicht gesehen, haben die Deutschen fast lieb, lassen gerne mit ihnen freundlich scherzen, geben freundliche Küßlein aus, haben liebliche schöne hausbackene Busen, haben von oben bis unten an von Natur untersetzte und große Gliedmaßen, denn die deutschen Weibsbilder. Derselben Gebrauch allda zu Lande ist, so oft ein fremder Mann aus andern Landen, oder auch aus Engelland in einer ehrbaren Frauen Haus kommt, geben sie ihm den Kuß im Eingang und wenn er weggeht. — Wo auch einer im Land von einer Stadt zur Andern wandert, oder aus dem Lande anderswohin verreiset, so bald er wieder zu Land kommt, und ihm die bekannten Weiber ansichtig werden, in der Kirchen, auf der Gassen, oder anderswo, so gehen sie zu ihm, küßen ihn ganz freundlich vor allen Leuten öffentlich, sind auch viel getreuer, denn die Männer, welche fast hitziger und colerischer Art und Natur sind und wenn sie vor Zorn erwarmen, erbarmen sie sich über Niemanden. — England ist fast ein fruchtbar Land, darinnen Schafe, wie auch alles Getreides überflüssig genug und ist wohl in Bekommung allerlei Frucht dem Lande Mähren zu vergleichen, ausgenommen die Gebäud, und wiewohl dieses Alles, auch der Rinder darin ein Ueberfluß ist, so sind doch alle Ding in theurem Kauf, wegen des großen Geizes der Inwohner. Das Land hat zuweilen Ge-

*) Ware.
**) Kambridge.

birge, jedoch nicht übrig hoch, an etlichen Orten ist es eben. Man gräbt auch allda Blei und Zinn, schmelzen auch und finden im Blei viel Silber. Den Sitten nach haben die Engelländer dreierlei Art und Unterscheid, damit sie andern Nationen und Völkern zum Theil mögen verglichen werden, nämlich mit Pracht und Dieberei den Polen, mit Grobheit und viel andern Dingen auch mit wüthender Grausamkeit den Ungarn, mit List und Geiz den Lombarden. Doch übertreffen sie die Polen in Schalkheit, denn die Polen lieben mehr Ehrbarkeit und Ehr, denn die Engelländer. Es hat auch Engelland wenig von Schlössern oder mit Mauern verwahrete Städte, deren fast keine drinnen ist, so mit Mauern verwahret, haben auch darum weder Brustwehren noch Pasteien oder Festen, ja es hat auch in polnischen Städten stärkere Häuser, denn in Engelland."

„Es vergleichet sich auch Engelland mit Polen gar fast in dem, daß da es sich zuträgt, daß ein Feind ins Land fällt, zeucht der König mit seinem Heer dem entgegen und wer den König im Feld überwindet, der besitzet das ganze Land, wie dann solches auch in Polen der Gebrauch ist. Sie wagen auch große Unkosten auf Gastereien und Wohlleben, jedoch so herrlich nicht als die Polen. Sie wissen auch wegen Zurichtung der Speisen nicht viel Bescheid, sondern lassen sich leicht begnügen an groben Speisen, die nicht viel kosten, damit ja nicht ihrem Einkommen, Geld und Gut kein Abbruch geschehe."

Von Cambridge ging der Ritter nach Stamford in Lincoln Shire („Steinfurt"), dann nach Newark in Nottingham Shire („Neuwerg"), Doncaster in York Shire und York. „Ist eine große Stadt und war des Königs von Engelland, so zur selben Zeit lebte und ehe denn er gewählt ward oder aus eigner Gewalt König ward, sein Patrimonium oder väterlich Anfall."

„Es ist auch zehn Meilen von Doncaster, als man gen York reiset, ein festes Schloß, darauf der König seinen Schatz und alle großen Herren, als des Königs Kinder und der Fürsten Söhne, verwahret werden, welche den Gefangenen gleich gehalten werden, und heißet dasselbe Schloß auf Latein Pons fractus*), wie mir denn der König selbst, mit Namen Reichardus, König in England, welcher zuvor der Herzog von York geheißen ward, selbst mündlich bekannt, und zu verstehen gab. Dahin kam ich am Tag Philippi und Jacobi, das ist den ersten Mai 1484, am Sonnabend, und fand den König allda.**) Der gab mir sobald des andern Tages gnädige Audienz und Verhör in Gegenwart aller Fürsten, Grafen, Räthe und seines ganzen Adels, vor

*) Pomfret.
**) Richard III.

welchem ich lateinisch redete. Des verwunderte sich der König wegen meiner Wohlredsamkeit fast sehr. Ich stellete Seiner Majestät zu Kaiserlicher Majestät Schreiben nebst des Herzogs in Burgundien, welches alles Commendationes und Beförderniẞbriefe waren."

„Als ich vom Könige ging, ließ er mich durch seiner Edelleute und Kammerherren einen in meine Herberge begleiten. Da folgte uns viel Volks nach bis zum Hause, auch Frauen nnd Jungfrauen gingen heimlich mit der Wirthin Erlaubniß, daß sie mich alleine anschauen möchten, in die Herberge. Des andern Tages schickte der König einen Edelmann zu mir, daß ich in seine Kirche gehen wollte. Da hörte ich die allerliebste Musika, als ich mein Leben lang nie gehöret. Nach der Meß schickte der König zu mir den Herrn von Bergen, Johannem vom Zaume, welches in Brabant eine berühmte Handelstadt.*) Der nahm mich bei der rechten Hand, als der König nach der Meß aus der Kirche gehen wollte, und führete mich zunächst vor den König bis ins Gemach oder Zelt, welches bei der Kirche aufgerichtet war. Da sahe ich des Königs Bette von oben bis unten an mit rothem Sammet und einem goldnen Stück auf einander gezieret, welches die Lombarder Altabaß nennen. Wie denn auch Kaiserliche Majestät einen langen Tisch bei Sr. Majestät Bette dermaßen gezieret hat, als war allda in des Königs Zelt auch ein Tisch rings umher mit seidenen Tüchern und Gold darauf gestickt und durchzogen, neben dem Bette gezieret und zugerichtet. Der König ging zu Tische und hatte eine Gesellschaft**) von Golde, daran viel und dicke Perlen wohl als Erbsen groß mit Diamanten unterspicket. Die Gesellschaft war wohl eines guten Manneshand dicke, ging ihm über die Achseln der linken Seiten aufm Rücken bis herfür unter den rechten Arm."

Bei der nun folgenden Unterhaltung fragte der König unsern Ritter nach den Türken: „Darauf antwortete ich dem Könige: daß Königliche Majestät in Ungarn mit der Kaiserlichen Majestät zugeschicktem Volke und Seiner Majestät Erblanden mehr als zwölftausend Türken dem türkischen Kaiser niedergelegt hätte, vor Martini im 1483. Jahre. Da der König dies anhörte, ward er sehr erfreut und antwortete darauf: Ich wollte, daß dieses mein Königreich und Land an der Stelle des Landes und Königreichs Hungarn, ja auch an der türkischen Grenze gelegen wäre, so wollte ich gewißlich allein mit meinem Volke, ohne Zuthat anderer Könige, Fürsten und Herrn, nicht allein den Türken, sondern all meine Feinde und Widersacher leichtlich austreiben".***)

---

*) Vielleicht Bergen op Zoom.

**) Ordenszeichen.

***) Welchen Sieg über die Türken der Ritter meint, ist nicht klar. Jedenfalls nimmt er wohl den Mund etwas voll. —

„O, lieber Gott, wie einen großmüthigen Herren hab ich an dem König erkannt. Bei acht oder mehr Tagen blieb ich allda, und war fast allemal bei seinem Essen zu Hofe. Als ich aber den letzten Tag den König gesegnet, sprach er zu mir: Dieweil ich fortzuziehen gesonnen wäre, wollte er meinen vorgenommenen Weg nicht irren, wo ich aber nach Vollendung meiner Wanderschaft, so ich mir vorgenommen, im Rückwege zu Seiner Majestät einzukehren Gefallen haben würde, sollt ich Seiner Majestät viel angenehmer sein, denn itzo, wolle auch seine Gnade mir in allerwege widerfahren lassen, schenkte mir ein golden Halsband, welches er einem Freien oder gebornen Herrn vom Halse nahm und mir in eigner Person übergab." — „Die Gesellschaft, so mir der König schenkte, hielt im Golde dreizehn Unzen Londnisch Gewicht, that eine Unze zwölf rheinische Gulden. Also nahm ich auch von Fürsten, Herrn und Räthen einen Urlaub. Da hieß mich erst der König eine Herberge miethen und schickte mir hinein offne Briefe, daß ich, so oft ich zu Seiner Majestät reisen wollte, frei sicher zu Wasser und Land wäre vor allen seinen Unterthanen mit sammt den Meinen. Ich lud auch zuvor etliche des Königs Kammerherrn ein, nebst etlichen von Adel; dabei ich hatte des Königs Musiker, Schalmeyen, Pfeifer und Lautenisten. Es schenkte mir auch der König noch 50 Nobel, welche ich ihm wieder schickte und zu nehmen mich weigerte. Da ward der König beweget, schickte wieder zu mir und drang mich dahin, daß ichs nehmen mußte."

„Der König Reichardus ist des Geschlechts aus dem Lande Glocester genannt, ein geborener Fürst, dreier Finger länger, doch ein wenig schlenger (?) und nicht so dick, als ich; auch gar viel dürrer, hat ganz subtile Arme und Schenkel, auch eines großen Herzens.*) Es sind auch Eduardus und Heinrich, die vor ihm regieret haben, seine Brüder und eines Geblüts von beiden Aeltern mit ihm gewesen, wie das gemeine Gerücht sagt. Der König Eduard aber hat des Königs Reichards Bruder in Malvasier ersäufen lassen, denn er hat ihm nach dem Leben gestanden und ihn unterdrücken wollen, und die beide sind des Königs Eduardi Brüder gewest und der König Reichardt, so itzund regieret, hat auch des Königs Eduard, seines Bruders Söhne ertödtet, wie man sagt, damit sie nicht, sondern er gekrönet würde. Doch sagen etliche, — denen ich auch zufalle, — sie leben noch und werden behalten in einem sehr finstern Keller."

Unter einigen uninteressanten und werthlosen Ortsbeschreibungen über die

*) Die Personalbeschreibung paßt allerdings nicht zu den bekannten Nachrichten über die mißgestaltete Figur Richards; es mag da theils zu schwarz theils zu glänzend geschildert werden. Im Folgenden verwirrt der Ritter die verwandtschaftlichen Beziehungen im englischen Königshause etwas.

Königreiche England und Schottland giebt der Ritter folgende Nachricht über Irland: „Es sind zwar beide Königreiche, England und Schottland mit dem Meere umflossen, desgleichen die Insel Hibernia, auf deutsch Irland, welche in England 60 Meilen über Meer liegt und wohl dreimal so groß, lang und breit ist, als England, und gehöret auch dem König aus Engelland zu. Darin sind arbeitsame, schnelle, gute Pferde, gute, grobe, einfältige Leute, die einen Tag viel Meilen zu Fuß gehen können, sind fertig aus ihren Bogen zu schießen, inmaßen die Engländer thun; ihre Pferde mögen wohl den türkischen Pferden verglichen werden. Es ist auch am Ende derselben Insel eine Grube in einem Kloster, das man bei uns zu Lande das Patritzen=Loch heißet, darin, wie man sagt, der heilige Patricius soll gebüßet haben; davon Londulus und Johannes von Montevil aus England geschrieben haben, daß allda das Ende der Welt sein soll. Da ich noch in England war, hab ich von vielen Leuten, die im Patritzenloch gewesen, gehört, — denn ich dieselben mit sonderm Fleiß gefraget, — wie sichs damit verhielte. Die haben mir alle gesagt: daß es ein lauter Betrug sei. Denn die Menschen, sagten sie, wenn sie hinein gehen wollen, müssen zuvor 9 oder 13 Tage zu Wasser und Brot fasten, lassen sich berichten und gehen alsdann mit schwachen und halbwahnsinnigen Köpfen in das Loch, darin müssen sie 24 Stunden bleiben; da sehen sie allerlei seltsame Gespenster und Teufelslarven aus Schwachheit des Hauptes, weilen sie darin nicht wohl verwahret sein, welche Phantasmata ihnen der Teufel also vorbildet. Etliche überkommen es, darnach sie stark im Kopf und Glauben seien, welche aber schwach, furchtsam und verzagt seien, werden verloren, müssen allda bleiben und kommen nicht wieder. Darum ist dieselbe Grube und Loch mehrentheils zugemauert und beschlossen, damit man, Gefahr zu vermeiden, nicht zu tief hineinfahren oder dahin, wie zuvor geschehen, kommen kann."

Der Ritter reiste hierauf nach London zurück, blieb dort an sechs Tage, besuchte dann noch Southampton („Hauton"), die Insel Wight („Enewicht") und auf dieser Jarmouth („Jermut"). Von Jarmouth fuhr er „gen St. Jacobswärts fast 60 Meilen" wurde aber durch Sturm nach Irland zurückverschlagen nach einer Stadt, die er Jochheim nennt.

Am Pfingstabend 1484*) schiffte er sich dann von dort wieder ein, um Portugal und Spanien zu besuchen.

3. In Portugal. Am 21. Juli landete der Ritter an der spanischen Küste in San Jago di Kompostella und ging von da theils zu Lande theils zu Wasser nach Lissabon, wo er am 11. August eintraf. Er erzählt: „die Stadt

*) 5. Juni 1484.

Lissabon ist wohl so groß als Kölen oder London in Engeland. Von Lissabon bis Satuber*) sechs Legos. Allda traf ich den König von Portugal**) an. Da trat ich bei einem Schuster, hart am Thor, ab mit zweyen Dienern, bis ich konnte eine Herberge bekommen."

„Darnach schickte ich einen Diener hinauf gen Hofe, dieweil er spanisch konnte, daß er nach des Königs Koch fragete. Derselbe war ein Flemming; zu dem wiesen mich die Bürger und Kaufleute zu Lissabon, damit ich vor Königlicher Majestät Person zu kommen gefordert werden möchte. Derselbe mein Diener hatte mich dem Koch angezeigt, daß ich von Kaiserlicher Majestät zu Seiner Königlichen Majestät Würden abgesendet wäre, mit Bitte, mir zu einer Herberge zu helfen, und dies Alles Seiner Königlichen Majestät anzeigen wollte. Der Koch schickte mit meinem Diener seiner Knechte einen, und ließ mir eine Herberge zeigen, darin ich ziehen sollte, welches geschah. Ueber eine Weile kamen zwey von Hofe, welchen der König Befehl gegeben, den Wandersleuten Herberge auszutheilen, und ihnen anzuzeigen, wo ein Jeder einziehen sollte, und geboten mir aus der Herberge zu ziehen, denn es hätte keiner, mich oder einen Andern einige Gewalt mit Herberge zu versehen, es würde ihm denn sonderlich von Königlicher Majestät auferleget und befohlen. Da ich dies hörte, bat ich sie, sie wollten meine Zukunft Königlicher Majestät anzeigen. Das sagten sie mir zu, und kamen doch mit der Antwort niemals wieder. Da kam der Königin Narr, den ich für klug achtete; dem that es wehe, daß ich keine Herberge hatte, und führte mich in eine Herberge, die man in Portugal Stallasum nennt und darin zehrt und herberget jedermann um sein Geld, gut und böse. Des Königs Koch kam des Abends zu mir; den bat ich mit allem Fleiß, er wollte dies Alles Königlicher Majestät anzeigen und darob sein, daß ich möchte eine Herberge überkommen. Der verhieß mir auch, kam aber mit der Antwort nicht wieder. Der Koch, wie itzt gemeldet, war ein Deutscher, auch der Narr redete brabantisch, darum erbarmte er sich meiner. Auf den Abend, wann es Schlafenszeit war, wurde ich in eine Kammer geführt, darin schlief ich mit meinen Dienern. Umb Mitternacht kamen hinein Huren und Buben und schrien: was für Buben schlafen in unser Kammer, hätten mich gern hinaus getrieben, wenn sie gekonnt hätten, legten sich allda in die Bette neben uns. Dies thaten sie alle folgende Tage, solange ich in derselben Herberge hausete. Des anderen Tages am Morgen wollte mein Diener Fische kochen, da kam eine alte Bestia und setzte ihm den Kessel vom Feuer. Mein Diener aber setzte ihn wieder zum Feuer, da erwuschte die Bestia einen großen hölzernen

*) Setobra, Setubal.
**) Johann II.

Löffel und schlug meinen Diener damit, daß der Löffel in zwei Stücke sprang, mit dem andern Stücke, das ihr in der Hand blieb, schlug sie ihn zum andern Male ins Gesicht, daß ihm Maul und Nasen blutet. Wie ich dies sahe, schrie ich, er solle ihr bei Leibe nichts thun, sondern ihr die Hände halten, damit sie ihm nichts thun konnte, sie aber wandte ihm die Hände aus, ergriff ein Eisen, hätte es ihm in Leib gestoßen, wo mein Diener ihr nicht dasselbe ausgewunden hätte; schlug sie damit über den Kopf blutrinstig, doch nicht sehr, sondern die Schwarte war wenig geöffnet, als hätte man es mit einem Messer geschnitten. So bald schicket der Wirth nach des Richters Diener, ließ meinen Diener an eine eiserne Kette legen. Ich hatte zuvor dem Könige durch obgemelten meinen Diener, ehe denn er ins Gefängniß geleget, Schreiben übersendet, darinnen ich Seiner Majestät in Demut zu wissen that, wie ich von Kaiserlicher Majestät an Seiner Königlichen Majestät Würde eine Werbung hätte mit angehefter Bitte, Seine Königliche Majestät wolle mir gnädige Audienz und Verhör wiederfahren lassen. Zu dem so konnte der König mir dazumal keine Antwort geben auf mein Schreiben, denn mein Diener nimmer Anregung thun mochte, so redete auch zu Hofe Niemand meines Knechtes halben das Wenigste vor dem Könige."

„Als ich nun vermerkte, daß ich von Jedermann verlassen und verspottet ward, ging ich selbst zum Könige unter der Mahl- oder Essenszeit mit meinem andern Diener, der konnte französisch. Bald als mich der König ansichtig ward, schickte er einen Doktor zu mir, der mich fragete, ob mir eine Herberge bestellet wäre, und zeigte mir im Namen des Königs an, ich wollte Geduld haben, bald nach Essens wollte mich der König verhören. Ich antwortet: Nein, ich hätte keine Herberge, wäre auch derentwegen zu Seiner Majestät nicht kommen, sondern wegen meiner Legation, darumb ich abgefertigt, mit Bitte, Seine Majestät geruheten keinen ungenädigen Willen darob zu tragen, daß ich zu Seiner Majestät ungefordert käme, es dränge mich aber die Noth dazu, denn demnach ich ihrer schon viel gebeten, hätte mich doch niemand bis dahin anzeigen wollen, derhalben wäre ich verursacht, solchergestalt zu und für Seiner Majestät zu erscheinen. Darnach fragten mich alle Hofleute, so zur selbigen Zeit zugegen waren, von mancherlei Sachen, gegen denen gedacht ich, wie es um meinen Diener stunde. Es frageten auch viel Herren zu Hofe, demnach sie die Gesellschaft, so ich von Kaiserlicher Majestät verehret bekommen, beschauet hatten, ob ich solche Arbeit erdacht hätte, aus dem denn leicht abzunehmen war, daß sie nicht weit in die Welt kommen, auch nicht wußten, was einem rittermäßigen Manne zugehöret oder ihme gebühret. Nach Essens führte mich der König selbst in seine Kammer, da thät ich meine Rede und Vorbringen vor ihm, welches der König und auch mich selbst ganz gnädig annahm. Doch

gedachte ich weder meines Dieners, noch der Herberge daselbst. Der König aber als ein hochverständiger Herr, weil er die Sache von andern vernommen und deren Gelegenheit, verschuf bald, daß mein Diener losgegeben, mir Herberge bestellet und die alte Jesebel mit Wirth und Wirthin eingezogen und gefänglich gesetzt wurden, welchem alsbald auch Folge geschah. Aus des Königs Zimmer ward ich durch einen Doktor, der des Königs Kinder unterweiset und auch ein Ritter war, in ein ander Wirthshaus oder Herberge geführet, darin er mich nebst andern zweien Edelleuten vom Hofgesinde begleitet. Beim Könige blieb ich bis an den Abend nativitatis oder Geburt Mariä.*) Des Morgens gesegnete ich ihn und er ließ mich mit allen Genaden von sich, gab mir Geleits- und Paßbriefe sicher zu Land und Wasser zu reisen und hundert Crosates, das macht so viel Dukaten. Die Zeit über aber, weil ich bei ihme war, ließ er mich allewege zu seinem Tisch, zu Zeiten auch in seine Kirche fordern, that mir in Gnaden so große Ehre, daß ich alleweg über alle Herren bei ihm am Tische sitzen und gleichermaßen in der Kirchen zunächst an seiner Seiten und Gestühl stehen mußt, ließ mich auch durch seine Doktores von neuen Zeitungen und anderen Königreichen, Königen und Fürsten, wobei ich gewesen, sehr scharf fragen. Da ich ihn nun gesegnete, befahl er mir, ich wollte Kaiserliche Majestät, den König von Hungarn, den Fürsten oder Herzog zu Burgundien, ihnen mit Fleiß befehlen und ihnen anzeigen, worinnen er ihnen zu Gefallen sein möchte, welches er gerne thun wollte, auch sie bitten, wann sie ihre Legation und Botschaft gen Rom abfertigten, daß dieselben allzeit nach Seiner Majestät Legaten, die allweg da zu sein pflegten, fragen sollten und denselben von ihrer Kaiserlichen Majestät, Königlichen Würde und des Fürsten Wohlfart, Glück und Zustand, welches er ihnen von Herzen gönnete und alle Stunden wünschete, Meldung und Anzeigung zu thun, denn er hätte großen Gefallen in dem Widerstand und Gegenwehr, die sie gegen den Ungläubigen fürwendeten, welche ihn auch hallwege also thun, und im Fall seine Legation oder Gesandte zu Rom nicht angetroffen würden, ihre Kaiserliche und Königliche Majestät und den Fürsten zu bitten, man wollte ihme solche Zeitung mit glaubwürdiger Botschaft zu schicken durch den König von Neapolis, welcher ihme solche Briefe weiter wissen zuzufertigen, schriftlich wissen lassen, denn man zu Rom allewege Leute überkäme und finde, die in Portugal reiseten. Verhieß mir auch Briefe zuzustellen zu Lissabon, die ich Kaiserlicher Majestät, dem Könige zu Hungarn und Herzogen in Burgundien überantworten sollt, und fast alle Tage, die ich bei ihm ware, hatte er einen andern Doktor als Dolmetscher. Zu Zeiten fragte er auch über den dritten Tag, was ich zuvor von ihm gefraget worden

*) 7. September 1484.

war, welcher also den Bestand meiner Worte als ein hochweiser König erforschet. Denselben Tag, als ich wegreisete, fragten etliche des Königs Räthe und Gewaltige, ob mir Königliche Majestät etwas verehret oder geschenket hätte, wollten dadurch meinen Verstand und Weisheit probiren und prüfen, ob ich Seiner Königlichen Majestät derhalben übel nachreden würde. Ich antwortet darauf, daß ich dahin nicht kommen wäre, begabet zu werden, sondern vielmehr Seiner Majestät Gnade zu erlangen und Seine Majestät 'zu erkennen; des ich mich denn getröstet, ich hätte Ihrer Majestät Gnad auf nun und ewiglich mein lebelang erlanget. Auf dies sahen sie mich an, wußten mir darauf nicht zu antworten, sondern gesegneten mich und gingen davon. Vom Könige zog ich aus von Satuber und kam um Mitternacht gen Lissabon. Auf nachfolgenden Montag schickte mir ein Doktor von Königlicher Majestät wegen ein Schreiben zu, ich sollte keineswegs hinweg reisen, sondern sollte auf Nativitatis Mariä Seiner Majestät Schrift und Briefe gewarten, welche mir Seiner Majestät zu Kaiserlicher und Königlicher Majestät zuzufertigen zugesagt hätte. Der König von Engelland hätte mir ein todt Wildschwein geben, Seiner Majestät aber wollte mir zwei lebendige Mohren und was anders schenken. Sie schufen auch in der Herberge, als die mich auf Königlichen Befehl hinein geführet hatten, man sollte mir alles nach meinem Willen und Wohlgefallen geben und bei Vermeidung des Gefängniß nichts von mir nehmen."

„Etliche Portugalesen sind eines subtilen Verstandes, insgemein aber werden die Edelleute, Bürger und Bauern in Portugal denen in Galizien verglichen, welche grob und unverständig auch aller guter Sitten und Tugenden unerfaren und unwissend sein, und obwohl dem also, bedünken sie sich doch die allerweisesten zu sein, wie denn die Engelländer solches auch vermeinen, die Welt sei nirgends wo, als bei ihnen. Die Portugaleser aber insgemein, die Herren ausgenommen, sind ihrem König und unter einander ihnen selbst viel getreuer, denn die Engelländer, sind auch nicht so grausam und unsinnig, leben auch in Speiß und Trank gar viel mäßiger denn die Engelländer, sind aber von Angesicht nicht so schön, denn die Engelländer, denn sie schwarzbleich von Haut und schwarzhaarig sein, brauchen schwarze lange Mäntel oder Röck mit großen langen Kappen auf'm Rücken, wie die Augustiner, haben auch wenig besondres von schönen Weibern, denn sie der Männer schwarze Bleichfarbe haben, gemeiniglich aber schöne schwarze Augen und Wimpern, sind brünstig in der Liebe wie die Engelländischen Weiber, wenn sie vertrauen dürfen, tragen gar kleine Häupte ohne Schmuck, den Nacken aber decken sie hinten mit kleiner Leinwand oder einem Schleier oder einem seidenen Fächel zu, vorne aber lassen sie sich frei sehen, denn ihre Kleider und Hemde dermaßen ausgeschweift sein, daß ihnen die Brust die Hälfte nackend ist, unter dem Gürtel

aber tragen sie ihre Kleider voll dicke Falten, welche gar hoch, damit ihnen das Hintertheil wie an einer Martinsgans nur schön wichtig und groß scheine, denn ich wahrlich keine größeren Hintertheile in aller Welt nie gesehen. Sind gemeiniglich grobsinnig und unverständig eben wie die Männer, zu nichts nicht geschickt, denn alleine zu großem Geiz, denn sie darinnen Tag und Nacht liegen, sind auch nicht so gütig als die Lombardischen oder Französischen Weiber. Ihre Häuser sind so wohl nicht gebauet, gezieret und mit Hausrat versehen, als der itztbemelten zwei Nationen."

„Der König von Portugal mit Namen Johannes ist einer mittelmäßigen Statur und Größe, etwas länger denn ich, von dem habe ich erkannt, daß er unter allen den Seinen der weiseste und tugendhaftigste ist, war zur selben Zeit nicht über 29 Jahr alt, hatte einen jungen Erben ohngefähr 9 Jahr alt, eines englischen Angesichts, der saß ihm allweg zur Seiten an seinem Tische." *)

„Der König als ein hochverständiger Herr lässet ihm begnügen, an vier oder fünf Speisen an seiner Tafel, trinket alleine lauter Wasser, wie man es aus dem Brunnen schöpfet, weder mit Zucker, Spezerei noch anderem vermischet oder zugericht, der Fürst aber, sein Sohn trinket Wein mit Wasser vermischet, isset auch so viel Gericht und derselben Speise, die man dem Vater fürsetzt, doch in besonderen Schüsseln. Der Diener, so dem Vater und Sohne zu Tische dienen, sind gemein zehn, stehen nach der Ordnung vor dem Tische, legen sich auch mit Händen und Leib auf den Tisch, welche Grobheit der König als ein demüthiger Herr von ihnen leidet und duldet, auch sitzen bei sechs oder acht Knaben unter dem Tisch zu des Königs Füßen, auch zwei neben dem Könige zu jeder Seite einer, die wehren ihm mit seidenen Wedeln die Fliegen. Unter dieselben theilet der König das erste Gericht von Obst oder Früchten, welches er selbst nicht mag, auch denen unter dem Tische. Der König hat auch kein Messer beim Tische in seinen Händen sondern beißt mit den Zähnen oder bricht mit den Händen vom Brodte wie der König von Polen, wenn er nicht Gäste hat, wie wohl man ihm ein Messer zu Handen legt. Doch braucht des Königs von Portugal Sohn ein Messer zu Tische. Man dienet ihnen aber beiden nach geringer Höfe Weise und schlechten Credenzen über Speis und Trank."

„Es ist ein sonderlicher Brauch daselbst zu Hofe, daß man dem Könige die Hände küsset. Da ich aber anfänglich zu Seiner Majestät kam, that ich es nicht, denn ich wußte es auch nicht. Dies hatten mir viele Höflinge vor arg und fing ein Doctor an derohalben mich zu strafen, ehe denn ich

*) Ich lasse hier einen historisch-geographischen Exkurs des Ritter über die europäischen und afrikanischen Besitzungen weg, der, wissenschaftlich wohl nicht ohne Werth, mir für diese Blätter doch nicht geeignet scheint.

meine Rede und Werbung vor dem Könige that, da ich vom Tische in die Kammer geführet ward, wie oben vermeldet, und redete mir hart zu. Ich antwortet, ich harret, bis mir der König die Hand böte, welches nicht geschah. Darauf er wiederumb: Ihr sollt von euch selbst dem König die Hand genommen und die geküsset haben. Da antwortete ich wieder: Ich bin in diesem Königreich nicht geboren, weiß umb dies Hofes Weise und Gebrauch nichts, bin auch dessen von Euer keinem nie berichtet noch unterwiesen worden. Wann Ihr bei uns Kaiserlicher Majestät aus eignem Bewegniß Ihre Hand nehmen und Eures Gefallens küssen wolltet, oder auch anderen Königen unsers Landes, ehe denn Sie Euch die Hand Selbsten darreichten, würdet Ihr vor eine Bestia angesehen werden. Darum habe ich Seiner Königlichen Majestät nach unsers Landes Gewohnheit alle Ehre bezeuget, welche ich Kaiserlicher Majestät je bezeuget habe; man küsset auch dem Kaiser nicht die Hände, darnumb habe ich dies mehr zu Ehren Seiner Majestät denn zu Schanden unterlassen und gewartet, bis mir Seine Königliche Majestät von guttem Willen die Hand darböte und hab dieselbe nicht wie ein grober Bauer von mir selbst nehmen wollen, denn es ist zu vielen Malen in einem Lande eine Schande, welches im andern für Ehre geachtet wird und wiederumb. Darumb werde ich meines Erachtens unbilliger Weise von Euch derhalben gestraft, wirds aber Seiner Majestät gefällig sein, will ich nicht allein die Hände, sondern auch die Füße Ihro Majestät küssen. Auf das schwieg der Doctor stille, antwortet gar nichts, da fingen die anderen Herren zu Hofe an, straften ihn und sagten: Ich hätte ihm die Wahrheit und Recht gesagt."

„Zur selben Zeit, als ich beim Könige mich aufhielt, war ein Fürst zu Hofe, der wollte mich zu der Königin führen, denn er war der Bruder der Königin*), dem antwortet ich, ja wenn es Königliche Majestät mir schaffete, daß ich Ihrer Majestät geliebtest Gemahel besuchen möcht, sollte es mir sehr angenehm sein; von Seinen königlichen Gnaden, ohne Ihrer Majestät Erlaubniß aber wollte es mir nicht geziemen noch gebüren."

„Am Sonnabend ehe ich von Lissabon abschied, schicket mir der König einen eigenen Boten mit etlichen Schreiben an Kaiserliche Majestät, den König von Hungarn, wie er mir zusagete, als ich ihm gesegnete, mit Begehr, ich wollte dieselben ja mit Fleiß bewaren und denen sie zustünden überantworten und zustellen. Es bekam auch der Schatzmeister einen offenen Befehl, darinnen vom Könige ihm befohlen ward, er sollte mir die besten zwei Mohren, so vorhanden und zu bekommen wären, kaufen und in Ihrer Majestät Namen verehren. Welches denn auch geschah, denn man gab mir die Wahl unter etlichen

*) Herzog Peter von Viseu war der Bruder der Königin Leonore.



funfzigen, die ohngefähr vor acht Tagen in Schiffen zugeführet waren, nach meinem Gefallen zwei auszulesen. Dafür zahlten sie in meiner Gegenwart 60 Crosates, welcher jeder einen Ducaten gilt. Dieselben kleidet ich also bald, denn sie waren ganz nackend, wie sie Gott geschaffen hatte, werden auch anders nicht aus ihrem Lande bracht, denn darinnen brauchen noch bedürfen sie keines Kleides, von wegen großer Hitze, laufen auch durcheinander wie das Viehe und haben doch viel von Golde. Wo aber je einer ein Ellen Gewandes kauft, braucht ers nicht dann nur das Haupt drein zu wickeln oder unten umb die Beine zu wickeln, und einen solchen achten sie für einen tapfern und edeln Mann unter ihnen."

„Am Abend des heiligen Kreuzes Erhebung hat der König zu Portugal in der Stadt Satuber Herzog Peter von Wisen, der Königin Bruder, der auch mich zu der Königin führen wollte, ertödet.*) Derselbe Herzog war zwanzig Jahr alt und gedachte mit seinen Helfern und Anhang den König zu erwürgen der König aber kam ihm zuvor. Derselbe Herzog war von dem Geblüte und Gesipp der Könige von Castilien."

„Der König, so itzund im Regiment ist, hatte auch vergangenen Jahres, vor oder nach des heiligen Leichnams Tag ohngefär, einen gewaltigen Fürsten lassen enthaupten,**) welcher auch des obgeschriebenen ertödteten Fürstens naher Blutsfreund gewesen, hat auch für ihme gehabt und sich unterstanden, den itzo regierenden König umzubringen und den obgedachten Herzog Petern ins Regiment zu setzen, darum kann ich in Wahrheit des heiligen Vaters des Papsts Führnehmen und Zulaß gar nicht beifallen und loben, der in solchen Fällen dispensiret und zuläßt, daß die nahen Blutsfreunde, die oftmals nur im ersten Grad der Blutsfreundschaft sind, einander nehmen mögen, dann es fehlet gar selten, daß nicht der Teufel seinen Saamen darunter aussäet. Denn der König von Portugal selbst ist von dem Geblüt, Stamm und Gesippe der Könige von Castilien. Das gemeine Gerücht zu Lissabon gab des auch glaubwürdig Zeugniß, daß es unerhöret wäre, das die angeborenen Blutsfreunde der Könige von Portugal noch auch die Unterthanen wieder den König je was gethan hätten, allein dies Jahr hätte sich dies unter ihnen erhoben und zugetragen,

---

*) Der Herzog von Visen fiel am 23. August 1484 in Setuval durch des Königs eigne Hand, nachdem dieser schon einige Zeit vorher sichere Kenntniß von des Herzogs Absicht gegen sein Leben erhalten hatte. Die That fand statt, während unser Reisender in Lissabon auf des Königs Briefe wartete.

**) Am 20. Juni 1483 war Fernando II. Herzog von Braganza nach richterlicher Verurtheilung wegen Hochverraths in Lissabon enthauptet worden. Er war vermählt mit Isabella, der Schwester der Königin Leonore und des Herzogs von Visen. Diese drei waren die Kinder Fernandos, des Vaterbruders König Johann II.; daher auch die nachfolgende Expektoration Popplaus über die Verwandtenehen.

das diese Untreue erwachsen, davon sich vielleicht andere vielmehr Unglück spinnen werden."

„Desgleichen hat der König zur selben Zeit einen Bischof von Ever,*) der ein Grafe war, sambt andern großen Herren gefangen, welcher auch in des Königs Tod verwilliget hatte, denn die andern waren entgangen. Den Bischof aber hat er in eine Cisterne mit Banden gesetzet, darinnen ist er in Wasser bis an die Brust gesessen, etliche Tage ungessen. Auf fleißiges Bitten aber, der König wollte ihme seine harte Gefängniß leidlicher machen, er wollte Seiner Majestät die rechte Wahrheit sagen, hat der König befohlen, das Wasser in der Cisterne abzulassen und ihme Bette hinein zu geben und Speise gleichfalls darzureichen. Da hat er frei öffentlich bekennet, daß mehr denn 60 Edelleute und große Herren mit ihme und dem ertödteten Fürsten in Verbündniß gestanden waren, den König umzubringen. Bald des andern Tages oder kurz darnach danket der König Gotte, dem Allmächtigen, vor alle seinem Hofgesinde öffentlich auf seinen Knien, daß er ihn vor des Todes Gefahr so gnädiglich errettet hätte, unter andern redet er diese Worte: „Ich schäme mich und darf nicht bekennen vor Euch die große Menge und Anzahl meiner Verräther"; schicket sobald nach Lissabon, zur Zeit als ich noch da war, und befahl bei strenger Strafe allen Einwohnern, daß sie Prozessiones und Kreuzgäng hielten und Gott dankten, der ihm, dem König, gegen seine Feinde Sieg und Ueberwindung verliehen hätte. Die Prozession hab ich mit meinen Augen gesehen, das andre, so eben vom Bischof geschrieben stehet, haben mir gewisse und glaubhafte Leute zu Lissabon gesaget, die auch von Satuber kamen. Etliche vom Hofe sagten, sie wären dabei gewest, stimmten doch nicht allenthalben überein, sondern redeten mancherlei Weise davon. Das gemeine Geschrei ging, der König wäre heimlich und verborgen unter dem Kleide gewapnet gewesen, dann er zuvor und allbereit in Erfahrung kommen war, welche mit einander wider ihn in Verbündniß gewesen, und daß er eben diesen Tag, da er ihm gen Alcacer*), das Schloß oder Stadt, zu ziehen hätte fürgenommen, im Schiff hätte sollen erwürget werden. Darum hat er den Fürsten zu ihm gefodert und ihme die Briefe, welche er über den König, ihn zu erwürgen geschrieben hätte, unter Augen gehalten, den Fürsten also mit einer Hand ergriffen und mit der andern Hand einen Dollich ihme in die Brust gestoßen. Darnach waren ihrer zeen, die ins Königs Kammer verborgen, herzugelaufen und ihn in die rechte und linke Seiten gestochen. Etliche aber sagten, der Fürst hätte

*) Garcia de Menezes, Bischof von Evora wurde sofort nach dem Tode des Herzogs von Viseu als Mitverschworener verhaftet und soll in eine Cisterne gesetzt und dort an Gift gestorben sein.

**) Alcaceo do Sal.

erstlich an den König seine Hände gelegt mit diesen Worten: „Nun will ich sehen, welcher unter uns der beste Kämpfer sei", und mit dem Dolch ausgewonnen und dem Könige in die Brust stechen wollen. Der König aber hätte dem Fürsten den Dollich ausgerissen und ihm selbst denselben in Leib gestoßen, und obwohl der Fürst ein Mal auf den König gestochen, hätte er ihn doch nicht beleidigen können, denn er unter dem Kleide gewapnet gewesen. Es hätte auch, sagte man mir, die Königin öffentlich groß Leid gestellet, als sie vernommen, daß ihr Bruder vom Könige umgebracht worden wär, ihre Haare ausgerauft, die Hände gewunden, geschrieen und geheulet. Da aber der König dazu kommen, hat er sie bedräuet, sich nicht dermaßen ungeberdig zu stellen, auch ihr von der Verrätherei, die über ihn angestellet worden, vermeldet, ist sie bald von ihrem Fürnehmen abgestanden und sich zur Ruhe begeben.

„Es schickte aber der König damalen zum Papst und ließ sich allda mit Rathe belehren, was er mit dem Bischofe angeben und fürnehmen sollte. Er ließ auch das Gerichte mit Beisitzern, so dazu gehörig, über die anderen, so mit in diesem Bündniß gewesen, erkennen und vermeinte der König dieselben auch nach Besage des Rechtes richten zu lassen. Da er einen solchen Prozeß mit dem Fürsten auch fürgenommen, wäre ihm viel rühmlicher und besser gewesen."

Unser Ritter verließ nun Lissabon am 21. September 1484 und ging zu Schiffe nach Lagos in Algarbien. Von da ging er zu Fuß und zu Pferde über Faro nach Tavira, dort fand er „sehr viele Kaufleute von Flandern, die kauften Rosinen und Feigen." — Am Freitage nach St. Francisci Tag segelte er „über Meer 8 Meilen und kam in ein Märktlein Lepe genannt, im Königreich Castilien gelegen."

Türkische Politik und Staatswirthschaft.

I.

Vor Kurzem ist im Verlage von Duncker und Humblot in Leipzig aus der Feder eines „Osmanen" die „neue Folge" eines Werkes erschienen*), dessen erster Theil s. Z. großes und berechtigtes Aufsehen machte. Auch der vorliegende neue Band ist in hohem Grade interessant. Das Buch wird gewiß noch benützt und gelesen werden, wenn der blutige Kampf zwischen Rußland und der Türkei längst ausgekämpft sein, die Lösung der orientalischen Frage, welche

*) Stambul und das moderne Türkenthum. Politische, soziale und biographische Bilder von einem Osmanen. Neue Folge. Leipzig, Duncker u. Humblot, 1878.

der Verfasser versucht, längst einen vorläufigen Abschluß gefunden haben wird. Denn mag nun der Verfasser, der sich unter dem bescheidenen Namen eines „Osmanen" verbirgt, wirklich kein Geringerer sein, als Midhat Pascha, wie öffentlich ohne Widerlegung behauptet wurde, und wie gewisse sehr lebhafte Exkurse und gewisse Enthüllungen, die nur der in Ungnade gefallene türkische Minister geben konnte, andeuten — er ist jedenfalls vorzüglich unterrichtet über das, was er schreibt, und das ist immer viel, geradezu die Hauptsache; namentlich wenn man sich so bedeutende und umfassende Aufgaben stellt, wie der Verfasser. Wenige Bücher über die Finanzverwaltung, die öffentlichen Arbeiten, Ackerbau, Industrie, Handel, Schifffahrt, die auswärtigen Verhältnisse und Diplomatie, die Verwaltung der Provinzen des osmanischen Reiches, werden so zuverlässige, gründliche und vielseitige Auskunft ertheilen, wenige vor Allem die leitenden Staatsmänner der Türkei in ihrem Werden und Wirken so lebendig und greifbar schildern, wie dieses Buch.

Unparteilichkeit ist dem Verfasser, der mit lebhafter Theilnahme den für seinen Staat entscheidenden Ereignissen der Gegenwart folgt, und ehrlich eingesteht, daß das Staatsgebäude der Türkei von Grund aus faul ist, natürlich nur bis zu einem gewissen Grade nachzurühmen. Er müßte nicht Mensch, vor Allem nicht heißblütiger Orientale sein, um kalten Sinnes und mit historischer Objektivität zuzuschauen, wie die furchtbaren Sünden, die seit Jahrhunderten im Reiche der Sultane sich fortgeerbt haben, und die in unsern Tagen in der unnatürlichen Verbindung der großen Welt Stambuls mit westeuropäischem Raffinement auf die Höhe getrieben wurden, nun in abschreckender Deutlichkeit hervortreten in dem Kampf auf Leben und Tod, den Rußland der Türkei aufgezwungen. Aber niemand, der moderne türkische Zustände schildert, wird die kühle Ruhe des Geschichtsschreibers finden, er mag einem Glauben und Volke angehören, welchem er will. Selbst Moltke's berühmtes Buch über die Türkei steht an Objektivität weit hinter den Generalstabswerken des großen Strategen. Der lebhafte Antheil, den der Verfasser der uns vorliegenden Schrift an den Geschicken seines Heimathlandes nimmt, mag entschuldigen, daß er vielleicht zu einfache Formeln wählt, um die Radikalkur anzuwenden auf die Zustände die er tadelt — Formeln, die in unsern Augen zum Theil eine große Aehnlichkeit mit Phrasen haben. Dieselbe persönliche Theilnahme, mag manches der uns gezeichneten Bilder in eine zu einseitige Beleuchtung gerückt, manchen der heutigen Staatsmänner der Türkei und noch mehr die des Auslandes ungerecht verkleinert haben. Aber das muß dem Verfasser auch ein Gegner seines Standpunktes zugestehen: er bietet uns das ganze Material, das ihm zu Gebote stand, in allen Fragen, die er sich stellt. Es ist unsere Sache, zu andern Schlüssen zu gelangen, wie er.

Auch für die Dauerbarkeit einer Schrift wie dieser über türkische Zustände bietet die im letzten Jahre wiederholt neu aufgelegte Schrift Moltke's ein klassisches Beispiel. Wie langsam Völker leben, mag man heutzutage hauptsächlich an diesem Reiche, am Orient überhaupt erkennen. Wir selbst haben in der stürmischen Hast unsrer Tagesinteressen und Pflichten längst den objektiven Maßstab dafür verloren, ob wir selbst denn wesentlich rascher leben wie die Orientalen. Nur wenn uns gelegentlich ein grundgelehrter Mann offenbart, daß etwa Machiavelli oder sonst ein genauer Kenner der Volksseele, die Franzosen und Deutschen vor drei= bis vierhundert Jahren in der Hauptsache ebenso geschildert, wie sie heute sind, glauben wir, daß wir auch nicht ganz so rasch leben, wie wir uns einbilden. Ein großer Unterschied besteht aber zweifellos zwischen unserm öffentlichen Leben und demjenigen orientalischer Völker: der nämlich, daß sie in unserm Sinne fast keins besitzen. Bei uns ist von der ersten Schulbildung an dafür gesorgt, daß der junge Staatsbürger von der Verfassung seines Vaterlandes, seinen öffentlichen Rechten und Pflichten den geographischen, geschichtlichen, wirthschaftlichen, sozialen Zuständen seines Landes Kenntniß erhalte; und was die Schule in dieser Hinsicht etwa versäumt, besorgt unser öffentliches Leben, unsre Presse, unsre Literatur mit allem Eifer. Kaum irgend ein Gebiet des öffentlichen Lebens, kaum irgend ein öffentlicher Charakter der europäischen Kulturvölker, die nicht auch in allen übrigen Ländern Europa's bekannt, das Gemeingut der Gebildeten wären. Nichts von alledem in der Türkei. Jede Schrift fast, welche aus Anlaß des letzten Krieges über das osmanische Reich erschienen ist, hat uns Enthüllungen geboten, die wie eine neue Entdeckung wirkten, obwohl die vermeintlich neuentdeckten Zustände längst bestanden. Auch das vorliegende Buch bietet solcher neuen Entdeckungen die Fülle — und in zehn oder zwanzig Jahren wird man dieselben Entdeckungen vielleicht mit demselben Vergnügen von neuem machen.

Was westeuropäische Schriftsteller in ihrer Vorrede zu sagen lieben — auch wenn sie nicht etwa blos ausschlachtenden Renzensenten mit besonders knapper Zeit einen Gefallen erweisen wollen, — das verräth uns der „Osmane" in seinem Schlußwort. Die Formel für die endliche Lösung der orientalischen Frage lautet hier: „Der Orient verlangt vor allen Dingen die völlige Beseitigung jener Beamten=Aristokratie, welche zwischen Souverain und Volk eine Barrière bildet, hinterrücks Steine zwischen die Nationen wirft und in diesem Chaos von wilden fanatischen Leidenschaften ihre Börsen füllt, und die Unterthanen um die Früchte ihrer Arbeit betrügt. Der Orient verlangt ferner, daß alle Privilegien und Vorrechte, die sich auf das religiöse Glaubensbekenntniß oder auf linguistische Verhältnisse gründen, mit der Wurzel ausgerottet und beseitigt werden, rücksichtslose Beseitigung des Glaubenszwanges und des noch viel

tyrannischeren Sprachenzwanges. Denn die Noth und das Interesse kann wohl ein Individuum veranlassen, einen Glauben zu heucheln, den es nicht hat, aber nie und nimmer Kenntniß einer Sprache zu heucheln, die es nicht versteht." Wir überlassen unsern Lesern das Nachdenken darüber, ob mit diesem Rezept wohl die orientalische Frage zu lösen ist und wer wohl in der ganzen Welt Prokura hat, als „der Orient" zu firmiren? Wir meinen sogar unmaßgeblich und für unsere Person, daß auch die Uebersetzung dieses Räthsels in's Familiäre im letzten Satze des Buches uns nicht wesentlich fördert, wo der Verfasser sagt: „Kann Europa, die Tochter des Orients, ihrer Mutter diese Güter verschaffen, so werden Europa und der Orient sich wieder lieben, wie Tochter und Mutter; kann sich aber die Tochter nicht dazu entschließen, nun so bleibe sie lieber ganz für sich und lasse die Mutter ihre eigenen Wege gehen." So wenig sich ein phantasieloser Westeuropäer hierbei mag denken können — namentlich wenn die Wege von Mutter und Tochter so unangenehm und verworren durcheinanderlaufen, wie thatsächlich der Fall ist — so bieten uns doch die ersten der angeführten Sätze ein ganz bestimmtes Programm des Verfassers gegenüber der orientalischen Frage, welches zugleich in der Hauptsache die Quintessenz dessen enthält, was im vorliegenden Werke begründet und geschildert ist. Wenn man unterrichtet ist über die Laufbahn und Staatsmaxime Midhat Pascha's wird man zugleich erkennen, daß diese Sätze sich fast vollständig decken mit dem Programm, das er als türkischer Beamter und Minister zur Richtschnur nahm. Wir werden Gelegenheit haben, das im Einzelnen in der vorliegenden Schrift bestätigt zu finden. Folgen wir daher dem Verfasser in seinen einzelnen Untersuchungen.

Schon der erste Hauptabschnitt des Werkes, der „die Verwaltung in den Provinzen" behandelt, beweist uns, daß der Verfasser aus Quellen geschöpft hat, die kaum einem Andern zugänglich sind, geschweige denn so ohne jede Hülle und Schranke offen lagen, wie ihm. Die Missethaten jedes Statthalters von den Bergen der Herzegowina bis nach Bagdad und Jemen zählt der Verfasser auf. Ueber das Ergebniß jeder der Untersuchungen, die bei besonders scandalösen Erpressungen oder Mißverwaltungen hoher türkischer Beamter eingeleitet wurden, weiß er zu erzählen — nur über jene Prozesse, die nach dem Sturze Midhat Pascha's ihr Ende gefunden haben, ist er nicht bis zum Schlusse unterrichtet. Der Anfang des Buches ist sechs Wochen nach der Kriegserklärung Rußlands an die Türkei geschrieben (S. 14), und da manche der später folgenden Essays offenbar schon länger geschrieben sind, namentlich die biographischen Partieen des Buches — man wird mit einiger Aufmerksamkeit fast jeder Arbeit, wie jeder Predigt, ungefähr den Jahrgang ansehen können, — so glauben wir nicht zu irren, wenn wir annehmen, das ganze Buch ist

etwa in den ersten Monaten nach dem Kriege geschrieben. Denn es ist in der Hauptsache eine Tendenzschrift. Es soll zeigen, daß die ganze Staatswirthschaft in Stambul, namentlich das sogen. Effendithum, das wir etwa mit Staatsbanditenthum verdeutschen müssen, sich gründlich abgewirthschaftet habe, daß die ganze zünftige Diplomatie, welche sich mit Lösung der orientalischen Frage abmüht, von orientalischen Dingen im Allgemeinen und der lieben Nothdurft der Türkei insbesondere nichts versteht, und daß der einzige türkische Staatsmann, der im Innern durch seine Amtsthätigkeit in Bulgarien und Bagdad und später als Minister, wie in der äußeren Politik durch die von ihm ausgehende Entthronung des unnützen russenfreundlichen Sultans Abdul Aziz, durch die Errichtung des türkischen Parlaments und die Energie seines national-türkischen Standpunktes Leidliches geschaffen, daß dieser einzige Minister, Midhat Pascha, im Auslande als Verbannter weile. Dem Verfasser, der diese Gegensätze anschaulich machen wollte, mußten die ersten, den Türken so ungünstigen Monate nach Beginn des Krieges für seine Zwecke besonders geeignet erscheinen. Auch daß das Buch in Deutschland und in deutscher Sprache erschienen ist, entspricht dieser Annahme. Im Deutschen Reiche und in Deutschösterreich hatte die Türkei, oder richtiger die Partei Midhat Pascha's, bei Volk und Regierung noch am meisten aufzuklären, mußte sie die erheblichsten Anstrengungen machen, wenn sie Sympathien erwerben wollte.

Die scharfe und fast grimmige Verurtheilung der Mißverwaltung der türkischen Provinzen, welche uns der Verfasser in seiner ersten Abhandlung bietet, zielt natürlich auf denselben Zweck ab. Sie soll zeigen, wo die Hand der Reform zuerst angelegt werden muß. Die Uebersicht über die Behördenorganisation in den türkischen Provinzen, welche die ersten Seiten uns bieten, ist außerordentlich klar und drastisch. Diese Verwaltungseinrichtung hat Fuad Pascha, einer der hervorragendsten türkischen Staatsmänner aller Zeiten, eingeführt. Danach besteht das türkische Reich mit Ausnahme der sogen. privilegirten Provinzen (Rumänien, Serbien, Montenegro, Berg Athos, Insel Samos, Aegypten, Tunis, Libanon) aus einer Anzahl Vilajets, d. h. Generalgouvernements, an deren Spitze ein Vali (Generalgouverneur) steht. Jedes Vilajet besteht aus drei oder vier Sandschaks (Kreisen oder Provinzen), von denen jedes einen Mutessarif (Statthalter) hat. Jedes Sandschak enthält wieder mehrere Kaza, von denen jedes durch einen Müdir (Amtmann oder Verwalter) regiert wird. Das Militär in allen Gouvernements, mit Ausnahme der entlegensten Provinzen, untersteht nicht dem Vali, sondern dem Kriegsminister. Der Vali und die unteren Spitzen der Verwaltung haben nur Polizeisoldaten zur Verfügung. Auch die richterlichen Beamten ressortiren direkt von Konstantinopel, nicht von der Verwaltung. Die Finanzangelegen-

heiten besorgt der Desterdar. Den Spitzen der Verwaltung steht ein Provinzial-Conseil zur Seite, dessen Mitglieder theils durch die Bewohner erwählt werden, theils aus den religiösen Chefs der verschiedenen Kulten bestehen. —

Der Desterdar hat die Steuern zu erheben und die Ausgaben der Provinzen zu bestreiten, den Ueberschuß hat er nach Konstantinopel abzuführen. In den letzten Jahren wurden aber die Ausgaben für die Provinzen immer mehr beschränkt und schließlich nur noch die Ausgaben für die Erbauung von Schuldgefängnissen gestattet, deren Insassen fast ausschließlich aus solchen Personen bestanden, welche dem Staate Steuern schulden. Die Zahl dieser Unglücklichen, welche im Schuldgefängniß für Steuern schmachten, betrug in der Zeit vor Ausbruch des Krieges, wie an einer andern Stelle des Buches berechnet wird, 40,000. Die Zehnten, seit 1874 auf 12½ Prozent erhöht, sind meistens an reiche Kapitalisten verpachtet, welche den Pachtschilling im Voraus zahlen. Jedes Jahr werden die Zehnten von neuem verpachtet. Der Meistbietende soll den Vorzug erhalten. Aber das Höchstgebot wird nach Stambul berichtet, von dort erfolgt regelmäßig die Weisung, noch mehr herauszupressen. Durch das Hin- und Herschreiben geht kostbare Zeit verloren. Die Ernte rückt heran und noch ist kein Zehntenpächter bekannt — und der Pächter muß doch, wie einzelne offen eingestanden haben, nicht blos 10 und 12½, sondern mindestens 18 Prozent einliefern. In wessen Tasche die überschießenden fünf bis acht Prozent fallen, geht freilich so wenig aus den Budgets des Finanzministers, als aus den Büchern der Banque Ottomane hervor. Man kann sich aber denken, wie die Steuerpflichtigen bedrückt werden! Dazu dient vor Allem der späte Abschluß des Kontrakts mit dem Steuerpächter. Dieser hat wieder eine Masse Unterpächter, der Unterpächter wieder Abpächter für jedes einzelne Dorf u. s. w. zu ernennen. Der Bauer darf sein Getreide nicht eher in die Scheune bringen, bis der Zehnten entrichtet ist. Der Pächter beeilt sich durchaus nicht mit seinem Geschäft und fast jedes Jahr wird daher bald in dieser, bald in jener Provinz der Erntesegen durch Regengüsse vernichtet. Ohne jeden Schutz steht der arme Bauer dieser himmelschreienden menschlichen Bosheit gegenüber. Wenn nun endlich der Pächter seinen Einzug mit all' seinem Gefolge hält, muß er umsonst verpflegt werden. Es ist zwar strenger Befehl, daß er und seine Leute baar bezahlen. Aber wehe dem Dorfe, wo man Bezahlung verlangen würde. Er hat tausend Mittel, um es dafür zu peinigen. Es steht ja ganz in seinem Belieben, ob er den Zehnten in Natur oder in Geld einfordern will. Verlangt er Geld, so setzt er den Marktpreis des Getreides nicht fest nach der Preisscala der Provinz, sondern nach derjenigen von Konstantinopel! Kurz, der Zehntenpächter ist die wahre Geißel des Landmanns, eine der vornehmsten Ursachen

der schreckhaften Verödung des Landes. Alle möglichen Versuche, das Unheil der Zehntenwirthschaft zu mildern und ganz abzuschaffen durch Ersatz eines vernünftigen Steuersystems sind vorläufig daran gescheitert, daß der Zehnten im Koran vorgeschrieben ist und es daher Gottlosigkeit wäre, daran zu rütteln. Auch dieses freimüthige Urtheil weist auf Midhat Pascha als Verfasser des vorliegenden Buches, denn — so heißt es später von ihm — „er galt bei den Alttürken als Ungläubiger, weil er sich in seinen Reformen über dogmatische Bedenken jeder Art hinwegsetzte.“

Natürlich ist der Zehntenpächter nicht der einzige offizielle Blutsauger der Provinzen. Der Defterdar verfährt in ähnlicher Weise mit denjenigen Steuern die nicht verpachtet werden. Namentlich ist ihm die völlige Entwerthung des türkischen Papiergeldes im Inlande, welches jetzt 80 Prozent gegen Gold verliert, zu danken, da die Defterdare, die angewiesen waren, Baargeld gegen den Nennwerth des Papiergeldes zu geben, es vorzogen, alle Baarbestände für eigene Rechnung in Konstantinopel beim Bankier zu agiotiren und ihrerseits nur Baargeld zu fordern, nur Papiergeld auszugeben. Ganz in derselben Weise wissen die dem Richterstande angehörigen Individuen, weiß jedes Mitglied eines Provinzialrathes seine Sonderinteressen zu verfolgen und natürlich nicht am letzten der Vali, der General-Gouverneur.

Der Vali ist vielmehr durch seine ganze Stellung nothwendig auf Erpressungen angewiesen. Er gehört ja zu der privilegirten Kaste der Stambuler Effendi. Um diesen Posten zu erklimmen, hat er vielleicht jahrelang intriguiren müssen; er war vielleicht jahrelang ohne Amt, mußte Schulden über Schulden machen, um mit seiner ganzen Frauenzimmer- Diener- und Angehörigenwirthschaft zu leben und um die zur Erlangung seines Amtes nothwendigen Trinkgelder und Geschenke aufzubringen. Hat er endlich sein Amt errungen, so kommen die üblichen Gebühren seines Anstellungsdekretes, die Geschenke für die Ueberbringer desselben, die Erpressungen einer zahllosen Schaar gratulirender Bettler, von denen ein jeder mindestens eine Lire (zwanzig Mark) ertrotzt, meist aber mehr, endlich die Reisespesen für die Uebersiedelung. Da der Vali nun nicht weiß, wie lange er im Amte bleibt, so muß er sofort daran denken, wie er die Zeit seiner Amtsdauer aufs Beste ausnützen kann, um die erforderliche Summe zur Deckung seiner Schulden, zur Bestreitung seines Aufwandes, zur Bekämpfung der in der Provinz und in der Hauptstadt gegen ihn geschmiedeten Intriguen und zur Anschaffung eines Reservefonds für die Zukunft aufzubringen. Die Praxis von Jahrhunderten steht ihm dabei zur Seite; eine Hauptregel ist, keine Angelegenheit irgend einer Art zu erledigen, ohne daß alle dabei Betheiligten ihn zufrieden gestellt haben. Jedermann weiß auch, daß eine etwaige Weigerung der Betheiligten absolut unnütz ist. Man kann sich natürlich bei der Regierung

in Stambul beschweren. Der Großvezier ertheilt auch Befehle und Nasen an den Vali. Aber diese wandern ruhig in den Papierkorb. Und tritt der schlimmste Fall für den Vali, seine Absetzung, ein, so hat er diese letzte Möglichkeit längst vorhergesehen und danach seine Maßregeln getroffen. Aber so leicht tritt diese Eventualität nicht ein. Wozu wäre denn der Provinzialrath da? Ihm legt der Vali in Fällen, in denen er sich zu verantworten hat eine Schrift vor, welche die Sache so darstellt, wie der Vali wünscht. Jedermänniglich unterzeichnet; außer sämmtlichen Mitgliedern des Provinzialrathes auch der Defterdar, alle Primate und Geistlichen sämmtlicher Kulte, auch der Vali selbst und sein Sekretär, worauf sothanes Schriftstück unter dem hochtrabenden Namen Mazbata (Protokoll) als amtliches unanfechtbares Aktenstück an die Hohe Pforte wandert und im ganzen Reiche amtliches Ansehen genießt. Selbst aus Spezialuntersuchungskommissionen, die übrigens selten genug und nur bei sehr argen Bedrückungen und Klagen von Stambul abgesandt werden, macht sich der Vali nicht viel. Auch sie werden mit Mazbata's abgespeist. Ist doch der Marktpreis für einen falschen Zeugen, wie der Verfasser an einer andern Stelle mittheilt, in der Türkei nicht höher als eine Medschidié (3 M. 60 Pf.). Allerdings gibt es auch Untersuchungskommissare, die sich durch den alten Schwindel nicht blenden ließen, die mit reichem Material nach Konstantinopel zurückkehrten. Aber „die eingereichten Dossiers werden wohl noch jetzt in irgend einer Rumpelkammer als schätzbares Material für die Würmer liegen."

Fast mit Bestimmtheit dürfen wir annehmen, daß der Verfasser einen guten Theil dieses Anklagematerials selbst in Händen gehabt hat. Die nun folgenden Blätter bieten wenigstens Enthüllungen, die kaum aus einer anderen amtlichen türkischen Quelle geflossen sein können, als aus dieser. Schonungslos werden die großen Raubmanöver der Generalgouverneure aufgedeckt. Zunächst die Getreideausfuhrverbote, die besonders zur Zeit des Sultans Abdul Medschid blühten. Der Vali malte die Ernteaussichten seiner Provinz, die recht leidlich standen, der Regierung in den düstersten Farben und bat um ein Getreide-Ausfuhrverbot für seinen Bezirk, das um so unbedenklicher ertheilt wurde, als es keine Provinzialpresse gab, welche die Wahrheit hätte verrathen können. Kaum was das Verbot angelangt, so kaufte eine Horde von Agenten des Vali sämmtliche Vorräthe „auf Befehl und für Rechnung der Regierung" nach einem willkürlich festgesetzten Preise auf und schleppte sie nach der Hauptstadt der Provinz. Nun bat der Vali um Aufhebung des Getreide-Ausfuhrverbotes, da er reichlich genug und mehr als genug bis zur nächsten Ernte in den Regierungsmagazinen aufgespeichert hatte. Natürlich wurde auch das genehmigt und der Vali theilte dann mit seinen Getreuen die dem Schweiße des Landmannes ab-

gepreßte Beute. Aber da auch in der Türkei sich der Landmann dieses „Prachtstück von Büberei", das übrigens nach und nach in allen Provinzen des türkischen Reiches ausgeführt wurde, nur einmal bieten ließ, so beschränkte er fortan seinen Anbau auf dasjenige Quantum, welches unumgänglich nöthig war, um die Seinigen zu ernähren, die Steuern zu bezahlen und die unentbehrlichsten Bedürfnisse zu erwerben. Damit verfiel der Anbau in Ländern, die sonst an Reichthum des Bodens und Fülle der Naturprodukte ihres Gleichen auf der weiten Erde suchen, in so rapider und trostloser Weise, daß schon im Jahre 1873 in den getreidereichen inneren Provinzen Kleinasiens — Angora, Jozgad, Kaisarie, Konia — eine zweijährige Hungersnoth ausbrach, deren grauenvollen Einzelheiten der Verfasser an einer späteren Stelle eine besondere Abhandlung widmet. Furchtbar hat sich diese Mißwirthschaft namentlich in Kleinasien im gegenwärtigen Kriege gerächt. Der rasche Fall der festen türkischen Plätze von der russischen Grenze bis Erzerum, der Festen Ardehan und Bajezid und Kars erklärt sich hauptsächlich aus dem landesüblichen Getreidemangel.

Weniger ruchlos, aber einer ebenso kindischen Volkswirthschaft angehörig, ist das Mittel, welches der Vali anzuwenden pflegt, wenn er sich den entfesselten Elementarereignissen, Dürre, Heuschrecken, Ueberschwemmungen, Hagelschlag und dergl.) ohnmächtig gegenübersieht. Dann wird der Nark ausgeschrieben, d. h. ein Maximalverkaufspreis festgesetzt für alle Nahrungsmittel und Lebensbedürfnisse an Holz, Kohlen, Oel, Kerzen u. s. w. Unsern Lesern brauchen wir nicht zu beweisen, daß der Nark einfach zum Fluche der Provinz gereicht, die er aus schlimmer Lage erretten soll. Denn jeder Besitzer von Vorräthen schließt entweder sofort seine Bude zu oder verschifft seine Waaren an einen andern Markt, wo bessere Preise bezahlt werden.

Nachdem diese allgemeinen Grundsätze der Mißwirthschaft der Vali dargelegt sind, geht der Verfasser über zu den einzelnen Provinzen. Er meint, daß die europäischen Provinzen weit weniger leiden, als die anatolischen, weil die Christen an ihren Patriarchen, die zahlreichen Fremden und Glaubensgenossen an ihren diplomatischen Vertretern in Konstantinopel einen kräftigen Rückhalt finden, die Bewohner dieser Provinzen überhaupt mehr Selbstgefühl besitzen, als die rein türkische Race in Anatolien. Wenn das wahr ist — und der Verfasser muß es wissen, denn Midhat Pascha herrschte eine Zeitlang als Vali im Vilajet von Adrianopel — dann können wir uns in der That die traurige Lage der rein türkischen Provinzen kaum vorstellen — denn schon die europäischen haben es schlechter unter dem Halbmond, als irgend ein anderes Land in Europa. Es ist das eines jener naiver Zugeständnisse des Buches, an denen dasselbe so reich ist, und trotz deren es die schon ausgesprochene

würdevolle Meinung vorträgt, daß alle Korruption und Niedertracht, welche die türkische Regierung und Bevölkerung vergiftet, der Gesundheit der Nation nichts geschadet hätten, daß die Türkei ohne alle Einmischung des Auslandes sich selbst helfen werde!

Besonders fühlbar sind in den europäischen Provinzen, zumal in der Gegend zwischen Konstantinopel und Adrianopel die Raub- und Beutezüge der Tscherkessen. Dieses einst aus Rußland ausgewanderte Diebsvolk plündert nicht nur ungestraft seine ihm irgend erreichbaren Nachbarn, sondern treibt namentlich auch den Raub von Knaben und Mädchen im Großen und ohne daß bisher Seiten der Regierung irgend eine wirksame Abhülfe geleistet worden wäre. Die Tscherkessen sind der Hohen Pforte für ihre militärischen Bedürfnisse zu wichtig, als daß man sich mit ihnen, wegen so eines bischens Landfriedensbruchs und wegen des ihnen zur Gewohnheit gewordenen Menschenraubes und Sklavenhandels in Friedenzeiten verfeinden sollte. Selbst die nichtswürdige Behandlung der tscherkessischen Stammesgenossen durch ihre Häuptlinge hat zwar zum Einschreiten der Pforte und zu Truppenaufgeboten geführt; Aber die Häuptlinge behandeln ihre Stammesgenossen nach wie vor wie Sklaven und schalten über all dem Land, das die Pforte dem ganzen Stamm zugleich überwiesen, so als ob es den Häuptlingen allein gehöre. Diese Verhältnisse sind natürlich mit der Entfesselung aller Leidenschaften seit dem bulgarischen Aufstand und seit dem Kriege noch um vieles schlimmer geworden. Es ist eines der rühmlichsten Zeugnisse für die Unparteilichkeit des Verfassers, daß er über die Bulgaren so günstig urtheilt wie er thut — er nennt sie „fast ausnahmslos arbeitsam, willig, mäßig, gehorsam und geduldig" — und daß er die furchtbaren Gräuel, mit denen sich im Vorjahre die ottomanische Regierung nach Niederwerfung des bulgarischen Aufstandes befleckt hat, unumwunden und mit schmerzlichem Bedauern einräumt, während bekanntlich das gesittete und fromme Albion lange Zeit gar nichts von den Gräueln der Tscherkessen und Baschi-Bozuk in Bulgarien sehen und hören wollte.

Nachdem der Verfasser dann noch einige sehr lehrreiche Züge von Regierungswillkühr und -Ohnmacht aus Varna, der Provinz Salonichi und Brussa mitgetheilt, wendet er sich zu einer eingehenden und höchst lesenswerthen Schilderung der türkischen Mißwirthschaft auf der Insel Cypern. Er weist nach, daß die Herrschaft der Osmanen, vor allem die Geldgier und Indolenz der Vali aus der Königin des Mittelmeeres mit ihren einst gefeierten waldbewachsenen Gebirgen und wasserreichen Geländen eine Einöde gemacht haben, die sich der zwei furchtbaren Feinde ihrer Fruchtbarkeit, der Heuschrecken und der Dürre nicht mehr erwehren kann. Jährlich sinkt die Steuerkraft des Eilandes zusehends. Die Hungersnoth der Jahre 1874 und 75 hat hier fürchterlich

gehaust. In Voraussicht der schweren Zeit hatten schon zuvor massenhafte Auswanderungen nach Aegypten und Smyrna stattgefunden. Von 50,000 Köpfen ist die muhammedanische Bevölkerung auf 20,000 gesunken. Mächtig regt sich das Selbstbewußtsein und der Unabhängigkeitssinn der griechisch redenden Cyprioten. Längst weiß griechische List das lächerliche Verbot, daß ein Nicht-Muhammedaner Eigenthümer eines Fahrzeuges, selbst nicht eines Nacheus werden darf, zu umgehen. — Nicht besser wird Mytilene verwaltet. Der ehemals treffliche Hafen, zu dessen Ausbaggerung auf eigene Kosten die Einwohner sich seit 25 Jahren wiederholt erboten, ist so weit versandet, daß Dampfer dort nicht mehr anlegen können. Man hat endlich Baggerschiffe gesandt; aber ohne eine Schaufel Schlamm herauszuholen, sind sie nach mehreren Monaten Aufenthalt wieder abgesegelt. Dafür ist die Anwesenheit der Regierung bei Erpressung von ganz willkürlichen Zöllen und Abgaben, z. B. einem Ortszuschlag von 30 Pfennigen auf jeden Brief, sehr bemeklich. — In Manissa (dem alten Magnesia ad Sipylum) kamen noch im Sommer 1873 nach dem Amtsblatt täglich im Durchschnitt vier bis fünf Mordthaten in der Stadt selbst vor. Der klassische Despot, unter welchem dieses Maaß von öffentlicher Sicherheit erreicht wurde, Mustafa Bey, befand sich zwar einige Monate später, unter der Anklage einer Reihe der schwersten Amtsverbrechen, in Haft. Aber sein Prozeß ist, wie meist in solchen Fällen, in aller Stille niedergeschlagen worden. Eine ebenso beneidenswerthe Gegend muß etwa um dieselbe Zeit Trapezunt gewesen sein. Hier hatte eine einzige Familie, bestehend aus Vater, sechs Söhnen und einer Tochter, 235 Mordthaten begangen, ehe die Behörde sich entschloß, gegen die Uebelthäter einzuschreiten. Nach vierjährigem Prozeß wurden zwei Glieder der sauberen Familie im Frühjahr 1874 gehängt. Die übrigen befinden sich noch heute auf freiem Fuße.

Eingehend werden dann die traurigen Spuren Safvet Pascha's in Trapezunt von Ende 1874 bis März 1875, von da ab in der Provinz Adona, dem alten Kilikien, verfolgt bis zu seiner reich verdienten Absetzung. Dann folgen die armenischen Provinzen, wo die Verwaltung geradezu einen selbstmörderischen Charakter hatte, namentlich durch die Nachsicht gegen die gewaltthätigen und im Kriegsfall doch nicht einmal zuverlässigen Kurden. Von den syrischen Provinzen Aleppo, Damaskus und Jerusalem wird nachgewiesen, in welchem Maße der dort wüthende religiöse Sektenhaß und die frechen und straflosen Raubzüge der Beduinen das Land verödet und entvölkert haben. Drei Dörfern im Antilibanon sind in $2\frac{1}{2}$ Jahren vom August 1875 zurückgerechnet, allein 7680 Ziegen und Schafe, 55 Kameele und 32 Esel geraubt worden! — Den Schluß dieser Umschau bilden einige zuverlässige Nothschreie aus der entlegensten Provinz des Reiches, Jemen, die erst 1872 und 73 erobert wurde. — Und

dann folgt in besonderer Abhandlung, wiewohl im engsten Aufschluß und gleichsam als Besiegelung dieser grauenvollen Mißregierung eine eingehende Darstellung der furchtbaren Hungersnoth in Kleinasien, die achtzehn Monate lang, vom Winter 1873 bis Frühling 1875, das sonst so reiche Land in einer in der neueren Geschichte beispiellosen Weise heimsuchte. Unsere Leser werden uns gern die abschreckenden Details dieser Landplage ersparen, die der Verfasser mit jener stoischen Ruhe erzählt, wie Homer oder Virgil die Todesart jedes einzelnen Helden, der in der männermordenden Feldschlacht hinsinkt. Daß damals christliche Barmherzigkeit in allen Welttheilen das Größte gethan für die armen Hungerleider, räumt der Verfasser freudig ein. —

Vom preußischen Landtage.

Berlin, 9. Dezember.

Die abgelaufene Woche bezeichnet einen bedeutsamen Wendepunkt für die gegenwärtige Session. Sie hat die Antwort gebracht auf die Frage, welche von der nationalliberalen Fraktion in der Debatte über den Eulenburgschen Urlaub am 26. Oktober aufgeworfen war. Die Differenz zwischen der Stellung dieser Fraktion zu der Reform der Verwaltungsorganisation und derjenigen der Regierung war damals klar bezeichnet worden; sie gipfelte in dem Umstande, daß die letztere die Reform der Kommunalverfassungen — Städte- und Landgemeindeordnung — nicht als integrirenden Bestandtheil des zur Zeit der Ausführung harrenden Reformplanes betrachtet wissen wollte, während die nationalliberale Fraktion gerade diese Aufgabe, namentlich die Landgemeindeordnung, als eine unabweisbare Nothwendigkeit bezeichnete. Wir lassen dahingestellt, ob Herr Friedenthal wirklich nur ein Mißverständniß berichtigte, oder ob er seine Erklärungen vom 26. Oktober materiell modifizirte, wenn er sich am letzten Dienstag dahin äußerte, daß Städte- und Landgemeindeordnung nur nicht ein integrirender Theil des zunächst liegenden Pensums der Reformarbeit sein, daß sie erst in Angriff genommen werden sollen, wenn Kreis- und Provinzialordnung auf die ganze Monarchie ausgedehnt sein und durch ein Gesetz über die Behördenorganisation der staatliche Verwaltungsapparat ein festes Gefüge erhalten haben werde. Genug, es steht nunmehr fest, daß die Kommunalverfassungen von dem großen Reformwerke keineswegs ausgeschlossen bleiben sollen, und jene Differenz hat damit zum mindesten ihre prinzipielle

Schärfe verloren; es könnte sich fortan höchstens noch um einen Prioritätsstreit handeln.

Die nationalliberale Partei dürfte diese Wendung mit Genugthuung begrüßen. Sie hat durch die Friedenthalsche Erklärung in Bezug auf die Verwaltungsreform alles erlangt, was sie im gegenwärtigen Augenblicke billigerweise fordern konnte; sie hat es erlangt durch ihr besonnenes Verhalten. Hätte sie der Behauptung der fortschrittlichen Wortführer, daß die Reaktion bei Bismarck beschlossene Sache sei, Glauben geschenkt, wäre sie dem Lockrufe, an der „entschiedenen Opposition" theilzunehmen, gefolgt, so wäre ein Konflikt entstanden, der sich in seiner weiteren Entwickelung gar nicht hätte absehen lassen. Statt dessen ist heute eine Basis für die fernere Arbeit an dem Reformwerke gegeben, deren befriedigender Charakter selbst von fortschrittlicher Seite, wenn auch widerwillig, anerkannt wird. Die heillose Leichtfertigkeit der Politik der Fortschrittsfraktion hat niemals nackter dagestanden, als in diesem Augenblicke.

Trotz aller Genugthuung aber, die man über den von der Regierung gegenüber der Verwaltungsreform nunmehr endgültig eingenommenen Standpunkt empfand, vermochte doch nicht die rechte freudige Zuversicht aufzukommen. Auch die besten Versprechungen einer Regierung können nur einen sehr relativen Werth beanspruchen, wenn ihre eigene Zukunft so sehr im Ungewissen liegt, wie dies heute bei uns der Fall ist. Die „Kanzlerkrise" ist nicht gelöst, die „Friktionen", welche sie herbeigeführt, sind nicht aus der Welt geschafft, im Gegentheil, ihre unterirdischen Faktoren sind allem Anscheine nach neuerdings mit frischen Kräften am Werk. Daß es sich dabei nicht um rein persönliche Feindseligkeit, sondern um einen Kampf grundsätzlich verschiedener politischer Systeme handelt, kann Niemand mehr bestreiten. Noch weiß kein Mensch, was aus dieser Gährung schließlich hervorgehen wird. Die Entscheidung ist in den letzten Tagen durch die Ankündigung, daß der Reichskanzler unter Umständen nicht vor dem Frühjahr nach Berlin zurückkehren werde, sogar abermals in unbestimmte Ferne gerückt. Wen mag es Wunder nehmen, wenn unter dem Drucke solcher Unsicherheit das ganze politische Leben zu stagniren beginnt? Zum mindesten wird man grade den besonnenen politischen Parteien nicht verargen dürfen, wenn sie sich einer großen Reserve befleißigen. Erwägungen dieser Art haben der nationalliberalen Fraktion des Abgeordnetenhauses gegenüber den Friedenthalschen Erklärungen eine solche Zurückhaltung auferlegt. Immerhin aber ist es unter allen Umständen eine bedeutsame Errungenschaft, daß an die Stelle der Zerfahrenheit und Planlosigkeit, welche bisher in der Behandlung der Verwaltungsreform geherrscht, endlich ein festes Programm getreten ist.

Unter diesen Umständen begreift sich, daß der in die gegenwärtige Session hereinragende Rest dieser Planlosigkeit, die Novelle zur Städteordnung, unmöglich Sympathie finden konnte. Herr Friedenthal selbst betrachtete sie offenbar als todtgeborenes Kind und sorgte nur für eine anständige Bestattung. Etwas glimpflicher war das Schicksal des Kommunalsteuergesetzentwurfs; er wurde wenigstens einer eingehenden sachlichen Diskussion unterzogen. Zu einer ersprießlichen Regelung dieser Materie ist aber aus den öfter entwickelten Gründen der gegenwärtige Augenblick nicht geeignet. Beide Vorlagen werden in den Kommissionen, an welche sie aus Höflichkeit verwiesen wurden, ihr kühles Grab finden. Die Steuerreformpläne, bezw. Untersuchungen über die beste Art der Besteuerung liegen übrigens dermaßen in der Luft, daß sie im Handumdrehen immer von Neuem in der Debatte erscheinen. So gaben in der verflossenen Woche die Etats der direkten und der indirekten Steuern Gelegenheit, das einen Tag zuvor über die Kommunalsteuervorlage Gesagte in den verschiedensten Variationen zu wiederholen. Praktischer Gewinn kann aus diesen zuweilen recht hitzigen Wortgefechten zur Zeit nicht erwartet werden.

Die Sensationsdebatte der Woche, an der es ja nun einmal nicht fehlen darf, verdankte das Land den fortschrittlichen Anträgen betreffs Ergänzung der Geschäftsordnung und betreffs des Welfenfonds. Im ersteren Punkte hat man der Fortschrittspartei den Willen gethan; Anträge auf Citirung der Minister sollen in Zukunft bei Besprechung von Interpellationen zulässig sein. Da sich wohl immer eine genügend besonnene Majorität finden wird, um einen Mißbrauch dieses Rechtes zu verhüten, so mag man es immerhin nicht bedauern, daß von der Sache weiter nicht viel Aufhebens gemacht wurde. Der Antrag betreffs des Welfenfonds konnte nach Lage des Gesetzes nur abgelehnt werden. Materiell ist über die unerquickliche Sache dem, was wir neulich bei Gelegenheit der entsprechenden fortschrittlichen Interpellation gesagt, nichts hinzuzufügen. Sonst verdient nur registrirt zu werden, daß der Antragsteller, Herr Richter-Hagen, diesmal an Einseitigkeit der Darstellung, Leichtfertigkeit der Beschuldigung und Cynismus in der Schmähung anderer Parteien alle seine früheren Leistungen in Schatten gestellt hat.

χ. ρ.

Weihnachtsbücherschau.

Der Ernst der wirthschaftlichen Lage der Gegenwart erklärt zur Genüge, daß die Auswahl unter den sogenannten Prachtausgaben zum diesjährigen Fest eine geringe ist. Man wird uns daher nicht verübeln, wenn wir hier zunächst eines Werkes gedenken, welches im vergangenen Jahre zu spät uns zuging, um in unserer Weihnachtsbücherschau noch Erwähnung zu finden: „Wild und Wald“ von Eugen Krüger (Verlag von Otto Meißner in Hamburg). Der durch seine Aquarellen vom Kriegsschauplatz, seine „Malerischen Reiseziele“ u. a. Werke berühmte Künstler führt hier in zahlreichen Blättern größten Formates und in ebenso treuen als lebensvollen Bildern das Wild der deutschen Wälder, Seen und Flüsse in reichster landschaftlicher Umrahmung vor. Obwohl die Farbe fast vollständig fehlt, ist die Wirkung dieser schönen Blätter doch eine volle, in Folge der echt künstlerischen Vertheilung von Licht und Schatten, der Reinheit und Anmuth der Zeichnung. Einzelne Blätter, wie z. B. die Schwarzwildfamilie bei Mondschein, wirken durch die Weichheit der Lufttöne und entfernten Waldpartieen, wie durch die energischen Schlagschatten des Vordergrundes ebenso lebhaft, wie ein Bild mit voller Farbengebung. — An Schönheit der Ausstattung wetteifert mit diesem Werke das durchaus eigenartige sinnige Festgeschenk, das die Königliche Hofbuchhandlung von Alexander Duncker in Berlin unter dem aparten Titel „Abseits vom Wege“ bietet. Es sind das größtentheils lyrische, zum Theil auch historisch-epische „Gedichte eines Laien„, mit neun Illustrationen von Paul Thumann geschmückt Mancher Dichter mag an diesem Laien noch lernen können: vor allem das große Geheimniß, das Niemand in Worte fassen, Jeder nur mit seiner Empfindung errathen kann, durch Inhalt und Form der Dichtung den Leser mächtig zu fesseln und zu ergreifen, mit der Naturgewalt echter Künstlerschaft Sinn und Herz des Hörers und Lesers zu bezwingen. Niemand wird ungerührt die Dichtungen des bescheidenen Unbekannten aus der Hand legen, niemand aber auch ohne tiefen Eindruck von den schönen Zeichnungen Paul Thumann's scheiden können, der, seitdem Albert Hendschel im Unmuth über die holländischen Räuber seines künstlerischen Eigenthums mürrisch von weiteren Veröffentlichungen sich fernhält, wohl unbestritten den ersten Rang unter den deutschen Genrezeichnern einnimmt, welche für Illustrationswerke schaffen. In Betreff der Ausstattung ist nur noch zu sagen, daß das Werk auf stärkstem Kupferdruckpapier meisterhaft gedruckt ist. — Von Friedrich Bodenstedt's Album deutscher Kunst und Dichtung“ (Verlag von G. Grote, Berlin) ist eben die vierte, umgearbeitete Auflage erschienen. In der Hauptsache ist das schöne

Buch sammt seinem reichen Bilderschmuck unverändert geblieben und wird daher wohl auch in der neuen Ausgabe denselben großen Kreis von Liebhabern gewinnen, wie die früheren Auflagen. Eine andere ähnliche Festschrift von Friedrich Bodenstedt „Kunst und Leben, ein neuer Almanach für das deutsche Haus“ erscheint heuer zum ersten Mal im Verlage von W. Speemann in Stuttgart. Während in jenem „Album deutscher Kunst und Dichtung“ längst bekannte, theilweise klassische Gedichte in Illustrationen der namhaftesten Künstler dargeboten sind, wird hier der glückliche Gedanke verwirklicht, bedeutende Schriftsteller und Künstler zu der Herausgabe eines Jahrbuchs unter Leitung eines kundigen und geehrten Fachgenossen zu sammeln. Bodenstedt selbst, Gottfried Kinkel, Geibel und Karl Stieler haben Gedichte beigetragen; Friedr. Pecht, Roquette, Ferd. Hiller, Jakob von Falke, Gottlieb Keller, Düboc, C. von Binter, Franz von Holtzendorff, Ludwig Laistner, D. G. Schweinfurth und Maximilian Bern sehr bemerkenswerthe Erzählungen und Aufsätze. Fr. Kaulbach, F. Knab, Ed. Kurzbauer, Gustav Schönleben, Robert Beyschlag, Claudius Schrandolph danken wir die Illustrationen. Dem Unternehmen, namentlich wenn der dießjährige Versuch sich alljährlich wiederholen sollte, ist die allgemeine Aufmerksamkeit und Theilnahme des Publikums zu wünschen. — Freunden humoristischer Literatur in festlichem Gewande ist dagegen die bei Aug. Berth. Auerbach in Stuttgart erschienene, und von Gustav Doré geistvoll illustrirte „Reise wider Willen“ freundlich zu empfehlen. Die „empfindsam-launigen Skizzen eines harmlosen Touristen“ — so nennt sich der namenlose Verfasser — werden gewiß überall mit Freude begrüßt werden.

Unter die Prachtliteratur stellen wir auch Hallbergers Illustrirte Pracht-Ausgabe von Schiller's Werken, herausgegeben von Dr. J. G. Fischer, „mit etwa 600 Illustrationen erster deutscher Künstler“, Verlag von Ed. Hallberger in Stuttgart, von welcher soeben der erste Band abgeschlossen worden ist (mit Kabale und Liebe). Das Werk ist in großem Format und sehr sauberm Druck auf bestem Papier erschienen, überhaupt vorzüglich ausgestattet. Unter den Illustrationen finden wir viele, die berufen sein dürften, in Zukunft geradezu als typische Darstellung für die betreffende Dichtung des Meisters zu gelten. Für die Reinheit und Kritik des Textes bürgt uns der gefeierte Name des Herausgebers. Wir werden gern Gelegenheit nehmen, auf das die Verlagshandlung ehrende Unternehmen bei dem Erscheinen der folgenden Bände zurückzukommen. Ein Bedenken aber möchten wir hier schon, dieser Ausgabe so gut, wie derjenigen der Grote'schen Verlagshandlung gegenüber zum Ausdruck bringen: man unterlasse doch bei etwaigen zweiten Auflagen ja die Illustration der Lauragedichte und einer Menge anderer gleich unklassischer Dichtungen der ersten Periode,

namentlich auch „der Kindesmörderin"; sie werden durch jede Illustration nur noch komischer, als sie ohnehin sind. Und man lasse den Herausgeber einzig und allein darüber entscheiden, welche Gedichte der dritten Periode eine Illustration vertragen. „Der Spaziergang" z. B., der in beiden illustrirten Ausgaben durch eine Landschaft, mit Schiller als Staffage, dargestellt ist, läßt sich für jeden, der dieses Gedicht, eine der edelsten kulturphilosophischen Schöpfungen der deutschen Sprache kennt, oder auch nur flüchtig gelesen hat, mit nichten durch eine Landschaft illustriren.

Noch einmal kommen wir zum Schlusse auf Jugendliteratur zurück, um nachzutragen, was uns seit Beginn unserer Weihnachtsbücherschau nachträglich eingesandt worden ist. Da ist zunächst noch glücklich und zur rechten Zeit vor dem Feste ein Unternehmen in seiner ersten Serie erschienen, das einem wirklich tiefgefühlten Bedürfniß mit seinem Verständniß zu genügen verspricht. Einmüthig hat die Deutsche Presse, auch in ihren pädagogischen Fachzeitschriften und streng kritischen Organen den glücklichen Gedanken Siegfrieds beglückwünscht, die erzählenden Dichtungen unserer deutschen Klassiker der Mädchenwelt zu erschließen. Allerseits ist auch die Ausführung dieses Gedankens und die Ausstattung, welche die Verlagshandlung von F. W. Grunow in Leipzig diesen Mädchenbüchern gegeben, rühmend anerkannt worden. Nur das Eine schien zu tadeln: Daß jedes Jahr nur ein einziger Band zu dieser prächtigen Bibliothek sich gesellte. Mit Besorgniß mochte der sorgsame Hausvater die Frage erwägen, was die Aelteste lesen solle, bis Siegfried von neuem seinen Jahrestribut leiste. Nun ist die brennende Frage gelöst durch Siegfrieds Mädchenbibliothek, von welcher zunächst die erste Serie in fünf elegant kartonnirten Miniaturbändchen vorliegt. Auswahl, Einführung, Darstellung des Gebotenen ist mit demselben erlesenen Geschmack besorgt, wie die größeren illustrirten Mädchenbücher. Den Grundstock der Bibliothek bilden auch hier Erzählungen. Das erste Bändchen enthält deren zwei von Goethe: Ferdinand und die schöne Lilie; das zweite die Katakomben von Fr. Jacobs; das dritte den Bildschnitzer von Tirol von G. Döring; das vierte das Epos die Abassiden von Platen; das fünfte das Schauspiel Friedrich Kinds „Van Dycks Landleben." Aber neben diesen Hauptbestandtheilen jedes Bändchens bietet der Verfasser unter dem Titel „Aehrenlese" am Schlusse eine Fülle der Anregung aus allen Gebieten des Wissens; auch hier lehnt sich der Verfasser an die Gedankenarbeit mustergültiger Vorbilder an. Das erste Bändchen bietet als Aehrenlese Briefe Friedrich Schiller's; das zweite funfzig Sprüche und Stellen der bedeutendsten Männer, Schriftsteller und Weltweisen aller Zeiten und Völker; das dritte Raphaels Schatten von Michael Beer; das vierte die Lebensregeln von Platen; das fünfte in Gesprächsform die Beurtheilung des Kind'schen Schauspiels, das den Hauptbestandtheil des Bändchens bildet. Für heute, im Drange der Festvorwochen, mag es an dieser kurzen Ankündigung genug sein. Wir werden jedenfalls noch oft Gelegenheit haben, auf das treffliche Unternehmen zurückzukommen.

Verantwortlicher Redakteur: **Dr. Hans Blum** in Leipzig.
Verlag von **F. L. Herbig** in Leipzig. — Druck von **Hüthel & Herrmann** in Leipzig.

Vor dreiundzwanzig Jahren.

(Vergleichende Erinnerungen an die Belagerung von Sebastopol).

Wer vor dreiundzwanzig Jahren schon ein eifriger Zeitungsleser war, der wird sich erinnern, wie gerade um die jetzige Zeit, gegen Schluß des Jahres 1854, alle Nachrichten vom Kriegsschauplatze im fernen Osten begierig aufgenommen wurden. Wie heute Plewna, so war damals Sebastopol in Aller Munde. Am 14 September waren die damaligen Verbündeten, Franzosen, Engländer und Türken, an den unwirthlichen Gestaden der taurischen Halbinsel gelandet; am 20. schlugen sie die Russen an der Alma und erzwangen sich den Weg nach der südlich von Sebastopol gelegenen Hochebene. In dieser Stellung, gegen etwaige Angriffe einer Entsatzarmee geschützt und in Verbindung mit ihren Flotten, hofften die Verbündeten auf eine baldige Eroberung der vor ihnen liegenden Festung. Die Südfront derselben war damals nur schwach befestigt und ein rascher Sturm wäre, wie die Russen später selbst eingestanden, vielleicht geglückt. Die tödtliche Krankheit des Kommandirenden der Franzosen, des Marschalls St. Arnaud, brachte jedoch Stockung in die Unternehmungen und ebenso wurde auch durch die späteren, wenn auch mißlungenen Angriffe der Russen, — Balaklava und Inkerman —, die Entscheidung verzögert. Als dann aber in den Novembertagen der Regen in Strömen herniedergoß und die ganze Gegend unter Wasser setzte, als die in den Reihen der Verbündeten durch Kugel und Krankheit gerissenen Lücken nicht so schnell wieder ausgefüllt werden konnten, während sich die Feinde immer mehr verstärkten, da konnte von einem Sturm nicht mehr die Rede sein. Das „Zuspät", das so häufig in der Politik, wie im Kriege eine verhängnißvolle Rolle spielt, machte sich auch hier geltend.

In ähnlicher Lage wie vor dreiundzwanzig Jahren die Russen in Sebastopol, auf einer Seite eingeschlossen, auf der anderen noch in freier Verbindung mit dem Hinterlande, befanden sich noch vor wenig Wochen die Türken in dem Winkel zwischen Wid und Krimitza. Nachdem ihnen jede Verbindung sowohl

mit Sophia, wie mit Widdin abgeschnitten worden ist, hat sich allerdings die Situation wesentlich verändert.*) Nichtsdestoweniger lassen sich noch eine Menge von Vergleichungspunkten zwischen damals und jetzt aufstellen und sie bestätigen in vielen Stücken den bekannten Ausspruch, daß es nichts Neues unter der Sonne giebt.

Wenn wir Deutschen auch vorläufig dem großen Duelle, das im Orient ausgefochten wird, mit einer gewissen Seelenruhe zuschauen können und uns vor allen Dingen durch das Gespenst des Panslavismus nicht graulich machen lassen sollten, so ist doch heute wie damals die äußerlich neutrale Welt in zwei Parteien gespalten, in Russophilen und Turkophilen. Wie speciell ein Deutscher sich am Halbmond, mit all' seinem geborgten Licht erwärmen kann, ist uns allerdings, vom historischen wie sittlichen Standpunkte aus, schwer verständlich. Wenn es Leute giebt, welche für Ulemas und Softas eine gewisse Zärtlichkeit empfinden, so ist das nur ein Beweis, welche Geister- und Gemüthsverwirrungen der Kulturkampf bereits zu Wege gebracht hat. Gerade sie, die geistlichen Janitscharen des Osmanenreichs, sind es, welche immer wieder die Gemüther umfangen und den heiligen Krieg predigen, welche eine, wenn auch nur geduldete Gleichberechtigung der christlichen Weltanschauung, unter der Herrschaft des Halbmondes unmöglich machen. Als am 31. Juli 1853 durch die sogenannte Wiener Note den Russen eine goldene Rückzugsbrücke gebaut werden sollte, da verhinderten jene Koranausleger die Annahme eines Vergleichs. Am Vorabende des Beiramsfestes drangen sie in die geheiligten Gemächer des Großherren und stellten ihm die Wahl zwischen Abdankung und Krieg. Und der Krieg ward erklärt! Erinnern wir uns an das jüngst Erlebte, und es bedarf keines weiteren Kommentars.

Auch in Bezug auf die anfängliche Kriegsführung der Russen in beiden Feldzügen finden wir solche Analogien, insofern nicht bestimmte strategische Erwägungen, sondern vielfach andere Rücksichten auf die Operationen dominirenden Einfluß gewannen.

Am 2. Juli 1853 gingen die Russen mit 80,000 Mann über den Pruth, um die Moldau und Walachei in Pfandbesitz zu nehmen. Nach der Kriegserklärung der Pforte operirten sie zögernd am linken Ufer der Donau und fochten unglücklich bei Kalaphat und Oltenizza. Erst im März 1854 wagten sie, die Donau zu überschreiten; es erfolgte die Belagerung von Silistria, jedoch schon Ende Juli wurde sie wieder aufgegeben; und in Folge der drohenden Haltung Oesterreichs ging die ganze russische Armee wieder über die Donau zurück und räumte die Fürstenthümer. Ein bestimmter, klar in's Auge gefaßter

*) Plewna ist während des Druckes dieses Artikels gefallen. D. Red.

Kriegsplan hatte gefehlt, man stand eben unter dem Einfluß wechselnder politischer Erwägungen. —

Nachdem am 27. Juni d. J. der Uebergang der russischen Armee über die Donau begonnen hatte, streiften schon am 25. Juli Gurkos Kosaken und Dragoner im Maritza-Thale. Der mittlere Balkan und alles Vorgelände nördlich bis zur Donau, südlich bis zur Maritza, schien um diese Zeit für die Türken verloren. Vergegenwärtigen wir uns jedoch jetzt mit kühler Ruhe die Situation, wie sie Mitte Juli auf dem Kriegstheater stattfand: nachdem die Russen Nicopolis erobert hatten, besaßen sie am rechten Donauufer eine Basis, die, cirka 13 Meilen breit, vom Einflusse der Osma bis zur Mündung des Lom reichte. Alle festen Plätze am rechten Donauufer waren noch in Händen der Türken, namentlich Rustschuk in höchst unbequemer Nachbarschaft der russischen linken Flanke. Ebenso bedrohlich für diese war die türkische Armee, welche sich bei Rasgrad sammelte und verschanzte. Was sich nun in dieser Zeit in Westbulgarien jenseits des Wid zutrug, darüber war man im russischen Hauptquartier in voller Unkenntniß, denn erst am 17. Juli Abends ging dort die erste Meldung ein, daß größere feindliche Streitkräfte gegen Plewna in Anmarsch wären. Schon um diese Zeit hatte sich die russische Armee auf einem großen Flächenraum zersplittert. Man wollte Rustschuk bezwingen und gleichzeitig über den Balkan gegen Adrianopel operiren. Dazu hätte es aber zweier großen, selbstständigen und von einander unabhängigen Armeen bedurft. Ganz abgesehen von der unterlassenen rechtzeitigen Besetzung Plewna's, dessen Bedeutung von den Russen zu spät erkannt wurde, durften sie an weit ausgreifende Operationen nach dem Süden nicht eher denken, bis die Armee bei Rasgrad aus dem Felde geschlagen und Rustschuk in ihren Händen war. Die Natur des Kriegsschauplatzes mit seiner Unwegsamkeit, der Mangel an Subsistenz- und Transportmitteln in den bereits hart mitgenommenen Landschaften, die Schwierigkeiten der Verpflegung und des Truppennachschubs von rückwärts, dies Alles wies auf eine systematische, wenn auch langwierige Kriegführung hin. Man rechnete jedoch auf eine allgemeine, nachhaltige Erhebung Bulgariens, man glaubte den kranken Mann bereits in den letzten Zügen und unterschätzte die Widerstandsfähigkeit der fanatisirten türkischen Armee im offenen Felde. Die Folgen solcher Täuschungen und falscher Combinationen haben wir erst kürzlich erlebt.

Diese und ähnliche Betrachtungen überkamen uns, als wir vor kurzem das neueste Werk über den Krimkrieg, „Histoire de la guerre de Crimée par Camille Rousset“, wir dürfen gleich vorweg sagen, mit dem höchsten Interesse lasen. Es ist dies ein vortrefflich geschriebenes Buch, das schon mit Rücksicht auf die vorstehend gemachten Andeutungen, der allseitigen Beachtung empfohlen werden kann, ganz speciell aber den militärischen Kreisen. Es zeichnet sich aus durch

eine schöne, gehaltene, wir möchten sagen vornehme Schreibweise, durch eine große Unparteilichkeit, die zwar die Schwächen, auch im eignen Heere, rückhaltslos aufdeckt, aber den Verbündeten ebenso, wie den Gegnern, volle Gerechtigkeit widerfahren läßt. Von ganz besonderem Interesse sind die vielfach eingestreuten Original-Berichte und Original-Korrespondenzen, die über Personen und Zustände ein ganz neues Licht verbreiten. Der Verfasser, wenn auch nicht Militär, giebt ein klares Bild der kriegerischen Ereignisse. Ein beigegebener Atlas mit zehn vorzüglich gezeichneten Karten gestattet nicht nur, dem Verlauf der einzelnen Schlachten und Gefechte zu folgen, sondern sich auch über die Belagerungs- resp. Vertheidigungsarbeiten vor und in der Festung im Allgemeinen zu orientiren.

Der Krimkrieg wird, wie der Verfasser in seiner Vorrede selbst sagt, jetzt in Frankreich schärfer kritisirt und mit anderen Augen angesehen, als zu der Zeit, wo die kaiserliche Regierung des militärischen Prestige bedurfte. Man ist des Glaubens, daß gerade dieser Krieg Rußland den französischen Interessen abwendig gemacht habe. Dies zugegeben, hat jedoch das Verhalten des Kaisers Napoleon zur Zeit des polnischen Aufstandes 1863 keinesfalls dazu beigetragen, das Verhältniß zu bessern. Ganz unzweifelhaft kann man jedoch den Krimkrieg in einen Kausalzusammenhang mit dem letzten Krieg gegen Deutschland bringen, und heißen die verschiedenen Etappen: Sebastopol, Solferino, Königgrätz und Sedan. Das ist sicher ein ganz wesentliches Motiv, wodurch sich die gesunkene Popularität des Krimkrieges erklären läßt, und wenn der Verfasser gelegentlich mit den Russen ein Auge spielt, so wollen wir dem patriotischen Franzosen um so weniger einen Vorwurf daraus machen, als er sich frei davon hält, sein Werk zu ungerechtfertigten Ausfällen gegen Deutschland zu benutzen. Es fehlt uns der Raum und es würde zu weit führen, wollten wir den reichen und interessanten Inhalt des Werkes eingehend besprechen, vielmehr beschränken wir uns darauf, Einzelnes herauszuheben, was unsern Leser speciell interessiren möchte, um gelegentlich wieder an die Gegenwart anzuknüpfen.

Zu den mancherlei Schwierigkeiten, die sich bald nach dem Eintreffen der Verbündeten vor Sebastopol geltend machten und eine energische Kriegführung mindestens verzögerten, gehörte die geringe Kriegsbereitschaft der Engländer. Eine der Folgen davon waren die enormen Abgänge durch Krankheit, welche schon im Oktober den Effektivbestand der englischen Armee derart schwächten, daß der damalige Höchstkommandirende der Franzosen General Canrobert in einem Briefe am 27. Oktober an den französischen Kriegs-Minister, Marschall Vaillant, seinen Besorgnissen Ausdruck gab. Auf die mannigfachen Ursachen der mangelhaften Vorbereitung für den Krieg eingehend, schreibt er: „Während die englische Marine, blühend, populär, reich dotirt und vortrefflich administrirt,

einen einzigen Chef, den Lord der Admiralität, an ihrer Spitze hat, fehlt der theils aus Princip, theils aus Oekonomie nur schwachen Landarmee, weniger gut versorgt und geringer geachtet, jede einheitliche Vertretung bei der Regierung. Argwöhnisch beobachtet durch ein auf seine Rechte eifersüchtiges Volk, ist die Armee eigentlich nur geduldet auf dem Boden des freien England, während der größte Theil derselben nach den Kolonien in die Verbannung geschickt wird." Die Generale, alle im vorgerückten Alter, schon während der Kriege des ersten Kaiserreichs im Dienst, waren zu ihrer Zeit gewiß tüchtige Offiziere, sie hatten jedoch viel vergessen. Die übrigen Offiziere, vollkommene Gentlemen, brav, gut instruirt, jedoch ohne die Erfahrungen, die man sich auch im Frieden aneignen kann, waren gewohnt ihre Leute nur bei größeren Uebungen zu sehen. Das Detail des täglichen kleinen Dienstes besorgten die Unteroffiziere. Auch diese lebten jedoch möglichst getrennt von der Mannschaft. Unter den verschiedenen Chargen herrschte sonach ein System möglichster Isolirung. Die Soldaten waren an ein bequemes und gutes Leben gewöhnt, die Verheiratheten in ihrer Häuslichkeit, die Unverheiratheten in ihren Tavernen. Von den Anforderungen im Lager, im Bivuak hatten sie keine Ahnung. Während der französische Soldat täglich nur ½ Pfund Fleisch erhielt, betrug die Tagesportion der Engländer 1½ Pfund, und doch waren die letzteren viel schlechter genährt. Man konnte häufig beobachten, wie sie nach des Tages Last und Hitze ihr Stück Fleisch, daß sie vergeblich gesucht hatten zu kochen, wegwarfen und traurig zu ihrem Brode oder Zwieback griffen. Es mag hierbei bemerkt werden, wie die Engländer funfzehn Tage nach der Landung in der Krim noch keine Zelte hatten und auf der bloßen Erde kampiren mußten. Sie wurden von allen Arten von Fiebern, von Brustkrankheiten und von der Cholera heimgesucht. Das ärztliche Personal war zu wenig zahlreich, und für den Ambülancedienst hatte man so gut wie gar keine Vorsorge getroffen. Es fehlte hier wie überall die gehörige Organisation.

Auf schönen Schiffen waren schöne Leute, schöne Pferde, eine schöne Artillerie, Munition und Lebensmittel, kurz von Allem das Beste abgeschickt worden, was man im eigenen Lande kannte und brauchte, ohne jedoch zu bedenken, daß ein himmelweiter Unterschied zwischen dem liegt, was man im heimathlichen Friedensdienste bedarf und was die Kriegführung in einem entfernten, unwirthlichen Lande erfordert. „Die englische Armee" schrieb General Canrobert, „schlägt sich mit einer Tapferkeit, die man ohne Gleichen nennen kann, sie ist aber weit davon entfernt, für den Krieg unsere schnelle Beurtheilung der Verhältnisse, unsere Gewandtheit und Findigkeit zu besitzen. Auf dem Schlachtfelde die zuverlässigsten Soldaten, sind unsere Verbündeten dagegen dermaßen unbekannt mit den einfachsten Erfordernissen des Dienstes im Felde, was die gesundheitlichen Vor-

sichtsmaßregeln, die Vertheilung der Arbeits- und Ruhestunden, die Ausführung der Belagerungsarbeiten und dergleichen mehr anbetrifft, daß ihre Existenz darunter leidet. Aber ich wiederhole nochmals, angesichts des Feindes treten diese Mängel zurück und ihre Bravour gleicht sie wieder aus."

Sind alle diese Mängel im Verlauf von drei und zwanzig Jahren gehoben, ist die englische Armee jetzt kriegsbereit? Wir glauben es nicht. Die Regierung hat im Krimkriege, wo die englische Armee trotz aller Tapferkeit keine Lorberen einärndete, wie man zu sagen pflegt, ein Haar gefunden. Von dort her, und aus einer jedenfalls achtungswerthen Selbsterkenntniß, stammt die jetzige Friedfertigkeit. Die Erfahrungen, welche die englische Regierung bei einem vor nicht langer Zeit unternommenen Mobilmachungsversuch, so wie bei den Lagerübungen zu Aldershot gemacht hat, können unmöglich das Vertrauen zur Kriegstüchtigkeit ihrer Armee gehoben haben. Dem entsprechen auch die Urtheile des Generals Collnison und des Admirals Selvin, die vor einigen Monaten in der „Royal United Service Institution" Vorträge hielten und unumwunden aussprachen, daß weder die englische Landmacht, wegen ihrer numerischen Schwäche und ungenügenden Vorbereitung, noch die über alle Meere zerstreute Seemacht im Stande sein würden, einer feindlichen Invasion des Inselreichs Widerstand zu leisten. Damit ist natürlich der selbständigen Führung eines auswärtigen Krieges das Urtheil gesprochen. Das „Erkenne dich selbst" hat gewiß einen hohen Werth, wenn es der Anfang zur Besserung ist. Es hat jedoch den Anschein, als wenn eine totale Umwandlung des englischen Heerwesens, und nur eine solche könnte gründliche Abhülfe schaffen, ganz aufgegeben wäre. Offenbar glaubt man in englischen bestimmenden Kreisen vorläufig noch durch vollkommene Passivität die sicherste Gewähr für die Zukunft erzielen zu können. Old England möge jedoch des aus dem Deutschen stammende Sprüchworts eingedenk sein „Defenseless, — dishonorable!"

Um einen Begriff davon zu geben, was die Verbündeten vor Sebastapol von den Unbilden des Wetters zu erdulden hatten und wie darunter der Gesundheitszustand leiden mußte, wollen wir hier die Schilderung eines orkanartigen Sturmes folgen lassen, der am 14. November über den Pontus Euxinus und über den Chersones dahin brauste. Grade in dergleichen Schilderungen ist der Verfasser Meister. „Bis zum 4. November war das Wetter günstig gewesen; an diesem Tage öffneten sich jedoch die Schleußen des Himmels und der Regen goß in Strömen herab. Von da ab blieb das Wetter veränderlich und am 13. wurde es wieder entschieden schlecht. Der Wind, der in einzelnen Stößen heftig aus Südwesten blies, nahm während der Nacht an Gewalt zu. Am 14. um 7 Uhr Morgens war kein Zweifel mehr: über die Hochebenen des Chersones fegte ein gewaltiger Cyklon. Seit Menschengedenken hatte die Krim,

wo ja die Stürme heimisch sind, keine solche Prüfung zu erdulden gehabt. Oben am bleifarbenen, verengten Horizont jagten die niederhängenden Wolken, welche den Boden beinahe streiften, mit der Schnelligkeit des Blitzes vorüber. Nichts konnte gegen den gewaltigen Orkan Stand halten. Von einer unwiderstehlichen Gewalt davongetragen, sah man ganze Barackenwände und Zeltfetzen davonfliegen. In Hohlwege hineingebaut, und dadurch mehr geschützt, konnten einige Feldlazarethe vor der allgemeinen Zerstörung gerettet werden, aber nicht alle. Viele der Verwundeten und Kranken waren allen Unbilden des Wetters, dem strömenden Regen und dem peitschendn Sturme preisgegeben. Ohne die wahrhaft heldenmüthige und rührende Aufopferung ihrer Kameraden, würden die Unglücklichen unfehlbar umgekommen sein. Gleich wie bei einem Erdbeben wankten die festesten Bauwerke. Das Kloster St. Georg hätte, mit Kartätschen beschossen, nicht ärger verwüstet werden können. Ganze Umfassungsmauern desselben wurden umgeworfen und das eiserne Kreuz auf der Höhe der Kapelle, am Stamme gleich einer Weidenruthe zusammengedreht, blieb, auf seinem Sockel geneigt, hängen. In Sebastopol waren fast alle Dächer verschwunden und die großen Marine-Magazine vollständig abgedeckt. Die mit unendlicher Mühe und Arbeit hergestellten Belagerungsarbeiten, die Brustwehren und Laufgräben, waren von den Sturzbächen weggerissen oder mit Wasser gefüllt, so daß man kaum zu den Batterien gelangen konnte. Diesmal war die Natur stärker als die Menschen und versetzte diese in die Unmöglichkeit, sich einander zu schaden. Auf dem Lande gab es mehr Verwirrung, als wirkliche Gefahr, auf der See aber war die Aufregung nicht geringer, die Gefahr aber weit größer. Niemals hatte der Euxinus seinen Ruf mehr gerechtfertigt. Die Meereswellen rollten riesengroß von Süd-Westen heran und ihre tiefen Höhlungen verschwanden immer wieder unter dem Staubregen, zu welchem der gewaltige Athem des Sturmes die Wogenkämme auflöste. Durch das Aechzen und Krachen der sich überstürzenden Wasserberge, durch das Pfeifen der Windsbraut hörte man den dumpfen Schall der Lärmkanonen, das waren die Hülferufe vieler Schiffe."

Die Verluste der vereinigten Marinen waren sehr bedeutend, am schlimmsten bei den Engländern auf der Rhede von Balaklava. Eilf Schiffe derselben gingen vollkommen zu Grunde, sieben verloren Masten und Taue. Am meisten beklagt wurde der Verlust des Schraubendampfers „Prince". Derselbe hatte eine halbe Million Pfund in goldenen Sovereigns und, was unter damaligen Umständen noch viel wichtiger war, eine große Sendung wollener Winterbekleidung für die englische Armee geladen. Das Schiff ging mit dieser ganzen Ladung mit Mann und Maus unter. Man beklagte die Menschen, man seufzte dem Gelde nach, aber noch mehr den warmen Mänteln und Röcken. Was half es, daß man in England, als der Verlust bekannt wurde, mit allen Kräften ihn

zu ersetzen strebte? Die englischen Soldaten hatten weder Zeit noch Kraft auf die mit Schaspelz gefütterten Mäntel zu warten, — sie starben!

So brachte sich der Tod in der einen oder der andern Gestalt, auf dem Krankenlager, auf dem Schlachtfelde oder in den Laufgräben, täglich in Erinnerung. Es gehörte eine gewisse Seelengröße, ein hoher Grad von Pflichtreue und Regsination dazu, um unter solchen Umständen sich noch einen frischen Soldatenmuth zu bewahren. Das Verhalten der Truppen in, wie vor Sebastopol war im großen Ganzen über Alles Lob erhaben. Daß jedoch bei jeder Armee, auch der besten, nicht alle Glieder von dem Holze sind, aus denen man Helden schneidet, daß es überall sogenannte Drücker giebt, das wird der am besten wissen, der je eine Kampagne mitgemacht. Das kräftigste Mittel gegen jede solche Schwächeanwandlung ist das Ehrgefühl, wesentlich ein Produkt der Erziehung. Dies vorausgeschickt, darf es nicht Wunder nehmen, daß es auch in der französischen Armee Leute gab, die mittelst Täuschungen aller Art Mittel und Wege fanden, um als krank nach der Heimath evakuirt zu werden. — Wohl aber ist es eine höchst bedenkliche und Besorgniß erregende Erscheinung, wenn auch Offiziere so weit die Ehre vergessen können, daß sie ohne zwingenden Grund den Kriegsschauplatz verlassen. Solch' böses Beispiel gaben aber französische Officire und zwar nicht nur in vereinzelten Fällen. Daß dem so war, dafür geben mehrfache Berichte des Generals Canrobert Zeugniß. So schreibt er unter dem 12. Dezember an den Marschall Vaillant: „Eine neue so eben erhaltene offizielle Meldung von einem unserer Generale, der am 30. November noch in Marseille war, bestätigt, daß diese Stadt, ebenso wie Toulon, täglich das traurige Schauspiel von pflicht- und ehrvergessenen Offizieren darbietet, die ohne triftigen Grund den Posten der Gefahr, wo ihre Soldaten noch aushalten, verlassen haben." Er fügt dann noch hinzu, daß viele dieser traurigen Subjekte sich nicht scheuten, in Kneipen, Kaffeehäusern und an anderen öffentlichen Orten die Zustände bei der Krim-Armee in den düstersten Farben zu schildern, wodurch ein höchst nachtheiliger Einfluß ausgeübt werde. An einer andern Stelle spricht sich General Canrobert über die Gründe jener traurigen Erscheinung folgendermaßen aus: „So sehr auch das Verhalten dieser Offiziere, die sich vom Kriegsschauplatz entfernen, zu beklagen ist, verwundern darf man sich kaum darüber. Für viele derselben ist der Kriegsdienst nur ein Handwerk, das seinen Mann nährt. Umsonst würde man bei ihnen eine Gesinnung suchen, die in der Familie groß geworden, durch gute Erziehung befestigt, den militärischen Beruf adelt und diesen zum Träger der Ehre und Vaterlandsliebe macht." Sicher eine heilsame Lehre und Warnung für alle Diejenigen, soweit sie für Belehrung überhaupt noch zugänglich, welche die Armee, speciell deren Offizierscorps, auf einer möglichst breiten demokratischen Grundlage organisirt wissen möchten.

Noch einer Erscheinung müssen wir hier Erwähnung thun, die bis jetzt wohl noch nie so klar ans Licht gezogen worden ist, und welche, insofern man im Kriege doch auch wesentlich mit moralischen Größen zu rechnen hat, uns nicht weniger bedenklich erscheint, als die so eben besprochene. Wir wissen aus der Geschichte was es zu bedeuten hat, wenn ein Hofkriegsrath vom grünen Tische aus Schlachten liefern will. Fast noch gefährlicher aber halten wir es, wenn nicht direkte Befehle, sondern gute und schlechte Rathschläge aus dem Kabinet, so wie Machinationen aller Art sich in die Heeresleitung einmischen. Sowohl Canrobert als sein Nachfolger Pelissier, standen unter dem Banne solcher Einflüsse. Der Kaiser war mit der obersten Heeresleitung nicht einverstanden, wagte es jedoch nicht, direkt einzugreifen. Daß dadurch die im Heere selbst vorhandenen widerstrebenden Elemente sich ermuthigt fühlten, darf nicht Wunder nehmen. Nicht umsonst versuchten sie im Kabinet des Kaisers ihren Einfluß geltend zu machen, und so sehen wir das Auftreten geheimer Mächte, die in gewissen Kreisen immerhin ihr Wesen treiben mögen, aus dem Kriegslager jedoch ein für alle Mal verbannt werden müssen. Solchen im Dunkeln gesponnenen Intriguen muß man es zuschreiben, daß General Forey, der sich durch seine Strenge, mit welcher er Zucht und Disziplin aufrecht erhielt, in gewissen Kreisen unbeliebt gemacht hatte, in Ungnade fiel und schließlich, im Anfang des Jahres 1855, als Kommandant der Provinz Oran nach Afrika geschickt wurde. Um dieselbe Zeit traf auch der Ingenieur-General Niel, der bevorzugte Adjutant des Kaisers, dessen Vertrauter und Berather in militärischen Dingen, vor Sebastopol ein. Ohne mit einem bestimmten Kommando betraut zu sein, sollte er jedenfalls im Namen des Kaisers sehen und prüfen, so wie auch wohl nicht weniger dessen Ansichten, die den seinigen entsprachen, zur Geltung bringen. In dieser Beziehung herrschte aber ein vollständiger Gegensatz zwischen ihm und den beiden Höchstkommandirenden, General Canrobert und Lord Raglan. Diese wollten erst die Südfront der Festung mit Sturm nehmen und dann den Feind außerhalb derselben bekämpfen, während Niel, und mit ihm der Kaiser, jeden Sturm, ohne die russische Feldarmee vorher geschlagen und die Festung von aller Verbindung nach Außen, auch im Norden, abgeschlossen zu haben, für ein abenteuerliches, mörderisches Unternehmen hielt. Niel verließ die Armee nicht wieder und wurde später nach dem Tode des Generals Bizot Chef des Genies. Mit seinem Bleiben wuchs der Zwiespalt, und Canrobert, der sich vom Adjutanten des Kaisers beeinflussen ließ, während Lord Raglan fest blieb, fiel solchem Zwiespalt zum Opfer. Er suchte um Enthebung von seinem Posten nach, jedoch mit der ausdrücklichen Bitte, seine frühere Division wieder übernehmen zu dürfen. Welche Einflüsse bei der Entscheidung mitwirkten, dafür giebt ein chiffrirtes Telegramm Zeugniß, daß zu derselben Stunde, als Canroberts Gesuch beim

Kaiser eintraf, Marschall Vaillant von Niel erhielt. Dasselbe lautete: „Bewilligen Sie ohne Zögern das Gesuch des Generals Canrobert um Enthebung von seinem Posten. Er ist sehr angegriffen. Antworten Sie per Telegraph. General Pelissier ist bereit, das Kommando zu übernehmen."

Hatte jedoch vielleicht Niel geglaubt in dem neuen Kommandirenden, General Pelissier, einen Bundesgenossen für seine Ansichten zu finden, so wurde er schon durch das erste Antrittsprogramm desselben enttäuscht. In diesem sprach er aus, daß er sich bei Uebernahme seines Kommandos zwei Systemen gegenüber befunden habe: das eine wolle große Unternehmungen nach Außen, um die Russen im Felde zu schlagen, dadurch die Festung zu isoliren und vollständig einzuschließen; das andere System aber verlange zuerst und zunächst die Wegnahme und Zerstörung des südlichen Theils von Sebastopol, um dann mit allen Kräften nach Außen zu operiren; er werde von nun ab mit Entschiedenheit und und ohne allen Vorbehalt den letzteren Weg einschlagen und wisse sich dabei im Einverständniß mit dem englischen Oberkommando. Ganz abgesehen von dem schließlichen Erfolge konnte um diese Zeit nicht mehr davon die Rede sein, die bereits im Gange befindliche Belagerung, wenn auch nur zeitweise, wieder einzustellen. Unbekannt mit dem höchst schwierigen Terrain, ohne Karten, würde die verbündete Armee durch jeden Mißerfolg, jeden Rückzug in die peinlichste Lage gebracht worden sein. Jenes Programm besiegelte aber die Disharmonie zwischen dem Kaiser und seinem ersten Feldherrn; sie wurde erst gelöst durch die Erstürmung des Malakof. Daß sie aber noch eine so glänzende Lösung fand, daß keine Saite sprang, daß nicht in eine andere Tonart, d. h. zu einem Wechsel des Systems übergegangen wurde, dessen Folgen gar nicht abzusehen gewesen wären, das war ganz wesentlich das Verdienst des Marschalls Vaillant. Mit großer Klugheit und vielem Takt wußte er zwischen der überzeugungsgetreuen Energie Pelissiers und den kaiserlichen Strategemen am grünen Tisch zu vermitteln. Er selbst hielt es unbedingt mit der Ansicht des Oberfeldherrn; dessen Gegner suchte er zu überzeugen, eventuell aber auch ohne viel Federlesen zur Raison zu bringen. Der unter schweren Verlusten abgeschlagene Sturm vom 18 Juni, unternommen zur Ehrenrettung des Tages von Waterloo, schien dem Kaiser und Niel recht zu geben. Um so höher ist es anzuschlagen, daß General Pelissier in seiner Ueberzeugung nicht wankend wurde. Interessant sind die Briefe, die grade nach dieser Katastrophe zwischen Marschall Vaillant und Niel, der Oberwasser zu haben glaubte, gewechselt wurden. Gegen Ende Juli schrieb der erstere an Niel: „Sie und Pelissier sind verschiedener Meinung, was ich aufrichtig bedauere. Ich gestehe, daß ich Ihre Ansicht nicht theilen kann. Einen Feldzug zu unternehmen in Gemeinschaft mit der Cholera und einer Belagerung im Rücken, das scheint mir doch mehr wie gewagt; war es vielleicht im Monat

Mai noch möglich, im Juli sicher nicht mehr." Nachdem er mit großer Klarheit den mißlungenen Sturm vom 18. Juli, so wie alle Chancen der Kriegführung besprochen, schließt er mit den Worten: „Ich habe mit dem General Pelissier die Ueberzeugung, daß die Belagerung nicht einen Augenblick unterbrochen werden darf; stellen wir hier die Offensive ein, dann wird man uns sofort angreifen. Ich vertraue auf Ihren Muth, Ihre Klugheit und Ihre Geschicklichkeit. Der Wein ist abgezogen, weder Sie noch ich haben ihn eingeschenkt, aber getrunken muß er werden. Möglicherweise haben wir eine Belagerung von zwei Jahren in Aussicht, schicken wir uns in das Unvermeidliche." Später schreibt Vaillant: „Ich habe einem vollständigen Bruche zwischen dem Kaiser und Pelissier vorgebeugt und dazu gratulire ich mir. Solcher Bruch würde meiner Ueberzeugung nach eine Katastrophe herbeigeführt haben, sowohl in militärischer, wie in politischer Beziehung."

Es war in der That die höchste Gefahr im Verzuge gewesen und von gewissen Seiten nichts unterlassen worden, um den Kaiser und die öffentliche Meinung gegen Pelissier einzunehmen. Als einen wahren Krebsschaden darf man die nicht officielle Berichterstattung an den Kaiser ansehen. Der Adjutant desselben General de Béville, Kommandant des Genies beim Reserve-Korps, und der Kommandeur der Kaiserlichen Garde, General Regnaud de Saint Jean d'Angely, waren beide gefährliche Ohrenbläser. Die sehr ernsten Zurechtweisungen von Seiten des Marschalls Vaillant hatten keinen Erfolg. General de Béville schreibt wiederholt an den Kaiser, daß die Fortsetzung des Krieges in der bisherigen Weise zum Ruin der Armee führen müsse. Er beschuldigt sogar das Hauptquartier, in Bezug auf die Verluste am 18. Juni, falsche Angaben gemacht und die im Revier behandelten vielen Verwundeten verschwiegen zu haben. Da riß dem Marschall aber denn doch die Geduld, und im höchsten Grade indignirt schrieb er an General Béville: „Es ist nicht genug zu kritisiren und zu tadeln; Sie sind General, nun gut! Was soll geschehen? Sagen Sie es kurz und bündig, man verlangt es von Ihnen, man bittet Sie darum! Aber sich stets auf's Tadeln zu beschränken, par bleu, das ist leicht, das kann jeder, vielleicht würde ich es noch besser verstehen als Sie!" Die rechte Antwort auf solche Kritik, auf solche Anklagen wäre wohl ein Kriegsgericht und Kassation gewesen.

Es ließe sich noch eine ganze Blumenlese von dergleichen Anklagen, nicht nur gegen den Höchstkommandirenden, sondern auch gegen andere Generale in verantwortlichen Stellungen zusammenbringen. Sie cirkulirten in Paris und alle Welt sprach davon. General Pelissier ließ sich sogar ein mal zu der Aeußerung hinreißen, es verdienten diese Briefschreiber Stockschläge. Das wirft allerdings ein schlimmes Licht auf den Geist sogar in den höheren Officierkreisen, und man thut gut bei Erwägung der Gründe, welche die Niederlage der französischen

Armee im letzten Kriege herbeiführten, jene Erscheinungen aus früherer Zeit nicht unbeachtet zu lassen. Nicht allein die Tapferkeit einer Armee garantirt den Sieg, ganz wesentlich sind es auch moralische Potenzen, die dabei mitsprechen. Wo soll das so nothwendige Vertrauen in die Führung herkommen, was muß schließlich aus der Disziplin werden, wenn geflissentlich die Autorität untergraben wird? Man darf sich daher nicht wundern, wenn französische Gefangene des letzten Krieges ihre Generale mit Bezeichnungen titulirten, von denen traitre noch der mildeste war, obgleich sicher keiner von ihnen, auch nicht Bazaine, sich je einer Verrätherei schuldig gemacht hat. Hierbei könnten wir leicht in Versuchung gerathen, das Kapitel der Sündenböcke noch ausführlich zu behandeln. Wo der Erfolg Alles entscheidet, bedarf man ihrer ganz nothwendig bei Mißerfolgen. Auch im Krimkriege fehlten sie nicht. Zum Glück waren es jedoch immer nur Todte, die man verantwortlich machen konnte; so bei dem mißlungenen Sturme vom 18. Juni die Generale Mayran und Brunet. Höchst belehrend ist ferner das Kapitel der Mißverständnisse, von denen der Krimkrieg eine reiche Sammlung bietet. Sie geben Zeugniß dafür, wie schwer es ist, im Kriege richtig zu befehlen und vielleicht noch schwieriger, erhaltene Befehle im Geiste des Auftraggebers, auch bei veränderter Situation, richtig auszuführen. Erinneren wir nur an den blutigen steeple-chase der englischen Kavallerie unter Lord Cardigan bei Balaklava.

Kehren wir jedoch wieder zu den Ereignissen vor Sebastopol zurück. Nachdem sich die Russen bei ihrem Angriff vom 16. August, — Schlacht bei Traktir, — blutige Köpfe geholt und mit großen Verlusten zurückgeschlagen worden waren, saß General Pelissier wieder fester im Sattel. Der 8. September aber machte ihn, so wie den General Mac Mahon, zu gefeierten Helden des französischen Volkes. Der Sturm des Malakof war eine Waffenthat, auf welche die französische Armee mit Recht stolz sein durfte. Mit dem Fall von Sebastopol hatten auch die Ueberwundenen eine blutige Heldenlaufbahn beschlossen.

Es spricht mindestens für die Herzensgüte des Kaisers*) und eine solche soll er in der That besessen haben, wenn er sofort allen Groll vergaß und dem ihm bisher opponirenden Feldherrn volle Gerechtigkeit widerfahren ließ, wie aus dem nachfolgenden Glückwunschschreiben an den zum Marschall ernannten General Pelissier hervorgeht: „Nach dem unglücklichen Ausgange des Angriffs vom

*) Wenn der Kaiser im Februar 1855 4000 Brustharnische, Vordertheile von Küraßen, für die Armee absenden ließ, die von der Infanterie bei Erstürmung der Festungswerke als Schutzwehr getragen werden sollten, so spricht das allerdings mehr für sein gutes Herz, als für militärische Einsicht. Die Bruststücke trafen in der Krim ein, sie sind jedoch niemals gebraucht und der Malakoff ist ohne sie gestürmt worden. Man hielt es für angemessen über diesen delikaten Gegenstand ein kluges Stillschweigen zu beobachten.

18. Juni, ich gestehe es Ihnen ganz offen, war ich wenig gut auf Sie zu sprechen, nicht wegen des Mißerfolges an und für sich, vielmehr weil ich von Ihnen die in solchen Fällen nothwendige Vorsicht vernachlässigt und die unveränderlichen Prinzipien nicht beachtet glaubte. Sie haben diese Fehler in würdiger Weise wieder gut gemacht und ich spreche Ihnen meine volle Anerkennung namentlich auch dafür aus, daß Sie so viel Charakterstärke besaßen, um allen Denen zu widerstehen, welche die Hoffnung auf einen glücklichen Ausgang aufgegeben hatten."

Weniger Anerkennung fand der Kommandirende der englischen Armee, General Simpson, Nachfolger des der Cholera erlegenen Lord Raglan. Seit der Stunde, wo die Times seine nachfolgende so schöne Depesche vom 8. September, groß in ihrer lakonischen Kürze, gebracht hatte: „Die Allirten haben heute Mittag die Werke von Sebastopol angegriffen, der Sturm auf den Malakof ist geglückt, die Franzosen sind im Besitze dieses Werks, der Angriff der Engländer auf den Redan wurde abgeschlagen;" seit dieser Stunde war General Simpson, aufgegeben von der Regierung, allem Groll der Presse und des Publikums ausgesetzt. Der General Simpson, ein Mann von Seelenstärke und tapferen Herzens, hatte große Verdienste, aber was half das? Er hatte keinen Erfolg gehabt, die verwundete nationale Eitelkeit verlangte ein Opfer. Er ward ihr geopfert. Nur zu häufig läßt sich die öffentliche Meinung ihr Urtheil durch die wetterwendische Göttin Fortuna diktiren.

Zur Zeit als die Friedensunterhandlungen bereits im Gange waren, wurde der in der Krim zurückgebliebene Theil der französischen Armee noch einer harten Prüfung unterworfen. Während die englischen Soltaten, in soliden, heizbaren Baracken untergebracht, sich eines vortrefflichen Gesundheitszustandes erfreuten, füllte die Französische Armee die Lazarethe. Unzweifelhaft trugen hierzu ihre Unterkunftsräume ganz wesentlich mit bei. Anstatt wie die Engländer in Holzbaracken, lagen sie in tief in die Erde eingegrabenen Zelten, und grade dieser Umstand erwies sich als ganz besonders nachtheilig für die Gesundheit. In der Nacht vom 19. zum 20. Dezember fiel der Termometer auf dem Plateau des Chersones bis auf 22° unter Null. Außer Brustaffectionen und Dyssenterie, richtete der Skorbut Verheerungen an. Bald aber stellte sich auch der Typhus ein, ein Feind, der schlimmer wüthete, als früher die Kugeln der Russen. Die Zahl der Kranken steigerte sich von Monat zu Monat. Man evakuirte alle Tage Kranke nach Konstantinopel, bald reichten jedoch dort die Lazarethe nicht mehr aus. Im Februar erreichte die Zahl der Typhuskranken allein 3500, davon starben allein in der Krim 2400 Menschen; im März stieg daselbst die Zahl der Todten auf 2500. Das Sanitätskorps verlor allein 58 seiner Mitglieder durch den Typhus und 13 Geistliche und barmherzige Schwestern erlagen



dieser Krankheit. Grade um diese Zeit war es, wo Miß Nightingale in Scutari einen Ruhm erwarb der höher steht, als der des tapfersten Soldaten. Von den 80,000 Mann, welche die französische Armee während des Krimkrieges verlor, war nur wenig mehr, als der achte Theil, d. h. 10,240 Mann, vor dem Feinde geblieben. Noch bei weiten größer waren die Verluste der russischen Armee. Bei ihr wüthete der Typhus ebenso wie in der französischen Armee, namentlich unter den jungen Rekruten und eingezogenen Milizen. Wie viel Gebeine Verschollener mögen aber an den Straßen aus dem Inneren des weiten Reichs, von den Quellen der Wolga und des Ural, von den Küsten des weißen und des baltischen Meeres bis zu der Landenge von Perecop, gebleicht und ungezählt geblieben sein.

Allen diesen Leiden machte der Frieden ein Ende. Am 5. Juli 1856 schiffte sich Marschall Pelissier mit den letzten französischen Soldaten zu Kamiesch ein, um als Triumphator nach Frankreich zurückzukehren.

Am meisten triumphirte jedoch Napoleon III. Nach dem Frieden von Paris hatte er die Höhe seiner Macht erklommen. Ein Nachfolger war ihm geboren und das Glück schien sein Füllhorn über ihn ausgießen zu wollen. Das Orakel, welches man ehedem in Petersburg suchte, zog man jetzt in Paris zu Rathe. In seinen Händen hielt er die Fäden der europäischen Politik. Der Mensch aber versuche die Götter nicht, denn die Weltgeschichte ist das Weltgericht.

W. v. H.

An den westeuropäischen Höfen 1483 bis 1486.

Eine Reisebeschreibung.

III.

4. In Spanien. In Lepe sah sich der Ritter genöthigt das Schiff zu verlassen, Ungewitters wegen, „denn ich daselbst gar bald mit alle meiner Gesellschaft ersoffen und untergangen wäre“ erzählt er uns. Er ritt bis Niebla.

„Daselbst fand ich“, sagte er, „böse Zöllner, die begehrten von mir Schatzung und Zoll, auch von meinen Königlichen Gesellschaften, denen gab ich so ernsten und spöttischen Bescheid, daß sie mit Schanden davongingen. Von Niebla bis zu St. Lukas 8 Meilen und von derselben Stadt kam ich

über 4 Meilen in die Hauptstadt gegen Civilien,*) welche im Lande de Lozia**) gelegen, fand allda selbst weder den König noch die Königin.***) Mittwochs aber darnach vor Hedwigis†) traf ich Ihre Majestäten beide in Granada an, in und vor der Stadt Sittivil.††) Dem Könige ließ ich meine Ankunft zu wißen thun, der gab mir Audienz und Verhör acht Tage darnach, nahm mich gnädiglich mit gen Civilien an, und nach etlichen Tagen, als er der Kaiserlichen Majestät und der Fürsten Briefe überlesen hatte, die ich ihm dann vor diesem zustellete, ließ er mir ansagen, er wollte mir in wenig Tagen Antwort und Bescheid geben. Mittlerweil besuchte ich den Kardinal†††) so der Obrist und Fürnehmste ist nach dem König, und bat ihn, er wollte mit Fleiße bei Königlicher Majestät vorfügen, damit ich zeitlich mochte abgefertigt werden. Darauf er mir zusagte, dies alles nach meiner Bitt mit Fleiß auszurichten. Darauf lud ich seinen Sekretarium nebenst anderen zweien seinen bestellten Doktoribus zum Essen zu mir und handelte mit ihnen von vielen und mancherlei Sachen, denn meine zween Mohren, die mir der König von Portugal geschenkt hatte, waren des Zolls halben, wie oben gesagt, mir gefänglich eingezogen, da ich zu Civilien einzog, und saßen allbereit bis in die dritte Woche. Ich vermeinte zwar, sie würden in demselben Königreiche also ehrenhaft sein, und mir dieselben ohne meine Entgeltniß wiedergeben, die Zöllner auch deshalb in billige Strafe nehmen, wegen solches Verbrechens, welches sie zur Unbilligkeit gegen mir fürgenommen, so mußte ich doch endlich den Zöllnern fast bei 3 Dukaten geben, wollte ich meine Mohren wieder haben, ob ich ihnen wohl nichts schuldig war, aus Ursachen, es waren getaufte Juden. Dieselbigen Leute in der Provinz de Lozia sind insgemein grob und unverständig und gehen alleine dem Geiz nach, wenig sind sie mit rechten wahrhaften Tugenden begabt, wie dennoch in Portugal, doch übertreffen sie mit Hinterlist die Portugaleser."

„Zu Civilien ist eine große Kirche und wohl viel größer denn zu Köln, wie ich denn auch die Stadt größer achte."

„Der Kardinal schicket seiner Doktores einen zu den Zöllnern, daß mir die Mohren ohne Entgeltniß wieder gegeben werden sollten, derselbe brachte die Zöllner susambt den Mohren zu mir, mit Anzeigung, ich sollte und müßte

---

*) Sevilla.

**) Andalozia, Andalusien.

***) Ferdinand der Katholische von Aragonien und Isabella von Castilien.

†) 14. Oktober 1484.

††) Wohl Setenil.

†††) Don Pedro Gonzales de Mendoza, Erzbischof von Toledo, der verdienstvolle Rathgeber Isabellas aber auch Miturheber der entsetzlichen Judenverfolgungen, bei denen Peter Arbues sein Helfer war.

ihnen drei Dukaten geben, denn also waren sie mit einander über mich eins worden, wie ich dann auch that. O wie große Hinterlist ist mir von dem Doktor mitgespielet, denn er achtet seines Herrn des Kardinals Befehl ganz für nichts. Es war zwar kein Wunder, denn er wegen seines Betruges und Schalkheit vom Könige aus Frankreich verjagt und bandiret worden. Ich war zwar bei vier Wochen am Königlichen Hofe, ehe denn ich einige Antwort bekommen mochte, aus Ursachen, sie dachten, ich würde vom Könige was bitten, des furchten sie sich; da ich mich aber vernehmen ließ, ich wollte vom Könige nichts begehren noch bitten, denn alleine sichere Geleitsbriefe, denn ich wäre kein Bettler, daß ich um Begabung und Geschenk willen zum Könige kommen wär, da sie solches vernahmen, sagten sie, wenn dem also ist, so möchte ich alle Stunden fürkommen. Es ist aber eine schändliche Ehre einem Könige was an Ehren zu ersparen, daraus hernach Schand erwächst, und ob ich wohl mich was vom König zu bitten niemalen unterstanden oder fürgenommen, sollten sie doch solches von mir als von einem ausländischen Wandersmanne, da ich soviel Königreiche durchzogen mit Gefahr meines Leibes und Gutes, damit ich ihren König gleichsfalls sehen möchte, seiner Majestät zu Ehren zu reden und solches sich vermerken zu lassen enthalten haben. Darumb that auch der bemeldte Doktor nichts, ob er mir wohl viel zusagte, denn er wollte, wie auch andre, die mich vor den König zu kommen befördern sollten, beschenkt sein. Ob ich ihn wohl zwei oder dreimal zu mir eingeladen, wollte es doch bei ihm kein Ansehen haben, denn es war keine Ehre in ihnen. Mittlerweile kam ein Ambasiator oder gesandter Orator des Herzogen von Burgundien, mit Namen Lupian, welcher ein Edelmann war, dem legte ich diese Sachen für, der nahm mich so bald mit der Hand und führte mich mit sich für den König und erzählte Seiner Majestät meine Tugenden. Desselben Tages begehrete ich Geleitsbriefe, die wurden mir auch folgenden Tages zugestellt. Also gesegnet ich Seiner Majestät, welche mir hundert Dublonen, der eine anderthalben Dukaten gilt, in die Herberge schickte, mich aus der Herberge zu lösen, desgleichen mir auch zwei Roß verehret. Die Königin aber war gar übel kontent, daß ich dem Könige von Kaiserlicher Majestät und dem Herzoge von Burgundien Briefe brachte und überantwortet hätte, und ihr der Königin keine. Denn es gehet allda gar widersinnisch zu; die Königin ist König und der König ist ihr Diener. Dieses Hofs Regiment war mir gar unbewußt. Am Christ=Abend lernte ich es erst durch diese Weise. Am selbten Tage ist ein jährlich Gedächtniß, daß Sevilia von Christen belagert und die Pagani oder Heiden (so man noch itzund hin und wieder im Lande Barbaros nennt) ausgetrieben sein, darumb wird jährlich umb diese Zeit eine Prozession und Kreuzgang gehalten, darinnen auch beide, König und Königinne, so ferne sie einheimisch sein, zu

gehen pflegen, da man denn vor ihnen beiden Majestäten, das Schwerd, damit die Stadt gewonnen und erobert worden, welches kurz, ungeschaffen, unflätig, schwarz und ganz altfränkisch ist, vorträgt. Das Schwerd aber, so man sonsten nach Gewonheit vor dem Könige, die Justitia damit anzuzeigen, zu tragen pfleget, kehret man allewege im Tragen dasselbe mit dem Kreuz und Kopf über sich und mit der Spitzen unter sich und gegen der Erden und dies darumb, daß er die Schlacht, so er wieder den König von Portugal, des itzt regierenden Vater, fürgenommen und geführt, mit alle seinem Heer verloren hat und mit den Seinigen feldflüchtig worden ist. Also ward ich desselben Tages gewahr, daß der König der Königin Diener ist, denn in der Prozession führete er die Königin zur Rechten, der Kardinal aber zur Linken. Es dienen auch fürchten alle Edelleute die Königin mehr denn den König, der König befleißiget sich auch alle Stunden, wie er allein der Königinne Befehl, Gebot und Wohlgefallen erfüllen und vollbringen möge. Wo auch der König Jemandem Briefe giebet, werden dieselben doch ohne Verwilligung der Königinne nicht gesiegelt, denn sie überliefet zuvor alle Briefe selbst und wo ihr darinnen was nicht gefällt, zerreißt sie dieselben, auch in Gegenwart des Königes. Der König darf auch ohne Verwilligung der Königin nichts thun, was die Königin aber mit ihm schafft, muß er thun. Denn was der Kardinal, der ein geborener Graf aus Spanien ist, und sehr gewaltig im Königreich mit der Königin übereinträgt, dem muß der König hold thun. Darum redet man in Aragonien und Katalonien dem Kardinal sehr schändlich und übel nach, geben auch weder auf des Königs noch des Kardinals Gebot etwas, so brieflich ausgehet an obbemeldte Länder, sonderlich aber in ihrem Land fürchten sie die Königin vielmehr denn den König. Der König ist ein natürlicher Herr von Aragonien, Katalonien und Civilien, doch wird der König umb der Königin Willen durch ganz Hispania, darinn die Königin eine Erbfrau ist, mehr gefürchtet und geehret, denn in seinen eigenen Landen. Es reden auch die Unterthanen des Königes in Catalonien und Aragonien unverholen und sagen öffentlich, habs auch von vielen in Hispanien gehöret, daß die Königin eine geborene Judenmutter sei, denn wie ich's mit Augen gesehen habe, vertraut sie den getauften Juden (welche jedoch gar viel ärger denn die beschnittenen Juden) vielmehr denn den Christen, denn sie habens unter Händen und nehmen alle ihre Renten und Zinsen ein, sind ihre Räthe und ihre Sekretarii, dergleichen des Königs, darumb ihn auch Viele einen getauften Mohren oder Juden heißen, daß es mich auch nur sehr Wunder nahm, daß sie umb solcher schändlicher Schmähwort, die sie ihren eigenen Herren nachreden, nicht gestrafet werden, sondern ihnen solches alles ungenossen aufgehet, aber das ist die Ursach, weil es ein klein Regiment in selben Lande hat, so sind auch wenig Gesetz, darumb lebet ein jeder, wie

es ihm gefallt und wird allda keine Sünde, vielweniger einig Laster gestraft ausgenommen Diebstahl und Todschlag, welche bei ihnen richtlich bestraft werden. Es sind auch ihre Pfaffen, so wohl auch in Portugal insgemein sehr ungelehrt, ich hab auch über zwei gelehrte Männer an des Königes Hof nicht gesehen, welche sich bei dem Kardinal aufhielten, darumb kein Wunder, daß sie allda viehisch leben, dieweil sie selbst, welche mit heilsamer Lehr und guten Exempel andern fürgehen sollten, viel ärger sein und viehischer leben, denn eben diejenigen, die unterweiset werden sollten, und von ihnen gelehret werden."

„Die Königin war desselben Tages, als man das Kreuz trug und die Königin also vom Kardinal und König in der Prozession geführet ward, über die maß sehr schön mit Edelsteinen gezieret und zusambt allen ihren Jungfrauen, deren bei zwanzig waren, und ihr nachtraten, mit Schmünke angestrichen. Die Königinn hatte vor ihrem Angesicht einen Schleier hangen, eben wie man in Kirchen etliche Bilder durch einen Schleier siehet und weiset, welches sehr schänßlich und überflüssig, auch eine Anzeigung großer und übriger Hofarth war. Des Königs Sohn, ein Herr von sieben Jahren, mit Namen Johannes ging vor der Königin, des Königes Tochter, eine Prinzessin von 14 Jahren, mit Namen Elisabet, ging der Königin nach, die andern des Königes Töchter, nämlich Maria von fünf und Johanna von zwei Jahren, waren auf dem Schloß blieben. Es ist zwar ein gar gemeiner Brauch, daß sich alle Frauen und Jungfrauen zu Aragon und Catalon schmücken, denn in diesen Landen regiren sehr die sodomitischen Sünden, wie auch in Welschland, jedoch in diesem Königreich mehr denn in andern. Auch findet man daselbst zu Sevilien und durch ganz Hispanien vielmehr getaufter Juden und Heiden auf Dörfern, in Märkten und Städten denn Christen. Denn als Sevilien von Christen, wie oben vermeldet, erobert worden, haben sie den Heiden vor der Stadt zu bauen erlaubet und zugelassen, die Juden aber, damit sie ihre Güter und Häuser erhielten, sind falsche und böse Christen worden, als listigen und verschlagenen Buben zustehet, welche der Schalkheit nun fort mehr und länger nicht mögen verhölen, denn sie sich selbst an Tag geben, daß sie wahrhaftig Juden sind, darumb denn beide Ihre Majestäten, König und Königin fast über 600 haben verbrennen lassen, und als ich noch allda war, lagen auch wohl bei fünfhundert im Gefängniß, welche auch gleicherweis sollten gebrennet werden; unter denselben auch viel Thumherren und Pfaffen befunden worden. Eins Theils aber hätten sich in Zeiten mit ihren Gütern davon gemacht, die konnte man nicht fangen, denn sie in Portugal dem König von Hispanien zu Schanden unterhalten werden. Es waren auch etliche in der Thumkirchen zu Civilien Prälaten, welche auch dieser Sekte waren. — Civilia ist die Stadt, so man zu Latein

Hispalis nennet, von Hispalo, der sie erbauet. — Die obgenannten Thumherren des hohen Stifts, ob sie wohl Juden waren, verborgener Weise auch der Juden Glauben, sowohl als die im Gefängniß lagen, hielten, bezeigten sich doch mit Messehalten und anderem eben den Christen gleich. Es waren auch ihrer viel deren Sekten, so aus Furcht halben entwichen, wieder zu Land kommen und Gnade erlanget, denn sie sehr reich und dieselben der König darum schützet, dieweil sie ihme von ihrem Gut und Reichthumb, wie man saget, mittheilen; daran er gewißlich, dieweil er so geizig ist nach gemeiner Red, sehr übel thut."

„Es hat der König von Hispanien nicht viel unter seinem Adel, die ehrliebend und recht ehrkundig wären. Wann sie auch etwan fremde rittermäßige Leute am Hofe sehen, hassen sie die vielmehr, denn daß sie dieselben verehren sollten."

„Sie fragten mich, was der Kaiser wär; ich antwortet ihnen: er wär das Haupt der ganzen Christenheit; darauf antworteten sie: noch ist unser König ihme nicht unterworffen, gleichsam ihr König gewaltiger wär, denn der Kaiser. Ich aber gab ihnen darauf Bescheid, daß sie mit Schanden davon gingen. Wann ich auch zu Hof oder Kirchen war, folgten sie mir mit großem Haufen, umtraten mich und sahen mich an, wie ein Meergespenst, brachten mir so seltsame Fragen für als Leute, die ihr Lebelang nie gewandert. Es fragete mich auch einer, ob ich ein Ritter wär, darauf berichtet ich ihn, die weil ihr ritterliche Zeichen an meinem Halse hangen sehet, was dürft ihr fragen; denn es bei uns nicht bräuchlich, daß Heiden, Juden oder Bauern, wie bei Euch, sondern allein die Ritter Gold tragen, also schwieg er still und ging davon."

„Es ist daselbst zu Civilien ein Bischof, ein hebräischer Mönch, das ist ein getaufter Jude und Mönch. Der hat groß Gut und Reichthum und einen Bankardt, den wollte er, auch wieder des Königs Willen, in einer andern Kirche zum Bischof machen und die Königin selbst stund ihm bei. O ewiger, barmherziger Gott, wie große mächtige Ungerechtigkeit ist das und unsäglicher Geiz, daß der heilige Vater der Papst dies Alles zugiebt umb des heiligen Hellers, propter sanctum Denarium willen. Es wäre wahrhaftig kein Wunder, daß durch solch böses Regiment das ganze Reich zu Trümmern ginge und, die vorhin Heiden gewesen, in größeren Irrthum, denn darin sie zuvor je gesteckt, geführet werden, denn ist das nit ein Schand, daß ein reicher Herr, der hernachmalen ganz verarmet, durch Geld erlangt und zu Rom erworben hat, daß er seines Gemals Schwester, die auch sehr reich und derentwegen zum Ehegemal nehmen möchte; ich meine ja, das heißt römische Gerechtigkeit, daß man solches umb der verfluchten Dukaten willen vergönn und zuläßt. Ja, was soll ich wohl sagen, wie schändlich durch den Kardinal und andere Herren mit den Jungfrauen im Königlichen Hofe und Frauenzimmer umbge-



gangen, wie unverschämt es mit ihnen fürgenommen wird, ja es wäre Schand und Sünde, daß man es vor einem Christlichen reden und jemandem zu Ohren bringen sollte. Ja es mag ein jeder ihm von diesem unverschamten Handel und gottlosen Wesen wohl ein Beispiel nehmen, wie gefährlich es sei, zu Hofe in Züchten und Ehren in Buhlschaft stehen und nicht jämmerlich betrogen und zu Schand und Spott gesetzet werden. Es ist ein großes vorhebliches Laster an einem so hohen Haupt und Regenten, König und Potentaten, so losschändliches Wesen zu Hof und in seinem Hausregiment zu leiden und zu dulden."

„Von Civilien in das Königreich Granada sind 16 Meilen gen Sitivil, welche Stadt der König von Hispanien im selbigen 1484 Jahre mit 8000 zu Fuß und 4000 Reisigen Volke belagert hatte. Die Stadt ist auf einem Berge gelegen und hat ein sehr starkes, festes Schloß. Daselbst fand ich zum ersten den König. Eine andere Stadt Alora von Sitivil 12 Meilen hat ein festes Schloß auf dem Berge, wiewohl die Stadt unter dem Berge gelegen, welche auch der König von Hispanien zween Tage vor heiligen Leichnamsfest belagert hatte. Von Sitivil zwei Meilen liegt eine große Stadt Rondo*) genannt, allda ist ein Bisthum, denn sie sind zuvor Christen gewesen, sind aber von den Heiden, so man die weißen Mohren heißet, in lateinischer Sprache aber Mauri genannt werden, erobert worden. Es hatte auch derselbe König von Hispania vorgangen drei Jahr eine große Stadt allda, Allheim**) genannt, eingenommen und erobert, davon liegt 6 Meilen die Hauptstadt, darinnen der König von Granada sitzet oder Hof zu halten pfleget, auch Granada genannt. Dieselbige Stadt ist so wohl besetzet, daß von einer Gassen allein tausend Armbrustschützen mögen gegeben werden, und die ganze Stadt vermag 60,000 Mann zu geben, darumb kann sie mit keiner andern Gewalt, denn durch Hunger und Theuerung gewonnen werden."

Ich übergehe hier einige weitschichtige Ortsaufzählungen des Ritters, um ihn erst in Valenzia wieder selbst erzählen zu lassen.

„Gen Vallenz kam ich Donnerstag nach der Unschuldigen Kindlein Tag.***) Des andern Tages kam zu mir der Gubernator, der Stadt Obrister, welchem ich zuvor Schreiben übersendet, die mir vom Herrn Lupian in Civilien zu großer Beförderung, damit ich in Zöllen daselbst nicht geschätzet werden sollte, mitgegeben waren, denn allda ein sonderlich Gebiet und Regiment, darumb sie auf des Königes Befehl wenig geben, denn der König selbst muß von jedem Floren 6 Denar geben. Derselbe Gubernator befreiete mich aller Schatzung,

*) Ronda.
**) Alhama.
***) 30. Dezember 1484.

thät mir viel Ehre an und alles Gutes, kam zu mir selb-sechzehend in die Herberge geritten und brachten mir ein Maul mit Golde sehr schön zugeputzt und gezieret, baten mich, ich sollte darauf sitzen, ich aber brauchte lieber mein Roß. Auf das ritten sie mit mir durch die ganze Stadt, zeigten mir nachmalen ihr Frauenzimmer, die mußte ich aus Höflichkeit halber in ihrer Gegenwart in Arm nehmen und ihnen Küßlein geben, und ob ich wohl mein Lebtag Weibspersonen nicht gerne geküßt habe, so konnte ich ihnen dazumal dasselbe doch nicht versagen, denn sie waren ja zu schöne. Nachdeme zeigten sie mir die ganze Stadt vollends."

„Es wohnen durch ganz Aragonien Saracenen, welche wir Teutschen Rätzen nennen. Denn da die Christen dasselbige Land eingenommen, hat man ihnen vergunst und zugelassen sonderliche Häuser, Dörfer und Städte, vor sich zu bauen, darinnen sie sich nähren und enthalten; sind den Christen-Edelleuten zinsbar, lassen's auch ihnen mit allerlei Arbeit viel saurer werden, denn die Christen-Bauren, machen schöne Töpfe und Schüsseln mit blauer Farbe und Golde, welche man in die ganze Christenheit verführet. Unter ihnen seind auch etliche Conversjuden, ja auch zu Valenzia in der Stadt ist so wohl der vierte Theil bekehrter Juden. Dieselbe Stadt ist besser und herrlicher gezieret, denn alle andern Städte, die der König in seinem Reich und Landen hat, darumb sich auch viele vom Adel allda aufhalten und wohnen."

„Es wollen zwar etliche den König von Polen strafen, daß er Unrecht thue, daß er in seinem Lande und Königreich mancherlei Glauben verstattet, so doch des Königs aus Hispania alle Königreiche vielmehr getaufter und verkehrter Juden und über das ungläubige Saracenos haben, denn rechter wahrhaftiger christgläubiger Menschen, welche der heilige Vater, der Papst, nur wohl duldet und mit ihnen zufrieden ist, dieweil sie seine Kirchen erhalten helfen. Wann auch der itzige König von Granada, so doch gar mit den Seinigen Saracenisch, sich mit seinem ganzen Königreich dem Römischen Papste demüthiglich unterwerfen wollte, würde er ihn auf und anzunehmen sich nicht lang weigern oder einig Bedenken tragen, sie aber zu bekehren, ihren Glauben zu bessern und zu einem andern Leben zu vermahnen nicht sehr bemühen."

„In Aragonien wächst viel Reis, denselben bauen und säen die Saracenen, desgleichen alles andere Getraydigt. Wein und Fleisch sind viel wohlfeilern Kaufs und Marktes im Lande de Lozia, dann in Aragon zu bekommen. Ich hab auch in aller Welt, da ich gewesen, besser oder geschmackter Brodt und das den Menschen sehrer kräftiget, niemals gessen, denn in Civilien und in den umliegenden Landen; in Portugal aber hat es dagegen besser, schmackhafter und wohlfeiler Weine, denn in dem Lande de Lozia. Daraus führet man viel Getrayd in Portugal, Galizien, Algarbien, Aragon und Katalon, aber in



Castilien führet man keines, dann es bedarf dessen nicht, ist von ihm selbst überflüssig fruchtbar genug."

„Am Montag St. Antoni anno 1485 kam ich nach Barselon*), allda sind schöne Frauen, als man sie auch in ganz Hispania finden mag, und ihrer wenig schmünken sich und nimmt daselbst das Schmünktöpflein ein End. In derselben Stadt wurde mir keine Ehre bezeiget, denn sie verachteten ihres Königs Brief und Siegel, schatzten mich auch mehrer denn andere. Es schickte zwar der Vice Re zu mir mit Erbieten, er wollte verschaffen, daß ich Kraft seines Befehls nichts zollen dürfte, wollte aber nichts helfen, sondern ich mußte fünf Rheinische Gulden geben auch mein Zehrungsgeld verzollen, welches gar ungerecht, solche Sachen einem rittermäßigen Manne in fremden Landen aufzudringen und befand sich in der That, daß sie grobe Bauern und Juden sind, weil sie der Ehr und Ehrbarkeit so gar nicht achten, sondern allen ihren Fleiß nur dahin wenden, wie sie Gut und große Schätze überkommen möchten, es beschehe gleich mit Recht oder Unrecht."

„Und dieweil die Catalonier vor allen andern des Königs Unterthanen allerlei Lists und Betrugs vollstecken, begab es sich zu demselben Male, als ich gleich mein Wesen allda hatte, daß aus Gottes Straf und des Königs Verhängniß, welchen sie sehr gering achten, ihn verspotten, sind ungehorsam, und auf seine Gebote und Befehle gar nichts geben, die Bauerschaft in ganz Catalonia wieder die Herren und Ritterschaft aufstand in Meinung dieselben durch solches Fürnehmen dem Könige gehorsam zu machen. Ganz Catalonia und Aragonia ist in Hauptstädten mehr mit Conversjuden und Sarazenen, denn mit Christen besetzt, wie denn auch in Portugal, welche was großen Vermögens, sind insgemein verkehrte Juden. Ueber dies haben die vertriebenen, bandirten und verjagten Spanier zum Könige von Portugal ihre Zuflucht und sind unter seinem Schutze frei und sicher, und obwohl beide Könige Blutsfreunde untereinander, die Königin aus Castilien oder Hispanien auch vom Gesipp und Geblüt des Königs von Portugal ist, sind sie doch über das Alles in steter Uebung, ob einer den andern aus seinem Königreich zu heben vermöchte, würde es keiner unter ihnen an nichts nicht erwinden lassen, und dies nur aus lauterem vermaledeitem Geiz, der sie beide vor allen andern Königen auf Erden besessen, und werden ihnen also darüber auch ihre eigenen Unterthanen ungetreu und meineidig."

Am zweiten Februar kam unser Ritter nach Perpignan und war damit aus dem Gebiet der Spanischen Majestäten heraus.

5. In Frankreich. Von Perpignan erzählt Nikolaus Popplau wie folgt:

*) Barcellona.

„Daselbst der König stets 2000 Soldaten, die Stadt zu bewahren, aufenthält, denn dieselbe ist dem Könige in Frankreich als ein Pfand versetzet und wollte der König von Castilien oder Hispania dieselbe wieder gerne zu sich bringen, es will aber der König aus Frankreich ihme dieselbe umb die Pfandsumma abzulösen nicht vergönnen. Es ist dieselbe Grafschaft Perpignan sonsten ganz fruchtbar von Weine und allen andern Früchten."

Von Perpignan ritt der Reisende am 5. Februar aus und gelangte, nachdem er mehrmals Quartier genommen, nach Toulouse. Dort erregten die vielen Heiligthümer seine besondere Aufmerksamkeit. Unter anderen zeigte man ihm ein Buch, die Offenbarung Johannis, „welches er mit seiner eigenen Hand geschrieben soll haben, und ist dasselbe durchaus mit Golde geschrieben. Ich glaube es aber nicht, daß es von Johannes selbst geschrieben ist, dieweil es an vielen Orten falsch und unrecht geschrieben. Ich habe auch allda gesehen das Horn des heiligen Rolandi bei dreier Spannen lang. In Unser lieben Frauen Kirche zu Dolosa hab ich gesehen den Titul und Ueberschrift, die Pilatus auf das Kreuz unseres Herren Christi schreiben lassen. Das ist ein röthliches Bret, eben der Farben, wie man an den Stücken vom heiligen Kreuz siehet, ist auch ohngefär so lang und breit als ein Vierteil von einem Bogen Papiere und ist die Schrift, als wäre sie mit einem Dolche geschrieben. Ich konnte auch weder Griechische noch Hebräische Buchstaren allda sehen, sondern alleine lateinische, konnte auch daran kein Wort durch die Buchstaben zusammen bringen noch lesen, jedoch ist es glaublich, daß dies ein Stück des Titulbrets sei und ein Theil, darauf sie doch nur mit lateinischen Buchstaben gar geschrieben haben, damit man sagen möchte, sie hätten den ganzen Titul, ich glaube aber, es sei nur ein Theil und Stück desselben Brets. Die Mönche in der Kirchen sind Benediktinerordens. — Dolosa ist wohl so groß wie Breslau, aber sehr übel gebauet, denn ich auch kein schönes Haus darinnen gesehen, wie man in ganz Frankreich denn selten köstlich erbaute Häuser findet, denn dieselben mehr zum Geiz denn zur Lust erbauet werden."

„Von Dolosa bis jgen Angoulem ist fast gebürgicht Land, darumb muß man immer einen Berg auf, den andern absteigen, und wo man nur hinsieht, ist eitel Gebürge und auf demselben Eich- und Kastanien-Wälder. Es lassen sich auch in allen denselben Bergen, Wäldern und Thalen viel Schlösser und Dörfer sehen und wird an vielen derer Orte und Stellen zwischen die Bäume Getraide gesäet, also arbeitsam Volk hat es in erwähnten Dörfern. Für etlichen Flecken und großen Dörfern findet man auch Weinberge gebauet und gepflanzet bei einem Vierteil einer Meilen lang. Eilf Meilen von Angoulem gen Chiza*) eine Stadt, dabei denn auch ein Schloß, allda selbsten

*) Wohl Chizai.

wurde ich vom Hauptmann auf dem Schloß vor des Königs Verräther angesehen und derenthalben gefänglich angenommen. Der Hauptmann war Gelius von Portenson (?) genannt, ließ mir alle meine Briefe nehmen, die ich von Königen und Fürsten bei mir hatte. Dieselben übersandten sie dem Könige*). hielten mich bis sie Bescheid vom Könige wiederumb bekamen, drei Wochen in Haft, welcher Befehl ihnen gethan, daß sie mir das Meinige wieder zustellen und mich frei und los lassen sollten, welches geschah, ausgenommen die Briefe, da zeigten sie mir an, dieselben sollten mir wieder geben werden, wenn ich selbsten zu seiner Majestät gen Hof käme."

„Der Hauptmann war ein Erzbube; denn er bei mir keiner Verrätherei Argwohn befand, sondern erkennte aus den Fürdernißbriefen, die mir Könige und Fürsten gegeben hatten, daß ich ein frommer und rittermäßiger Mann wäre, sahe aber die schönen Kleinod und güldene Halsband, die ihm nur zu sehr wohl gefielen, trachtet er bei ihme selbst, wie er mich mit Lügen zu einem Kundschafter und Verräther seines Königes machete, welches ihme dann auf mich zu verführen keineswegs möglich war, schicket mich derohalben weiter zum Ober-Hauptmann**), welcher eben so wohl als er mit mir unweislich handelte, dann er mich weder sehen noch hören wollt, sondern schickte zu mir einen Licentiat der Rechten, so bei ihm war, einen ungelehrten Mann, welcher auch nicht recht lateinisch reden konnte und stellet mir bei neben ihme einen für, den der Licenciat sagte und bekannte, seinen Herrn zu sein, vor demselben ward ich umb allen Bescheid gefragt. Da sie nun keinen Argwohn an mir funden, sondern sahen, daß sie an mir übel gehandelt und ihres Verdachts halber geirrt hatten und darob zu schanden wurden, schicket derselbe Oberhauptmann vom Schloß zu mir und ließ mir sagen, ich sollte vom Schloß gehen, denn er hätte keine Bette vor mich, ich sollte frei sein, er wollte mit mir nichts zu thun haben. Dieweil ich aber allda fremde war, auch weder Freund noch Feind kennete und darzu der Sprach nicht kundig, bat ich, sie sollten mich alleine diese Nacht auf einer harten Bank beherbergen. Dies schlugen sie mir auch ab, und demnach sie zum Könige Briefe und Botschaft abfertigten, bat ich, sie sollten mich Seiner Majestät auch damit absenden; dessen weigerten sie sich auch. Des andern Tages aber reisete ich wieder gen

---

*) Karl VIII. Es war grade damals die Zeit der größten Spannung zwischen der Partei Annas, Frau von Beaujeu, die den unmündigen König, ihren Bruder, thatsächlich in der Gewalt hatte, und der des Herzogs von Orleans, welche mit dem Herzog Franz II. von der Bretagne sich verbunden hatte und auch von Maximilian von Burgund, freilich recht wenig, unterstützt wurde. Der Graf von Angoulem stand mit dem Herzog von Bourbon auf Seiten Annas. Dies zur Erklärung des Verdachts gegen unsern Ritter.

**) Die Handschrift fügt den Namen hinzu: „Bursch wirio". Jedenfalls arg entstellt.

Chiza und vermeinete nun glaubhaftig, es sollte mir all das Mein vollkommlich überantwortet werden, vernahm die weil nicht, daß die Sach gar anders stund, denn ich verhoffet hätte. Denn da ich wieder zum Unterhauptmann kam, zeigte er mir die Schreiben, darinne ihme der Oberhauptmann in Ernst schaffete, daß er mich bis zu ferner der Königlichen Majestät gnädigsten Erklärung gefänglich verhalten sollte. Oho, wie war das so gewaltig Unrecht mit mir gehandelt und eine so große Grobheit und Uebelanständigkeit von einem wohlgebornen, großen, tapferen Herren, der für anderen angesehen und geehrt werden will. Der schändliche Geiz bewegt ihn dahin, weil er gänzlichen mich zu pflucken und meiner Gesellschaften, damit mich Könige, Fürsten und Herren mildiglich begabet, habhaft zu werden vermeinete und setzte also Gut für Ehre. Zu dem erfunden sie Ursachen, wie sie könnten. Denn als sie die Gesellschaft des Königes von Engelland sahen, gedachten sie, ich wär sein Hofdiener und wollten mit mir englisch reden, mehr nahmen sie zum Behelf ihrer Zicht und Verdachts, daß ich mit Fürsatz und Willen den Herzog von Brittanien*), ehe denn ihren König in Frankreich zu besuchen Fürhabens, mehr daß ich in Frankreich sonder Geleite kommen wäre. Zu dem rühmeten sie Zeugen fürzustellen, welche mich vor dreien Jahren in Frankreich gesehen, eins theils auch vor mehr Jahren, auch andere falsche Zeugen, die mich sollten vor etlichen Jahren mit ihnen fertig französisch reden gehöret und gesehen haben, ob ich mich nur wohl stellete vor ihnen, samb verstände oder könnte ihrer Sprache ich nit, wär es doch nur Betrug mit mir. Sie vermochten aber mit diesen unwahren Zeugnissen in Grund wider mich nichts für noch aufzubringen und mußten letzlich mit Schanden von mir gehen."

„Zoge also in Gottes Namen von Chiza aus und kam davon 11 Meilen in ein Dorf Lizinian**), dabei ein schön lustiges Schloß liegt, dahin der König, wenn er geängstiget wird, seine Zuflucht hat und sich dahin verfüget. Derselbe Herr auf gemeltem Schlosse zeigte mir einen Brunnen, daraus sich die Königin Melosina, wie man sagt, gewaschen hat, welche nach dem Bade zu einem gränlichen Schlangen-Wurm unter dem Nabel worden, darauf hat des itzt regirenden Königes Vater eine Kirche gebauet. Fünf Meilen in eine große Stadt gen Pitanis, die man sonst Putives***) nennet, ist wohl so groß als Paris und ist auch eine hohe Schule oder Universität. Allda auf dem Thum ist ein Bisthum und in derselben Kirche eine gewaltige große Orgel."

Popplau ging hierauf nach Tours, wo er das Grab des heiligen Martin

---

*) Den oben in der Anmerkung erwähnten Franz II. von der Bretagne.
**) Lusignan.
***) Poitiers.

besuchte und an ihm eine Kerze für einen Dukaten opferte. Dann kam er nach Nantes, der Hauptstadt der Bretagne, am 24. März 1485.

„Da fand ich den Herzog. Am Palmtag schickte der Fürst zwene Edelleute zu mir in die Herberge, die begleiteten mich auf das Schloß. Da empfing der Fürst und umbfinge mich für Freuden mit den Armen. Da gab ich ihme das Geleite in die Kirchen und wiederumb heraus. Desselbigen Tages gaben mir Seine Fürstlichen Gnaden kein Verhör, bis Dienstag nach Ostern höreten mich Ihre Fürstlichen Gnaden ganz gnädiglich mit Vermeldung, wann er meine Sachen nach Nothdurft berathschlaget haben würde, wollte er mich gnädig darauf bescheiden lassen, hätte aber dessen zwar gar nichts bedorft und mich, weil mein Vorbringen nicht wichtig, wohl bald verabschieden mögen. Denn weil ich nicht Schreiben, weder vom Kaiser oder vom Herzog von Burgundien an ihn hatte, hatten die Seinigen ihm gerathen, daß er mich desto länger mit dem Abschied aufhalten sollte, damit sie mittlerweile erfahren möchten, ob ich auch der wäre, für den ich mich anmeldete, daran sie denn nicht unweißlich handelten. Etliche aus ihnen hatten an mir einen Argwohn, als wäre ich nicht ein Ritter, denn ob ich wohl der Könige Gesellschaft an mir truge, hatte ich doch nicht mehr denn zween Knechte, die mir aufwarteten, welches ihnen einen Zweifel machte. Gedachten aber als Unerfahrene nicht, was mir als einem Wandersmanne, der nun über zwei Jahr allbereit nichts anders vollbracht, denn von einem Königreiche zum andern gereiset, vorgestanden und unterhanden kommen war, darumb fragten sie an allen Enden fleißig, wär ich wär."

„Sonnabends vor dem grünen Donnerstage (?) gesegnete ich den Fürsten und nahm von ihm Urlaub, welcher mir Geleitsbriefe zu geben verschuf durch alle sein Land sicher zu reisen nebenst gnädigem Abschied und Befehl Kaiserlicher Majestät und dem Herzog von Burgundien seine gefliffene Dienst anzumelden, ihnen auch seiner Majestät Gnaden zu empfehlen. Desgleichen begehret auch von mir des Herzogen Bastard zu thun, da ich ihn gesegnete. Der Fürst daselbst ist fortmehr ein schwacher Herr von Leibe und Vernunft darumb wird er von seinem Schatzmeister, der fast ein Lewe ist seines Geschlechtes, regieret, ohne dessen Verwilligung der Fürst nicht befiehlet. Es war zwar der Fürst Willens gewesen, mich aus der Herberg lösen zu lassen, der Schatzmeister aber hatte ihn berichtet, solches vor unnöthig zu sein, daß er mich mit einigem Geschenk versehen dörfte, wie wohl ich zuvor Alles in der Herberg bezahlet und richtig machte, damit ich nicht für den, der umb Geschenk und Gaben dahin kommen wär, angesehen würde."

„Der obgedachte Fürst mit Namen Franciscus ist fast in 60 Jahr alt, sein ehelich Gemahl und Herzogin Margaretha, eine Schwester des Herrn

von Narbon, der jetzund wider den König ein Rebell, die älteste Tochter Anna von 8 Jahren und 9 Monat, die jüngste, Eusebia genannt, 7 Jahr alt. Aus Nantis reisete ich aus Sonntags Palmarum (?) und kam neun Meilen gen Nozay ein Dorf, von dannen 12 Meilen bis in die Stadt Rennis,*) die fast groß und größer denn Nantis, auch die größeste Stadt in ganz Brittanien. alldaselbst that die Jungfrau Maria große Zeichen und Wunderwerk. Acht Meilen zu Unser lieben Frauen, ein Dorf, allda geschehen auch große Mirakel. Drei Meilen gen Padesson, ein Dorf, ist des Königs von Frankreich, in Normanien gelegen, und vor diesem Dorf oder Märktlein ist eine Brücke, die scheidet Britanien von Normanien, so wir Normandien nennen. 2 Meilen gen St. Michael, da ist die Stadt unten am Berge, das Meer gehet rings umbher, und wann das Meer fällt, mag man zu Roß und Fuß frei wandeln, wann aber das Meer steiget, kann man allein mit Schiffen dahin kommen. In derselben Stadt und St. Michaelis Kirchen hab ich einen Schild in der Größe eines halben Bogen Papiers gesehen von altem Messing gemacht und einen kurzen Degen, welchen doch die Mönche alldaselbst, welche Benedictinerordens, ein Schwerd nennen, von Kupfer gemacht und die Scheiden von Messing, ungefährlichen anderthalb Spannen lang und in zweier Finger breit. Als ich aber von denselben Brüdern mich befragete, was der Schild zusambt dem Stoßdegen oder Tollich bedeutet, antworteten mir dieselben Fratres ignorantiae, so nicht fast gehöret waren, St. Michael hätte den Teufel damit überwunden. Darauf ich sprach: Es wäre meines Bedünkens unmöglich, daß ein Geist, wie denn die Engel nichts andres, den Teufel, welcher gleichfalls ein Geist mit leiblichen Waffen, als Schwerd und Schild, überwinden möchte, denn gewiß daß alle bösen Geister allein aus Kraft und Macht Gottes vertrieben werden müssen. Darauf troffen sie mit Schanden von mir hinweg. Bald höret ich eine andere Lügen oder Unwahrheit, welche ich doch auch nicht glaube, nämlich es wäre vor dieser Stadt St. Michaelis ein großer Trache gewesen, nun hätte ein König aus Island dem heiligen Michaeli mit ganzer Andacht gedienet, auch mit seinem innigen Gebete treulich gebeten, ihn und die Seinigen von solcher Gewalt des ungeheuren Trachen zu befreien und erlösen. Darauf hätte man nach etlichen Tagen des Königes Gebetes erwähnten Trachen tot und obgemelten Schild und Schwerd auf ihm liegend gefunden. Auf das hätten alle Ritter und Edelleute, so allda hinkommen wären, dem heiligen Michaeli zu Ehren ihre Schild und Schwerd geopfert und in die Kirchen gegeben. Allda sahe ich des Herzogen oder Grafen Heinrich von Wirtenberg Waffen,

*) Rennes.

eines Ritters Trugses aus Pommern, des Techants von Basel und eines Edelmannes Merschbrach genannt."

„Zu Rohan*) fand ich den König aus Frankreich, ungefährlichen 15 in 16 Jahr alt. Beim Könige war dazumal seine Schwester, welche dem Fürsten von Beaujeu verlobet war**), auch fand ich allda den Fürsten von Bourbon, welcher älter, denn der Fürst von Beaujeu, und sein des Fürsten von Bourbon rechter Bruder. Der Jünger aber in ihrem Geschlecht hat das Regiment vor allen andern seinen Brüdern, auch war beim Könige der Fürst von Orleans***), bei 20 Jahren alt, ist der aeltest und würdigst unter allen Fürsten in Frankreich, denn wo der König todeshalben abgehet, wird der älter aus seinem Geschlecht oder er selbsten zum Könige und ins Regiment genommen und erwählet. Es war auch beim Könige der Herzog von Lothringen†), der Fürst von Oranies††) und andre Fürsten mehr, sambt dem Könige in zwölf Personen, auch waren allda etliche Engelländische Herren, die aus Engelland entronnen, unter denen war auch der Graf von Rotgemundt†††), welcher vermeinet hatte König von Engelland zu werden."

„Montag vor Georgi††††) kam ich gen Rouen und an St. Georgen Tage gab mir der König Audienz und Verhör in Gegenwart vieler Fürsten. Es gabe mir auf mein Werben und Vortragen in's Königs Namen der Bischof von Perigord Antwort und Bescheid, nämlich Seiner Königlichen Majestät wollte nach meinem Begehr alles verschaffen und thun, meine Bitte aber hielte nichts anders in sich, denn daß mir die Schreiben, welche mir zu Chiza genommen, wiedergegeben werden möchten; konnte aber nicht sein. Der König trug zwar daran keine Schuld, denn er der Seinigen ganz unmächtig war, die Fürsten und Herren am Hofe aber, so wohl die Secretarien, welche den König ihres Gefallens regirten, wußten nur sehr wohl, wie sich die Sachen verhielten und was es vor eine Gelegenheit hatte um die Schreiben, so mir entwendet waren. Ob nun dies die Ursache war, daß sie dem Herzog Maximilian zu wollten, dem ich doch nie gedienet, oder ob sie solches des Kaisers wegen, von dem ich

*) Rouen.

**) Anna. Oben in der Anmerkung genannt.

***) Der Herzog von Orleans war damals grade einer Aufforderung Anna's folgend für eine kurze Zeit bei Hofe erschienen, ohne daß dadurch eine Verständigung herbeigeführt worden wäre.

†) René II., von Annas Partei.

††) Orange.

†††) Heinrich Graf von Richmond, noch in demselben Jahre Heinrich VII. König von England. Er war grade damals aufs eifrigste mit den Vorbereitungen zur Landung beschäftigt und hatte Rouen zum Sammelplatz seiner Getreuen gemacht.

††††) 18. April 1485.

meinen Abschied hatte und von Hofe abgezogen war, oder vielmehr um meinetwillen dasjenige verfügten und mir die Schreiben vorhielten, weiß ich nicht gründlich zu sagen. Die nachfolgenden Personen waren es, die da verhinderten, daß mir meine Schreiben nicht wiedergekehret wurden, nämlich die Schwester des Königes mit dem Fürsten von Bellejoco oder von Beaujen, der des Fürsten von Bourbon Bruder, der Bischof von Perigord, der mir des Königes wegen Antwort gabe, der Fürst von Lotharingen zu sambt dem Herrn Plessibor, Königlichem Secretario, denn sie den König und das ganze Königreich durch sondere Rathschläge anderen unbekannt, regireten. Seine Königliche Majestät ließen mir auch gleich, als ich vor seiner Tafel stunde, vermelden und anzeigen, ich wollte dies, so mir anitzo widerführe, Seiner Majestät nicht zu rechnen, in keinem Unwillen das vernehmen, noch einig Mißfallen darob tragen, daß mir Seiner Majestät das nicht bezeigen ließe, so sich wohl gegen mir gebührete, denn er in seiner Herren Zwang noch zur Zeit wäre, wann ich aber dermaleins wiederumb ihn besuchen würde, wollte er sich alldann gegen mir, als ein König aus Frankreich bezeigen, und wäre ihme in Wahrheit leid, daß es auf dies mal nicht beschehen konnte."

„Die Franzosen sind sehr hoffärtige Leute und dem Geschlecht und Geburt halben mögen sie wohl Fürstengenossen verglichen werden, aber belangende die Art in Verhaltung und Fleiß zu guten Tugenden, auch in Bestand ihrer Reden und Thaten mögen sie wohl an geborner Hoffahrt halben unter die Engelländer, doch ausgenommen, daß sie sich im Zorn mehr, denn die Engelländer thun, lenken lassen, gerechnet werden. Viel auch aus den Franzosen versuchten mich, ob ich bei ihrem Könige mich zu Dienste begeben wollt, da ich mich aber desselben äußerte, gefiel es ihnen nicht, waren derowegen übel mit mir zufrieden, denn ich ihnen vermeldet, daß alle mein Gut und Hab in Brabant wäre, denn sie trachteten dem Herzoge zu Oesterreich sehr nahe."

Von Rouen reiste der Ritter über Pontoise nach Paris, wo er kurze Zeit verweilte. Er erzählt von der Stadt: „daß ich sie vergleiche, ist sie fast in der Größe als die Stadt Prag und auch was größer, Prag aber ist an Häusern etwas zierlicher gebaut, Paris aber ist dicker an Häusern, denn nicht so viel wüster Stellen, als wohl zu Prag zu befinden."

Von Paris reiste er über St. Quintin nach Brabant, besuchte Bergen, Brüssel und Mecheln, ohne uns Nachricht von einem Zusammentreffen mit Erzherzog Maximilian zu geben; vielleicht mochten Geschäfte seines väterlichen Hauses seine Anwesenheit dort wünschenswerth machen. In Mecheln ist er am 14. Mai 1485. Von hier wendet er sich nun nach Deutschland zurück um ohne sich zu übereilen seiner östlichen Heimathstadt zuzustreben.

6. Rückreise durch Deutschland. Von Mecheln aus kam der

Ritter zum Bischof von Mainz, der ihn gnädig annahm und zum Abendmahl einlud.

„Darnach kam ich“, erzählt er weiter, „gen Heidelberg zum Pfalzgrafen, denn ich Seiner Fürstlichen Gnaden zugesagt und versprochen hatte, wann ich wieder zurückkäme, mich bei seiner Fürstlichen Genaden anzumelden und dieselbe zu besuchen. Derselbe empfing mich mit allen Genaden und hielt mich bei zwei Wochen auf. Vor meinem Abschied aber verehret er mir hundert Rheinische Gulden, die übersendete ich ihm wiederumb durch einen Ritter und fürstlichen Rath, Herrn Götz von Alensheim, darauf ließ mich Seine Gnade bald zu ihme fordern, ob ich ihn wohl allbereit gesegnet hatte. Da ich nun zu ihm kam, ward er fast beweget und gebot mir bei Verlust seiner Gnaden sein Geschenk nicht zu verschmähen, sondern umb seines Gedächtnis willen dasselbe anzunehmen und zu behalten, auch also damit vorlieb nehmen. Wo auch solches von mir beschehen würde, sollte ich Seiner Fürstlichen Gnade ewiglich beraubet und verlustig sein, ob mir wohl dieselbe bei meinem Abscheidt von Ihr Fürstlichen Gnaden verheißen und zugesaget worden. Nahme also erwähnte Verehrung. Nach einem halben Jahre aber überschickt ich Seiner Fürstlichen Genade meine Gegenschenkung hinwiederumb, nämlich eine Mardene Schauben und hundert Harinbälge zu einer anderen Schauben, welche Seine Fürstliche Genade von mir zu gnädigem Danke angenommen. Ich verehrete zwar dasselbige Ihrer Fürstlichen Genade gar billich, denn mich kein Kurfürst im ganzen Römischen Reich herrlicher angenommen, verhalten und begabet, denn der Pfalzgraf beim Rhein, dazu ließ er mich in allen Herbergen seines Gebietes aus sonderlicher fürstlicher Mildigkeit auslösen im Hin- und Wiederzuge. Er ist ein großmüthiger Herr und von gutem Gewissen, einer kurzen Länge, aber eines schönen jungfräulichen Angesichts und ganz guten Sitten gegen Gott und den Menschen, ließ mich auch bis gen Ulm vergleiten.“

„Allda fand ich Kaiserliche Majestät, welche mich mit sonderlichen großen Freuden annahm, fragte mich viel von fremden Landen und vielerlei Sachen. Da zeigte ich desselben Tages Seiner Majestät an, was maßen sich Könige und Fürsten Ihrer Majestät empfohlen hätten, welches Seine Majestät zu gnädigstem Willen annahm, und nach wenig Tagen Seine Majestät den Kanzler fragten, ob mir auch mein Jahrsold entrichtet wär, welcher berichtete, daß mir derselbe noch ausstünde. Darauf schufen Ihre Majestät mir ein Schreiben nach Frankfurt zu verfertigen, daß man mir dreihundert und achtzig Reichs-Gulden auszahlen sollte, welche mir denn auch bald Angesichts des Briefes zugestellet worden. Ob ich auch wohl vor diesem Ihrer Majestät Schreiben angemelde Stadt gehabt, sind sie mir doch niemalen, als wohl itzund, nutzbar gewesen, denn es Ihre Majestät mit sonderem Ernste ihnen befohlen und

auferleget. Nach diesem kam ich gen Ulm (?) an des Markgrafen Albrechts Hof*), welcher mich zusambt seinem Sohn, Markgrafen Friedrich und Ihrer beiden Genaden Gemahlinnen gnädiglich annahm. Daselbst verharret ich bei Ihren Fürstlichen Gnaden 14 Tage, führeten mich fast alle Tage mit sich auf die Jagden, setzten mich gleichfalls an ihre Seiten zur Tafel mir viel Ehre bezeigende. Den Tag aber vor meinem Abschied kam Markgraf Friedrich auf einen Saale nach gehaltenem Nachtessen in Beisein aller Edelleute und ganzem Hofgesinde zu mir und hinge mir seines Herren Vaters eigene Gesellschaft an Hals mit öffentlicher, lautbarer Aussage, daß ich dieser Verehrung vor andern Rittern wohl würdig wär, wollte derrwegen dieselbe umb Ihrer beiden Gnaden willen vor Königen und Fürsten, zu denen ich künftig kommen würde, zum Gedächtniß tragen, nahme mich auch bei der Hand und führet mich mit Begleitung vieles Hofgesindes, welche alle Winde- oder Stäbe-Leuchter trugen, zu seinem Herrn Vater und Frau Mutter. Die gesegnete ich desselben Abends und dankte ihnen mit allem Fleiß von wegen aller ihrer Geschenk, Ehren und Wohlthaten, so sie mir nicht aus meinem Verdienst, sondern aus lauter Gnaden und Gunst bezeiget hätten. Des andern Tages lösete man mich aus der Herberge und ward durch zwee von Adel gen Nürnberg vergleitet, daselbsten ich etliche Zeit über verbliebe um der Schwachheit und Krankheit willen, die mich nach so vielfältiger und großer Mühe und Arbeit, auf der Reise ausgestanden, bestrickete." —

„Nach des heiligen Leichnambstage in 1486 Jahre reisete ich von Nürnberg aus und kam in Döhringen in die Stadt Weymar, da Herzog Ernst Hof hält. Den fande ich daselbsten nicht, Seine Fürstliche Genade ließen mir aber durch ihren Einspännigen entbieten, ich sollte Ihrer Fürstlichen Gnade Ankunft erwarten, welches geschah und verharrete bei 14 Tagen daselbst."

Indes ward der Fürst krank und dieweil er selbst zur Stelle nicht sein noch kommen konnte, schickte er seiner Söhne zwene junge Fürsten, die mir an Statt ihres Herrn Vaters Verhör gaben, und drei Tage nachher luden sie mich zu Tische und wurden allda von mancherlei Ritterspielen mit mir zur Rede, hätten mich auch gerne eine Zeitlang bei sich behalten, ich bedankte mich aber und nahm folgenden Tages meinen Abschied, wurde auch damalen aus der Herberge gelöset. Darnach kam ich gen Leipzig in Meißen, da fand ich Herzog Albrecht von Sachsen mit allen seinen Herren, Rittern und Edelleuten versamlet, der mich gnädig annahm, gab mir auch alsobald Verhör, lude mich zum Essen und bezeigete mir zusambt den Seinigen viel Ehr. Nach 10 Tagen

*) Albrecht Achilles von Brandenburg. Ulm ist wohl hier ein Schreibfehler, ob aber Kulmbach oder ein anderer Ort anzunehmen ist, ist bei der Unbestimmtheit der Zeit des Besuchs schwer zu sagen.



nahm ich meinen Abschied und ward aus der Herberge gelöset, ließ mich auch mit 20 Trabanten durch sein ganzes Land bis durch den Böhaimer Wald sicher geleiten."

„Darnach kam ich gen Prag, des anderen Tages bis gen Kuttenberg, da fand ich König Vladislaum*), den Erstgeborenen des Königs von Polen, nahme mich auch gar gnädiglichen an. Ich überantwortete Seiner Majestät die Schreiben, so von Königen und Fürsten anderer Lande an Seine Majestät mir mitgegeben waren. Zu dem thaten mir die Herren, nämlich der Herr Sokolofsky, des Königs Rath und ein sonderlicher hochgeachteter Mann zusambt dem Herren Behmischoff (?) Weitmüller alles Gutes, luden mich ein und bezeigten mir viel Ehre, forderlich aber hatte der Herr Sokolofsky einen sonderlichen großen Gefallen ob meiner Ankunft, kam zu Zeiten selbst in eigner Person in meine Herberge, dann ich ihn von Jugend auf gekennet, besuchte und beleitete mich von Hofe; welches mir wohl entgegen war, daß mir ein so großer Herr so vielfältige Güte bezeigen sollte. Nach 12 Tagen nahm ich von Königlicher Majestät meinen Abschied, demnach ich damalen Ihrer Majestät Diener worden, dieselben erlaubten mir aber, daß ich meinen fürgenommenen Lauf dieser Walfahrt und Perngrination vollenden, in kurzem vorführen und hernach mich bei Seiner Majestät einstellen sollte. Seine Majestät ließen mich auch aus der Herberge lösen und gaben mir an Königliche Majestät in Polen, seinen Herrn und Vater, so wohl an andere Könige und Herren Komendatitias und Beförderniis-Briefe und ließen mich mit allen Gnaden von sich. Schiede also von dannen und wurde von Königlicher Majestät Edelleuten, welcher 4 waren, bis in die Schlesien gen Braunau und fünf Meilen von der Schweidnitz sicher vorgeleitet. Von dannen kam ich gen der Schweidnitz und nachmalen gen Breslau, daselbst ich ein Zeitlang verbliebe. Auf Michaelis aber reisete ich von Breslau wiederumb im Jahre 1486." —

„Gott dem Allmächtigen sei durch Jesum Christum, unseren einigen Helfer, Preis, Lob, Ehr und Dank in alle Ewigkeit gesagt, daß er mich frisch und gesund diese meine Reise vollbringen lassen und wiederumb zu den Meinigen zu kommen geholfen." Georg Bobertag.

*) Nach Matthias Tode 1490 auch Herr von Schlesien und Breslau.

Türkische Politik und Staatswirthschaft.

II.

Wohl das am wenigsten probehaltige Kapitel des interessanten Buches, dem wir unsere vorigen Schilderungen entnahmen*), ist dasjenige über die „auswärtigen Verhältnisse und die (europäische) Diplomatie." Diese Abhandlung ist immer noch wesentlich beherrscht von der jahrhundertelang durch nichts gestörten Vorstellung der Türken, daß jeder Vertreter einer auswärtigen Macht dem Beherrscher aller Gläubigen nicht anders nahen dürfe, wie jeder andere Sklave — alle türkischen Unterthanen waren Skaven der Großherren. Der Verfasser hält die grenzenlose Verachtung, welche die Minister des türkischen Auswärtigen Amts so oft sie nur irgend können, der europäischen Diplomatie erweisen und den gottgefälligen Treubruch, den sie bei jedem Staatsvertrag mit anderen Mächten fröhlich im Herzen tragen, für die starken Seiten der ottomanischen Diplomatie. Wie wenig mit Recht, zeigt die jetzt über die Türkei hereingebrochene Katastrophe, weist der Verfasser selbst in seiner sehr lesenswerthen Abhandlung über die türkische Finanzverwaltung schlagend nach. Solche Urtheile vollends wie das eine, (S. 116) daß „die europäische Diplomatie sich 25 Jahre lang von der russischen habe an der Nase herumführen lassen, die türkische aber sich der europäischen weit überlegen gezeigt habe" daß die ganze Diplomatie „von der orientalischen Frage nichts verstehe" (S. 120), zeigen eine Einseitigkeit, die sonst diesem Buche fremd ist. Grobe Mißgriffe der europäischen Diplomatie, wie der Verfasser sie zahlreich aufzählt, ebenso unsinniges diplomatisches Wüthen der Pforte gegen den natürlichen Bundesgenossen (England), sogar landesverrätherisches Einverständniß gewisser türkischer Minister mit Rußland, Erscheinungen, die der Verfasser an den interessantesten Einzelheiten belegt, sind recht wohl möglich, ohne daß der Türkei die erste Violine im diplomatischen Konzert zugestanden zu werden braucht. Namentlich ist die geringschätzige Meinung des Verfassers vom Dreikaiserbündniß und den diplomatischen Künsten, die dasselbe zu Wege brachten (S. 134 ff. 139), nicht die reifste, die der Verfasser zu Tage fördert.

Wahrhaft glänzend dagegen ist die Abhandlung über die türkische Finanzverwaltung. Sie bietet auf gedrängtem Raum die vollständige Zahlen-

*) Stambul und das moderne Türkenthum von einem Osmanen. Neue Folge. Duncker u. Humblot in Leipzig, 1878.

statistik der türkischen Staatshaushalte von 1852 bis zum Tode des Sultans Abdul Aziz (Mai 1876). Sie läßt uns aber, nachdem Jahr für Jahr das offizielle Zahlenwerk der Finanzlage der Hohen Pforte mitgetheilt worden ist, auch scharf und klar erkennen, was an diesen Zahlen gefälscht und erschwindelt gewesen, wie viele von der für Rechnung des Staates in Einnahme gestellten Summen niemals dem Staate in die Kassen geflossen sind. Sie erklärt, wie es möglich ward, daß die Türkei, die bis zum Jahre 1854, trotz ihrer vierhundertjährigen Seßhaftigkeit in Europa, noch nicht einen Pfennig an das Ausland schuldete, trotz der fast unerschöpflichen Hülfsquellen ihres Bodens und ihrer Produkte, in wenig mehr als zwanzig Jahren ihren Staatskredit beim gesammten europäischen Geldmarkt so vollständig verbrauchte und verscherzte, daß am 7. Oktober 1875 offiziell der Staatsbankerutt ausgesprochen werden mußte. Die Erklärung dieses rapiden Verfalls kerngesunder Finanzen bietet nach Ansicht und nach den Ausführungen des Verfassers keineswegs allein das Raubsystem, das jeder an den Finanzen des Staates betheiligte Beamte für erlaubt hielt, auch nicht die ganz fabelhafte Verschwendung der kaiserlichen Hofhalte, selbst nicht die unglückselige, in jedem absoluten Staate kaum vermeidliche Verquickung der Civilliste mit dem Staatsschatz. Was dem Fasse so rasch den Boden ausschlug, war vielmehr die grenzenlose Unwissenheit und das ebenso außerordentliche Ungeschick der türkischen Staatsmänner in finanziellen und volkswirthschaftlichen Dingen. Seit vielen Jahren schon war der Zeitpunkt mit größter Bestimmtheit voraus zu berechnen, wo die gesammten auch noch so hoch geschätzten Einnahmen der türkischen Monarchie nicht mehr ausreichen würden, um die Zinsen für die Staatsgläubiger aufzubringen, geschweige denn irgend eine sonstige laufende Ausgabe des Staates zu bestreiten, und dennoch wurde jeder neue Zinskoupon nur noch im Wege einer Anleihe aufgebracht, für welche man wieder bis zu 35 Prozent Zinsen angeloben mußte. Und immer wieder fanden sich europäische Kapitalisten, die bereit waren, dem unaufhaltsam dem Strudel des Bankerutts zutreibenden Staate neue Millionen anzuvertrauen — natürlich nicht ihre eigenen, sondern nur die ihrer gerupften Landsleute, während es ihnen nur auf die fetten Abschlußprovisionen ankam. Auch Männer wie Layard unterstützten die Pforte — im politischen Interesse des stolzen Albion — in ihren schmählichsten Kreditoperationen in der erfolgreichsten Weise. Und von den türkischen Staatsmännern war keiner, namentlich nicht Fuad Pascha, unterrichtet genug, um das sichere Ende dieser „Janitscharen-Pumpwirthschaft" vorauszusehen. Der einzige Midhat Pascha, der dieses Ende erkannte, kam zu spät und zu kurze Zeit an's Staatsruder, um das verlorene Schiff aus dem Strudel zu reißen.

Dieses trübselige Bild wird ergänzt durch eine ebenso klare und eingehende

Abhandlung über die öffentlichen Arbeiten, den Ackerbau, die Industrie, die Schifffahrt und den Handel der Türkei. Wie es mit diesen Zweigen und Quellen des Nationalreichthums und der Nationalwohlfahrt im türkischen Reiche beschaffen ist, das wird uns schon sehr anschaulich gemacht in der ersten, von uns eingehend besprochenen Abhandlung des Buches, der Verwaltung der Provinzen des osmanischen Reiches. Aber der Raubbau, den der Vali mit der Produktionskraft seiner Provinz treibt, ist auch hier noch lange nicht das schlimmste. Weit schlimmer wirkt die geflissentliche Mißachtung aller volkswirthschaftlichen Gesetze durch den Staat. Riesige Binnenzölle werden von jeder Waare an der Grenze jeder Provinz erhoben. Mit nichten wird dafür irgend eine Gegenleistung durch Verbesserung der Verkehrswege oder des Staatsschutzes gewährt. Dieselben unnatürlichen Plackereien hat jedes Produkt der Industrie, jedes Seehandel oder Flußschifffahrt treibende Fahrzeug zu gewärtigen. Und zu alledem tritt noch die unleidliche Begünstigung des türkischen Mohammedaners gegenüber allen andern Unterthanen des weiten Reiches. Alles das zusammengenommen gibt dem türkischen Sprichwort Recht: „Wohin der Osmane seinen Fuß setzt, da wächst kein Gras mehr."

Vielleicht sind aber doch die interessantesten und anziehendsten Blätter unsres Buches diejenigen, auf denen versucht wird, in wenigen kräftigen Strichen die Charakterbilder von Männern zu zeichnen, welche in dem allgemeinen Verfall ihres Staates noch Muth und Thatkraft genug besaßen, den Sturz des Kolosses aufzuhalten, wohl gar ihn durch neue Grundlagen von neuem zu stützen. Die Leistungen dieser Männer stehen um so höher, als ihnen fast alle jene sittlichen Mächte fehlen, die einen Abendländer zu den höchsten Anstrengungen patriotischen Opfermuthes begeistern. Ein Vaterland hat der Orientale nicht und hat es nie gekannt. Der Begriff der Ehre ist ihm völlig fremd. Die gläubige Verehrung für das staatliche und religiöse Oberhaupt der gesammten Nation ist längst dem skeptischen Zorn über die an Narrheit grenzende Launenhaftigkeit und Genußsucht des Herrschers gewichen. Verächtlicher und pietätloser kann kein abendländischer Sozialist über die gekrönten „Tyrannen" fluchen, als der Verfasser unsres Buches über die letzten Vorgänger des heutigen Sultans. Das Recht der Entthronung des Herrschers, sobald er das Gesetz verletzt, leitet er mit Entschiedenheit ab aus der heiligen Grundordnung des osmanischen Glaubensstaates. Selbst das „Gaireti Diu", der unwiderstehliche Glaubenseifer, welcher den schlichten türkischen Soldaten befähigt Strapazen, Qualen und Todesgefahren ohne Gleichen gehobenen Muthes zu bestehen, selbst dieser ist den Staatsmännern der modernen Türkei, von denen hier die Rede ist, längst abhanden gekommen. Eher sind sie Nihilisten als gläubige Muhammedaner. Wenn sie trotz alledem in so hervorragender



Weise ihre Pflicht thaten, so schulden wir ihnen gewiß nur um so mehr Anerkennung.

Fünf türkische Staatsmänner der Gegenwart führt unser Buch uns vor in ihrem Leben und Wirken. Zunächst Mehemed Fuad Pascha, geb. 1815, gest. 1869), dessen gute und schlimme Seiten mit gleicher Gerechtigkeit gezeichnet sind, dessen glänzendste That vor Allem, die neue Vilajet-Verfassung, die verdiente Berücksichtigung erfährt. Dann Midhat-Pascha, dessen große Verdienste um sein Vaterland ohne jede Prahlerei einfach dargelegt sind. Dann Alexander Koratheodory, der neuesten Nachrichten zufolge zur Paschawürde erhoben werden soll, Sohn eines griechischen Arztes in Konstantinopel, wohl der geistvollste jüngere Beamte des Auswärtigen Amtes der türkischen Hauptstadt; neben ihm Safvet Pascha und endlich Edhem Pascha, ursprünglich ein griechischen Eltern geraubtes Kind, in Frankreich herangebildet, später in schroffem Wechsel zwischen gänzlicher Ungnade und voller Gnade zu seiner jetzigen Stellung emporgestiegen. Alles das natürlich nur Andeutungen, um den Leser zur eigenen Lektüre des zeitgemäßen, fesselnden Buches anzuregen.

Ein Brief*) von Carl Philipp Moritz an den Herzog Carl August.

Mitgetheilt von C. A. H. Burkhardt.

Moritzens literarischer Nachlaß, der in den Weimarischen Archiven gesucht wurde, in denen leider sich nur der nachfolgende interessante Brief vorfand, scheint untergegangen zu sein. Es wäre dies um so bedauerlicher, als man endlich einmal an die Aufgabe herantritt, eine Biographie*) des bedeutenden Mannes zu schaffen, der, wie schon der nachfolgende Brief darthut, unser ganzes Interesse in Anspruch nehmen muß. Vielleicht regt die Publikation des Briefes zu weiteren Nachforschungen an. Der Brief, welcher eines Kommentares nicht bedarf, lautet:

---

*) Orig. im Großh. S. Haus-Archiv A. XIX. Nr. 83. Mit Genehmigung Sr. Königl. Hoheit des Großherzogs mitgetheilt.

**) Mit dieser beschäftigt sich Dr. Weisstein in Stuttgart, der für jede weiteren Quellennachweise dankbar ist.

Durchlauchtigster Herzog, Gnädigster Fürst und Herr,

Mein Gesundheitszustand ist eine Zeit über so schlecht gewesen, daß ich an mir selbst kein rechtes Interesse mehr genommen habe; denn eine Existenz ohne Folge bedeutet nicht viel; und entschiedne physische Kränklichkeit ist in Ansehung menschlicher Verbindungen ebenso auflösend, wie moralische. Denn sobald ich selbst nicht Muth und Kraft zu leben mehr fühle, muß ich auch nicht wollen, daß irgend jemand sich ferner für mich interessiere, sondern muß ruhig, ohne Klage, mit Anstande, untergehn, damit etwas Neues und Besseres emporsteige.

Wider Vermuthen ist die Lebenskraft noch einmal bei mir wieder eingetreten, und ich fühle mich nun im Stande, Ew. Hochfürstlichen Durchlaucht für Ihre gnädige Theilnehmung an meinem Schicksale den ehrfurchtsvollsten und aufrichtigsten Dank, mit ganzer Seele, abzustatten; weil ich mir doch nun wieder eine Folge des Lebens denke, worinn ich mich dieser Theilnehmung immer mehr würdig zeigen kann. — Denn auf ein solches Anspornen muß doch ja die Theilnehmung an menschlichen Schicksalen abzwecken.

Mein Besuch bei dem Kronprinzen*) hat zur Folge gehabt, daß ich ihm, ehe er auf Reisen geht, ein Reisekollegium lesen soll, weil die übrigen bestimmten Stunden alle durch den Professor Engel und andere schon besetzt sind. Der Kronprinz äußerte den Wunsch gegen mich, daß ich eine italienische Reisebeschreibung herausgeben möchte; er habe die Englische mit vielem Vergnügen gelesen. Ich will diß Buch, wenn ich es ausgearbeitet habe, ihm zueignen; man kann in einer solchen Schrift viel Nützliches gelegentlich sagen, und sie könnte zugleich eine Vorbereitung auf das Reisekollegium seyn, welches denn auch zu manchen nützlichen Unterredungen Veranlassung geben könnte. Ich wünschte daher wohl, daß dieß zu Stande käme. Während meiner Unterredung mit dem Prinzen habe ich ihm oft ins Auge geblickt, das Geistige herrscht doch hier gewiß über die Masse, und das ist immer tröstlich.

Die Gore's haben mir während meinem kränklichen Zustande viel Höflichkeit erwiesen: auch haben Sie mir einen englischen Artzt geschickt. Nichts kann treffender seyn, als die Charakterisierung der Engländer von Ew. Durchlaucht durch das Bild von der festgewobnen Leinwand mit Aufzug und Einschlag im geraden Winkel; das Bild pointirt gleichsam alle die Gesichter auf einen Fleck zusammen, die man in dieser Art gesehen hat, und sieht. Mir kommt es oft vor, als habe die englische Nation ihren Vollendungspunkt nun einmal erreicht; bei ihnen ist alles entwickelt, fertig, und so wie es seyn soll; sie sind nun alles, was sie seyn können, und haben ihren Lohn dafür.

*) Friedrich Wilhelm VI., geb. 1770.

**) Die Familie des reichen und gebildeten Engländers Charles Gore, die dem Weimarischen Hofe sehr nahe stand.



Der Minister von Heinitz, welcher sich Ew. Durchlaucht empfielet, besucht noch immer meine Vorlesungen, und gewinnt immer mehr Geschmack an den schönen heidnischen Lehren. Mit der Miß Elisa Gore habe ich noch den ersten Akt von Göthens Tasso, den er mir geschickt hat, durchgelesen. Sie spricht wirklich besser deutsch, wie viele Damen hier in Berlin, wenn sie sich nur traute zu reden.

Ich empfehle mich Ew. Hochfürstlichen Durchlaucht gnädigem Andenken und ersterbe in tiefster Ehrfurcht

Berlin, den 23. Mai 1789. Ew. Hochfürstl. Durchlaucht
unterthänigster
Moritz.

Weihnachtsbücherschau.

Die Spezialität von Jugendschriften für das reifste Knabenalter vertritt seit einigen Jahren mit großem Glück und Verständniß der Verlag von Velhagen und Klasing in Bielefeld und Leipzig. Ganz besonderes Geschick spricht aus dem neuesten Unternehmen, welches sich als erster Band einer künftigen Reihenfolge von „abenteuerlichen und lehrreichen Ferienreisen“ ankündigt: „Der junge Generalstab im Harz“, nach den Tagebüchern der Expedition erzählt von Fritz Anders und nach ihren Aufnahmen illustrirt von J. Kleinmichel. Mehr kann man auf dem Titel kaum thun, um das Zutrauen zu aktenmäßiger Darstellung zu erwecken. Dieses Zutrauen wird aber auch durch den Inhalt nirgends verletzt. Alles ist prächtig, frisch und warm nach dem Leben erzählt. Fritze Molke z. B. wird nichts gegen seine künftige Unsterblichkeit zu erinnern haben. Und alle die mathematischen und naturwissenschaftlichen Studien der jungen Helden, die wir auf ihren Fahrten begleiten, sind im höchsten Grade lesenswerth, keineswegs zum Ueberschlagen eingerichtet. Wenn man erkennen will, mit welcher spielenden und künstlerischen Leichtigkeit hier schwierige wissenschaftliche Fragen der jugendlichen Erkenntniß erschlossen werden, so vergleiche man z. B. dieses Buch mit dem, was einst der ehrenwerthe Campe der Jugend seiner Zeit in seinem „Robinson dem Jüngeren“ an Belehrung zu bieten vermochte. — Sehr empfehlenswerth sind weiter auch die historischen Erzählungen desselben Verlags „Hans von Schweinichen von Ernst Leistner, mit 8 Bildern von Th. Grot-Johann und Der Goldschmied von Elbing von Ferd. Sonnenburg,

mit 8 Bildern von C. Röhling, beide aus der reichen historischen Vergangenheit des deutschen Volkes unter Benutzung streng historischer Quellen. — Endlich mag auch bei dieser Gelegenheit erinnert werden an die unvergänglich schöne Festgabe, welche derselbe Verlag in Robert Reinick's Märchen- und Geschichtenbuch bietet. —

Noch in letzter Stunde ist uns eine sehr große Anzahl von Weihnachtswerken des Verlags von Otto Spamer in Leipzig zugegangen. Ueber die Mängel und Vorzüge der Kinderschriften dieses Verlags „Artige Geschichten für artige Kinder" von Balthasar Spieß, E. Lausch's Märchenbuch, die Reimfiebel und Kinderlieder von B. Marbeck und G. Mehl haben wir uns schon früher ausgesprochen. Da die Ausstattung dieser Bücher auch in den neuesten Auflagen ganz dieselbe geblieben ist, haben wir jenen Bemerkungen nichts hinzuzusetzen. Dasselbe gilt von dem in dritter Auflage unverändert vorliegenden empfehlenswerthen „Buch denkwürdiger Frauen" von Ida von Düringsfeld. Nach Art der Beschäftigungsbücher von Velhagen & Klasing ist das nützliche Buch von Hugo Elm „Der kleine Papparbeiter" eingerichtet. Als ein „Lehrbuch im physikalischen Unterricht in Schulen" bezeichnet sich „die Physik in Bildern" von Eduard Teller, von welcher zwei Theile in einem Bande vorliegen. Das Werk dürfte sich wohl eher als bildendes und unterhaltendes Lesebuch für die reifere Jugend, denn als Lehrbuch empfehlen, da der Verfasser seinen Stoff nicht sowohl systematisch, sondern nach „Bildern" geordnet hat. Derartige „Bilder" bieten die Abschnitte „Auf dem Bauplatze", „im Wohnzimmer", „im Bereiche der Luft", „unter der Erde", „am schwülen Sommertage", „die Feuersbrunst", „Auf dem Bahnhofe", „an der Blitzpost", ein Blick in die Küche" u. s. w. Ein anderes verdienstvolles naturwissenschaftliches Buch für die studirende Jugend bietet derselbe Verlag in dem nun schon in vierter, wesentlich vermehrter und umgearbeiteter Auflage erschienenen Werke von Prof. Moritz Willkomm in Prag „die Wunder des Mikroskops". Friedrich v. Hellwald und L. C. Beck haben dagegen „die heutige Türkei" in Bildern und Schilderungen aus allen Theilen des Osmanischen Reiches darzustellen unternommen. Der erste bis jetzt vorliegende Band behandelt die europäische Türkei und ihre Bewohner. In nächster Zeit soll der zweite Theil folgen, welcher das Osmanische Reich in Asien, Egypten und den Nordrand Afrika's vorführen wird. Dem ersten Band sind 120 Textabbildungen, fünf Tonbilder und eine Karte beigegeben. Mit besonderer Anerkennung begrüßen wir die nachgenannten Werke desselben Verlags, welche bezwecken, den jugendlichen Leser in längst vergangene Epochen menschlicher Entwickelung oder Sage einzuführen. Es ist das zunächst die Prachtausgabe der Deutschen Heldensagen von Dr.

Wilhelm Wägner, welche die Sagenkreise der Amelungen, Nibelungen, der Karolingischen Zeit, daneben Hildrun, Beowulf, König Artus und den heil. Graal, Tristan und Isolde und Tannhäuser vorführen, und mit guten Textillustrationen und Tondruckbildern geschmückt sind. Ganz neu und recht frisch und anschaulich gehalten ist Rulaman, eine naturgeschichtliche Erzählung aus der Zeit der Höhlenmenschen und des Höhlenbären von Dr. F. Weinland, mit hundert Textillustrationen und fünf Tondruckbildern nach Leutemann u. A. Den ersten Preis verdient aber der schöne Versuch von Dr. Karl Oppel, unter dem Titel: „Abenteuer des Kapitän Mago" eine phönikische Weltfahrt vor dreitausend Jahren (nach dem französischen Werke von Cahun) zu schildern, und in Kultur, Sitten und Völkerleben jener fernen geschichtlichen Epoche einzuführen. Auch hier ist die bildliche Ausstattung eine sorgfältige und reiche. Sehr hübsch ausgestattet in Druck und Bild sind endlich die beiden „Breviere" für „Kunst in Haus und Leben" von Dr. A. Schwarz und für „Moden und Toiletten" von Johanna von Sydow. Auch der plattdeutsche Humorist Willem Schröder bietet uns unter dem Titel: „Der plattdütsche Bismarck" „Bismarcks Leben und Dahten mit Döntjes und Riemels Derto" in plattdeutscher Sprache. Mit den bekannten Illustrationen von H. Lüders aus dem tüchtigen Buche F. v. Köppen's „Fürst Bismarck" ist das Büchlein „utstaffeert".

Die Verlagshandlung von L. Voß und Co. in Düsseldorf erfreut uns noch in den letzten Tagen vor dem Feste durch die Ausgabe des Werkes „Ein Kaiserfest im „Malkasten zu Düsseldorf" mit dem Festspiel von Carl Hoff und elf in Holzschnitt ausgeführten Originalzeichnungen, herausgegeben von Dr. Bernhard Endrulat. Die Zeichnungen stammen von den hervorragenden Künstlern, welche die bildlichen Darstellungen zu jenem „Reiche zauberischer Gestaltung" bei jener Aufführung der Düsseldorfer Künstlerschaft schufen, für das der von Düsseldorf scheidende Kaiser ein so ehrendes und warmes Dankschreiben sandte. Das glänzend ausgestattete Werk wird gewiß in weiten Kreisen willkommen geheißen werden. — In noch weiteren Volkskreisen wird wohl die neue Ausgabe der vierstimmigen Lieder von Felix Mendelssohn-Bartholdy Anklang finden, welche soeben die Verlagshandlung von Breitkopf & Härtel in Leipzig in der bekannten soliden und schönen Ausstattung in Lieferungen herausgiebt.

Verantwortlicher Redakteur: **Dr. Hans Blum** in Leipzig.
Verlag von **F. L. Herbig** in Leipzig. — Druck von **Hüthel & Herrmann** in Leipzig.







